Die Zukunft

Maximilian Harden

02
99
60

Library of
Dei Sub Numine Viget
Princeton University.

Triptychon 1
Monismus und So[...] 22
Abschied des Rezens[...] 27
Alt-Dresden. Von [...] 29
Banken und Bankie[...] 35
Frankreich und Deutsch[...] . . 39
Zwei Bayernkönige als [...] . . 55
Antwort. Von Eugen [...] . . 60
Hundert ungeschriebene [...] . . 61
Heuert 79
Kolonialjustiz. Von [...] . . . 96
Richard Strauß. Vo[...] . . . 98
Eine Dichterin der S[...] . . . 113
Privatnotenbanken. 117
[...]st Hau 121
[...]al-Pe. Von Theodor [...] 137
[...]e. Von Siegfried [...] 140
[...]nheim. Von Herber[...] 141
[...]espearebiographie. [...] 148
[...]orrn. Von Ladon [...] 151
Orient und Occident [...] . . . 155
Sollen wir Kiautscho[...] . . . 171
Der gesunde Menschenverstand. Von Erich Mühsam 180
Anatole France Von Paul Wiegler 184
Selbstanzeigen. Von Hans, Jabel, Orla Holm 189
Der Zinsfuß. Von Ladon 191
Zwei Kaiser 195
Hans Pahlen. Von Otto Grautoff 213
Nietzsche als Synthetiker. Von Ernst Horneffer 217
Meuternde Aktionäre. Von Ladon 225
Kriegsphilosophie. Von Samuel Saenger 229
Düsterer Abend. Von Camill Hoffmann 235
Carducci. Von Paolo Zendrini 236
Modernes Weltbürgerthum. Von Walther Schücking 244
Für Strauß. Von Klaus Pringsheim 246
Ferdinand Cortez. Von Ewald Gerhard Seeliger 250
Standard Oil. Von Ladon 257
Wilhelms Höhe 263
Wünsche der deutschen Müller. Von Friedrich Kleinwaechter 292
Anzeigen. Von Steiner-Osten, Obst, Strauß, Ostwald, Ahde 299
Die Konjunktur. Von Ladon 302
Hau 305
Der erste Hochschullehrertag. Von Wilhelm Hasbach 322
Bauernreue. Von Gustaf af Geijerstam 331
Anzeigen. Von Leon Zeitlin und Wilhelm Dittmer 333
An die Pessimisten. Von Karl Lamprecht 335
Eurofabrikation. Von Ladon 335
Marokko 339
Liberales oder demokratisches Wahlrecht? Von Wilhelm Hasbach 359
Ismael. Von August [...] 366
An den Quellen des [...]ducci 370
Das Stammkapital d[...] 374
Kiautschou. Vom Gr[...] 377

Index und Syllabus. Von Karl Jentsch 379
Modereform. Von Lucia Dora Frost 386
Heinrich Mann. Von Waldemar Bonsels 391
Aus den Märchenbergen. Von Theodor Suse 395
Onkel Heinrich. Von Erich Freund 397
Selbstanzeigen. Von Meroszheimer, Kemmer, Greve 401
Die Kondottieri. Von Alfred Semerau 404
Aus Tunis. Von Ernst Kühnel 412
Kreditreform. Von Ladon 415

Dementis 419
Randazzo am Aetna. Von Marie von Bunsen 424
Universalgeschichte auf der Hochschule. Von Karl Lamprecht 432
Herbstsonett. Von Stefan Zweig 439
Der Chines'. Von Hanna Krüger 440
Mehlkartell. Von Sochaczewski 444
Amerikanische Trusts. Von Hirschberg und Kleinschmidt 446

Michaelis 453
Das Theater. III. 465
Inhaltsverzeichniß für die Bände 49 bis 60 481

Digitized by Google

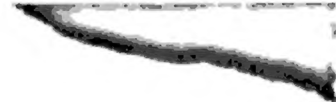
Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1907.



Inhalt.

Berlin, den 6. Juli 1907.

Triptychon.

Urim-Thummim.

Der Ephodos (so hieß nicht nur das gegürtete Kultgewand israelitischer Priester, sondern auch das aus Holz und Metall gefügte Bild ihres Gottes) war, als der Jahwe undurchdringlichen Gewölkes sich materialisirt hatte, Orakelgeräth geworden. Geweihte Auskunftstätten, wie, vielleicht als Gründungen priesterlichen Erwerbsbedürfnisses, Delphoi und Praeneste einst waren, kannte Israel nicht. Wer Rath suchte, auf eine Frage Antwort wollte, trug seinen Zweifel vor Jahwes Antlitz. Thronte er auf der Bundeslade zwischen den Flügeln der Cherubim? Sprach er nur aus dem in der Lade aufbewahrten Bild oder auch aus den Ephoden, die reiche Leute für ihren Privatgebrauch schnitzen und hämmern ließen? Löste nur der Hohepriester oder jeder Sohn Levis ihm die Zunge? Gott und Richter, Vormund und Götze der Nation war er; wurde vor jedem wichtigen Unternehmen befragt: und die Weisesten deuteten (oder diktirten) die Antwort. Ganz sauber gings dabei wohl eben so wenig zu wie im Tempel des pythischen Apollon und bei den sortes praenestinae; doch auch ein Taschenspielerstück sollte den Lebensinteressen des Volkes dienen. „Sie suchten Saul, den Sohn des Kis, fanden ihn aber nicht. Da fragten sie den Herrn: ‚Wird er auch noch herkommen?‘ Der Herr antwortete: ‚Siehe, er hat sich unter die Fässer versteckt.‘ Da liefen sie hin und holeten ihn. Und da er unter das Volk trat, war er eines Hauptes länger denn alles Volk.“ „Saul fragte Gott: ‚Soll ich hinabziehen, den Philistern nach?‘ Aber er antwortete ihm zu der Zeit nicht.“ „Und Saul sprach zu dem Gott Israels: ‚Schaffe Recht!‘ Da ward Jonathan und Saul getroffen; aber das Volk ging frei aus.“ Anruf oder dichotomische Frage; Schweigen oder kurze, schlagende Antwort. Wieder sind wir im Dun-

kel. Redete der Gott oder deutete der Levit den Gestus, die Neigung des Kopfes, die Bewegung der Hand? Wirkte der Glaube das Wunder oder half man, wie, nach der Angabe Herons von Alexandria, in Egypten, mit Mechanismen nach? War das Orakelgeräth, durch das Urim und Thummim, das Licht und das Recht, offenbar wurde, ein am Ephodos haftendes Los? Warens, wie Graetz sagt, die zwölf Gemmen auf dem Brustschilde der Hohepriester oder, wie Renan vermuthet, die Steine auf einem Schachbrett? Wir wissens nicht. Wissen nur, daß jede wichtige nationale Sache vor Jahwe gebracht ward, der also, wie ein Lebendiger, des höchsten Richteramtes waltete. „Vielleicht war die obere Hälfte des in Schachbrettfächer eingetheilten Brustschildes mit dem geflügelten Diskus und den Uraiosschlangen geschmückt (dem egyptischen Symbol der Unendlichkeit). Man nannte diesen Theil des Schildes das Orakel (λόγιον oder λογεῖον) und freute sich wohl des Bewußtseins, daß der Hohepriester Israels Orakel auf dem Herzen trage. Das Sakrament war entgeistet, materialisirt, in ein Schmuckstück des Levitenkleides verwandelt worden. Die offizielle Priesterkaste bemächtigte sich des Orakels und ließ es so allmählich verschwinden. Schon im fünften Jahrhundert vor Christus wußte man nicht mehr, was man sich unter dem Ephodos, dem Urim und dem Thummim eigentlich vorstellen solle. Einst, hieß es, kommt uns ein heiliger Mann, der durch Urim und Thummim Recht spricht. Das war ein Bischen ironisch gemeint und klang ungefähr wie uns heute der Satz: Das Jüngste Gericht bringt die Entscheidung." (Renan.) Die große Zeit der Propheten kam ohne das Urim-Thummim aus. Ihre Mantik wehrte sich gegen jede Form des Bilderkultes und Götzendienstes. Nicht Wunderthäter wollten sie sein, sondern vom Geist des Ewigen Inspirirte; nicht das Unkraut des Aberglaubens wuchern lassen, sondern Glauben pflanzen, der ohne Stütze himmelan wachsen könne. Sie waren Puritaner, Reformatoren, Protestanten. Wie den Luther, Calvin, Knox, konnte Tempelschmuck und Weihegeräth ihnen nichts bedeuten. Von Geistes Gnaden waren sie: und wollten dem Geist im Volke die Herrschaft sichern. In ihrem theokratischen Empfinden war Religion von Politik nicht zu trennen. Und ihr Ziel: Israel zu einer in Demuth starken, reifen, nur von Jahwe abhängigen Nation zu machen, zu einem Volk von Brüdern, das durch Leid und Entbehrung in gerechtem Wandel seinen Weg in die Klarheit sucht.

An der Spitze dieser Schaar schreitet in der Heiligen Schrift Jesaias. Ein frommer Poet, ein Publizist ersten Ranges; der stärkste Ausdruck des in Israel beim Ausschlag einer Schicksalsstunde schwingenden Rhythmus. In seiner Rede ist Feuer und Wucht, Blitz und Donner. Sein Gedanke hat Flügel

und hebt die Sprache bis auf die Höhe, wo er sie haben will. Er ist kein Plebejer, kein self-made-man. Was zu lernen ist, hat er erlernt; dürfte sich, mit besserem Recht noch als sein Nachfahr Lassalle, einen mit der Bildung seines Jahrhunderts Gesättigten nennen; und verkehrt (trotzdem er nicht, wie eine Rabbinerlegende behauptet hat, von Königen stammt) als Gleicher mit den Großen des Judenreiches. Die regirende Familie selbst sucht bei ihm Rath. Er ist nicht beamtet, nicht zur Priesterkaste gehörig, auch nicht reich. Ist dennoch die Stimme, auf die fast ein Halbjahrhundert lang Alles lauscht. Das Gewissen der Nation. Jedes Wort, das er spricht, hat der Tag gezeugt, die Noth einer bestimmten Stunde seinem Sinn entbunden: dennoch verweht es der Abendwind nicht. Mit den nationalen Bedürfnissen wechseln die persönlichen Stimmungen. So mächtig ist in diesem Menschen aber die Leidenschaft, daß sie über den Anlaß, der sie aufwirbelte, weit hinaus fortwirkt und heute noch uns das Seelenklima einer Volksschicht deutlich erkennen lehrt. Auf den Nimbus der Wahrsagerkunst hat er nicht ganz verzichtet. Wollte Lehrer und Seher zugleich sein. Doch spottet er manchmal selbst seiner Mantisweisheit und speist unbequeme Frager mit billigem Scherzwort ab. Nach der Thaumaturgenrolle, die das schlichte Menschenbild des Christus entstellt, hat der Sohn des Amoz nie gelangt. Der gute Ehemann und redliche Hausvater fühlte sich als den vorgeschobenen Wachtposten Israels und als seine wichtigste Pflicht, Frevelnde und in den Tag hinein Jauchzende zu warnen, Träge aus ihrem Schlummer aufzurütteln. Er, den mancher Reiche mittags, mancher Gewaltige in später Dämmerstunde besuchte, erfuhr mehr als Andere, erkannte klarer die Ursachen des Geschehens und sah deshalb auch die Wirkung früher voraus. In seinem Stübchen häuften sich die Nachrichten, wurden Meinungen gemacht, die morgen public opinion sein konnten: Grund genug für die Könige, Priester und Richter in Israel, dieser Großmacht sich nicht völlig zu verfeinden. Und ob er nackt einherschritt auf schwieligem Fuß, da er auf Jahwes Geheiß den Sackschurz und die Schuhe abgelegt hatte, ob seine Stimme zu schrill klang, sein Satzbau allzu geputzt schien und sein Athem Schmähung ins Ohr der Lauscher hinfegte: er blieb das Gefäß des Herrn, der Sprecher der Nation und die Menge horchte auf den Künder bitterer Wahrheit. Wars immer Wahrheit? Sie galt dafür. Mußte den Kindern Israels das Bündniß mit Egypten, mit Babylon schaden? Ja Jesaias wollte es nicht. Die Richter fand er der Pflicht entfremdet, die Schreiber feil, die fromme Stadt zur Hure erniedert, den ganzen Leib des Volkes siech und unheilbarer Fäulniß nah. „Von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an ihm; nur Wunden, Striemen, Eiter-

beulen, die nicht verbunden, mit Heftpflaster bedeckt noch mit Oel gelindert sind." Die Fülle des geschlachteten Viehs sänftigt nicht den Zorn des Herrn. Also spricht er: „Was soll mir die Menge Eurer Opfer? Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, des Fettes von gemästeten Thieren und habe keine Lust am Blute der Farrn, der Lämmer und Böcke. Lernet Gutes thun, trachtet nach Gerechtigkeit, helfet Denen, die Gewalt niederdrückt, schaffet den Waisen ihr Recht und schützet die Witwen! Wollt Ihr mir gehorchen, so sollt Ihr des Landes Gut genießen; weigert Ihr Euch aber und seid ungehorsam, so soll Euch das Schwert fressen." Gelind ist der Herr nicht, den dieser Diener sprechen läßt. Was sein flammendes Auge erblickt, scheint ihm krank, morsch, zum Untergang reif. Schon ist in ihm von dem Geist, der die Einfältigen und die mit Mühsal Beladenen zu sich kommen heißt. Die Starken, die Reichen und Mächtigen will er brechen, die schlanke Ceder vom Libanon beugen, übermüthigen Stolz Demuth lehren. Wozu braucht Ihr Schiffe und Kriegswagen, Prunkfahrzeuge und kostbares Geräth? Nicht von außen kommt Euch die Macht und der Glanz: nur aus dem innersten Gehäus Eures Glaubens. Anderen Völkern habt Ihr nicht nachzufragen, nicht ihrer Euch zu erwehren noch ihnen Euch zu verbünden: nur auf Euch seid Ihr gestellt, und was sich draußen etwa bewegt, hat Euch nicht zu kümmern. Eure Aufgabe ist auch nicht, Kunst zu treiben, Bilder zu wirken, Leib und Leben zu schmücken, das Haar zu salben und Zions Töchter in köstlichen Gewanden und Schuhen, mit geschminktem Antlitz und gerecktem Hals, durch die Straßen schwänzeln zu lassen. Welcher Weise kniet vor dem Werk seiner Hände? Welches ehrbare Weib prunkt mit Ringen und Spangen, Ketten und Borten? Weh den Prächtigen! Der Tag des Gerichtes naht. In Erdhöhlen und rauhe Felsklüfte werden die Aufgedonnerten flüchten, wenn des Herrn Blick Israel wägt und verdammt. Nur das Häuflein der Reinen, ohne Hofart Heiligen wird er schonen und in hellere Zukunft schicken. Dieser Zukunft ist der Prophet, der Nabi, gewiß. „Höher denn alle Berge ringsum wird der Berg sein, da Jahwes Haus steht. Alle Heiden werden hinströmen, alle Völker von diesem Gipfel das Heil erwarten: denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und von Jerusalem Jahwes Urtheil und strafender Spruch. Zum Pflugschar wird dann das Schwert und der Spieß zur Sichel: denn nie mehr hebt zum Krieg ein Volk wider das andere fortan die Waffen."

Friedliche Lehre. Der Krieg dünkte sie das ärgste Verbrechen, die Kriegskunst eines Höllengeistes Erfindung. Israel hat diesen Lämmlein frommenden Wahn zu büßen gehabt. Doch was blieb dem Volk in dem düsteren assyrischen Pferch, wenn nicht vom Himmelsfrieden her ein Strahl fleckloser Sonne

ihn erhellte? Droben kämpft man nicht; und dieser reinen Sphäre würdig zu werden, ist Israels Pflicht. Des Reiches würdig, das Jahwe regirt, durch die Künder seiner Lehre in ernster Erzieherarbeit läutern läßt. Wozu die Hand waffnen? Waffnet den Geist! Wozu Schild und Speer? Gerechtigkeit sei Euer Panzer und Güte gegen Gewalt Eure Wehr. Demokratisch darf man diese Geisterverfassung nicht nennen; ihr erstes Gebot hieß ja: Duckt Euch knechtisch unter den vom Horeb her dröhnenden Willen! Demokratisch war nur der Glaube an die Allmacht der Wissenschaft und eines mit dem Menschen geborenen Rechtes. Auch die Einheit im Abscheu vor Götzendienst und Bilderverehrung. Wo das Ziel der Volkssehnsucht in dieser Welt lag, in der gemeinen Wirklichkeit Etwas erkämpft werden sollte, da (in Hellas, in Rom, bei den Herrenvölkern des Mittelalters) schied die Oberschicht sich gern von der Menge, ließ sie gern in Aberglaubensnacht schmachten. Nur die klügere Klasse durfte ja Führerrecht heischen. Wo das nationale Wünschen über den Bezirk irdischen Strebens hinauslangte, war solche Verschmitztheit nur zeitlicher Tand, wurde diese Scheidung in Weise und Thoren, Aufgeklärte und Dumpfsinnige zum unerträglichen Uebel. Alle Chiliasten, Kommunisten, Sozialisten haben stets so gedacht. Alle müssen so denken, die nicht mit dem Schwert, mit gegliederten, dem Befehl gehorsamen Haufen Raum und Macht erobern wollen und sicher sind, daß einem Volk einiger Brüder ein Morgen friedlicher Gerechtigkeit tagt. So dachte auch Israel in der Zeit höchsten Prophetenruhmes. Göttlichen Odems voll war der Nabi; nicht Marktzauberer noch einem Fetisch hörig, sondern der Mund des Herrn. Drum räth er, die hölzernen Götterbilder in die Erdritzen der Maulwürfe, in die Baumhöhlen und Mauerlöcher der Fledermäuse zu werfen. Räth, dem Brandopfer sich zu entwöhnen und, statt mit Fleischduft und Blutdunst den Herrn zu umschmeicheln, auf rechtem Weg in bescheidener Liebe vor ihm zu wandeln. Denn dieser Gott ist ein sittliches Wesen; ist ein Vater, der zürnen und strafen, doch auch streicheln und verzeihen kann; ist ein Politiker, der in gleichen Schalen Wunsch und Bedürfniß wägt und aus der Summe des Möglichen vor jedem Sonnenaufgang das Notwendige errechnet. Soll es ihn freuen, wenn Ihr Euer Antlitz zerfetzt, mit scharfem Messer den Leib verstümmelt, gleich Rasenden in Krämpfen und Fieberreigen Euch vor seinem Auge windet? Das mag dem Bal von Babel, dem Asur von Ninive gefallen. Ueber Euch waltet ein vernünftiger Gott. Einer, der gerecht sein will und Ungerechtigkeit wie heftigen Körperschmerz fühlt. Der die Schwachen schirmt und ihrem Rechtsanspruch schon hienieden Gewährung verheißt. Ein Weltallbeherrscher, der seiner von Menschenhoch-

muth geschändeten Schöpfung den Umsturz besinnt und bis zum Tag des Gerichtes doch vernünftig mit sich reden läßt. Webt um Zions Zinnen nicht schon der Geist, der von Galilaea aus mit sanfter Werbung sich den wichtigsten Theil des Erdkreises gewann? Jesaias, sagt Renan, hat aus überlieferten Gedanken das Lehrgebäude des Messianismus und der Apokalypse erbaut „Jesus und die Apostel konnten nur wiederholen, was er gesagt hatte. Wer die Keime des Christenthums sucht, findet die ersten in der heißen Seele dieses Propheten." Dessen Gott konnte nicht, wie, nach Platos Wort, der Himmelskönig der Tragoediendichter, durch Maschinenkraft herbeigeschleppt werden. Nicht aus Holzbildern und Erzgeräth sprechen. Nicht mit Ja und Nein Rede stehen. Das Urim-Thummim wirkte nicht mehr; nicht das Brustschild: die Persönlichkeit. Das Hirn des Propheten ward zum Orakelschrein. An ihn wandte sich, wer des Rathes bedurfte und Wahrheit zu wissen begehrte. Und der Mann Gottes, nicht Zauberer nun wie noch Bileam, entschleierte dem Verlangen das neue Ideal.

Das alte, das ewig neu bleibt. Die Vernunft als höchstes Wesen auf dem Weltenthron. Das sanfte Reich zwistloser Brüderlichkeit nah. Ein Hirt und eine Heerde. Der Mensch dem Menschen nicht mehr wölfisch gesinnt. Wie oft ist der Ruf ergangen! Von Papias, Barnabas, Hermas bis zu den Anabaptisten, den Rosenkreuzern, dem Anhang der Weigel, Böhme, Comenius, Bengel, Irving, von Jerusalem bis in den Mormonenstaat am Salzsee: immer der selbe Chiliastenwahn. Er lebte in dem Gottesdienst, den am achten Juni 1794 Robespierre leitete. Im blauen Rock, über der Nankinghose die dreifarbige Schärpe, auf dem Kopf einen Federhut, in der Hand einen Strauß blühender Aehren: so stand der jakobinische ami de la vertu und bewachte die pünktliche Ausführung des von ihm erdachten Programms. „Um fünf Uhr früh umarmen einander die Brüder, die Freunde, die Ehegefährten, die Eltern und Kinder. Der Greis, dem Freude das Auge feuchtet, fühlt seiner Seele Verjüngung. Um zwei Uhr mittags kommt tumultuarische Bewegung in die Massen. Mütter drücken die Säuglinge fester an die Brust und bieten ihre Knaben dem Schöpfer alles natürlichen Lebens freiwillig als Opferspende an. Die mannbare Jugend übergiebt ihre Waffen den Vätern, die, von der Begeisterung der Söhne angesteckt, mit Kuß und Segensspruch den Entwehrten danken." Nicht überall hat die Liturgik jeden Schritt so genau vorgeschrieben. Wohnt Tolstoi aber weit von der Kultstätte dieses höchsten Wesens? Und sind die Sozialisten und Pazifisten, deren Athem heute die Luft erschüttert, auf dem Felde des Hermas nicht heimischer als in unserem Erdreich grausamer Kämpfe um Macht und Besitz? All diese Männer meinten es gut; erschwerten ihrem

Land aber das politische Geschäft. In jeder Arbeit witterten sie Ausbeutung, in jedem Gewinn erpreßten Schweiß. Alles sollte gleich sein: also keine nach Verdienst abgestufte Ordnung. Keiner bewaffnet: der Staat also wehrlos und unfähig, für ein Bündniß Entgelt zu bieten. Stets bereit, die ideale Forderung zu präsentiren, Unmögliches zu heischen und laut zu schmälen, wenn nur nach Erreichbarem gestrebt ward und irgendein Kompromiß dem gelähmten Volksleib auf Krücken vorwärtshalf. In Allen, Theologen, Demagogen, Journalisten, wirkt der Geist der Judenheit fort. Allen war am Anfang das Wort, nicht die That; der Logos Endziel und Krönung aller Menschheitgeschichte. Und da Die vom Stamm des Jesaias, die Hutten, Junius, Heine, Courier, Fichte, Carlyle, Lassalle, Girardin, Treitschke, selten sind, interessirte auch selten nur die Persönlichkeit eines Propheten und Reformators. Wer lauscht andächtig der Verkündung eines Dutzendkopfes? Wer wähnt, aus lauen Laodicäerherzen könne der Wille des Herrn in Feuergarben aufprasseln? Tausend Nachrichtenmärkte haben wir, abertausend Meinungfabriken ringsum und in allen Gassen winkt, aus Schaufenstern und von Hausirkarren, ein wohlassortirter Wahrheitverschleiß. Doch aus all der Betriebsamkeit spricht kein winzigster Rest des Prophetengeistes. Der Staat will leben. Der Bürger auf seine Fragen während der Arbeit rasche und bündige Antwort haben. Die Orakelmaschine ist wieder in Gang. Das Urim Thummim regirt unsere schöne Welt.

Intra et extra.

Laßt uns die Probe machen. Werden wir gut regirt? Ja. Die am Zoll sitzen, stehlen nicht. Die Richter sind nicht käuflich. Die Wehrmannschaft ist, zu Land und zu Wasser, treu, geduldig und tapfer. Die Verwaltung geht am Schnürchen. Kein Putsch, keine Meuterei: überall Ordnung. Lästige Privilegien sind längst beseitigt und dem Talent alle Laufbahnen geöffnet. Drückender Mammonstyrannei ist vorgebeugt. Staat und Gemeinden haben auf die großen, sicher und reichlich zinsenden Objekte die Hand gelegt; kein übermächtiger Trust kann dem Verkehr seinen Willen aufzwingen, dem Gesellschaftkörper die Aortenklappen verstopfen. Keine Schranke aber sperrt irgendwo die Gewinnmöglichkeit. Jeder kann auf seine Fasson selig werden; wer aus der Kirchengemeinde scheidet, ist ihrer Lasten und Pflichten ledig und kann lächelnd auf das Gekribbel der ins Metaphysische Taumelnden blicken. Von der Wiege bis zur Bahre bewacht uns die Obrigkeit. Sie registrirt, ob unser Kind ehelich gezeugt, übers Taufbecken gehalten und im richtigen Monat geimpft ist; treibt es zur bestimmten Zeit in die Schule, prüft, ob das Ziel des

Unterrichtes erreicht ward, und giebt dem ins Leben zu entlassenden ein Zeugniß mit. Später ists ein gestempelter Meldezettel, eine Steuerquittung, ein Militärpapier, eine Versicherungpolice, ein Löschblättchen, das den Anspruch auf eine Straßenbahnfahrt, oder eine Pappkarte, die das Recht auf Invalidenpension erweist; endlich ein Totenschein. Der Aermste selbst, die unbefleckte Jungfer, die das Land nicht bevölkert, dem Staat keinen Pfennig steuert, hat in irgendeinem Aktenstoß eine Heimath. Die Armenpflege ist nach einem judenchristlichen Mitleidsplan organisirt und dem Bettler gestattet, in einem elektrisch beleuchteten Saal, zwischen blanken Kachelwänden, von einem diplomirten und desinfizirten Mann in weißem Kittel sich den Bauch, die Harnröhre oder den Schädel aufschneiden und später von sauberen Schwestern im Karbolklima pflegen zu lassen. Wann und wo war Alles so peinlich-reinlich geordnet? Und der Bürger, das Kleinbäuerlein, die proles der Massenquartiere sogar wirkt an der Geschäftsführung mit. Allgemeines Wahlrecht. Macaulay fand es mit dem Zweck jeder Staatsform, mit Privateigenthum und Civilisation unverträglich. Wir aber haben so gutes und so gerechtes Regiment, daß auch der Entschluß, so gefährliches Mitbestimmungrecht zu gewähren, uns nicht ernstlich zu schaden vermochte. Allgemeines, gleiches, direktes Wahlrecht: und eine nationale Mehrheit, die dem Staat nichts Unentbehrliches weigert. Die beamteten Hüter des Reiches sind fleißig, der res publica in getreuer Liebe vermählt, weitsichtig, gewissenhaft und frei von der Pfauensucht, vor den Gaffern ihr Rad zu schlagen. Die Gewalt des Kaisers und Königs ist so eng begrenzt, daß der hinter dem goldenen Gitter Thronende nur segnen, niemals Unrechtes thun, die Nation nicht in den Weg seines Willens drängen, nur ihrer Wünsche erster Diener sein kann. Wir werden gut regirt ... So sprechen Männer, die sich auf Inspiration aus der Höhe berufen dürften.

Hohngelächter antwortet ihnen; und aus blassen Lippen folgt dann ein Gepfauch. Gut regirt? Ja: wenn Ihr den Maßstab aus China, Rußland und anderen Khanaten holt. Knechte sind wir; im Soldatenrock, in der Seemannsjacke, im Bürgerkleid Knechte. Von bewaffneter Macht oder vom Kapital an die Kette gelegt. Klassen, Gruppen, Klüngel herrschen. Ist der Beamte nicht feil, so trachtet er früh und spät doch nach pompöseren Titeln und höheren Orden. Beugt der Herr Landgerichtsrath oder Direktor in der Robe nicht für Geld das Recht, so bedenkt er vor dem Spruch doch den Vortheil seiner Klasse und unter der Bewußtseinsschwelle lugt auch das Personalinteresse ins Urtheil. Die Herrlichkeit des Kriegsheeres ist mit ungezählten, unzählbaren Menschenopfern erkauft; erst wenn der Intellekt und die Würde des freien Mannes ge-

würgt ist, entsteht der Kadavergehorsam, der solche Leistung ermöglicht. Erst wenn von Jedem mehr gefordert ist, als er ohne Ueberspannung der Kraft zu bieten vermag, schnurrt in der Riesenmaschine jedes Rädchen, wie es soll. Die vom Schreibstift des Manometers gezeichnete Linie zeigt aber, daß der Druck beinahe schon unerträglich geworden ist. Der Lieutenant schuftet, darbt und spielt den Charmanten. Der Hauptmann, Major, Oberst harrt zitternd jeden Morgen, ob ihm noch nicht befohlen wird, den Abschied zu nehmen. Der Sergeant sitzt, mit allzu knapper Löhnung, in Schulden und fragt sich während der Drillstunden, was die Frau wohl zu dem Gerichtsvollzieher sagen wird. Oben und unten Alles nervös; und bissig lauert Einer dem Anderen auf. Der Adel wohnt noch immer in unzeitgemäßem Vorrecht und legt auf die besten Krippenplätze Beschlag. Zwar herrscht the almighty dollar. Die ihn besitzen, fühlen sich aber ohne Briefadel, Wappen und Krönchen nicht glücklich. Auch dieser Luxus ist zu bezahlen. Alles hat seinen Preis: Titel, Orden, Standeserhöhung. Wer fünfzigtausend Mark aufbringt und keinen allzu dicken Fleck in den Personalakten hat, wird Kommerzienrath; wer mehr anlegen kann, kauft sich was Feines fürs Knopfloch, für Briefpapier, Visitenkarte und Bettzeug. Dann heißts: Das Verdienst ward belohnt. Kartelle und Ringe diktiren die Absatzbedingungen. Starke Interessenverbände fordern Schutz und Förderung, deren Kosten das Gewimmel der Kleinen zu tragen hat. Das Kapital hat das zur Produktion nöthige Werkzeug eingesperrt und legt es nur in unfreie Hände, die bereit sind, ihm zu fronen. Beim Beginn des Kampfes ums Dasein sind die Waffen nicht gleich und dem schlechter Gerüsteten winkt keine Beute. Was hilft die formale Rechtsgleichheit, wenn hier das Talent verkümmert, dort die Unzulänglichkeit auf goldener Leiter Sprosse um Sprosse erklimmt? Staat und Gemeinden prunken mit dem Schaustück ihres Talmisozialismus; beweisen aber täglich auf ihren Schienensträngen, in ihren Bergwerken und Fabriken, als Lieferanten von Licht und Kraft, daß sie sich aufs Geschäft nicht so gut verstehen wie der moderne Privatunternehmer, der ihnen eines Tages, auf allgemeines Verlangen, die wichtigsten Verkehrsmittel abpachten wird. Naturwissenschaft steht noch als Stiefkind im Winkel. Dem Heuchlergeplärr wird am hellen Tag eine Sittenlehre entbunden, der Niemand gehorcht und deren Kodex Niemand doch in Fetzen zu reißen wagt. Den Armenheiland auf der Lippe, im Herzen Hochmuth und Profitgier: so wills Eure Mode. Wer nicht nach altem Brauch fromm ist, darf nicht hoffen, hienieden vorwärts zu kommen. Die schändlichste Ehe ist heilig, der innigste Bund freier Seelen ohne standesamtliche Bescheinigung als Konkubinat von Prangerstrafe bedroht.

Ueber Jeden wird in einem Bureau Buch geführt. Jeder ist von der Geburt bis zum Tod dem Staate leibeigen. Ordnung haben wir. Weil wir williger als irgendein anderes Volk uns unterordnen. Vor jedem Mann mit blanken Knöpfen oder Schreibstubentitel stramm stehen. Im Straßenbahnschaffner noch den Repräsentanten der Obrigkeit bestaunen. Von den Volksdienstboten, die wir bezahlen, uns bütteln lassen. Die Schule! Vom sechsten bis zum sechzehnten Jahr bringts Einer mit Ach und Krach so weit, daß er von Feldwebels Gnaden den Herrn Einjährigen spielen kann. Noch drei Jahre: und der Mulus wirft das fürs Examen hastig zusammengelesene Zeug schnell wieder aus dem Schädel und trabt leer einer neuen Prüfung entgegen. Die Armenpflege! Wenn ein Redlicher, der nirgends Arbeit fand, sich mit Frau und Kindern vergiftet, merkt man, wie billig solche Charitas ist. An die Wirksamkeit unserer politischen Rechte mag glauben, wer die νεφελοκοκκυγία der aristophanischen Vögel für eine von Menschen bewohnbare Stadt hält. Sind die Industriebezirke etwa wie das platte Land vertreten? Hat eine halbwegs kluge Regirung nicht stets die Macht, sich eine Mehrheit zu ködern? Und ist diese Regirung selbst, mag sie zum großen Theil auch von souverainen Bundesfürsten bestellt sein, mehr als des Kaisers ergebenste Dienerin? Dessen Wille allein bestimmt Richtung und Tempo. Verfassung hin, Verfassung her: wer Hofgunst und Würden zu vergeben hat, mit einem Händedruck selig machen, mit einer Wendung des Hauptes verdammen kann, setzt sich unter Schwächlingen leicht durch. Er winkt: und der eben noch Mächtige schrumpft zum Schatten.... Auch Die also sprechen, sind inspirirt; in der Schwingung ihrer Stimme ist der Rhythmus einer überhitzten Volksseele zu spüren.

Kein Gott sprach dieses Ja, dieses Nein. Aus Götzenmund haucht es ein weltlicher Pfaffe. Gimpelfänger habens einem Phantom eingeflüstert und stellen sich nun, als habe der Volkheit heißer Schoß das Schicksalswörtchen geboren. Kann es dem Hörer frommen? Zeigt es ihm auch nur einen schmalen Saumpfad in besseres Land? Israels Propheten waren Journalisten und Agitatoren, die der Herr Himmels und der Erden reden ließ. Ihren Einfluß haben sie den Markthelfern des Meinunghandels vererbt; nicht ihre Begeisterung noch ihr Vermögen. Die Kunst unserer Schaar ist ein eitles Nichts. Vom Mantisrang sind sie auf die Stufe egyptischer Zauberer hinabgesunken, von denen Philo Judaeus gesagt hat: „Zu trügen glauben sie und werden selbst doch betrogen." Drum wagen sie sich selten ins Licht. Hüllen ihr Persönlichstes am Liebsten in dichte Schleier. Möchten dem Frager vom Auge ablesen, welche Antwort er wünscht. Würfeln oder ziehen das Los und brüllen oder wispern

dann ihr Ja oder Nein. Die Prophetenzeit ist dahin. Der Same des Jesaias düngt im Ost die Scholle. Die alte Orakelmaschine aber ward für den Tag modernisirt.

Von früh bis spät hören wir ihr Geklapper. Als würde aus einem Waarenautomaten ein Päckchen Chokolade, ein mit Mandelstangen gefülltes Schächtelchen, ein Fläschchen duftenden Wassers durch den Spalt geschnellt. Ist das Centrum nicht eine demokratische Partei? Nein: eine theokratische. Will es, um den Dezemberstreich des treulosen Freundes zu rächen, das Reich zerstören? Zuzutrauen wäre es ihm. Auch, daß es in blindem Zorn den Polen organisirte Hilfe zuführt und den von Osten her hart bedrängten Deutschen so sich mindestens für ein Menschenalter entfremdet? Noch kalt würde dieses Rachegericht den stärksten Magen verderben. War Graf Posadowsky den Schwarzen verbündet? Nein: er ist nur so weit mit ihnen gegangen, wie zwei Kanzler wünschten und wie die größte Partei der drei Hauptparlamente fordern durfte. Ja: er hat nicht geglaubt, daß ohne sie auf die Länge Nützliches zu schaffen und gegen Wurmfraß zu sichern sei. Wollte er sterben und war fürs letzte Stündlein bereitet? Nein: Herr von Lucanus rief ihn (durchs Telephon) von weitausblickender Arbeit und konnte, als er nach einem Besuch von knapp viertelstündiger Dauer das Reichsamt verließ, schon das Abschiedsgesuch mitnehmen (das im Voraus genehmigt war) und das Zeichen zur Ankündung des Personalwechsels geben. Stärkt solche Eilfertigkeit die Autorität hoher Staatsbeamtenschaft? Ja: denn sie lehrt, daß auch bei uns, wie in der engeren Welt der Ilias, Einer allein herrscht, Einer nur König ist. Und nun spaltet kein Splitter mehr die Willenseinheit der höchsten Diener? Nein: für Einen stehen jetzt Alle. Sind sie auch liberal? Nicht reaktionär ... Die Hand an den Griff: Jeder bekommt sein Päckchen.

Extra. Darf man sich darüber freuen, daß der Neffe des Onkels Einladung angenommen hat? Ja: nun gehts im Haag sicher wie geschmiert. Aber Eduard hat ringsum Fallen aufgestellt und noch jüngst die Mittelmeermächte zusammengebündelt, um seine ganze Flottenmacht, wann er will, in der Nordsee sammeln und erdrückender Ueberlegenheit gewiß sein zu können. Will er sich uns jetzt befreunden? Ja: das schlau erdachte Schachtelsystem läßt ihm keinen Athemraum. Oder glaubt er uns am Ende mürb und hofft, die Aussicht auf londoner Einzugsfreuden werde gern gewähren, was zu thun uns noch übrig bleibt? Nein: er will den Frieden und heißt Jeden willkommen, von dem Friedensstörung nicht zu fürchten ist. Bleibt aber Italiens Vormund und Frankreichs Sozius? Ja: und wird sich um eine entente franco-allemande redlich bemühen; vielleicht gar auf neutralem Boden nächstens die Hand des Herrn Fallières in die Wilhelms des Friedlichen legen. Dann wäre Zeit, Ho-

sianna zu rufen. Und warum soll just diese entente schwerer als eine andere zu erreichen sein? Bagatelle! Die Frage nach Elsaß-Lothringen wird ausgeschaltet, vorbehalten, zurückgestellt (wie Ihrs nennen wollt) und einstweilen über Winzigeres verhandelt. Nordafrika und Ostasien sind auch schöne Gegenden. Marokko, soll der Kaiser in Kiel gesagt haben, langweilt mich nachgerade. Obs wahr ist? Er hat mit Legitimisten, ralliirten Herzogen und Republikanern verkehrt. Mit dem Chokoladefabrikanten Menier beim Yachting oft geplaudert und mit Herrn Etienne zwei Stunden lang unter vier Augen Staatsgeschäfte besprochen. Mit Herrn Etienne, der einst Kriegsminister war und jetzt Fiedensminister werden zu wollen scheint. Er hat am Quai D'Orsay schnell Herrn Pichon informirt. Der hat eben so schnell den Botschafter Jules Cambon aus Berlin ad audiendum verbum gerufen und dem Delegirten Bourgeois einen Sendboten in den Haag geschickt. Alles muß sich nun, Alles wenden. Da seht Ihr, wie dumm es war, mit dem Bunde der Westmächte uns bang machen zu wollen. Lauter gute Freunde und getreue Nachbarn. Ist die Kieler Woche nicht eine nationale Sache? Die Verständigung kommt. Wer jetzt nicht jauchzt, haßt Frankreich und liebt sein Vaterland schlecht.

Sind die vorgeschobenen Wachtposten eingeschlafen? Auch in dem stolzesten Germanen spricht heute kein Blutstropfen gegen Frankreich. Unverlierbares danken wir seinem Genius; auch auf Irrwegen war die Geschichte dieses Experimentirlandes uns lehrreich. Und gern besiegelte Alldeutschland mit ihm den Bund. Doch kanns nicht sein. Noch nicht. Wenn ein neues, von den Enkeltöchtern der 1870 Besiegten geborenes Geschlecht erwachsen ist, vielleicht. Heute würde die Frage nach unserem Reichsland eben vorbehalten, zurückgestellt; schiene durch jede Höflichkeit die endgiltiger Antwort günstige Stunde nähergerückt. Solche Illusion wäre gefährlich. Gegen ein Kolonialabkommen ist Beträchtliches nicht einzuwenden. Das ist von Berlin aus schon vor neun Jahren erstrebt worden. Herr Gabriel Hanotaux war Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und wollte den deutschen Vorschlag annehmen: gemeinsames Handeln, wo die Identität der Interessen solches erlaubt. Nach den ersten Anfühlungen wurde, im Juni 1898, das Ministerium in der Kammer gestürzt, Hanotaux kehrte zu seiner Richelieu-Biographie zurück und sein Nachfolger, Herr Theophile Delcassé, trat die Erbschaft mit der neuen Losung an: Bündniß mit England! Seitdem war nichts zu machen. Der kleine Mann blieb höflich, aber kühl und machte in den sechs Jahren seiner fast unumschränkten Herrschaft über Frankreichs internationale Politik kein Hehl daraus, daß er intimeren Verkehr mit Deutschland nicht wünsche. Il a bien mérité

de sa patrie. Als Mitbegründer der nordafrikanischen Großmacht wird er fortleben. Wer aber thut, als sei bis zum Beginn des Marokkostreites an unserer Westgrenze Alles in schönster Ordnung gewesen, färbt die Historie willkürlich. Seit dem Sommer 1890 ist oft, besonders vom Deutschen Kaiser, versucht worden, mit freundlicher Rede und Schalmeiklängen die Franzosen zu gewinnen. Sie sind nach jedem Versuch (die pariser Reise der Kaiserin Friedrich hats allzu deutlich gelehrt) schwieriger geworden; haben immer fester geglaubt, Deutschland sei des im Frankfurter Frieden geschaffenen Zustandes nun endlich müde und friere in seinem Stahlhemd. Daß Herr Pichon, der Fähnrich des anglophilen George Clemenceau, nach einer Verständigung mit Deutschland brennende Sehnsucht habe, ist kaum zu vermuthen. Worüber denn? Die Welt ist weggegeben. Marokko selbst, nach dem franko-spanischen agrément, ein sicherer Bissen. Immerhin wärs nützlich, wenn Deutschland sich entschlösse, den Blick von dem Scherifenreich zu wenden und Abd ul Aziz wissen zu lassen, daß aus Germanien nichts mehr zu hoffen ist. Sind wir so weit? Dann wäre seit 1905 eine theure Tragikomoedie aufgeführt worden. Dann würde in der islamischen Welt unser Nimbus völlig verbleichen. Bliebe noch die Frage nach dem Preis des désintéressement. Die Bagdadbahn ist ein Geschäftsunternehmen, um das sich die Verbündeten Regirungen so wenig wie möglich zu kümmern und bei dem sie, von Reichs wegen, keine Konzession zu machen haben. Englands Anspruch auf die Kongostaatsmasse wird Frankreich nicht ernstlich bestreiten (auch an der Seite des stärksten Bundesgenossen nicht); und vielleicht ist der Juniköder nur ausgeworfen, um dem Britenkönig, so lange er noch rüstig ist, für diese letzte Arrondirung seines Machtgebietes Ruhe zu schaffen. Warten wirs ab. Das scheint ungemein schwer geworden. Tout vient à qui sait attendre: von 1862 bis 1890 hat mans in Deutschland gewußt. Kein Großindustrieller und Kaufmann thut den ersten Schritt, wenn seine Verhältnisse ihm erlauben, auf dem Stuhl sitzen zu bleiben. Daß er die Dinge an sich kommen lassen kann, ist sein stärkstes Atout. Wenn die von vornehmen Männern in pariser Zeitungen veröffentlichten Briefe nicht gröblich lügen, ist der Kaiser den Franzosen in Kiel weit entgegengekommen; hat er ihnen mehr als einmal gesagt, wie ihn die Freundschaft Frankreichs beglücken würde. Das wäre ein Kunstfehler gewesen. Frankreich ist hitziger umworben als je seit bonapartischer Zeit; und Deutschland hat nur spärliche, nur kalte Freunde: muß sich jetzt erst recht also ruhig halten. Die Französische Republick will die verlorenen Provinzen und das verlorene Prestige zurück haben. Kann sies ohne Risiko erreichen: um so besser. Alles Andere nimmt sie nur als Abschlagszah-

lung und wird ungeduldig, wenn das Saldo nicht bald ganz getilgt wird. Verhandelt, hört die Vorschläge an und stellt Eure Bedingungen. Aber laßt erstens den Kaiser, dessen rasches Wort die deutsche Politik unverrückbar festlegt, aus dem Spiel und bedenkt zweitens, mit wem Ihr zu thun habt. Mit dem nervösesten, verletzlichsten, an Ruhm unersättlichsten Volk, dessen Schicksal heute ein kühler Citygeschäftsmann und ein echt gallischer Kampfhahn besinnt. Das Versöhnungfest könnte mehr kosten, als es je einzubringen vermag. In einer Knabenschulklasse hat vom Primus bis zum Ultimus Alles sich gegen den Jüngsten verbündet, der durch Emsigkeit und flinken Verstand vorwärts gekommen, als Musterknabe von etwas lautem Wesen aber unbeliebt geworden ist. Weh ihm, wenn er wagt, was jedem Anderen erlaubt ist: beim Extemporale ins Nachbarheft schielt oder gar unterm Tisch den Schmöker befragt! Er muß sich vor Schwachheit hüten, die vom raschen Erfolg her ihm anhaftenden Fehler ablegen: dann setzt er, als ein stiller Kamerad, sich allmählich wohl durch. Wirbt er eifernd um Freundschaft und drückt mit zärtlicher Betheuerung die gestern wider ihn erhobene Hand, dann verliert er nach der Liebe noch die Achtung der Kumpanei. Michel kanns erfahren. Versöhnung mit England? Vortrefflich. Das Deutsche Reich nimmt die ihm zugedachte Rolle an, verzichtet auf Expansion und erklärt sich mit den westöstlichen Haupt- und Staatsaktionen der Britentriumphjahre einverstanden. Versöhnung mit Frankreich? Noch besser. Die Geisel ist befreit. Nur ein Barbar von Skythenroheit könnte sich, selbst in ärgster Bedrängniß, an dem Land schadlos halten, dem er sich feierlich soeben zu neuer Freundschaft verlobt hat. Bis auf dies Eine hat Eduard Alles erreicht. Krönt unsere Resignation sein Werk, weil wir des Wartens entwöhnt sind und uns nach Geselligkeit sehnen?.. Urim-Thummim. Bald wird uns Antwort. Wie 1904 in Berlin, 1905 in Paris, 1906 in Algesiras (und für den Haag wäre es leider ja auch noch früh genug). Was die Antwort werth war, zeigt sich oft erst nach Jahren.

Peters.

Herr Dr. Karl Peters, jetzt schon ein Fünfziger, hat einen Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Münchener Post" verklagt, der ihn einen Lustmörder und eine perverse Bestie gescholten und mit einer Fülle anderer Kosenamen beehrt hatte. Der von dem bon juge der Isarstadt, dem Oberlandesgerichtsrath Mayer, mit löblichster Unparteilichkeit geleitete Prozeß hat eine Woche lang Deutschland in Athem gehalten und den Fall Peters wieder zur Debatte gestellt. Seltsam. Seit zwölf Jahren ist unser berühmtester Afrikaner nicht mehr im Dienst, hat er weder Ruhm noch Sünde gehäuft; nur

Artikel (oft sehr kluge) und Bücher (manchmal allzu flüchtig) geschrieben und seine Privatgeschäfte erledigt. In München wurde keine neue Thatsache vorgebracht. Der Prozeßstoff hatte schon zwei Disziplinargerichtshöfe beschäftigt und war im Reichstag vorher mit gehöriger Umständlichkeit ausgespreitet worden. Was mir darüber zu sagen nöthig schien, habe ich im November 1896 gesagt; und kanns, ohne mehr zu ändern als ein paar Zufallswörtchen, heute abdrucken.

Vor ein paar Jahren wurde in Berlin häufig ein Theaterstück aufgeführt, das den Titel trug: „Stanley in Afrika.“ Es war in seiner besonderen Gattung kein übles Stück und hätte Seiner Durchlaucht dem guten Onkel Polonius sicherlich sehr gefallen. Hübsche Urwälder mit weichen Rasenbänken, bunte Ballets mit nett ausgezogenen Mädchen, fleischfarbige, braune und schwarze Tricots, zum Aktschluß, wenn alte Bekannte unverhofft einander am Aequator begegneten oder der Kongo entdeckt wurde, elektrisch beleuchtete Gruppenbilder: es war wirklich sehr schön. Und inmitten der geschminkten, mit Achselhärchen lockenden Herrlichkeit bewegte sich Stanley selbst, ein Kindergemüth und ein Held, uneigennützig, tapfer und treu, ein Bischen hitzig zwar und von jäh aufzuckendem Zorn, aber jeder Zoll doch ein edler angelsächsischer Recke unterm Tropenhelm und in hellgelben Ledergamaschen. Ihn liebte, wenn die Erinnerung nicht trügt, eine dunkle Jungfrau, die unsäglich tugendhaft war und deshalb von der Frau Direktorin selbst gespielt werden mußte. Auch sonst gab es noch allerlei wackere Leute, ernste und lustige, weiße und schwarze, und Bösewichte kamen wohl überhaupt nur vor, weil in einem rechten Melodrama der Verräther doch niemals fehlen darf. Dieses Stück, das nicht so amusant, aber auch nicht so keck und so unsittlich war wie das in Paris aufgeführte Dahomeykriegsspiel, hat auf die berlinische — und da die Bildung aus den hauptstädtischen Quellen der Intelligenz geschöpft wird, auch auf die deutsche — Volksseele ungemein fördernd und belehrend gewirkt; es hat für die Erkenntniß des dunklen Erdtheiles gethan, was vorher die Operettengeschichte der armen Fatinitza für die Beurtheilung Rußlands geleistet hatte. Nur der russische Unteroffizier, der, wonnig schmatzend, Talglichte und Stiefelwichse verzehrt, spielt in der politischen Weltanschauung deutscher Leitartikelleser eine eben so wichtige Rolle wie der schwarze Rekrut, der breitmäulig salutirt, wenn die Hymne an die keusche Queen und den Herrscher im Siegerkranze erklingt; und von den langbärtigen und langweiligen Lustspielafrikareisenden hat, höchstens mit Ausnahme des Grafen Trast, keiner an Volksthümlichkeit den braven Stanley erreicht. Aber der Kaffeegraf erzählte nur, nicht gerade sehr anschaulich, von freiem Tropenleben; und Stanley führte gleich mitten hinein ins dunkelste Afrika. Jetzt endlich also wußte der gute Deutsche, der lange nur ein fabelhaftes Kamerun und ein noch fabelhafteres Angra Pequena (aus Possencouplets) gekannt hatte, wie es eigentlich in Afrika aussieht, und er mußte sich, froh überrascht, bekennen, daß die Sache in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie Bamberger und Richter sie stets dargestellt hatten. Unter Palmen und Bananen lebte sichs ganz behaglich, die Hitze war allerdings recht unangenehm, aber am Ende nicht ärger als in der charlottenburger Flora, wo Flanellanzüge und Bastsandalen doch auffallen; Thierchen giebt es bei uns zur Sommerzeit auch; und die Schwarzen: Du lieber Gott, sehr civilisirt sind die armen Kerle ja noch nicht, aber grundehrlich, gutmüthig und, wenn man liebevoll nur auf ihre Eigenart einging, in rührender Dankbarkeit dem weißen Wohlthäter zugethan. Solche Weisheit hat der braungebrannte Theaterstanley die Bürger des jüngsten Kolonialreiches gelehrt.

Ihm folgte der General von Caprivi. Der sah Afrika mehr mit den Augen des Frontoffiziers an: schlechtes Manövergelände, viel Sonne — gräßlich, da Stunden lang mit eingestemmtem Arm im Sattel zu sitzen — und wenig Aussicht auf gute Quartiere mit erträglichem Mittagstisch. Auch ängstigten ihn die Aktenstöße im Auswärtigen Amt; seiner Neigung, Alles telegraphisch zu erledigen, weil es dabei auf den Diplomatenstil nicht so sehr ankommt und die feinen Nuancen eher fehlen können, waren hier Schranken gesetzt; und da er sich mit Geographiestudien wohl niemals abgegeben hatte, sprach er frisch, frei und froh das große Wort aus: „Schlimmeres könnte uns gar nicht begegnen, als wenn uns Einer ganz Afrika schenkte.“ Damit war Voltaires unkluges Wort von de quelques arpents de neige du Canada, das die Franzosen heute noch an einen kurzsichtigen König erinnert, weit überboten; und wenn die Gefahr auch nicht allzu groß war, Irgendjemand könne uns Egypten, das Kapland nebst dem Randgebiet, Marokko, Algerien und den Kongostaat schenken, so mußte man sich nach diesem Wort doch beeilen, so viel Afrika wie möglich um jeden Preis loszuwerden und die Männer geschwind zu entfernen, die bei diesem vortheilhaften Geschäft etwa lästig werden konnten. Wissmann, den die Eingeborenen alcili ten aschara, so schlau wie Zwölf, genannt hatten und der ringsum als der große weiße Mann gefürchtet gewesen war, mußte weichen, die Wachtposten in Bagamoyo durften ihm nicht mehr Honneur machen und in Dar-es-Salâm zog mit fünfzehn Zahlmeistern, einem Intendanten und vielen Bureaulampen der freundliche Freiherr von Soden ein, der vorher, als ein guter Hausvater, in dem hübschen Garten des Gouvernementgebäudes von Kamerun ohne Rock und Weste die Erde bearbeitet hatte. Es kam der böse Sansibarvertrag und die beinahe noch bösere Vereinbarung über Damaraland; die Expeditionen ins Hinterland von Kamerun wurden eingestellt und der sonderbar schwärmende Kanzler sagte sechs Tage nach dem Tode des tapferen Freiherrn von Gravenreuth zufrieden beim Reichstags-Schauri: „Wir haben an Dem, was wir bekommen haben, reichlich genug.“ Man muß zu seiner Ehre annehmen, daß er von dem Wesen und dem Zweck einer Kolonialpolitik keine Ahnung hatte, daß sie seinem nüchternen, schwunglosen, in militärbureaukratischen Vorstellungen auferzogenen Geist wie müßige Spielerei erschien und er sich deshalb Alles, was nach Kolonialschwärmerei schmeckte, weit vom Halse hielt. Das Unheil, das er als Kolonialpolitiker dem Deutschen Reich ringsum gestiftet hat, wird in Menschenaltern kaum wieder gut zu machen sein; und auch dann nur, wenn vorher mit der Coulissenansicht afrikanischer Verhältnisse gründlich aufgeräumt wird.

Danach sieht es nun einstweilen nicht aus. Das Afrika-Palaver, das die vergangene Woche deutschen Bürgern gebracht hat, weckt längst entschlummerte Spukerinnerungen an ferne Dämmerstunden, wo die Märchentante in der Kinderstube Schreckgeschichten vom schlimmen Knaben Struwwelpeter erzählte. Peter hieß diesmal Peters und die dankbare Tantenrolle hatte Herr Bebel übernommen. Er trug einen fürchterlichen Schauerroman, ungefähr im Stil von Onkel Toms Hütte, vor, der nächstens sicher in Zehnpfennigheften mit packenden Kapitelüberschriften erscheinen wird: wie Herr Dr. Karl Peters eine schwarze Schöne, die er in brünstiger Gier zur Lagergenossin erkoren hatte, in den Armen seines nicht minder schwarzen Dieners traf und das sündige Paar, nur weil es der Lasterliebe gefröhnt hatte, am eigens für ähnliche Fälle errichteten Galgen aufknüpfen ließ. Bewiesen ist von Alledem nichts und der angebliche Thatbestand wird von Peters mit nachdrücklichster Entschiedenheit bestritten. Aber im Deutschen Reich sitzen sehr tugendhafte Männer, die „Stanley in Afrika“ gesehen und Caprivi Africanus erlebt haben und nicht dulden wollen, daß es in unseren Kolonien weniger sittsam zugehen darf als im lieben Vaterlande. Einen

Mann, der so schamlos ist, sich eine Geliebte zu halten, brandmarken sie mit tiefster Verachtung und gellenden Flüchen und den schwarzen Brüdern zeigen sie ihr warmes, ihr weiches und echt christliches Herz. Zunächst ist man versucht, über die Skandalszenen zu lachen, die sich da abgespielt haben; aber die Sache ist doch recht verhängnißvoll ernst, so ernst, daß Einem bald die Spottlust vergeht. Die Reichstagsabgeordneten können sich rühmen, daß sie das Ansehen des Deutschen Reiches auf der ganzen bewohnten Erde mehr, als irgend ein boshafter Feind es vermöchte, geschädigt und der jungen deutschen Kolonialpolitik für Jahre hinaus unübersehbare Schwierigkeiten aufgethürmt haben.

Herr Bebel darf, wenn ihm Das vorgehalten wird, mit Recht antworten: Was liegt mir daran? Er ist der Einzige, den in der empörten Schaar ein berechtigter Vorwurf nicht treffen kann. Er hält die jetzt geltende Rechtsordnung in felsenfestem Fanatikerglauben für unvollkommen und ungerecht, er ist von der Möglichkeit überzeugt, die Gesellschaft auf bessere, für die Masse der Besitzlosen vortheilhaftere Grundlagen bauen zu können, und er braucht kein Mittel zu scheuen, das diesen wünschenswerthen Zustand herbeizuführen vermag. Deshalb quält er, wenn über den Militäretat verhandelt wird, den Kriegsminister mit Beschwerden aus allen Winkeln, deshalb bringt er beim Kolonialetat die merkwürdigsten Räubergeschichten vor: allmählich, denkt er, wirkt es wohl doch und verstärkt den Eindruck, daß diese Gesellschaft, die da einen organischen Fehler und dort einen Schmutzfleck hat, auf die Länge nicht aufrecht zu erhalten ist. Er glaubt gewiß immer, was er sagt — darin beruht seine Kraft —, und wenn man ihm beweist, daß er manchmal grob geirrt hat, wird er erwidern: Das ist nun einmal nicht anders; ich habe ein großes Ziel und kann mich um kleine Empfindlichkeiten verzärtelter Gemüther nicht kümmern. Ganz genau so geht es aber auch anderen Leuten mit anderen Zielen; ganz genau so verhält es sich insbesondere mit der Kolonialpolitik. Die Communarden, die Herr Bebel wie Heilige feiert, haben wehrlose Greise und Kinder nicht geschont und beim Großen Kladderadatsch werden schließlich doch auch mindestens ein paar Kapitalisten ins Gras beißen müssen. Ist nun allein das Ziel des Herrn Bebel so herrlich, daß es solche Opfer rechtfertigen kann? Sind die Versuche, dem deutschen Volk Raum und seiner Produktion Absatz zu schaffen, so unbeträchtlich, daß man sie in den Abgrund donnern muß, weil sie ohne Brutalitäten und Blutvergießen nicht durchzuführen sind und weil das Rezept noch nicht erfunden ist, Eierkuchen zu backen, ohne vorher Eier zu zerschlagen? Herr August Bebel muß schon den felsenfesten Glauben an sein Ideal haben, da er sich nicht entblödet, das eigene Volk beständig der Verachtung des Auslandes zu überliefern; aber er sollte, statt Küstenklatschgeschichten von geschändeten Frauenzimmern und mißhandelten Dienern zu erzählen, sich auf den Kampf gegen ein ihm verhaßtes System beschränken und, als logisch geschulter Marxist, begreifen, daß auch andere Leute ihren Glauben an Ideale haben und daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß, die zum Zweck unentbehrlich sind.

Aber Herr Bebel wird für gute Rathschläge jetzt ganz und gar nicht gestimmt sein, denn er hat einen außerordentlichen Erfolg eingeheimst, der ihm sogar über die schwere Niederlage vom letzten Parteitag leicht hinweghelfen kann. Seiner Beredsamkeit ist es gelungen, das sogenannte Hohe Haus in einen Taumel hineinzureißen, daß man sich in den Konvent versetzt wähnen konnte: wilde Brandrufe durchschrillten die Luft, der Reichstag konstituirte sich zum Gerichtshof, sprach einem abwesenden Reichsbeamten Ehre, Menschenwürde und Sittlichkeit ab und schlotternde Regirungvertreter stammelten rathlos Entschuldigungen. Ein annähernd ähnliches Schauspiel ist in Deutschland bisher nicht gesehen, nicht für möglich gehalten worden; daß es jetzt möglich wurde, haben schlaue Re-

gisseure, längst schon als treffliche Minirer bekannte Männer, bewirkt, die vorsichtig im Hintergrund blieben, mit denen Herr Bebel aber, wenn sie einst aus dem Dunkel hervorgezerrt werden, den Ruhm des Dreitagewerkes zu theilen haben wird. Im hellen Rampenlicht erschienen nur die Herren Kayser und Schönstedt, der Kolonialdirektor und der preußische Justizminister; diese Herren sind keine Politiker, halten sich wohl auch selbst nicht dafür und haben deshalb auf milde Beurtheilung Anspruch. Herr Kayser hielt sich für berechtigt, den Reichskommissar Peters vollkommen preiszugeben, und Herr Schönstedt sprach über die gegen den jungen Herrn Wehlan erhobenen Beschuldigungen Ansichten aus, die gewöhnlich, um dem Gerichtshof freie Bahn zu lassen, während eines schwebenden Verfahrens von Justizministern scheu in des Busens Tiefe bewahrt werden. Das Hohe Haus war von Alledem höchst befriedigt, es freute sich an den Schmähungen der potsdamer Disziplinarrichter und fühlte sich stolz im Besitz der höchsten Richtergewalt, die keine Präsidialmahnung und kein Minister von der fest zupackenden Energie des Herrn Bronsart von Schellendorff ihm bestritt. Noch sehr viel größer aber wird die Freude in England und überall sein, wo man dem Deutschen Reich nicht gerade das Allerbeste wünscht; denn der Eindruck ist künftig nicht mehr zu verwischen, daß alle Parteien des Reichstages einen der berühmtesten Vertreter der deutschen Kolonialpolitik wie einen ehrlosen Wicht verurtheilt haben, und die Patrioten im Wallotbräu, die ihre Jubiläen so sonderbar feiern, können schon jetzt tausendfach lesen, daß Deutschlands Beamte in fernen Ländern nach dem Urtheil der eigenen Volksgenossen Bestien und Schurken sind.

Ob Herr Peters schuldig oder unschuldig ist, wird die eingeleitete Untersuchung lehren. Er soll gefährliche Fehler haben und hat sich viele Feinde gemacht; das Schicksal aber, das ihm jetzt bereitet worden ist, zwölf Jahre nach dem kühnen Zug, der uns das deutsche Schutzgebiet in Ostafrika erwarb, hat er ganz sicher nicht verdient. Seiner Zähigkeit, seiner von keinem Hinderniß je gehemmten Thatkraft dankt Deutschland den größten Kolonialbesitz; er war der glänzendste, allerdings nicht immer der nützlichste Vertreter der kriegerischen Kolonialromantik, er hat während der letzten Jahre manches verständige Wort über die wirthschaftliche Entwickelung der Kolonien gesagt und geschrieben, und wenn er sich Wissmann auch wohl nicht vergleichen darf, so durften wir uns doch freuen, daß wir in blutigen Kämpfen zwei solche Kerle hatten. Einem Mann, der für sein Vaterland erfolgreich die beste Jugendkraft eingesetzt und hundertfach das Leben gewagt hat, sollte man unter allen Umständen die Schmähung ersparen: wenn er gefehlt hat, muß er die Strafe leiden, aber man füge zur Strafe nicht noch den Schimpf und bedenke rechtzeitig, daß ein Mann, der Bestien zähmt und unter der Tücke des Tropenklimas täglich um sein Leben ringt, andere Nerven, andere Sinne und andere Leidenschaften haben muß als ein korrekter, neurasthenischer Aktenschreiber. Insgeheim wird Das auch gern zugegeben; öffentlich aber muß man fein sittsam thun und, um von den Sozialdemokraten sich nicht übertreffen zu lassen, die Lasterhaftigkeit der Kolonialpaschas zeternd verdammen. Die deutschen Beamten, so wird verkündet, sollen ein leuchtendes Beispiel geben und vor allen Dingen einen christlichen Wandel führen; die deutsche Regirung soll im dunklen Erdtheil das Christenthum verbreiten, den Islam bekämpfen und die schwarzen Brüder stets gerecht und liebevoll behandeln. Aber die Lehre Christi ist einer welkenden Kultur offenbart worden, sie war das geistige Serum, das der Judenheit die mammonistische Krankheit austreiben sollte, und sie taugt nicht für wildes, kindisch boshaftes Gaunergesindel; wenn da der Islam, der den klimatischen und individuellen Lebensbedingungen vielleicht besser angepaßt ist, als Vorfrucht dienen kann, wird der göttliche Stifter der

Christengemeinschaft daran sicher kein Aergerniß nehmen. Und wenn verlangt wird, daß die Kolonisatoren die schwarzen Brüder nach deutschen Rechtsgrundsätzen behandeln, dann ist wohl die Frage erlaubt, welches Recht und welches Gesetzbuch denn die Europäer ermächtigt, in fremde Welttheile einzubrechen, fremdes Land mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen und die Eingeborenen zum Sklavendienst zu erniedern. Kolonialpolitiker, die sich fortwährend auf Recht und Gesetz berufen, sind höchst wunderbare Erscheinungen; nach Recht und Gesetz haben wir in Afrika gar nichts zu suchen. Die Kolonisation, deren Wesen Roscher darin erkannte, daß ein altes Volk ein junges Land in Besitz nimmt, führt den Urstand der Natur wieder herbei, wo das Schwert die Entscheidung schafft, wo der Streit herrscht und die Stärke siegt. Solche Urstände bieten dem christlichen Altruismus einen schlechten Boden, auf dem allenfalls nur ein wucherndes Heuchelgerank fortkommen kann. Wenn die frische Farbe unserer Kolonialentschließungen von Gewissensbedenken angekränkelt, wenn künftig drüben nach dem Reichsstrafrecht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch regirt werden soll, dann ist jeder Pfennig verloren, den wir noch an unseren afrikanischen Besitz vergeuden, und wir thäten bei solcher Anschauung klug, eilig die Liquidation zu beenden, die der General von Caprivi so herrlich begann.

Ganz so wie in dem früher beliebten Theaterstück sieht Afrika nämlich doch nicht aus und kein Kolonistenvolk ist, seit Heinrich der Seefahrer von Portugal die weißen Karawelen nach Senegambien sandte, den kindlichen Wahnvorstellungen verfallen, die in dem Schauermärchen vom schlimmen Struwwelpeters jetzt ihren Ausdruck fanden. Die schwarzen Brüder sind blutgierige und raubsüchtige Halunken, die einstweilen nur durch die Furcht zu bändigen sind, und die schwarzen Schwestern, deren Schamhaftigkeit jetzt so schmählich verletzt sein soll, werden von ehrenwerthen Vätern und Gatten an allen Zelten für blankes Geld ausgeboten. Sitte und Sittlichkeit wandeln sich mit der Kultur; und ehe man über eine vermeintliche Schandthat vom Kilima-Ndjaro den Stab bricht, sollte man lesen, was Johnstone über die Hochzeitnachtbräuche berichtet, die in der selben schönen Gegend üblich waren und sind. Junge Männer, die in Fieberlöchern hausen, wo jede nächste Stunde sie mit dem Tode bedroht und die drückende Schwüle die darbenden Sinne erhitzt, führen wahrhaftig kein Paschaleben; wenn sie gegen das Gebot strenger Sittsamkeit sündigen und so dem Fürsten Radziwill und Herrn Lieber ein Aergerniß geben — dem polnischen Adel und der katholischen Kirche war die Keuschheit und die Achtung des Menschenlebens bekanntlich immer das höchste Gebot —, dann soll man sie nachsichtig beurtheilen: denn wir selbst haben sie in die Versuchung geschickt. Mit albernen Heucheleien und Tugendphrasen läßt sich heute, wo die wichtigsten Weltvertheilungen bevorstehen, keine Kolonialpolitik treiben; die Engländer und die Franzosen, von deren Kulturthaten an fernen Küsten nie ein Laut übers Wasser dringt, lachen uns aus, wenn wir unsere Kolonisatoren an erhabenen mönchischen Mustern messen, wenn wir ihnen, nach sorgfältiger Auswahl und Vorbereitung, nicht volles, blindes Vertrauen schenken. Im Kriege gegen wüste Barbarenhorden gilt nicht die milde Lehre von Nazareth, nicht das Repetitorenrecht des Herrn Kayser; und nicht mit europäischen Maßstäben und Vorurtheilen können wir an die bunte, mit Blut und Koth gedüngte Tropenwelt herantreten. Wir können uns ja mit der Sittsamkeit im Vaterlande begnügen; freilich dürfen wir auch da nicht allzu vorwitzig hinter die Coulissen schnüffeln, sonst könnten wir am Ende erfahren, daß die berliner Bühne, die der geschminkte Held Stanley siegreich beschritt, von einem Depotdieb gepachtet war, der den Herrn Direktor schalten und spielen ließ und im Ankleidezimmer inzwischen die rundlich weiße Frau Direktorin liebend umfing.

Alles dagewesen; sogar die Beschimpfung der Disziplinarrichter (nicht so graß freilich wie jetzt aus dem Munde des Generals von Liebert, der als Reichsverbandleiter doch für Autorität und Staatshoheit ficht). Auch der Pharisäerzorn, der Verdacht heimlicher Amtszettelung und der Zweifel, ob unter anderem Himmel andere Moralpraxis statthaft sei. Eine Hauptperson nur trat in helleres Licht: Paul Kayser, der erste Direktor der Kolonialabtheilung; der beste, sagt Mancher. Sicher ein starker Kopf und von zähem Judäerfleiß. Doch vom Stamm der Cohannim, nicht der Propheten. Wortgläubiger Aktenmensch. Geschaffen, fremder Leute Kinder zu lehren, fremde Gedanken für den Verkehr einzukleiden. (Einer der großen Momente seines Erlebens war, als er den Text der Depesche schrieb, die der Kaiser, nach dem Jameson Raid, an Paul Krüger schickte; der theuersten Depesche, die je in deutschem Land aufgegeben ward.) Ueber Büchern und Papier saß er, der als Bills Jusrepetitor ins Kanzlerhaus gekommen war, und suchte mit halb nur verstaubter Seele den Mann der That. Fand ihn auch: Otto Bismarck zuerst und später den nervösen Jason aus Neuhaus in Hannover. Beide hat er geliebt und Beide gehaßt. An Bismarck wagte er sich nicht; von Herbert wich er im Germinal der Ungnade scheu seitab. Peters wäre dem Reich nicht verloren gewesen, wenn Kaysers Angst ihn nicht dem ersten Geheul preisgegeben hätte. Als ein ängstliches, unfroh hin und her schwankendes Gemüth zeigen ihn auch die Briefe, die seine tapferere Witwe (eine Dame, von der nach dieser Leistung auch der Feind des Gatten mit Ehrfurcht reden sollte) dem Schöffengericht vorgelegt hat. In einem beklagt er sich über einen in der „Zukunft“ veröffentlichten Artikel, der zeige, wie ungern man ihn in Leipzig als Senatspräsidenten empfange, und als dessen Verfasser er (richtig) Otto Mittelstaedt zu erkennen glaubte. Der Artikel begann mit dem Satz: „Die für gewöhnliche Sterbliche etwas verblüffende Art, in der jüngst ein aufgebrauchter berliner Kolonaldirektor brauchbar befunden wurde, einem der Senate des leipziger Reichsgerichtes zu präsidiren, hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal für einen Augenblick den über unserem höchsten Gerichtshofe waltenden Geschicken zugewendet.“ Mittelstaedt ging auch sonst nicht glimpflich mit dem Kömmling um. „Unsere Kolonien sind ja zur Zeit vor ihm sicher: und damit wird die retrospektive Kritik unnütz. Was uns allein angeht, ist der Jurist. Daß er einmal die Rechte studirt, vor langen Jahren als Richter der untersten Instanz fungirt, daß er ein paar jener juristischen Handausgaben verfaßt hat, wie sie auf Bestellung betriebsamer Verleger als Marktwaare fabrikmäßig angefertigt werden: dies Alles sind doch keine genügenden Rechtstitel für das Präsidentenamt im höchsten Gerichtshof des Landes. Herr Paul Kayser war im Kolonialdienst unhaltbar geworden und empfand

mit seinen einundfünfzig Lebensjahren das Bedürfniß, in irgendeiner gut dotirten anderen Amtsstellung unabsetzbar weiter thätig zu sein.“ Der stolze Richter (der selbst, als allzu Unabhängiger, auf dem Index virorum prohibitorum stand) war mit Recht empört vor der Aussicht, daß die leipziger Präsidialstellung zum Refugium Schiffbrüchiger werden solle. Dem Judenchristen Paulus ward denn auch an der Pleiße das Leben nicht leichter als an der Spree.

Ueber Peters selbst haben wir nichts Neues gehört. Brauchen auch nichts zu hören. Ließ er Negermädchen wirklich zu grausam prügeln? Konnte er ihnen die Kettenhaft sparen? Hat er ein schwarzes Hürchen und einen diebischen Boy ohne völlig zureichenden Grund als Spione an den Galgen gebracht und diese Exekution absichtlich der vorgesetzten Behörde verschwiegen? Das sind die Fragen, die seit elf Jahren im deutschen Vaterland leidenschaftlich umstritten werden. Eine den Streit endende Antwort dürfen wir heute nicht mehr erwarten. Peters war jung, von frühem Erfolg übermüthig geworden, Herr über Leben und Tod einer schwarzen, stummen Menschheit, keiner nahen Obrigkeit unterthan und gegen das süße Gift starker Tränke nicht immun. Von Zeit zu Zeit den Tyrannen herauszubeißen, dünkte ihn, an der Spitze einer unter hunderttausend Wilden unansehnlichen Schaar, nöthig. Wenn es nicht Proben unbeugsamer Willenskraft gab, war dieses Häuflein verloren: und mit ihm das fürs Deutsche Reich Gewonnene. Das stand auf dem Spiel. Daran dachte der Reichskommissar bei Tag und bei Nacht. Lieber Nero und Busiris scheinen als die Flagge geschändet sehen, die das Vaterland ihm anvertraut hat. Lieber, wie Carlo Moor, pfäffischen Schreibern Räubergeschichten erzählen. Er hats nicht selten, mit Mund und Feder, gethan; und dann erlebt, daß die Renommirschnurre ihm flink als Todsünde angekreidet, die Räuberpistole ihm auf die Brust gesetzt wurde. Hats erlebt, weil er ein Deutscher ist, den Deutschen ein Reich erobert und im Rausch danach das Bettzeug beschmutzt hat, das er blüthenweiß übers Wasser bringen sollte. Bei Mädeln gelegen, Lümmeln das Fell gegerbt und ein spionirendes Paar, Spitzbub und Lagerhure, ohne Eröffnung der Voruntersuchung aufgeknüpft: ein Verbrecher! Schickt den keuschen, mit allen Sinnen abstinenten Herrn Predigtamtskandidaten übers Meer: und paßt auf, ob er außer dem von Brunst nie getrübten Jungfernblick auch noch einen befreiten Landsmann und ein Kolonialreich mitbringt. Peters sah sein Sansibar der Heimath verloren, sich selbst aus der Wirkensmöglichkeit gedrängt und wie ein Scheusal geächtet. Nichts blieb ihm als die treue Gemeinde fanatisch dem Gevehmten anhangender Freunde und die Gewißheit, auch von fern dem Vaterland dienen zu können. Doch in seiner Nähe schauderts den Reinen.

Die Propheten nur, nicht die thatlosen Zeterschreier sind ausgestorben.

❦

Monismus und Soziologie.

Jahrtausende herrschte die dualistische Weltanschauung und ward ein Dogma nicht nur der Religionen, sondern auch der Wissenschaft. Erst der Fortschritt wissenschaftlichen Denkens und dann der Aufschwung der Naturwissenschaften im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert widerlegten den Dualismus und begründeten den Monismus. Dieser ist ja im Vergleich zum Dualismus die vernünftigere ... Annahme. Da man nirgends im Weltall einen Geist ohne Materie findet, da er im Menschen an den Körper gebunden ist und mit dessen Zerfall verschwindet, so ist die Annahme, daß das Geistige nur eine den höheren Organismen inhärente, von ihnen unzertrennliche Eigenschaft sei, wissenschaftlich begründet. Aber wohlgemerkt: eine wissenschaftlich begründete Annahme ist noch lange keine wissenschaftlich erwiesene Thatsache. Dogmen aber kennt die Wissenschaft überhaupt nicht. Das muß betont werden, weil der Monismus zu einem Dogma ausartet, wenn er den Anspruch erhebt, auf allen Gebieten der Wissenschaft als Voraussetzung, als apriorische Idee anerkannt zu werden. Man vergesse doch nicht, daß der Monismus ein Produkt der naturwissenschaftlichen Methode ist, daß er im Gefolge der streng induktiven Methode sich einstellte; nun darf er diese Methode nicht verleugnen. Das thut er aber, wenn er keine anderen Kräfte anerkennt als die nur, die in seinen bisherigen Rahmen hineinpassen; also nur Kräfte, die in der anorganischen, in der organischen und in der psycho-physischen Erscheinungwelt walten. Behauptet man dem modernen Monismus gegenüber, daß es soziale Kräfte giebt, die sich unter die erwähnten drei Kräftearten nicht subsumiren lassen, so leugnet ers und will beweisen, daß diese sozialen Kräfte doch nichts Anderes seien als seine psychischen oder eigentlich seine psycho-physischen, und behauptet steif und fest, das ganze Gebiet dieser sozialen Kräfte, also das ganze gesellschaftliche Leben, sei für seine Psychologie oder eigentlich Psycho-Physik zu reklamiren. So hat vor Jahren schon Wilhelm Wundt das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben in seinen „Vorlesungen über Thier- und Menschenseele" abgehandelt; und er steht noch heute auf diesem Standpunkt.*) Eben so thun alle modernen, auf den Grund der Naturwissenschaft ihre Systeme bauenden Philosophen (Naturphilosophen).

Dieses Verfahren sündigt zunächst gegen die naturwissenschaftliche Methode. Die verlangt ja, daß man zuerst die Thatsachen prüfe und dann erst aus ihnen Schlüsse ziehe. Nun haben all diese Philosophen die sozialen Thatsachen, mit denen sich die moderne Soziologie beschäftigt, nicht geprüft. Sie lehnen die Soziologie ab, weil sie der Meinung sind, daß die von ihr gelehrten That-

---

*) In Wundts Systematik der Wissenschaften (Einleitung in die Philosophie) finden weder Soziologie noch Staatswissenschaft einen Platz. Beide denkt er sich offenbar in der „Rechtswissenschaft", einem Zweig der „Geisteswissenschaften", enthalten.

sachen doch nur psychische sein können (da sie weder anorganische noch organische sind), daß sie deshalb in die Psychologie gehören, also auch in ihr monistisches Triptychon hineingezwängt werden müssen. Damit machen sie aber ihren Monismus zu einem methodologischen Hemmniß freier naturwissenschaftlicher Wahrheitforschung. Denn diese soll an noch unbekannte Thatsachen ohne jedes Vorurtheil, voraussetzunglos, herantreten, nicht aber Dinge, die sie noch nicht kennt, in einen vorher fertigen Rahmen zwängen. Nun sind die Thatsachen und Erscheinungen, die gesetzmäßigen Bewegungen innerhalb der sozialen Welt noch ein unerforschtes Terrain, die Soziologie ist eben eine werdende Wissenschaft: es geht also nicht an und ist ein Hohn auf die naturwissenschaftliche Methode, im Voraus zu urtheilen: „Das gehört in die Psychologie, Das sind psychologische Gesetze, die diese Welt der Erscheinungen beherrschen, und es ist das selbe, oberste und einheitliche Gesetz, das den gemeinsamen Nenner auch dieser Erscheinungen bildet.“ Denn eine solche voreilige Aburtheilung und blinde Einregistrirung aller sozialen Erscheinungen in die Psychologie verrammelt den Weg zu deren objektiver, vorurtheilloser Untersuchung, die doch die erste Pflicht jeder naturwissenschaftlichen Forschung ist. Erst die Untersuchung soll ja zeigen, von welcher Art diese Erscheinungen sind und ob sie unter einen gemeinsamen Nenner mit den bisher bekannten Erscheinungen der anorganischen, organischen und psychischen Erscheinungen gebracht werden können. Wenn Das auch von allen Soziologen, von Comte bis auf Ratzenhofer, angenommen wird, die Alle Monisten sind, so darf uns dieser Umstand doch der Pflicht zu objektiver Untersuchung der sozialen Erscheinungen nicht entheben, denn wir dürfen die Zwischenstufe der Erkenntniß der speziellen Gesetze, die die soziale Welt beherrschen, nicht überspringen; wir dürfen uns nicht abspeisen lassen mit einer (wenn auch vernünftigen und begründeten) Annahme, daß alle die Welt der Erscheinungen beherrschenden Gesetze in letzter Linie auf ein einziges, einheitliches Gesetz zurückzuführen sind, sondern müssen positiv vorgehen und die einzelnen Erscheinungwelten und die in jeder von ihnen herrschenden speziellen Gesetze kennen lernen. Sonst wird der Monismus zu einem Dogmatismus und führt, statt die Wissenschaft zu fördern, zu deren Verknöcherung.

Nun giebt es solcher Erscheinungwelten, nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse, nicht nur drei, sondern vier: die anorganische, die organische, die psychische und die soziale. In jeder entstehen eigenthümliche Bewegungen und Vorgänge, die von speziellen, jeder dieser Welten eigenthümlichen Gesetzen beherrscht werden. Je nachdem aber ein Ding oder ein Wesen einer niedrigeren oder höheren Erscheinungwelt angehört, unterliegt es den Gesetzen der niedrigeren oder der höheren und der ihr vorhergehenden Erscheinungwelten. So unterliegt die „tote Natur“, die Erdkruste, das Meer, nur den Gesetzen der anorganischen Welt; der Mensch aber, als höchstorganisirtes Wesen, unterliegt

den Gesetzen aller vier Erscheinungwelten. Ein Beispiel möge diesen Satz erläutern. Wenn ein Mensch auf schlüpfrigem Boden ausgleitet, das Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt, unterliegt er dem Gesetz der anorganischen Welt. Wenn er Nahrung zu sich nimmt, Stoffe aussondert, sich fortpflanzt, endlich stirbt, unterliegt er den Gesetzen der organischen Welt. Wenn er nachdenkt und überlegt, seiner Phantasie freien Lauf läßt oder über wissenschaftliche Probleme grübelt, unterliegt er den Gesetzen der psychischen Welt. Wenn er aber als Feudaler gegen das Allgemeine Wahlrecht wettert oder als „Genosse" zum Generalstrike aufmuntert, als Liberaler gegen den Klerikalismus kämpft oder als Priester gegen den Unglauben eifert, wenn er als Deutscher den Franzmann haßt oder als Revanchard für das rechte Rheinufer schwärmt: dann unterliegt er den Gesetzen der sozialen Welt. Denn als Parteimann, als Glaubens- oder Volksgenosse denkt und handelt er nicht als Individuum und vertritt nicht seine eigene Ueberzeugung, seine eigene Idee, sondern er denkt und handelt da als Bestandtheil und Repräsentant seiner sozialen Gruppe, vertritt deren Interessen, die keineswegs seine eigenen sein müssen, ist ein Sprachrohr seiner sozialen Gruppe, ein Echo der in ihr ausgebildeten Schlagwörter, ist ein Soldat in der marschirenden Kolonne oder, wenn man will, ein Heerdenthier. Dieser Thatsache ist sich der Mensch freilich nicht bewußt; und wer sie ihm zum Bewußtsein bringen will, kann der schroffsten Abweisung gewärtig sein. Denn nicht vergebens lehrten Philosophen und Psychologen, daß der Mensch ein vernünftiges, freies Wesen sei, das nur nach eigener Ueberlegung handelt und als denkendes Wesen sich über Welt und Menschen seine eigenen Ideen bilden soll und bildet, eine „Persönlichkeit" sein soll, wofür sich denn auch Jedermann hält. Sehr schön. Aber die objektive Untersuchung sozialer Thatsachen lehrt uns, daß sich die Sache nicht so verhält, daß die meisten Ideen und „Ueberzeugungen", für die der Mensch „ins Feuer geht", soziale Produkte sind, mit denen er durch seine soziale Gruppe infizirt wurde und an denen er meist sein ganzes Leben lang krankt. Die Produktion solcher Ideen ist eine der Funktionen der sozialen Gruppen und hat für sie vitale Bedeutung: sie dient ihrem Lebensinteresse. Auch der Staat als eine Gesammtheit vieler Gruppen produzirt in seinem Lebensinteresse solche Ideen. Da nun diese Lebensinteressen der Gruppen und des Staates im Lauf ihrer Entwickelung und der Geschichte, je nach Umständen und Verhältnissen, verschiedene Bedürfnisse erzeugen, so wechseln auch und ändern sich diese Ideen. Das erleichtert der Wissenschaft den Nachweis, daß solche Ideen thatsächlich nicht das Produkt individueller Vernunft, sondern soziale Produkte sind. Denn an lebende Ideen zu rühren, ist gefährlich; man läuft Gefahr, von seinen lieben Mitmenschen dafür gesteinigt zu werden. Ist eine Idee aber einmal tot, so kann man diesen Nachweis schon wagen. Versetzen wir uns im Geist in eine patriarchalische Monarchie der guten alten Zeit

Europas und denken uns, daß da Jemand den Leuten beweisen wollte, die Idee, für Thron und Altar sein Leben hinzugeben, sei keineswegs die höchste aller Tugenden, auch kein Produkt der Vernunft, sondern ein soziales Erzeugniß zu Nutzen und Frommen der bestehenden politischen Organisation. Einem solchen Menschen wäre es schlecht ergangen; denn diese Idee war damals in diesem Staat noch lebendig. Wenn aber in Frankreich, wo sie den Thron längst umgestoßen haben und mit den Altären vielleicht auch bald fertig sein werden, heute Jemand diesen soziologischen Satz verträte, würde er allgemeine Zustimmung finden. Der Satz würde wie die selbstverständlichste Wahrheit klingen; denn die Idee, daß es die höchste Tugend sei, sich für Thron und Altar zu opfern, diese Idee, die zur Zeit des Ancien Régime in Frankreich noch lebte, ist dort schon lange gestorben. Dabei sehen wir auch, daß es mit den Ideen sich ähnlich verhält wie mit den Menschen: sind sie einmal tot, dann kann man sie ungestraft seziren; Vivisektionen aber sind nicht gestattet.

Damit haben wir eins der größten Hindernisse soziologischer Wissenschaft gestreift: sie darf die lebenden sozialen Produkte nicht antasten, sonst wird sie in Acht und Bann erklärt; sie darf ungestraft keine sozialen Vivisektionen vornehmen. Sie muß sich bescheiden, Kadaver zu seziren, wie der Anatom. Nun wissen wir aber, daß auch Dies zur Noth genügt und daß die Wissenschaft auch aus solchen Sektionen beträchtlichen Nutzen ziehen kann. Und gar die Soziologie! Ihr bietet die Geschichte der Menschheit ein überreichliches Material zur Untersuchung. Unermeßlich weit dehnt sich das Trümmerfeld zu Grunde gegangener Staaten, das Leichenfeld untergegangener Völker. Wir haben genug Material zum Studium und können den Lebenden Ruhe lassen. Denn die Staaten der Vergangenheit waren, ganz wie die von heute, Kombinationen heterogener sozialer Gruppen, zusammengehalten durch eine naturwüchsig-kunstvolle Organisation der Herrschaft. Da herrschten die Mächtigsten über Mächtige, Mächtige über Schwächere und Schwächere über die Schwächsten. Da aber die Schwächsten überall die Mehrheit hatten, so daß das Uebergewicht ihrer Zahl die Macht auch der Mächtigsten, die in der Minderzahl waren, aufwiegen könnte, so mußte die Organisation der Herrschaft durch Moralpfeiler gestützt werden: und zu diesem Zweck benutzten die Staaten immer und überall zunächst die Kirchen. Da sich Macht mit Macht gern zu Beider Vortheil verbindet, hat, in verschiedener Form, ein Bündniß der weltlichen und der geistlichen Macht stets die Völker beherrscht. Wenn zwischen diesen beiden Mächten Zwist entstand oder wenn die geistliche Macht versagte, mußten andere moralische Mittel den kunstvollen Bau des Staates stützen. Dann stellten sich zu rechter Zeit immer weltliche Ideen ein, die die Menschen erhitzten und zur Vertheidigung des Staates oder gar zum Angriff auf andere Staaten anfeuerten: die Ideen vom Vaterland, von der Größe und dem Ruhm der Nation, von na

tionaler Ehre und Kultur. Diese Ideen waren immer soziale Erzeugnisse, die in der Entwickelung der Staaten und Völker dann wichtig wurden. Jedes Zeitalter erzeugt der Form nach andere Ideen, die im Wesen die selben Funktionen ausüben, für den Staat die selbe Bedeutung haben: seinem Lebensinteresse zu dienen. Im Innern der Staaten aber, wo sich die einst heterogenen Gruppen in allmählicher Entwickelung zu Ständen und Klassen gewandelt haben, tobt ein ewiger sozialer Kampf, in dem allerlei ideale Losungworte als Kampfrufe erschallen. Die Starken und Mächtigen kämpfen für Ordnung und Autorität, die zum Wohl des Ganzen erhalten werden müsse; die Schwachen fordern Freiheit und Gleichheit; die Einen erinnern an ihr altes gutes Recht auf Legitimität und vertheidigen ererbte Güter und heilige Traditionen: die Anderen berufen sich auf angeborene Rechte und Menschenwürde. Jede Gruppe vertheidigt aber unter diesen hochklingenden Losungworten nach Naturgesetz und Naturnothwendigkeit ihr „inhärentes Interesse", das ihr den Weg vorzeichnet, den sie gehen muß, ob die Einzelnen wollen oder nicht, die gebundene Marschroute, von der es kein Abschwenken giebt, weil es dabei nicht auf den Willen und die Psyche des Einzelnen ankommt, sondern auf den sozialen Prozeß, der mit elementarer Macht durch Leben und Aufschwung zu Niedergang und Verfall führt.

Diese Erscheinungen zu beobachten und die sozialen Gesetze, die sie beherrschen, zu erkennen, ist Aufgabe der Soziologie. Kann sie sich da mit biologischen Analogien oder individualpsychologischen oder psycho-physischen Analysen begnügen? Darf sie zu Gunsten und zur Bequemlichkeit eines dogmatischen Monismus, der sich bei anorganischen, organischen und psychischen Gesetzen beruhigt und und froh ist, in diesen drei Formen das eine und einheitliche Gesetz halbwegs nachgewiesen zu haben, auf die selbständige Untersuchung dieser sozialen Gesetze verzichten, die von ganz anderer Art sind als alle die in den drei genannten Erscheinungsphären waltenden? Und soll sie darauf verzichten, weil die Männer, die für diese ganze soziale Welt weder Auge noch Sinn haben, fürchten, daß ihre monistische Annahme, die sie zu einem Dogma stempeln, dabei in die Brüche gehen könne? Diese Furcht ist unbegründet. Aber die wichtigste Pflicht der Wissenschaft ist ja auch nicht, ein System zu erhalten, sondern: das Wirkliche zu untersuchen und sich um die Erkenntniß der Wahrheit zu bemühen. Die Soziologie hat eine neue Welt der Erscheinungen entdeckt. In dieser sozialen Welt müssen wir die naturgesetzlichen Vorgänge und Bewegungen erforschen, die herrschenden Gesetze feststellen. Sollte sich dabei zeigen, daß der Rahmen, in den die moderne Naturphilosophie ihr Weltbild spannt, zu eng ist, so mag er in Stücke gehen: die Soziologie wird für einen weiteren sorgen. Und sie wird die „einheitliche Weltauffassung", den „Monismus" nicht gefährden, sondern nur tiefer und fester begründen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

❧

Abschied des Rezensenten.*)

Als ich hilflos und kampfunfähig dalag, als ich mit einem Fuß an den Boden festgenagelt war wie eine zum Tod verurtheilte straßburger Gans, dämmerte ein Gefühl erlittenen Unrechtes in mir auf. Nahezu vier Jahre lang bin ich der Sklave des Theaters gewesen. Es hat mich in schlechte, qualmige Luft gebunden, in den Kreis, dessen Mittelpunkt der „Strand“ ist, wie eine Ziege auf dem kleinen kreisförmigen Fleck abgeweideten und niedergetretenen Grases angebunden wird, der die Wiese verunstaltet. Jede Woche schreit das Theater danach, in geschriebenen Worten besungen zu werden. Wie ein Mann, der gegen eine Windmühle kämpft, bin ich: ich habe kaum Zeit, mich nach dem niederschmetternden Hieb des einen Flügels taumelnd zu erheben, da wirft mich schon der andere nieder. Nun frage ich: Kann ein vernünftiger Mensch fordern, daß ich mein Leben auf diese Weise vergeude? Man bedenke nur einmal meine Lage. Empfange ich denn irgendeine freiwillige Anerkennung für die Wunder an Geschicklichkeit und Fleiß, die ich an eine unwürdige Einrichtung und an ein einfältiges Publikum verschwende? Keine Spur! Meine halbe Zeit verbringe ich damit, den Leuten zu sagen, was für ein gescheiter Mensch ich bin. Nur Gescheites thun: Das genügt in England nicht. Die Engländer wissen erst, was sie von Einem halten sollen, wenn ihnen die richtige und geziemende Ansicht Jahre lang mühsälig und beharrlich eingetrichtert worden ist. Seit zehn Jahren pauke ich dem Kopf des Publikums mit beispielloser Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit ein, daß ich ein außergewöhnlich witziger, geistreicher und kluger Mann bin. Das ist jetzt ein Theil der Oeffentlichen Meinung Englands; und keine Macht im Himmel oder auf Erden wird sie jemals erschüttern. Ich kann stottern und faseln; ich kann hastig und seicht schreiben; ich kann die Zielscheibe und der Hackblock aller glänzenden, originellen Geister der aufsteigenden Generation werden: mein Ruf wird nicht leiden; er ist fest und solid, wie der Shakespeares auf einer uneinnehmbaren Basis dogmatischer Wiederholungen gegründet.

Zu meinem Unglück war der Prozeß dieser Gründung für mich höchst peinlich, weil ich von Geburt ein äußerst bescheidener Mensch bin. Schüchternheit ist die Form, die meine Eitelkeit und mein Selbstbewußtsein von Natur aus annehmen. Es ist auch demüthigend, wenn man, nach der blendendsten Entfaltung seiner beruflichen Tüchtigkeit, den Leuten sagen muß, wie gescheit man in Allem ist. Obendrein bekommen sie Das so satt, daß sie zum Schluß, ohne im Traum den behaupteten Glanz bestreiten zu wollen, ihn zu verab-

*) Als Herr Bernard Shaw das Amt des Theaterkritikers aufgab, nahm er mit der folgenden kleinen Satire Abschied vom englischen Publikum.

scheuen beginnen. Ich erhalte manchmal ganz wahnsinnige Briefe von Leuten, die fühlen, daß sie mich nicht länger ertragen können.

Dann sind da die Schauspieldirektoren. Sind die vielleicht dankbar? Nein: sie sind einfach geduldig. Statt zu mir als zu ihrem Führer, zu einem Philosophen und Freund emporzublicken, sahen sie in mir nur den Mann, der in jeder Woche ihren Stand und ihr Privatleben schmäht. Schlimmer als die Direktoren sind die Shakespeare-Verehrer. Als ich zu schreiben anfing, war William eine Gottheit und langweilig. Heute ist er ein Mitmensch; und seine Stücke haben einen beispiellosen Grad von Popularität erreicht. Dennoch überhäufen seine Anbeter meinen Namen mit Schimpf und Schande.

An diese Dinge darf man gar nicht denken. Ich hatte früher niemals Zeit, an sie zu denken; aber jetzt habe ich nichts Anderes zu thun. Wenn ein Mensch mit normalen Gewohnheiten krank ist, so beeilt sich Jeder, ihm zu betheuern, daß er bald genesen werde. Wenn ein Vegetarier krank ist (was zum Glück sehr selten vorkommt), versichert ihn Jeder, daß er bald sterben müsse, daß mans ihm gleich gesagt habe und daß ihm recht geschehe. Man fleht ihn an, wenigstens ein Bischen Fleischbrühe zu nehmen, damit er sich doch die Möglichkeit verschaffe, die Nacht zu überleben. Man erzählt ihm schreckliche Geschichten von Fällen, die seinem eigenen ganz ähnlich gewesen seien und nach unbeschreiblichen Qualen zum Tod geführt haben. Und wenn er sich zitternd erkundigt, ob die Opfer nicht verstockte Fleischesser gewesen seien, antwortet man ihm, er dürfe nicht sprechen, wenn er sich nicht schaden wolle. Zehnmal an einem Tag werde ich gezwungen, mit der Intensität eines Ertrinkenden über mein verflossenes Leben und über die beschränkte Aussicht auf eine drei Wochen lange schleichende Todesqual nachzudenken, die mir als meine wahrscheinliche Zukunft vor Augen gehalten wird. Und ich kann vor mir selbst nicht rechtfertigen, daß ich vier Jahre mit Theaterkritik vergeudet habe. Ich habe einen Eid geschworen, nie wieder solche Schuld auf mich zu laden. Nie wieder will ich die Schwelle eines Theaters überschreiten. Der Gegenstand ist erschöpft. Ich bin es auch.

Dennoch darf der Frohsinn der Leute nicht getrübt werden. Die vielen schönen Damen, die jetzt draußen, unter der Aufsicht zweier galanten Schutzmänner, warten, bis die Reihe an sie kommt, an mein Krankenlager zu treten, muß man beruhigen; sie betheuern manchmal, ihr Lebenslicht müsse erlöschen, wenn ich keine Theaterkritiken mehr veröffentliche. Ich will jeder die Blumen anbieten, die mir ihre Vorgängerin dagelassen hat, und sie mit der Versicherung trösten, daß die Fische, die das Meer liefert, noch nicht schlechter geworden sind, als sie früher waren.

London. Bernard Shaw.

Alt-Dresden.*)

Die geistige Entwickelung ging in der sächsischen Hauptstadt auch im siebenzehnten Jahrhundert getrennte Wege. Laut und prunkvoll schritt das Hofleben daher. Sein glänzender Vertreter ist der Bruder des vierten Johann Georg: August der Starke. Still und in sich gekehrt wandelte der bürgerliche Geist: seine höchste Entfaltung fand er in Bach und Bähr, dem Tondichter und dem Raumdichter der protestantischen Gemeinde.

Die dresdener Chronik der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts berichtet von ungezählten Festen. In dickleibigen, reichlich mit Kupferstichtafeln versehenen Büchern wird die „Durchlauchtige Zusammenkunft“ geschildert, einer jener prunkenden Fürstenbesuche, die man in den Tagen einer vorwiegend repräsentativen Politik für wichtige Staatsereignisse nahm. Im dresdener Kupferstichkabinet liegen dicke Bände mit Zeichnungen, in denen die Ringelstechen und Karussells festgehalten sind, die Bauernmärkte und Fuchsprellen, die Theatervorstellungen und Aufzüge. Die Hofkalender bringen eingehende Schilderungen, erzählen von den Witzen der Narren und von den Scherzversen der Diesen nahestehenden Hofdichter, mit denen sie den Hof beim Scheibenschießen oder auf den Thierhetzen und in den Wirthschaften unterhielten. Man nahm das Alles sehr wichtig und ordnete auch die derbsten Scherze streng nach den Gesetzen des Hofes. Der aber ließ die Bürgerschaft wenigstens zusehen, wie er sich unterhielt; er freute sich des Staunens der Menge. Diese Feste, über die sich die sittenpredigenden Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts in den heftigsten Unwillen hineinredeten, empfand damals alle Welt als etwas Erfreuliches. Der Fürst und der Hof dachten nicht daran, daß durch Verschwendung das Volkswohl geschädigt werden könne. Er war der Meinung, dem Volk eine Wohlthat zu erweisen, indem er einen glänzenden Hof hielt. Und darum sorgte er dafür, daß sein Volk sehen könne, wie viel Geld ausgegeben wurde. Die Feste waren dazu da, von der Menge bewundert zu werden. Man zog durch die Stadt, die Fürsten an der Spitze; man hielt auf dem Markt Mummereien ab. Die ganze Anordnung wies darauf hin, daß man vor Zuschauern sich bewegen wollte. Ja, selbst ins Theater ließ man die Menge ein; der Fürst bezahlte, das Volk hatte die Freude des Zusehens.

Weiträumige Bauten entstanden. Der Stallhof reichte nicht mehr aus; man schuf ein mächtiges Ballhaus, eine riesige Reithalle. Beide fielen der Zeit zum Opfer: das Ballhaus, nachdem es eine Weile dem König als erste katholische Hofkirche gedient hatte. Dann schuf man, als alle diese Anlagen nicht ausreichten, offene, von Tribünen umgebene Höfe. War der Stallhof in den alten Zwinger zwischen den mittelalterlichen Stadtmauern eingebaut worden, so nannte man die neuen Anlagen für gleiche Zwecke wieder Zwinger, endlich sogar den großen Prunkbau, den der König von M. D. Pöppelmann herstellen ließ, das eigenartigste unter seinen Bauwerken.

Italienische Schauspieler und Sänger wurden berufen, Haupt- und Staatsaktionen aufgeführt. Auch dort war fast mehr zu sehen als zu hören. Der prunk-

---

*) Ein paar Bruchstückchen aus dem anmuthigen und lehrreichen Büchlein, das Herr Geheimrath Gurlitt, unter dem einfachen Titel „Dresden“, in seiner Sammlung „Die Kultur“ bei Marquardt & Co. um die Julimitte erscheinen läßt.

volle Bau des Opernhauses, die unerschöpflich reiche Kunst der Bühnenausstattung, der Kleider und Menschengruppen beschäftigten die Geister mindestens eben so sehr wie die Dichtung in Worten oder Tönen. Das neunzehnte Jahrhundert hat solche Vorstellungen als Inbegriff aller Geschmacklosigkeit und Oede gekennzeichnet, wie es denn überhaupt den Trost der Armen, daß Reichthum nicht glücklich mache, dahin umgestimmt hatte, der Reichthum sei das Unglück. Erst Wagner hat die Welt wieder belehrt, daß eine Vereinigung aller Kräfte dem Theater noththue. Viel, immer Neues, immer Ueberraschendes zu bieten, war damals die Aufgabe der Bühne. Da die Architektur für einen Teil der Kriegskunst galt und für eine Hauptaufgabe des vornehmen Mannes, Kriegskunst zu studiren, sprach damals der Architekt eine verstandenere Rede zu der gebildeten Welt. Was Theaterbaumeister wie die bologneser Sippen der Bibiena, der Mauri und Andere von der Bühne her an Innenräumen boten, an Prachtsälen, wie sie wohl in Pappe und Lattengestellen, nicht aber in gleicher Kühnheit in Stein auszuführen waren: Das rief in ganz anderer Weise den Beifall der Menge hervor, als es heute bei Raumschöpfung auf der Bühne der Fall ist: es war der der Sachverständigen!

Nicht minder klagte man im neunzehnten Jahrhundert über die hohen Preise, die das siebenzehnte und achtzehnte den Sängern und Sängerinnen, den Tänzern und Tänzerinnen zahlte. Aber man wolle nicht vergessen, was die Bühne jener Zeit leistete. Sie behandelte die Fragen der vornehmen Welt, sie stellte dieser in gesteigerter Form ihre Fürsten vor. Sie war die Lehrstätte jener auf äußere Würde ausgehenden Gesellschaftform, die damals die Welt beherrschte. Die Tänzerin warf nicht die Beine in die Luft und ging nicht auf den Fußspitzen, sondern sie tanzte die Courante und das Menuet so, wie die Königin und die Prinzessin es tanzen zu können hofften. Sie bot nicht unerhörte Proben von Kraft und durch Uebung erzielter Gelenkigkeit, sondern sie bot im Geist der Zeit vollkommene gesellschaftliche Form, sie bot ein Vorbild der Anmuth und Würde, wie die Zeit sie von der vornehmen Frau erwartete. Der Tanzmeister war Anstandslehrer, der Schauspieler dem König in Vielem verwandt: Beide bestimmt, vor einer großen, aufmerksam und kritisch beobachtenden Menge zu handeln. Darum war auch nur das Urtheil des Hofes maßgebend. Dieser allein besaß die kritische Vorbildung, wußte, wie ein König sich königlich zu bewegen habe. Und der erste Sachverständige war der König selbst. Alle Zeitgenossen sind des Lobes voll über sein Auftreten. Seine Stärke gab ihm den Beinamen. Es ist ja für Frauen ein besonderer Reiz, von einem Mann zu wissen, daß er mit der Hand Hufeisen zerbrechen und daß er mit steifem Arm einen Trompeter zum Fenster hinaushalten kann. Aber dieser starke Mann hatte künstlerisch volle Gewalt über sich selbst. So verkehrt auch in realen Dingen seine Politik war, so wenig er hier seinen Willen in planmäßigem Handeln durchzuführen wußte, so sehr eine lebhafte Einbildungskraft ihn zu ungeschickten Handlungen und zum raschen Vergessen unglücklicher Ereignisse führte: Niemand hat ihm die Anerkennung verweigert, daß er in der Kunst des Königseins nur von Ludwig dem Vierzehnten übertroffen wurde. Und um dieses Königseins willen hatte er ja den Glauben gewechselt. Ihm war es rascher gelungen als dem Brandenburger und dem Braunschweiger und dem Savoyer und all den Anderen, deren Ehrgeiz den selben Weg ging.

Die Archive erzählen von der Art, wie der König sich in künstlerischen

Dingen bethätigte. Noch war nicht die Zeit gekommen, die Meister allein um ihrer Werke willen zu feiern; sie waren Hilfskräfte, die in den allgemeinen Kunstbetrieb mitwirkend einzugreifen hatten. Der König aber war der große leitende Künstler. Seine Zeichenkunst war freilich gering, eben so gering wie sein Sinn für Rechtschreibung. Er füllte die Pläne seiner Baumeister, die Festentwürfe seiner Dekorateure, die Anordnungen seiner Hofmarschälle, die Ordre de bataille seiner Generale für die unblutigen Schlachten im zeithainer Lustlager mit Anmerkungen im wunderlichsten Französisch, das er mit königlichem Selbstgefühl so schrieb, wie er es sprach, völlig unbekümmert darum, wie es jenseits der Vogesen behandelt wurde. Aber die Anmerkungen haben Sinn und Ziel. Der Zeichnungen, die für den König gefertigt wurden, ist eine ungezählte Menge. Wenn der Schwede im Land war, wenn die Polen ihn plagten, zog er sich zurück zu den Mappen, in denen seine architektonischen Träume zu Form gebracht waren, in denen Dresden und Warschau zu Prachtstädten umgebildet wurden, unbekümmert um die Kosten und um die verfügbaren Mittel. Das Bauen war August dem Starken eine Ausdrucksform seines königlichen Sinnes, so recht eigentlich der Inhalt seiner Regierung. Er feierte nicht Feste, weil er König war, sondern er wurde König, um desto glänzendere Feste feiern zu können. Darin half ihm die Zeitauffassung, an der es wenig ändert, wenn eine spätere Zeit sie für verkehrt, für leichtfertig, ja, für verbrecherisch erklärte. So empfand das Volk, der Hof; Das reizte die Freunde des Königs, die Grafen Flemming und Wackerbart, Hoym und Beuchlingen und wie sie sonst heißen, zu gleichem Thun an. Auch sie gaben Feste, ließen Ballette aufführen, hielten einen großen Hofhalt, brachten Geld unter die Leute. Konnten sie doch hoffen, daß der König ihnen ihre Paläste abkaufte, sobald er zu Geld kam, und zwar dann auch zur Belohnung für ihr Thun mit königlicher Freigiebigkeit.

Gerade diese Freigiebigkeit hat man ihm am Meisten übelgenommen, vor Allem, so weit sie sich auf gefällige schöne Frauen an seinem Hof bezog. Aber man thut gut, nicht mit dem Urtheil unserer Zeit oder gar mit dem des neunzehnten Jahrhunderts sich zufrieden zu geben. Seiner Zeit erschien die Handlungweise nicht unrichtig. Damals war die Staatswirthschaft in höchster Blüthe, die man die merkantile genannt hat: Wahre die Grenzen, daß viel Geld hereinkommt und wenig hinausgeht. Und innerhalb der Grenzen verhüte, daß das Geld sich in die Kisten der Habgierigen verliert, sondern sorge dafür, daß es wacker im Rollen bleibt. Wenn Hungersnoth im Land herrschte, so flehte man die Fürsten an: Gieb Geld aus, damit die armen Leute Etwas zu verdienen haben; aber gieb es so aus, daß die reichen Leute und daß mit ihnen ihr Geld ins Land gezogen werden! Also immer neue Feste in Dresden, immer lauter, immer anlockender! Laß Keinen zu Hause; Jeder muß seine Thaler aus dem Strumpf holen, damit die Kommerzien in Schwung kommen. Denn das Geld bleibt ja dem Land erhalten, mag es nun Hinz oder Kunz besitzen. Von einem Maler draußen in Rom oder Paris ein Bild kaufen: Das war freilich im finanziellen Sinn ein Fehler. Aber den Mann nach Dresden rufen, der aus Leinwand und Farbe einen Gegenstand von hohem Werth schuf, ihn hoch bezahlen: Das war sehr verständig. Wenn der Mann nur gute Lebensart genug besaß, das Geld auch wieder flott auszugeben. Wenn man zur Wahrung der Würde des Hofes für nöthig empfand, die Wände mit Gobelins und die Tische mit holländischen Fayencen und böhmischem Glas zu schmücken, so zeigte

sich August sofort bereit diese Dinge im Lande selbst erzeugen zu lassen, Fabriken anzulegen, von denen es ihm ziemlich gleichgiltig war, ob sie Verlust oder Gewinn bringen; wenn nur das ganze Land nicht mehr das Geld ins Ausland gehen sehen mußte und wenn nur Geld ins Land hineinkam. Und wenn ein Zufall dem König einen Goldmacher, Böttcher, in die Hand spielte, so war er froh, als Dieser, auf die ursprünglich ihm nachgesagte Kunst verzichtend, Gegenstände erzeugen lehrte, für die gewaltige Summen aus ganz Europa über Holland nach China und Japan gingen: das Porzellan. Die Geschichtschreiber des sächsischen Porzellans klagen über die wenig günstigen Rechnungabschlüsse der Manufaktur und darüber, daß der König eigenwillig in den Betrieb eingriff, indem er für sich selbst und für seine Schenklaunen arbeiten ließ. Sie vergessen, daß nicht die Manufaktur, sondern das Land ihm am Herzen lag, daß Frankreich und die Türkei, Deutschland und der Westen nun sein Geld auf die leipziger Messe brachte und daß dies Geld im Land blieb.

Der König war unsittlich. Er hatte das Unglück, einer seiner Art wenig entsprechenden Frau verbunden zu sein, die fast gleichaltrig mit ihm war. Die Zeit dachte leicht über die ehelichen Sünden der Fürsten: „Le sang du roi n'injure pas!“ klang es von Frankreich herüber. Fürsten, die keine Maitressen hatten, thaten wenigstens so, als sei diese oder jene Dame in den gefeierten Stand aufgerückt. Das gehörte nun einmal dazu. Die Polen wurden ungeduldig, als August nur eine sächsische Geliebte hatte; sie forderten auch eine von ihrer Seite. Und der König zeigte sich huldvoll und gab auch der Polin die reichsten Geschenke. Es ist wohl nicht sehr gerecht, Den, der den größten Vortheil vom Geist der Zeit hatte, für diesen verantwortlich zu machen. Es ist richtig: der König nahm seinen Unterthanen Steuern ab; die Schraube mußte hart angezogen werden. Aber er verschlang doch das Geld nicht. Er gab es ja wieder an seine Unterthanen aus. Welch kluge, großdenkende Handlungweise! Nur daß sächsisches Geld nach Polen floß, hat man ihm damals in Sachsen zum Vorwurf gemacht.

Was die Johann George angestrebt hatten, vollendete August. Dresden und Sachsen wurden zu Hochschulen der deutschen Kunst, der deutschen Kultur. Noch lange nach ihm galt das Wort von Leipzig als dem Klein-Paris und das zweite, daß ein Mann von Bildung nur in Sachsen leben könne. Noch heute rühmt oder höhnt man die sächsische Höflichkeit. Das Wort „höflich“ kommt von Hof. Noch heute nennt man gut dresdenerisch einen gesitteten Mann, ein braves Weib hübsch. Hier bezieht das Wort sich nicht, wie in der Schriftsprache, auf die äußere Erscheinung allein: die Hausfrau will ein hübsches Mädchen in der Küche haben und meint damit, daß sie ein ordentliches, fleißiges und nebenbei auch ein Mädchen haben will, das Gefallen erweist und erweckt. Und auch das Wort „hübsch“ kommt von „höfisch“. Das Volk empfand, daß die höfische Sitte die bessere, vornehmere sei. Die Eigenart des Sachsen, daß er als höflich gilt, dankt er in erster Linie dem volksthümlichen Hof August des Starken.

In den Städten Sachsens begann seit 1670 etwa, nach Ueberwindung der ärgsten Kriegsnoth, die Baukunst sich wieder zu regen. Auch Dresden zeigt aus dieser Zeit einige bemerkenswerthe bürgerliche Bauten, Werke tüchtiger Maurer- und Zimmermeister. An Dem, was die Stadtverwaltungen schufen, finden sich vielfach ruhmredige Inschriften. Große Worte hatten oft kleine Thaten zu verdecken. Auf den Kirchhöfen entstand ein sonderbares Kunsttreiben. Sie wurden die Stätten,

auf denen die Bildhauer sich zeigten. Eine wahre Leidenschaft für stattliche Grabdenkmäler brach an. Oft traf ich solche, in denen das Todesjahr des Verstorbenen fehlte oder unverkennbar nachträglich eingefügt war. Es handelte sich also um Grabsteine, die sich ein noch Lebender selbst gesetzt hatte. Und er versäumte dabei nicht, die Hinfälligkeit alles Irdischen in Wort und Bild zu betonen, den Tod in seinem Grausen zu schildern: die Würmer, die aus dem Totenschädel kriechen, den Knochenmann; alle jene derb die Seelen anpackenden Formen, die später Lessing zu lebhaftem Ankämpfen veranlaßten. Aber bei allen Aeußerlichkeiten, bei der oft theatralischen Darstellung der Zerknirschtheit drang doch tief und tiefer ein menschlich edles Empfinden durch. Es fand im Wort nicht den vollen Ausdruck, es suchte ihn in den beiden Künsten, die begrifflich am Wenigsten klar zu sprechen vermögen: in Baukunst und Tonkunst.

Als ich vor dreißig Jahren begann, mit sächsischer Kunstgeschichte mich zu beschäftigen, mit der Kunstgeschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, trat ich einem Zustand entgegen, den die Zeit des großen literarischen und wirthschaftlichen Aufschwunges geschaffen hatte: nämlich der völligen Mißachtung der vorausgehenden ungelehrten und unliterarischen Anschauungweise. Abgesehen von der Geschichte der Malerei lag eine Leere vor mir, aus der nur die Künstler herausragten, die Bücher geschrieben hatten: Pozzo, Fischer von Erlach und dann der eine, mit dem der berliner Ortsgeist, wie er sich in Nicolai bekundet, sich beschäftigt hatte: Schlüter. Alle anderen traf ein billiger Hohn: sie galten als zopfig.

George Bähr, der Baumeister der dresdener Frauenkirche, wird, wenn man das neunzehnte Jahrhundert erst besser überwunden haben wird, wieder in vollem Glanz hervortreten als einer der Größten seiner Zeit. Ein Leben, das dem vornehmsten Ziel des Architekten geweiht war, dem Schaffen einer neuen Grundrißform aus einem neuen Bedürfniß heraus. Alle Bedenken gegen Schwächen formaler Art haben zurückzutreten gegen die Größe, mit der von ihm die Aufgabe erfaßt wurde... Die Orgel der Frauenkirche baute Silbermann, der größte deutsche Orgelbauer. Ob Bach auf ihr gespielt hat, weiß ich nicht. Er kam seit 1723, seit er Kantor an der Thomasschule in Leipzig war, öfter nach Dresden, um sich an Hasses Opern und Aufführungen und an der Faustina Hasse Gesang von dem Aerger über die Quertreibereien der Gelehrten an der Schule zu erholen. Sollte er es sich versagt haben, den Bau kennen zu lernen, der seinem Wesen so gemäß war?

... **Die weitausholende Bewegung, die zur pietistischen Vertiefung des Protestantismus führte, fand in Bähr und Bach ihre Bekrönung. Es hat zweier Jahrhunderte bedurft, ehe das in Knechtschaft der Antike und mit ihr in blödes Gelehrtenthum verfallene deutsche Volk begreifen lernte, was es in diesen Menschen einst besessen hat. Das Große in ihnen ist die Selbständigkeit und die nationale Eigenart; der Mangel an Dem, was durch Fleiß aus Büchern erlernt werden kann; das Abweisen allen Ballastes an Wissen und an Spitzfindigkeit, das über den Gelehrtenschulen lag; die klare Ablehnung des Erbfehlers der deutschen Bildung: der Schulmeisterei. Die edelsten Züge aus einer Gedankenwelt, wie sie Philipp Jakob Spener angeregt hatte, kamen hier zu künstlerischem Ausdruck: der Glaube an die lebendige Gegenwart Christi durch seinen Geist, der Glaube an den Werth einer Lehr- und Volkskirche, als an das Mittel, dieses Geistes theilhaftig zu werden, der Glaube an die Kraft eines gemeinchristlichen Priesterthumes, an eines solchen, das durch Vor-**

leben lehrt, durch Liebe heilt, durch sittlichen Ernst und Strenge zum Guten führt; die Hoffnung auf eine Heiligung des Menschen aus sich heraus, auf seine Befreiung und Größe, seine Rechtfertigung vor Gott und Menschen, trotz äußerer Bedrängniß. Es war eine Zeit, wie die des Heiligen Franziskus von Assisi: der Glaube wurde menschlich und der Mensch deshalb gläubig. Friede in Gott kam über das Volk, oder wenn Das zu theologisch klingt: Friede in geschlossener Weltanschauung. Das lehrt Bährs und Bachs Kunst. Das erzählt mir die Frauenkirche in Dresden.

Als August der Starke die Augen schloß, hatte Dresden eine völlig veränderte Gestalt angenommen. Ein Brand von 1685 hatte die Neustadt fast ganz zerstört. Zahlreiche Pläne für den Wiederaufbau beweisen, in wie hohem Maß der König Antheil am Wiederaufbau nahm und wie er diesen nach einem groß angelegten Plan erstrebte. Damals entstanden die nach dem nördlichen Festungthore zu gerichteten Straßen, vor Allem die Hauptstraße, die im sogenannten Blockhaus einen Abschluß erhielt. Ein hoher Obelisk sollte auf diesem stehen, kam aber leider nicht zur Ausführung. Der Graf Flemming baute das Holländische Palais, das spätere Japanische, als Abschluß der Königstraße, für deren Wohnhäuser eine strenge Vorschrift erlassen wurde; sie mußten alle zweigeschossig und mit schlichtem Hauptgesims gebaut werden, also in künstlerischer Beziehung auf das Palais, dem sie als Hinweis dienten. Kasernen und ein Kadettenhaus wurden erbaut, die neustädter Dreikönigskirche, die den Zug der Hauptstraße störte, abgebrochen und an geeigneter Stelle neu aufgeführt. Die Elbbrücke wurde durch Pöppelmann in die Gestalt gebracht, in der sie auf unsere Tage überkommen ist. Das königliche Schloß, das 1701 durch Brand stark gelitten hatte, erhielt jene vorläufige Gestalt, die es bis in die Jahre nach 1890 aufwies. Vorläufig deshalb, weil der König mit riesigen Plänen für einen neuen Sitz seines Hauses umging, von denen ein Theil, der Zwinger, zur Ausführung kam. Der Wetteifer mit dem Preußenkönig hinderte die Vollendung des ganzen Werkes: August erstrebte zu Großes, um bei der Ungunst der ihn umgebenden Verhältnisse zu einem Ende kommen zu können. Aber er schuf doch einen Platz für den Sport jener Zeit, für die Ringelstechen und Karussells, für die Reiterspiele und Wagenaufzüge, wie er reizvoller nicht gedacht werden kann. Kaum ein zweiter Fürst verstand es, sein ganzes Wesen so schlagend zum Ausdruck zu bringen, wie hier der Meister der höfischen Künste seiner Zeit es gethan hat. Man lese das Vorwort zu dem Werke, das über den Zwingerbau herausgegeben wurde. Der Verfasser, der Volkswirth Von Loën, ist des Ruhmes voll für den Herrscher, der den Garten der Hesperiden in die Wirklichkeit zu übertragen verstanden habe.

Die Stadt füllte sich mit Neubauten. Die schlichten Formen der Renaissancehäuser mit ihren Giebeln, Erkern und Thoren als einzigem reicher behandelten Schmuck wichen planmäßiger gestalteten Anlagen. Gerade in der Lösung einfacherer Aufgaben zeigten sich die Barockmeister auf der Höhe ihrer Schaffenskraft. Man vergleiche ihre vornehme Zurückhaltung mit Dem, was das endende neunzehnte Jahrhundert als „barock" verstand und ausführte. Welche Feinheit im Abwägen, welche Meisterschaft in der Massenverteilung, so daß ein bescheidener Schmuck die ganze Schauseite reich erscheinen ließ. Aber auch welche Traulichkeit in der Anlage der weiten Eingangshallen, der anmuthigen Höfe, der nun durchweg geradläufigen Treppen, der Vorzimmer, von denen aus die „Enfilade" der eigentlichen Wohngelasse zugänglich war. Man schlief in verschwiegenen Alkoven, ohne

Furcht vor den Schrecknissen der modernen Hygieniker; man freute sich weiter, hoher Räume, die durch stattliche, von außen heizbare Oefen erwärmt wurden; man zierte diese mit einer jede Einzelheit umfassenden Sorgfalt aus, schmückte sie mit den kostbaren Erzeugnissen der Porzellanmanufaktur, mit Bildnissen und Bronzen; man bildete dem gesellschaftlichen Leben eine Heimstätte von vollkommener Einheitlichkeit und auch der bescheidene Bürger nahm Anteil am raschen Fortschreiten des Geschmackes... Noch hielt man fest am Grundwesen der Stadt als Festung. In den Archiven erhielten sich zahlreiche vom König selbst angegebene Pläne für die Stärkung der Werke. Aber draußen vor den Toren legte man den Großen Garten und andere Parke an, mehrten und dehnten sich die Sommersitze, die sorgfältig gepflegten Blumenparterres, die mit Statuen verzierten beschnittenen Hecken, die anmuthigen Ueberraschungen inmitten der die Waldstücke auftheilenden Wege. Man hatte in Frankreich eine neue Kunst des Gartenbaues gelernt, man gab die einseitige Vorliebe für holländische Spielereien mit beschnittenen Bäumen, von bunt gepflasterten Wegen, eingefaßten geometrischen Blumenbeeten auf und lernte große Massen aus der Natur herauskomponiren und sie in Beziehung zur Landschaft setzen. Die Gärten von Niedersedlitz, von Pillnitz und die großartige Umgestaltung des aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Schlosses Moritzburg, sind Zeugniß hierfür.

Die dresdener Bürgerschaft seufzte unter dem Joch der schlechten Zeiten. Man klagte darüber, daß so viel gutes sächsisches Geld nach Polen gehe. Aber der Vorwurf, daß der König und daß seine Verschwendung an all dem Unglück, das hier und dort festlich in den Glanz der Zeiten hineinblickte, Schuld seien, stammt erst aus einer späteren Zeit, die auch an die Moral der Fürsten einen anderen Maßstab anlegte als das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten. Als man August den Starken zu Grabe trug, verfolgte seinen Leichenzug viel dankbare Bewunderung, nicht aber, wie den französischen König, der Haß seines Volkes.

Dresden. Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

Banken und Bankiers.

Die Mißstimmung über das Monopol der Großbanken wird von Jahr zu Jahr stärker; ihnen schiebt man die Schuld daran zu, daß in einer Periode wirthschaftlicher Hochkonjunktur das Börsengeschäft so arg zurückgegangen ist. Ich erwähnte neulich eine drastische Aeußerung über die Effektengeschäftskünste der Großbanken. Nun sind in den letzten beiden Monaten zehn Privatbankfirmen (darunter zwei, die über hundert Jahre alt waren) zusammengebrochen. Die Großbanken haben ihnen die Existenz unmöglich gemacht. Das Kommissiongeschäft bringt den kleinen Bankiers nichts mehr ein, weil die Großbanken die meisten Effektengeschäfte „in sich selbst" erledigen und die Emissionen unter sich abmachen; der Privatbankier kann den Ring der großen Institute nicht durchbrechen und findet an der gedeckten Tafel keinen Platz. Das Monopol der Großbanken beruht darauf, daß sie nur geringe Vermittelungsgebühren zu fordern brauchen. Was sie an Courtage und Provisionen einnehmen, deckt noch nicht die kleinere Hälfte ihrer Unkosten. Dafür sichern sie sich einen allen „Anforderungen" gewachsenen Stamm von Kunden, der nur

ganz selten versagt. Wenn der einzelne Bankier so niedrige Vermittlergebühr berechnete, würde er sich dem Ruin aussetzen. Das geschieht, wie die erwähnten Insolvenzen zeigen, auch manchmal, wenn er sich auf andere Weise schadlos zu halten versucht. Daß unter den falliten Firmen Häuser sind, die, wie Sahler in Kreuznach und Roeßler in Anklam, mehr als hundert Jahre bestehen, zeigt immerhin, daß Leichtsinn nicht allein die Ursache der Katastrophe gewesen sein kann. Die Thatsache, daß den Privatbankiers von den durch Fusionen und Konzentrationen gestärkten Großbanken das Leben erschwert wird, ist nicht wegzuleugnen. Schlägt man das Deutsche Bankierbuch auf, so findet man noch Hunderte von Privatbankfirmen, die im Deutschen Reich bestehen; aber fragt mich nur nicht, wie Da an den Effektengeschäften der Kundschaft nur noch wenig oder gar nichts zu verdienen ist, muß sich mancher Bankier mehr als früher auf Spekulationen für eigene Rechnung einlassen, um sich über Wasser zu halten. Nicht alle Bankiers spekuliren; daß viele mit Goldshares, Kuxen und anderen Industriepapieren ihr Glück versucht haben, ist aber nicht zu leugnen. Die schlechten Geschäfte machen die Leute nervös und gegen den kleinsten Tadel empfindlich; thöricht ist aber die Behauptung, durch die Feststellung einfacher Thatsachen werde die „Ehrenhaftigkeit des Bankierstandes" angezweifelt. Natürlich giebts Bankiers, die vor lauter Ehrenhaftigkeit keine Geschäfte mehr machen. Bei der jüngst in Schwierigkeiten gerathenen Bankfirma Werthauer & Co. in Kassel ist festgestellt worden, daß die Inhaber dieses Bankgeschäftes, das zu mehreren berliner Großbanken gute Beziehungen hatte, durchaus solide Leute waren, die trotzdem ins Unglück geriethen, weil sie für eigene Rechnung zu stark in Amerikanern, südafrikanischen Goldshares und Montanaktien spekulirt hatten. Die Opfer dieser Insolvenzen sind meist kleine Gewerbetreibende, Handwerker, Beamte, kleine Sparer aller Arten. Daß gerade diese Schicht leidet, macht das Urtheil oft ungerecht; man thut, als sei der Bankier allein schuldig, und stellt sich damit selbst als unmündig hin. Ob der Bankier Vertrauen verdient, kann schließlich Jeder selbst feststellen. Oft aber genügt schon das Versprechen, Depositengelder mit 2 oder 3 Prozent mehr zu verzinsen, als große Banken dafür zahlen, um dem Publikum über die Solidität des Bankiers jeden Zweifel zu nehmen. Der aber muß genug verdienen, um die hohen Zinsen für die fremden Kapitalien aufzubringen und für sich selbst einen Ueberschuß zu erzielen. Was soll er thun? Er spekulirt in Effekten. Das reine Zins- und Wechseldiskontgeschäft kommt für die Privatbankiers kaum in Frage; Primakunden brauchen ihn nicht, da sie mit der Reichsbank und den großen Banken billiger arbeiten, und eine zweifelhafte Kundschaft ist schlechter als gar keine. Wie elend das Kommissiongeschäft, die Zuflucht des Privatbankiers, geworden ist, lehren schon die Praktiken, die heutzutage bei der Unterbringung von Hypothekenpfandbriefen angewendet werden. Die Hypothekenbanken sind heute mehr als je auf die Vermittelung der Provinzbanken angewiesen; versagen die, dann ists mit dem Absatz ihrer Pfandbriefe aus. Bei mehreren Insolvenzen sind auch Hypothekenbanken zu Schaden gekommen, die den betroffenen Bankiers Obligationen zum Verkauf in Kommission gegeben hatten. Der kleine Bankier richtet sich bei der Empfehlung der (an sich ja ziemlich gleichwerthigen) Pfandbriefe nicht nur nach dem Ansehen der ausgebenden Hypothekenbank, sondern vor Allem nach der Höhe der Provision, die er für den Verkauf bekommt. Und da werden Vergütungen bewilligt, die den normalen Satz von 1 Promille weit übersteigen. Jetzt gehts

nur noch nach Prozenten; wer am Meisten bezahlt, hat die besten Pfandbriefe. Die muß der Kunde unter allen Umständen nehmen. Manche Bankiers lassen von ihren „jungen Leuten“ das Land bereisen und den Bauern die Pfandbriefe von Haus zu Haus anbieten. Ob ein solcher Hausirhandel mit Werthpapieren gegen die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung verstößt: diese Frage ist nicht so wichtig wie die andere: ob er sich mit dem sonst so laut betonten Standesbewußtsein der Bankiers verträgt. Doch den Kleinen wird das Leben heute eben zu sauer gemacht.

Auch im Fall Sahler & Co. in Kreuznach ist der Einfluß der Großbanken zu merken. Man denke: ein Bankgeschäft, dem die Reichsbank 5 Millionen Mark gegen Wechsel kreditirt hat, wird in einer Zeit insolvent, wo das Centralnoteninstitut die Wechsel der Firma noch diskontirt. Ein faules Unternehmen kanns nicht gewesen sein; die Reichsbank ist in Geschäften nicht leichtsinnig. Man hat denn auch festgestellt, daß es sich nicht um eine wirkliche Ueberschuldung, sondern nur um vorübergehende Verlegenheiten handelte. Trotzdem brach die Firma zusammen; und an ihre Stelle traten schnell zwei Großbanken mit Filialen (die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft und die Bergisch-Märkische Bank). Daß die Aktienbanken die Erbschaft der kreuznacher Privatfirma so eilig antraten, erregte einiges Kopfschütteln. Man dürfte wohl fordern, daß die Großbanken die Privatbankiers, die von den Emissionhäusern auf den Markt gebrachte Effekten übernommen und sich darin über ihre Kraft festgelegt haben, stützen und nicht ruhig zusehen, wie ein lebensfähiges Geschäft sich an einer kleinen Wunde verblutet. Aber die Großbanken sind keine Freiwilligen Rettungsgesellschaften, sondern Unternehmen, die, mit einer Portion gesunden Egoismus ausgestattet, nach dem Grundsatz handeln: „Ote-toi que je m'y mette!“ Ein schöner Anblick ists freilich nicht, daß der Weizen der D-Banken auf einem Gräberfeld blüht. Aber das Wegblicken nützt auch nicht.

Wie zwischen Großbanken und Privatbankiers, so wüthet auch zwischen Waarenhäusern und Detaillisten ein stiller Krieg. Die großen Kaufhäuser, in denen man Alles findet, sogar Depositenkassen, haben aller Angriffe und Besteuerungen gespottet. Sie sind stärker als je und die von ihnen bedrängten kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden haben kaum noch auf Mitleid zu rechnen. Die Nothwendigkeit des Waarenhausbetriebes ist eben nicht mehr zu leugnen. Der Grundsatz, durch Konzentration die Unkosten möglichst zu verringern, um billig verkaufen zu können, ist unumstößlich; auf allen Gebieten. Auch auf dem des Bankgeschäftes. Einen Theil der Privatfirmen haben die Aktieninstitute schon verschluckt; ein anderer Theil wird folgen; was dann noch übrig bleibt, ist entweder kräftig genug, um die Konkurrenz aushalten zu können, oder zum Siechthum verurtheilt. Ein schrankenloses Monopol der Großbanken ist nicht zu erstreben. Wer von der wirthschaftlichen Bedeutung der Börse überzeugt ist, kann nicht wünschen, daß die Banken das Effektengeschäft ganz an sich ziehen. Vielleicht würde eine verschiedene Besteuerung der an der Börse durch die berufenen Kursmakler erledigten Transaktionen und der von den Banken „in sich“ besorgten Geschäfte der Börse wieder zu ihrem Recht helfen. Besteuert man die regulär durchgeführten Effektengeschäfte niedriger als die in den Banken erledigten, so könnte ein Ausgleich für die niedrigen Vermittelungsgebühren der Großbanken bewirkt werden, der den Privatbankiers die Konkurrenz erleichterte. Vielleicht könnte auch ein unter Staatsaufsicht stehender Kursmaklerverein Etwas gegen das Großbankenmonopol erreichen. Wenn die Börse ihre alte Stellung zu-

rückerobert, gewinnen auch die mittleren und kleinen Bankiers. Die Großbanken haben es gar zu leicht, durch ihre Depositenkassen und Filialen neue Effekten „unter der Hand“ zu placiren. Das Börsengesetz schreibt für jede Neuemission einen Prospekt vor, der alle für die Beurtheilung des Unternehmens wichtigen Angaben enthält. Wenn aber das neue Papier schon untergebracht ist, bevor der Prospekt herauskommt und die Zulassung zum Börsenhandel beantragt wird, dann ist die ganze Prozedur nur noch leere Form. Der Gesetzgeber will dem Publikum die Möglichkeit bieten, sich vor dem Ankauf neuer Werthpapiere über deren Unterlage zu informiren. Diese Absicht wird durch die vorzeitige Unterbringung der Effekten vereitelt. In den Filialen und Depositenkassen werden natürlich nur solche Papiere empfohlen, an deren Verkauf den Banken besonders viel liegt. Und da die großen Institute zusammenarbeiten und keinen Fremden in den Ring hineinlassen, so können sie den Effektenbesitz ihrer Kundschaft genau kontroliren und sich dadurch bei den Aktiengesellschaften den entscheidenden Einfluß sichern. Die Großbanken bringen also die von ihnen emittirten Papiere leicht unter und üben das an den verkauften Papieren haftende Stimmrecht dann in den Generalversammlungen aus: kein Wunder, daß die Privatbankiers dadurch verbittert sind. Nicht zu vergessen ist dabei freilich, daß die Beziehungen zu den Banken den Industriegesellschaften Nutzen bringen; so, zum Beispiel, wenn die Zeit der Dividendenzahlungen heranrückt. Nicht jede Aktiengesellschaft, die eine hohe Dividende verkündet, hat die zur Auszahlung nöthigen Mittel. Bei starker Beschäftigung und Geldknappheit kommt es vor, daß die Vorräthe und die Debitoren die „liquiden“ Mittel darstellen. Mit Waaren oder Forderungen aber sind Aktionärdividenden nicht auszuzahlen. Da streckt denn die Bank das Geld vor. Das könnten nur sehr reiche Privatbankiers: hier ist einer der Punkte, wo der Nutzen des Großbankwesens sichtbar wird; und nicht einmal der wichtigste.

Die Großbanken haben beträchtliche Kapitalien in nicht immer leicht zu liquidirenden Unternehmungen festgelegt und ihre ausgedehnte Kreditgewährung bringt ihnen manches Risiko; sind sie darum weniger sicher als die Privatbankiers? Mancher sagt, die Banken haben durch die Ueberproduktion von Effekten zu den großen Verlusten beigetragen, die das „deutsche Nationalvermögen“ durch die Kursrückgänge erlitten habe. Das stimmt aber nicht; das „Nationalvermögen“ als Ganzes kann durch Kursverluste nicht berührt werden: das auf der einen Seite verlorene Geld taucht auf einer anderen Seite ja wieder auf (wenn es nicht etwa für die Dauer ins Ausland geht). Ob und in welchem Umfang die Banken das deutsche Kapital aus der Heimath vertrieben haben: Das ist eine andere Frage. Wir haben nun einmal eine große Zahl von Werthpapieren und für den Privatbankier ist das Effektengeschäft heute eben so wichtig wie für die Großbank, die den Effektenhandel ja nicht geschaffen hat. „Der Bankier giebt seinem Kunden uneigennützigere Rathschläge als der Depositenkassenvorsteher“: auch Das kann man hören. Daß die Uneigennützigkeit oft von der Höhe der Absatzprovisionen abhängt, erwähnte ich schon. Ein solider Bankier wird sich bemühen, dem Kunden nur Papiere zu empfehlen, die nach seiner Meinung nicht gefährdet sind. Irrt er vielfach, so verliert er die Kundschaft. Er muß sich also mehr anstrengen als der Bankbeamte. Soll aber gerade auf diesem Gebiete die Tendenz zum Großbetrieb ausgeschaltet sein? Gelingt es, das Börsengeschäft wieder zu heben, dann wird auch der geschickte Bankier wieder sein Auskommen finden. Auf ein bequemes Leben mit reichlichem Verdienst darf er in der Zeit harter Konkurrenz freilich fortan nicht mehr hoffen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 13. Juli 1907.

Frankreich und Deutschland.

1870.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernest Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. Meminisse juvabit; drum will ich ein paar Hauptstellen anführen. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit, und wenn sie rechter Art ist, nicht blos eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und acht-

zehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es nicht verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Wir Deutschen haben in der harten Schule des Unglücks und der Schmach, wobei zum großen Theil Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund- und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor Allem unsere Uneinigkeit, als Das erkennen gelernt, was sie sind: als die Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, ihn, statt durch stille Arbeit im Inneren, durch laute, abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung, an der Spitze der Nationen zu stehen, und die Sucht, sie zu bevormunden und aus-

zubeuten: diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen wie die vorhin genannten in der germanischen, sind von Ludwig dem Vierzehnten, von dem ersten und hoffentlich dem letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharakter dabei den tiefsten Schaden genommen hat. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sechzehnten September, im Journal des Débats Renans Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, das geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regirung muß getadelt werden. Bismarcks Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgraetz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachtet

mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind sonaiv, zuglauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regirung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Angliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unserer Regirung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhmsüchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. ‚Laßt uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!‘ So spricht eine Partei. Die andere sagt: ‚Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.‘ Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt

werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten."

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? ... Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Dieses Absprechen, dieses Besserwissen, diese Meinung, weil sie das Wort viel früher finden als wir, so seien sie uns auch im Denken unendlich voraus, sind für uns beleidigend. Wir glauben, was Denkkraft betrifft, ihnen nicht nachzustehen, an Gemüth und Einbildungskraft sie sogar zu übertreffen. Aber Eins muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart eigenliebig befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als ‚politisches Thier' ist er dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann.

Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhause zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille blasirter Leute Geschmack und Takt nennt." In dieser Tonart gehts weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangen. Wir folgern daraus

nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu „zoologischen“ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So wurde während und gleich nach der Zeit des Kriegsschreckens die Situation empfunden. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht wesentlich anders als alle Gebildeten ihrer Nation.

Bis 1890.

Aus den Briefen an Polte Gerlach wissen wir, daß Bismarck (der zuerst „nach Juchten“ gerochen“ hatte) von der potsdamer Kamarilla des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigt wurde. Frankreich, schrieb er 1857, „zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Im März 1859 wurde im Kladderadatsch das Gerücht erwähnt, Preußens Gesandter beim Bundestag habe nach dem Abschiedsdiner im frankfurter Hause Bethmann in einem Trinkspruch das kommende franko-preußische Bündniß gepriesen. Vorher, meinten Müller und Schultze, müsse wohl tüchtig getrunken worden sein. Bismarck schrieb aus Petersburg an den Redakteur Ernst Dohm, den er als witzigen Kopf und als Patrioten schätzte. Er bat, „Müller darüber aufklären zu wollen, daß er sich von Schultze Etwas hat aufbinden lassen. Die Angaben Beider sind aus der Luft gegriffen oder, nach dem technischen Ausdruck, ‚verfrüht‘, bis auf ein Abschiedsdiner bei Herrn von Bethmann, aber ohne Franzosen und ohne Toast; wie denn der mir in den Mund gelegte, in einer aus österreichischen, deutschen und engli-

schen Diplomaten, neben dem russischen natürlich, bestehenden Gesellschaft, auch beim irgendwievielten Glase' nicht recht wohl anzubringen gewesen wäre. Diese Berichtigung hat nicht den Zweck, Sie zur Rehabilitirung eines in seinem Patriotismus und seiner Nüchternheit verkannten Staatsbeamten zu bewegen, sondern ist lediglich bestimmt, mich vor dem Forum eines Institutes, dem ich so viele angenehme Momente verdanke wie dem Ihrigen, von dem Verdacht einer so groben Geschmacklosigkeit zu reinigen, wie sie in solchem Toast unter solchen Umständen gelegen hätte." Daß er (der inzwischen Gesandter am pariser Hof geworden war) von einem franko-russisch-preußischen Dreibunde träume, wurde in dem von Kalisch, Dohm und Hofmann herausgegebenen Witzblatt aber noch 1862 behauptet; und auch als Preußens Ministerpräsident blieb er dort der von Dämonentrug umgaukelte Schüler des Franzosenkaisers. Den er doch niemals bewundert, sondern eine „verkannte Unfähigkeit" genannt hat. Von ihm hatte Louis Napoleon keine viel bessere Meinung. „C'est un fou," flüsterte er Mérimée zu, als er Bismarck am biarritzer Strand getroffen hatte. In einem Gespräch mit Crispi sagte der deutsche Kanzler: „Der Kaiser war kein schlechter Mensch; er war besser, aber auch dümmer, als man anzunehmen pflegt. Trotz seiner deutschen Erziehung war er unwissend. Von Geographie und Statistik hatte er keine Ahnung. Er kannte nur die Geschichte des Ersten Kaiserreiches; und auch die nur als Legende zur Verherrlichung Napoleons des Ersten." Schien, als Bismarck ihn kennen lernte, aber auf Preußens Karte setzen zu wollen. Schon im November 1855 ließ er durch den (dem sigmaringer Hofe verschwägerten) Marchese Pepoli in Berlin die Abkehr von Oesterreich empfehlen (das ein Hinderniß seiner italischen Pläne war und deshalb isolirt und gedemüthigt werden sollte). „Wenn Preußen sich nicht von diesem veralteten Gebilde trennt, verdammt es sich selbst zur Unbeweglichkeit." Als der Bruch 1866 dann Ereigniß geworden und Oesterreich besiegt war, ärgerte der Zuwachs preußischer Macht den in den Tuilerien erschlafften Träumer. Dessen wohlwollende Neutralität fand Bismarck weder räthselhaft noch heißen Dankes werth. „Louis Napoleon (schrieb er als Greis) sah in einiger Vergrößerung Preußens in Norddeutschland nicht nur keine Gefahr für Frankreich, sondern ein Mittel gegen die Einigung und nationale Entwickelung Deutschlands; er glaubte, daß dessen außerpreußische Glieder sich dann des französischen Schutzes um so bedürftiger fühlen würden. Er hatte Rheinbundreminiszenzen und wollte die Entwickelung in der Richtung eines Gesammt-Deutschlands hindern. Ich war nicht zweifelhaft, daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesammteinrichtung Deutschlands sich verwirklichte. Mein Bestreben, diesen Krieg hin-

auszuschieben, bis die Wirkung unserer Wehrgesetzgebung und militärischen Erziehung auf alle nichtaltpreußischen Landestheile sich vollständig hätte entwickeln können, war natürlich; und dieses mein Ziel war 1867, bei der luxemburger Frage, nicht annähernd erreicht. Jedes Jahr Aufschub des Krieges stärkte unser Heer um mehr als hunderttausend gelernte Soldaten." Er hat den Krieg nicht gewollt; doch stets für unvermeidlich gehalten. Als er Louis Napoleon zum vorletzten Mal sah (zum letzten Mal sah er ihn in dem Weberhäuschen von Donchery), sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu dem Preußen: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht leiden, daß ein anderer Hahn lauter kräht als er; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht." Das wars. Trotz den Infusionen römischen und germanischen Blutes sind die Franzosen Gallier geblieben. Der beste Adel, dessen Häupter das Fallbeil mähte, war fremden Stammes. Mit der Masse kam das gallische Wesen zur Herrschaft, das sich seit den Tagen Julius Caesars im Tiefsten kaum verändert hat. Mit Morny, Drouyn de Lhuys und Thouvenel war noch auszukommen; mit Rouher, Gramont, Ollivier nicht mehr. Und nach den Russen und den Oesterreichern sollten endlich auch die Preußen geschlagen werden. Diese Hoffnung trog: und Bismarck, den Eugenie plus causeur qu'un Parisien genannt und das Journal des Débats in einem Hymnus gefeiert hatte, wurde zum Oger, zum Wüstling und Kanibalen. Weil er für einen unvermeidlichen Krieg die seinem Land günstigste Stunde gewählt und nicht versucht hatte, die Wunde des Feindes mit Sentimentalitäten zu pflastern. Wie kam solches Ungeheuer ins Land Schillers und Goethes?

Die hatte ein rechter Franzos, dem der nationale Eigenbau völlig genügt, zwar nicht gelesen; hielt sie aber für die unwandelbare Verkörperung deutschen Geistes und staunte, als er das hinter dem Wasgenwald wimmelnde Leben sehen lernte. Eine Horde harmlos dumpfsinniger Barbaren, der eine Schaar weltfremder Dichter und Denker voranschreitet: darauf war er gefaßt gewesen. „Sie haben mehr Kraft, wir haben mehr Temperament und geistige Feinheit. Ils ont la force, nous avons la flamme." Rieselte aber nicht auch durch Germaniens massigen Leib nun ein feines Feuer? Dieses Land hat nicht nur die Wucht seiner Lanzenreiter; hat auch Strategen, Techniker, Industrielle, Kaufleute, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Schlimm. Doch einstweilen nicht zu ändern. Von Marktschreierrezepten ist nichts zu hoffen. Weder die Lilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen kann helfen. Frankreichs Leib ist verstümmelt und darf die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz drum nicht ablegen. Aber das Leben geht weiter: in die Trauerchoräle tollt und jauchzt gallische Fröhlichkeit hinein; und übers Meer winkt mit rosigem

Finger eine neue Morgenröthe. Deutschland zeigt sich höflich und thut, was es dem Nachbar am Auge absehen kann; der Kaiser, der Kanzler. Ein Kolonialreich? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Zorniger Argwohn witterte in diesem Programm den Mausfallenspeck. „Je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Erschütterung der Peripherie unberührt bleiben kann. Ein neues Frankreich verheißt Ihr uns? Wichtiger dünkt uns der Wiederaufbau des alten.“ Jules Ferry hat den Widerhall dieser Stimmung gespürt. Und doch war Bismarcks Wunsch nur, das europäische Geschwür endlich ohne gewaltsamen Eingriff von der Westflanke Deutschlands loszuwerden. Vor jedem Handeln und Unterlassen bedachte er, wie es auf Frankreich wirken werde. Das war freilich nicht zu behandeln gewesen wie Oesterreich in Nikolsburg: als ein Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen durfte. Ob Frankreich nur den Elsaß, ob, nach der Forderung der Hofgeneralität, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar des Besitzes der Landstrecken von Landau und Saarlouis wieder freuen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage versprach. Also geschahs. Frankreich konnte in Ruhe zur Weltmacht wachsen und das starke Glied eines Kontinentalbundes gegen britische Anmaßung werden, wenn es die Entscheidung des Kriegsgottes hinnahm. Das vermochte der gallische Geist nicht. Rache wollte er; kannte, wie Perkunos, keine andere Freude als die aus dem Blut der Feinde aufdampfende. Die Naturgeschichte lehrt, daß ein Geschöpf von sehr centralisirter Organisation den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht erträgt; so, sprach Mancher, wirds Frankreich ergehen: ohne den Elsaß und Lothringen ist es kein lebensfähiges Reich mehr. Mit solchem Wahn mußte Deutschland rechnen. Für die Isolirung des Nachbars sorgen. Der verschmerzt nicht, wie ein Lateiner, Slave, Germane ein ihm angethanes Leid, tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Der ruht nicht, bis auf seinem Schild die Scharte ausgewetzt ist. Sobald Frankreich sich stark genug fühlt, wird es Deutschland bekriegen. Und jeden halbwegs starken Feind Deutschlands unterstützen. Deshalb muß es um jeden

Preis von Rußland, England, Italien getrennt werden; auch um den Preis deutscher Ueberseemacht. „Unser Afrika liegt zwischen Rußland und Frankreich."

Zwanzig Jahre lang ists gelungen. Zwanzig Jahre lang fand Frankreich keinen Bundesgenossen. Sah Deutschland stärker und reicher werden: und mußte die Hoffnung auf einen Sieg seiner Rachsucht mählich einsargen. Dreibund, deutsch-russische Assekuranz, das anglo-deutsche Verhältniß oft herzlich und immer korrekt: nur Wunderglaube konnte noch helfen. Im Frieden nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen, vom Krieg nichts zu erwarten. Dabei blühte die Wirthschaft der Republik üppig und ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung. Wer für Deutschland sprach, war noch immer an Leib und Leben gefährdet. Doch war man zufrieden, wenn Deutschland sich nicht rührte. Der Glaube, es angreifen und niederwerfen zu können, glich im Grund nur noch dem an ein besseres Jenseits. Bis an die Neige des Jahrhunderts konnte, in der Wärme des Wohlstandes, die Wunde verharschen.

1890 bis 1907.

In Santa Cruz de Tenerife sprach im Sommer 1892 der Konsul Frankreichs mit so hitziger Liebe von Wilhelm dem Zweiten, daß ich nach einer Weile fragte, was sein Herz denn unserem Kaiser gewonnen habe. „Mais il a éloigné Bismarck!" Da so Unvermuthbares geschehen war, schien fortan Alles möglich. Wieder war Renan der Stimmführer seines Volkes. Leider, sprach er, müsse er wohl von der schönen Erde scheiden, ohne die von allen Seiten den modernen Menschen umdrängenden Räthsel gelöst, ohne auch nur Antwort auf die Frage erhalten zu haben: Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II? Was er 1870 geträumt hatte, war Wirklichkeit geworden: die Internationale Arbeiterschutzkonferenz hatte Franzosen und Deutsche zur Erörterung sozialer Fragen vereint. Welch Schauspiel! („Aber, ach, ein Schauspiel nur!") Und die Anregung war vom Kaiser gekommen. Dem wandten nun Aller Augen sich zu. Der Sohn Friedrichs und der Britin ist in anderer Schule erzogen als sein Großvater und dessen Paladine. Er hat den Krieg nicht mitgemacht, den Siegerkranz, als dessen Träger die Volkshymne ihn preist, nie aufs blonde Haupt gedrückt; und in den Gesprächen mit Jules Simon sich zu dem Wunsch nach einem besseren Verhältniß zu Frankreich bekannt. Schwung und Beweglichkeit, Feuer und Schlagfertigkeit hatte ihm schon Herr Gérard, Vorleser und Spion, nachgesagt und, als höchsten Lobspruch, hinzugefügt, der junge Prinz wirke am berliner Hofe fast wie ein Ausländer. Wie wird er sich entwickeln? Was wird er thun? Sicher nicht, was Bismarck gethan hätte. Einerlei. Frankreich kann warten.

Ist ja nicht mehr allein. Seit Kronstadt dem mächtigen Zaren verbündet. Braucht vor Deutschland und der triplice also nicht mehr zu zittern.

Nur um den Kaiser kümmert man sich bald nun in Paris. Was ein Kanzler sagt, wie das deutsche Volk denkt, scheint unbeträchtlich. Das Deutsche Reich gilt dem Franzosen für ein Sultanat, dessen Schicksal an der Wimper des Großherrn hängt. Träumt Wilhelm vom Lorber des Eroberers? Seine Rede klingt manchmal kriegerisch. Will er ein neuer Caesar Augustus und arbiter mundi werden? Sein Arm langt über den Erdkreis und seine Lippe kündet den nahen Tag deutscher Weltherrschaft. Jugendwallung. Die Franzosen bewirthet er, wo er sie findet, mit Artigkeit. Stirbt ihnen ein vom Ruhm Gekrönter, so bringt die Depesche des Kaisers gewiß das erste Beileid. Sucht Feuersnoth sie heim, so hilft er mit reichlicher Gabe. Seine Mutter muß nach Paris, um die Maler persönlich nach Moabit zu laden. Sein Botschafter muß sich für neun Uhr morgens bei Galliffet anmelden, um die Rede, die Wilhelm in dieser Stunde auf den Gräbern deutscher und französischer Soldaten hält, dem Kriegsminister vorzulesen. (Münster konnte sich eine Woche lang nicht darüber beruhigen, daß der galante Kavallerist durch einen Ministerrath gehindert war, ihn so früh zu empfangen.) Jeder französische Schreiber, Komponist, Theaterspieler wird in Berlin wie ein Heros gefeiert. Vor acht Jahren sagte mir in Paris der berühmteste General: „Unsere Niederlage war verdient. Als Soldat müßte man an der Wirkung ernster Arbeit verzweifeln, wenn die unermüdliche, von höchster Weisheit geleitete Vorbereitung des deutschen Heeres nicht durch einen Sieg belohnt worden wäre. Hören meine Landsleute aber, daß ich so spreche, dann bin ich unmöglich und muß den Generalsrock ausziehen. So stehts noch immer bei uns. Weil Ihr Euch viel zu viel mit uns beschäftigt, gar zu eifrig uns zu versöhnen sucht. Trotz bestem Willen hat Euer Kaiser da viel verdorben. Denkt er wirklich daran, hierher zu kommen? Das wäre das Aergste. Keine Regirung könnte für die Ruhe dieses Tages bürgen. Die patriotische Leidenschaft Déroulèdes würde alle Dämme der Staatsklugheit brechen und ein Brandartikel Rocheforts könnte das Feuer aus den Dächern der Mittelstandsquartiere blasen. Laßt uns doch Zeit! Zu erzwingen ist Liebe nicht. Eines Tages aber wirds gehen wie im Cid: Et le combat cessa, faute de combattants. Dann erst giebts dauernden Frieden." Noch sind die Kämpfer nicht ausgestorben. Aber die Liebe weicht nicht von ihrer Werberabsicht; weicht höchstens für ein Weilchen dem dépit amoureux. Wir haben die Gefährdung des französischen Orientprimates, die kaiserliche Propaganda für die Bagdadbahn, den Wettersturz nach Mukden, die Auflockerung unserer Bündnisse erlebt; den Tag von Tanger und, sub auspiciis der Herren Albert Honorius von

Monaco und Raymond Lecomte, die Rückzüge vor und bei Algesiras und die Butterwoche der Montecarliner. Was ward erreicht? Eingesargte Hoffnung hat die Linnen gesprengt und regt sich wieder im Sonnenlicht. Die Legende von Wilhelm dem Eroberer ist tot. Guillaume le Pacifiste wird umschmeichelt. Was bis 1890 unmöglich schien, dämmert nun trunkenen Blicken: die ohne Kriegswagniß, ohne ein Tröpfchen Blutes zu erwirkende Aenderung des frankfurter Friedensvertrages. Das ward in siebenzehn Jahren erreicht.

Und eine Ohrfeige nach der anderen eingesteckt. Die einstweilen letzte danken wir Herrn Eugen Etienne aus der algerischen Kreishauptstadt Oran. Dieser Schüler und Mitarbeiter Gambettas hats, mit gesellschaftlichen und kaufmännischen Talenten, weiter gebracht als Ranc (der von Zola verhöhnte homme supérieur), Spuller (der Täufer des schon verschollenen esprit nouveau) und der dicke, von Rochefort Boule-de-juif geschimpfte Reinach. Herr Etienne hat im Kolonialamt geherrscht, war Kriegsminister und präsidirt jetzt Aktiengesellschaften, dem Kolonialverein, Ausschüssen und manchmal sogar dem Plenum der Kammer. Von ihm kam der Gedanke, den frankfurter Vertrag von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durchlöchern; wenn Frankreich nicht mehr jeden irgendeinem Staat zugestandenen Handelsvertragsvortheil dem Deutschen Reich gewähren muß, darf es die Freunde belohnen, die Feinde bestrafen. Um solchen Gewinn einzuheimsen, kann man von der Seine schon an die Schwentine pilgern. Regnards Spieler hat, fast hundert Jahre vor Riccaut, gelehrt, par un peu d'artifice d'un sort injurieux corriger la malice. Herr Etienne klettert in den Schnellzug. Wird in Kiel vom Kaiser, in Berlin (wohl auf Allerhöchsten Befehl) vom Kanzler empfangen; dort sinds ein paar Stunden, hier ists mindestens eine. Leuchtkugeln steigen, Schwärmer verprasseln ins Gewölk. Endlich ist, endlich der accord franco-allemand in Sicht! Fürst Bülow fand die Unterhaltung mit dem politischen Geschäftsmann höchst interessant und ersprießlich: so wird offiziös gemeldet. Und, mit nicht geringerer Offiziosität, aus Paris geantwortet: Interessant vielleicht, ersprießlich ganz sicher nicht. Das können nur Gespräche zwischen den Herren Pichon und Radolin, Cambon und den Herren der Wilhelmstraße sein; Herrn Etienne trieb nur die Neigung, nicht der Beruf über den Rhein, und was er mit Wilhelm oder dessen Diener bespricht, bleibt Konversation. Die Antwort klingt so unhöflich, daß man glauben muß, der Ministerpräsident habe in der Reise des Mannes, der Gambetta und Ferry, Clemenceaus Todfeinden, einst als Handlanger gehorchte, eine gegen die Regirung angezettelte Intrigue geahnt. Herr Pichon soll schwichtigen. Läßt sich interpelliren und sagt, die frankodeutschen Beziehungen seien sehr gut; fügt aber hinzu, der Vicepräsident der

Kammer, son excellent ami, habe weder einen offiziellen noch einen offiziösen Auftrag gehabt und die Regirung der Republik denke nicht daran, bei Verhandlungen jemals die bevollmächtigten Botschafter zu übergehen. Der Deutsche Kaiser und sein Reichskanzler haben sich also um einen fremden Herrn bemüht, dem bei der Abreise schon der Präsident Fallières empfohlen hatte, sich nur nach Herzenslust zu amusiren, und den die Firma Clemenceau-Pichon wie einen ansehnlichen Globetrotter behandelt. Falsche Noten geben keinen Akkord, sagt Judet im Éclair. Und auf die Rundfragen, ob Frankreich sich dem Deutschen Reich nähern solle, antworten, in schöner Uebereinstimmung, Generale und Advokaten, Dichter und Senatoren: Nein. Leitmotiv: Wir können die Provinzen nicht vergessen; wir sind auch in Marokko zu arg gekränkt worden und leiden dort heute noch unter der Härte des deutschen Handelns. Von all den Schwärmern, deren Geprassel die Luft erfüllte, bleibt nur Gestank.

Ists mit dieser reductio ad absurdum nun genug? Will der Kanzler auch den eleganten Herrn Deschanel, wenn er ihm zugewiesen wird, in seiner Nordseeresidenz zu hochpolitischer Zwiesprache empfangen? Sich und (was immerhin noch wichtiger ist) das seiner Hut anvertraute Reich neuem Spott aussetzen? Soll verhandelt werden, dann ist der kluge Herr Jules Cambon der berufene Mann. Worüber soll denn aber verhandelt werden? Ueber die Grenzen von Kamerun und Togo? Erledigt; kleiner Zwist wird von zwei Geheimräthen in der Stille geschlichtet. Ueber Marokko? Die Algesirasakte gilt für fünf Jahre. Daß sie die Franzosen heute noch ängstet, ist selbst Herrn Anatole Leroy-Beaulieu, dem Historiker des Zarenreiches, nicht zu glauben. Der hat in der Neuen Freien Presse gesagt, eine franko-deutsche Verständigung sei nur auf dem Umweg über Fez zu erreichen. Der meint auch, Frankreich lebe unter der steten Drohung deutscher Invasion. Seltsam. Die irrlichtelirende Thorheit unserer nordafrikanischen Politik ist in den Jahren 1905 und 1906 hier oft genug erwiesen worden. Wenn wir jetzt aber völlig aus dem Scherifenreich verschwänden (und mit diesem Treubruch den Rest des deutschen Ansehens im Islam verlören): was wäre der Lohn? Würde Frankreich dann das im frankfurter Schwanenhaus Unterzeichnete als endgiltige Grenzregulirung anerkennen? Nein. Il n'y a que deux moyens de modifier le traité de Francfort: la guerre ou l'étude commune d'un changement. So (vor drei Tagen las ichs in einer großen pariser Zeitung) denken alle Franzosen; denkt auch Leroy-Beaulieu, der sagt, man dürfe der Republick nicht zumuthen, Provinzen zu vergessen, die zwei Jahrhunderte lang als Glieder zum Leib Frankreichs gehörten. Der Krieg wäre, trotzdem das französische Heer stark, tapfer und gut bewaffnet ist, ein ungeheures Wagniß: also versucht mans lieber mit fried-

lichen Mitteln. Wo aber findet Deutschlands Entsagung ihren Lohn? In Anatolien? Der Bissen würde, wenn der Sultan das Feuer ausgehen ließe, schnell kalt. Und die Umstände sind einer Expansion nach Kleinasien oder gar Persien allzu ungünstig. Selbst ein ernsthaftes Kolonialabkommen ist undenkbar: denn Frankreich will ja unsere europäischen Grenzen verrücken.

Wird es thun, sobald sich ihm irgend eine Möglichkeit bietet. Allein vermag es gegen das an Menschenzahl, militärischer, industrieller, technischer und kaufmännischer Kraft ihm überlegene Nachbarreich nichts auszurichten. Doch unser hitziges Werben hat ja das Eis, das die Republik blockirte, längst geschmolzen. Trotz allem Radikalismus, unter dessen Herrschaft die Autorität in Heer und Verwaltung welkt, trotz dem Bruch des Neutralitätrechtes im zweiten Jahr des mandschurischen Krieges besteht das Bündniß mit Rußland noch; und wird weiter bestehen, bis Nikolai der Zweite einsieht, was Nikolai der Erste früh wußte: daß von deutscher Intelligenz geführte russische Menschen dem Erdball Ruhe und Ordnung sichern können. Neue ententes, accords, agréments sind hinzugekommen. Mit England, Italien, Japan. Zuletzt, als bei uns wieder einmal gar zu vorlaut von kolonialer und maritimer Herrlichkeit gesprochen worden war, noch ein besonderer Mittelmeerbund. Frankreich sitzt im Warmen. Kann auch in Marokko, mit britischer und spanischer Unterstützung, alles ihm Nothwendige erreichen. Und sollte um sein nordafrikanisches Reich und um seine Ostgrenze bangen? Nicht Kinder nur speist man mit Märchen ab. Seit den Krimkriegstagen ists Frankreich nicht so gut gegangen. Nach seiner Bevölkerungziffer müßte man es zu den Mächten zweiten Ranges zählen; und ist doch reich, geachtet, umworben. Just diese Zeit wählt Ihr dummen Deutschen Euch zum Versöhnungversuch? Delcassés Programm hat den Vater überlebt und Clemenceau ist Eduards Prokonsul in Gallien. Wenn der Britenkönig, der mit seinen gelben Steinen Rußland, Frankreich, Nordamerika auf dem Schachbrett mattsetzen kann, eine franko-deutsche Verständigung will, treibt ihn nur der Wunsch, dem deutschen Gegenspieler noch ein Feld zu nehmen: nach einem feierlichen Akkord könnte Deutschland sich im Fall eines Nordseekrieges nicht an Frankreichs Vermögen schadlos halten und wäre dem Britengroll ohne Faustpfand ausgeliefert. Will er, dessen Bundesgenossenschaft Indochina schirmt, die Verständigung mit dem abgesperrten Reich des Neffen nicht, dann bleibt sie, trotz allem Getöse, ein Traum.

Ein schöner?... In jeder Noth deutschen Lebens würde die Erinnerung an die alte Wunde, die alte Niederlage Frankreich an die Seite unserer Feinde drängen. Nach dem Abschluß eines Bündnisses oder Kolonialgeschäftvertrages, wenn all die guten Menschen und schlechten Musikanten, die für die

„Annäherung“ schwärmen, ihre Wonne ausgetobt haben, wird Deutschland in Ost oder West in einen Krieg verwickelt. Frankreich wartet: und sitzt uns nach der ersten Schlappe (kein redlicher Franzmann kanns leugnen) auf dem Nacken. Sollen wir ihm die Wahl der zur Revanche günstigsten Stunde überlassen oder uns, da wir seiner (aus edler Wurzel stammenden) Rachsucht gewiß sind, das Praevenire vorbehalten? Von ihm, das unserem europäischen Besitzstand die Anerkennung weigert, die Garantie unserer Kolonialreichsgrenzen annehmen? Fibelleser mögen sich in der Pause an diesem Gedanken begeistern; solche Kinderpolitik als eine Friedensbürgschaft preisen. In den ersten Jahren nach dem Krieg brannte die Wunde heißer, ließen die Beust und Gortschakow, Skobelew und Boulanger, Gambetta und Clemenceau sie nicht vernarben: dennoch wurde der Friede nicht gestört. Weil Deutschland so stark schien, daß den vereinsamten Franzosen nichts zu hoffen blieb. Jetzt hoffen sie wieder. Stellen sich noch spröd, um den Preis ihrer Freundschaft zu steigern. Hoffen, ohne Schwertstreich den frankfurter Vertrag zerreißen und die Fetzen neben die Algesirasakte in den Reliquienschrein legen zu können. Ehe dieser Wahn nicht gewichen ist kehrt uns die Ruhe nicht wieder. Pour écarter les dangers de conflagrations, il suffit d'attendre. Que de questions, dans les affaires de la pauvre espèce humaine, il faut résoudre en ne les résolvant pas! Auch dieses Wort sprach Renans Weisheit. Wenn wir gewartet, nicht muthwillig auf Freiersfüßen getänzelt hätten! Bis 1890 wußte jeder Franzos: Nur ein siegreicher Krieg befreit uns von der Vertragslast. Wieder solls jeder wissen. Wir lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Kraft paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch seinen Schmerz, der heute noch das Empfinden all seiner Kinder färbt; respektiren das Gefühl, das dem deutschen Nachbar die Trübung nationalen Glanzes nicht verzeihen kann; und sagen, trotz Trafalgar, Waterloo und Faschoda: Dieses Volk, das auch im Hochsommer der Demokratie sich die gallische Wesensart bewahrt hat, vergißt schwerer als irgendein anderes erlittene Demüthigung. Da es uns aufrichtigen Herzens, ohne Hintergedanken, noch nicht lieben kann, müssen wir ihm Zeit lassen. Dürfen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem verhaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitfamilie erkennen; selbst in einem Preußen, das nicht wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht wie die Urbs der Römer vom Weltreich aufgezehrt ist. Können wirs nicht erwarten?

✱

Zwei Bayernkönige als Bauherren.*)

In den Kunstgeschichten kommt die Epoche, kommen die Bauten Ludwigs des Ersten meist recht kläglich weg. Man rühmt da die größere Feinheit der etwa gleichzeitig in Berlin entstandenen Bauwerke und bemängelt die münchener Werke Klenzes oder Gärtners und Anderer, weil sie primitiver und weniger zierlich gestaltet seien. Doch nimmt man mit solchem Urtheil, das gewiß ganz zutreffend manches Werk dieser Zeit charakterisirt, nichts, weder der künstlichen Bedeutung Münchens noch der großkünstlerischen Begabung des Königs Ludwig. Denn sind auch gleichzeitig in Berlin und anderswo Werke der Baukunst entstanden, die einer scharfen ästhetischen Kritik eher gerecht werden, weil die dekorative Kunst in ihnen Vollendeteres geschaffen hat: als Stadtbild hat Berlin gerade damals unvergleichlich weniger gewonnen als Bayerns königliche Haupt- und Residenzstadt.

Während dort die Bauten im Einzelnen mehr bedeuten mochten oder sollten, war hier des Königs größerer Raum schaffender Gedanke in Allem klar und erhaben hervortretend. Ludwig der Erste machte München durch Neubauten nicht nur um einzelne Kunstwerke reicher: er schuf durch sie ein Nothwendigeres, ein Neues, er machte als Erster in der Reihe seiner maecenatischen Vorfahren München zu einer Stadt als Kunstwerk. Das ist das Entscheidende. Und so muß das Werk Ludwigs des Ersten beurtheilt werden. Der große Gestalter darf nicht mit Blicken gemessen werden, die nur kleinste Gesichtsfelder umgrenzen können. Dann aber wird des Königs Ruhm bleibend und führend. So ist denn unerläßlich für das Verständniß des neuen Münchens, daß man wisse, welche künstlerischen Anschauungen König Ludwig beherrscht, welche ihn bei Allem geleitet haben, um aus München eine Stadt zu machen, die Jeder gesehen haben muß, der Deutschland kennen will.

Mit einer Kritik der Entlehnung historischer Formen und Werke der Kunst wird solches Verständniß am Wenigsten erreicht. Die Wahl des klassischen, des romanischen oder des gothischen Stiles durch den königlichen Bauherrn kennzeichnet nicht ihn selbst, sondern die ganze Zeit: des stilrepetitorischen romantischen Jahrhunderts. Den künstlerisch eigenen Geschmack und Willen des Königs verkündet für immer klar und groß und rühmlich die Anlage aller Bauten zu einander, die künstlerische Tendenz bei der Ausführung im Einzelnen.

Zwei Aussprüche Ludwigs sind nie zu vergessen, wenn man Bayerns größten fürstlichen Maecen nicht rasch und falsch nach der Formensprache seiner Bauten, sondern nach seinen ihm wesentlichen künstlerischen Anschauungen beurtheilen will. „Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden; in Allem drücke sie sich aus, sie gehe über ins Leben; erst dann ist sie, was sie sein soll.“ Und über den Plan zur Walhalla schrieb Ludwig als jugendlicher Kronprinz: „Groß muß es werden; nicht blos kolossal im Raume: Größe muß auch in der Bauart sein, nicht zierlich und hübsch; hohe Einfachheit, verbunden mit Pracht, spreche sein Ganzes aus, würdig werdend dem Zweck.“ Im Februar 1814 schrieb er im „Aufruf an Teutschlands Architekten für die Gewinnung von Plänen zu einem Denkmal für die Großen Teutschlands“: „Zum allgemeinen Augenmerk diene, daß nicht Zierlichkeit, sondern

*) Bruchstückchen aus dem Buch „München als Kunststadt“, das, in der von Muther herausgegebenen Sammlung „Die Kunst“, bei Marquardt & Co. erscheint.

gediegene Größe die erste Bedingung ist." „Aeußerlich groß, verbinde es damit ausfüllende Größe; die Masse muß durchdringenden Eindruck bewirken, bleibenden, dem Gegenstand angemessenen."

Das sagen doch schließlich alle architektonischen Unternehmungen des kunstbegnadeten Wittelsbachers: Er verfolgte ein größeres, bleibenderes, zeitloses künstlerisches Ziel als die Nachahmung irgend eines bestimmten Stiles. Wem verkündete Dies nicht deutlich die stolze Reihe seiner monumentalen Schöpfungen?

Der monumentale Sinn, durch Ludwigs Vater, den guten König Maximilian vorbereitet und unterstützt, fand in der Ludwigstraße überzeugenden Ausdruck. Die stilistischen Verschiedenheiten verschwinden völlig dem Blick. Durch die Einheit des künstlerischen Gedankens werden werden hier alle Bauten zu einem großen Zusammenwirken, zu einem Gesammtbild vereint. Und durch den Abschluß des Ganzen südlich (Feldherrnhalle) und nördlich (Siegesthor) wurde die ungewöhnlich breit angelegte Straße zu einem großartigen Raum. Die beiden Fora vor der Universität und im Odeonsplatz unterbrechen die schlichten Wandungen, während im Fehlen von Baumreihen zweifellos eine Unterstützung des großen Raumgedankens zu suchen ist. Solche Straße zu schaffen, war ein Neues für München.

Mit der Erbauung etwa des „Bazars" (Hofgartenarkaden) im Jahre 1822 wurde die Richtung der Ludwigsstraße bestimmt. Freilich: große und durchgehende Straßenzüge, große Häuserkomplexe hatte König Max auch schon angelegt. Aber der künstlerisch abschließende Gedanke fehlte damals noch. Nur das Karlsthorrondell wäre vielleicht als künstlerischer Vorläufer der Stadtbaukunst Ludwigs anzusehen.

Etwas reichere Gliederung hätte gleichwohl die Ludwigsstraße in ihren Bauten erfahren können, ohne die Monumentalität des ganzen Bildes zu beeinträchtigen. Doch ist zu erinnern, daß München bis dahin sehr arm war, daß sich Bayerns Hauptstadt erst durch Ludwigs Kunstschöpfungen bereichert hat.

Glänzender als mit der Ludwigsstraße wird Ludwigs großkünstlerisches Empfinden im „Königsplatz" offenbar. Auch hier sind die Stilunterschiede der Bauten, die einem Bilde dienen sollen, recht verschieden; aber auch hier ist die Größe des künstlerischen Gedankens, der Schlichtheit der Linien, die ganz herrliche Triumphe in den Propyläen feiert, Das, was ganz Deutschland fehlte und glücklicher Weise ein Jahrhundert später in Bayerns Residenz als bestes Vorbild aufgefaßt wurde.

Wie lächerlich darum, wenn kleine Geister von heute den Stimmen jener philiströsen Zeitgenossen des königlichen Bauherrn ein Echo sind, das Nebeneinander verschiedener Formen bemäkeln, kleinliche Vorzüge anderer Bauten dagegen nennen, den großen einheitlichen Geist der ganzen Anlage aber nicht sehen, nicht fühlen wollen! Ein Moderner seiner Zeit, mehr als Das: ein vorauseilender Führer war Ludwig, indem er die Stadt wie ein Kunstwerk behandelt wissen wollte.

Gewiß ists unschwer, die Schulung zu dieser künstlerischen Erfassung in den großen Schloßanlagen des achtzehnten Jahrhunderts zu finden, deren Form der König allerdings als fremdländisch haßte und deren reiche dekorative Pracht seinem schlichten monumentalen Sinn widersprach. Aber diese Schlösser dienten den Fürsten, nicht dem Volke. Durch Ludwig wurden deren weitschauende Anlagen endlich auch humanitär gesinnten Fürsten und Zeiten Vorbild für städtische Pläne. Ludwig hat zuerst als Volksfreund und Künstler diese Aufgabe ergriffen. Sein Vater war nur als Volksfreund auf die Anlage weiter und langer „gesunder"

Straßen gekommen. Ludwig hatte insbesondere wohl in Rom Beispiele großartiger Straßen- und Platzanlagen studirt und noch mehr allzu kleinliche Gestaltungart, wie sie dem Deutschen liegt, als minderwerthig erkannt. Hier holte sich seine große Anschauung reichste Nahrung und die Werke gerade seiner Vorfahren konnten ihn in der Richtigkeit seiner führenden Anschauung bestärken. Man denke zurück an die riesigen Linien und Massen der Frauenkirche, der Michaelskirche, um Das, was dem Wesen Ludwigs Kraft gab, zu erkennen.

Zunächst darf der Betrachter der Bauten Ludwigs Einiges vermissen oder tadeln. Insbesondere sind viele Fassaden von einer Nüchternheit, die uns wie ein Vergessen künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten vorkommt. Und auch manche der Räume des Königsbaues sind, bei aller Pracht der Malereien, arm und kahl, weil hier der Sinn für wohnliche Eleganz vermißt wird. Beide Erscheinungen sind nicht zu leugnen, sind aber zu erklären und dann historisch gerechtfertigt.

Man muß die Baugesetze und Bauverordnungen lesen, die unter König Max erlassen wurden, also zu der Zeit galten, da Ludwig als Kronprinz ihnen sich nicht ganz entziehen konnte. Es war die Zeit der vorgeschriebenen Biederkeit. Die war theils Protest gegen alles vorherige Barock und Rokoko, theils begründet in starken, weitwirkenden humanitären Anschauungen. Der Erker war ungesund für den Nachbar, das hohe oder gebrochene Barock- oder Mansarden-Dach feuergefährlich. Die Symmetrie galt als Grundlage einer reinlichen Hausanlage. Das Auge durfte nicht durch Farbigkeit oder Malereien verletzt werden.

Solchen Gesetzen waren die Bauten Ludwigs sehr viel mehr entgegen, als wir ohne Kenntniß der Baugesetze auch nur ahnen. Der König wurde geradezu als ein Bauherr, der prunkhafte, unnütze Bauten aufführen lasse, befehdet; nicht nur vom „Volk“, sondern auch von „Maßgeblichen“.

Noch weniger läßt sich länger der andere Vorwurf halten, Ludwig habe der dekorativen Kunst zu wenig zu thun gegeben. Er verfolgte freilich, seine praktische Anschauung von der Kunst mit Geist unterstützend, in seiner zurückhaltenden Förderung der Angewandten Kunst volkswirthschaftliche, nationale Zwecke. In des Königs eigenen Gemächern fehlten kostbare französische Tapeten und schön drapirte Vorhänge, so lange sie nicht im eigenen Lande ähnlich gut hergestellt wurden. In seiner Abneigung aber gegen allen kleinlichen, dem Hauptwerk nicht kongruenten Schmuck berühren sich seine Anschauungen sogar auffallend mit denen der jetzt führenden jungen Kunst. Der König war gegen allen nicht inhärenten Schmuck. Dem geistigen Gehalt des Raumes mußte auch Material und Technik des Schmuckes entsprechen.

Tadelt man, zum Beispiel, die Nibelungensäle „als Gehäuse der Malerwerke, die nur entstanden seien, um der Malerei Wände, Schirm und Dach zu gewähren“, so wäre ihm wohl eine Ausstattung der Räume im Geschmack eines Tapezierers das Stilwidrigste, was zu denken wäre.

Die Verfolgung seiner Ziele als Protektor aller Künste ist ihm denn doch noch, als er dem Thron bereits entsagt hatte, gedankt worden.

Am neunten Oktober 1850, bei Enthüllung der Bavaria, brachten die Gewerbe Münchens dem König eine so herzliche und große Huldigung, daß er selbst zu Thränen gerührt war. Selten wurde einem Fürsten eine gerechtere Huldigung zu Theil. Was hatte doch gerade er, dem man die Mißachtung der Technik und des Kunstgewerbes vorwarf, für Erzgießerei, Glasmalerei, Holz- und Steinplastik, malerische Techniken

und Porzellanfabrikation gethan! Glänzend hatten sich des Königs Anschauungen bewährt, trotz armer Zeit. „Aus allen Gauen Deutschlands herangezogen, wuchs an der Isar die Zahl der Schaffenden, als Kronprinz Ludwig von Bayern der Führer deutscher Kunst geworden; aus seinem Mund erscholl der Ruf zur That, zum Vaterland, es wuchs die Stadt: im Morgenlicht der langersehnten neudeutschen Kunstgeschichte stieg sie empor.“ Im englischen Parlament wurde schon damals des Königs Wirken als unvergleichlich gerühmt. Und mit wie bescheidenen Geldmitteln wurde all Das erreicht, was jetzt der Stadt eine Fülle von Segen gebracht hat!

König Ludwig wußte eben mit feinem Geist einer schlichten Monumentalität Ausdruck zu geben. Die Neugeburt edler Größe war seine Gabe. So sei sie genossen mit großem, freiem Blick, nicht mit kleinlichem Maßstabe. Das giebt den Schlüssel zur gerechten Beurtheilung dieses echten Wittelsbachers und zu freudigem Genuß aller Schöpfungen dieses wahrhaft königlichen Bauherrn.

— —

Die Maximilianstraße in München ist für Kunstfreunde wohl eine der gefährlichsten Bewunderer- wie Lästerergegenden, die es in deutschen Städten giebt. Sie ist aber eine Stätte, die klassischen Beweis liefern könnte, daß rein persönliches Verurtheilen oder Bewundern noch längst nicht Kunstkennerschaft ausmacht. Nirgends ist es nothwendiger als hier, Etwas über die künstlerischen Absichten der Bauherren und der Künstler zu wissen, ehe die Kritik gerecht einsetzen kann.

Die Maximilianstraße ist ein Kunstprogramm, ein Stilproblem. Der Widerspruch zu den Schönheitanschauungen des Königs Ludwig ist offenbar; aber Vieles eint uns hier schließlich mehr mit den ludovikischen künstlerischen Hoffnungen, als es aufs Erste aussieht. Ein neuer deutscher Stil sollte entstehen: Das wollte der Sohn Ludwigs, Maximilian der Zweite. Wie? Den Weg dazu gab das Programm der Königlichen Akademie der Bildenden Künste an, das zur Preisbewerbung für Baupläne zum Maximilianeum einlud.

Die Kenntniß dieses Programmes giebt erst den Schlüssel zum Verständniß des maximilianeischen Stils. Das Programm ist allerdings recht konfus und dessen wörtliche Wiedergabe soll deshalb hier ersetzt werden durch Trennung der guten und klaren Forderungen und der konfusen und zerstörenden Ideen. Das Gute war: der Architekt solle ganz allein von dem Zweck des Gebäudes ausgehen. Er solle Baubedürfnisse, Raumanlage, Oertlichkeit, Klima, Baumaterial und die daraus bedingte Gesammtgliederung und Einzelgestaltung berücksichtigen, denn dann müsse das Gebäude ein in sich vollendetes, schönes Ganzes werden. Diese gesunden Forderungen seien nicht vergessen. Leider wurden sie völlig vernichtet durch die folgenden Klauseln, die dem so beliebten Grünen Tisch alle Ehre machen.

Weil es ein Gebäude im deutschen Sinn werden solle, wäre es zweckmäßig: das Formenprinzip der Gothik zu berücksichtigen, das Ornament aus deutschen Thier- und Pflanzenformen zu bilden. Zu dieser Sackgasse kam noch eine andere. Alles Frostige, Schwerfällige soll vermieden werden, das Leichte und Heitere ist zu suchen. Das nur sei national. So nur könne ein neuer Stil entstehen.

Also: Das war im Prinzip das Selbe wie unter Maximilians Vater. Aus der Ummodlung toter historischer Formen solle ein Neues werden. Nur hatte Ludwig von deutscher Art die Vorstellung der Monumentalität, sein Sohn die des Kleinen und Zierlichen. Konnte daraus etwas Gutes, etwa das gesuchte Neue entstehen?

Der gothischen Konstruktionenwelt zu Liebe wurden die Fenster mehrerer Stockwerke zu einem verbunden. Von außen glaubt man, riesige Hallen in den Bauten zu finden: und man findet Stockwerke, deren Fenster von der Decke bis zum Boden reichen. Die Architekten Metzger und Stier, die Berather und Preisträger königlicher Pläne, gingen mit noch anderen bedenklichen Anregungen und Beispielen den Bauenden voran. Metzger glaubte, in seiner Formenlehre die Formen der Antike mit landesüblicher Art verbunden zu haben.

Die Karikaturen blieben nicht aus. Sie zeigten wunderbare Kompositionen bayrischen Gebirgsstils mit antiken Tempeln; es entstanden Konglomerate von gothischen Domen und oberbayerischen Sennhütten.

Des bayerischen Königs Schwiegervater, König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, hatte selbst Entwürfe eingeschickt. Ein Schmeichler sagte von den Entwürfen: „es sei hier die Idee durchzuführen versucht, die lieblichen Formen, die unsere Bauten im Gebirge charakterisiren, zur monumentalen Steinarchitektur zu verwenden.“ Und der Entwurf Stiers wurde gerühmt „als der Ausfluß des Gesammtstudiums aller schönen Formen der Vergangenheit; gerade so hätten die Italiener Nordisches mit der Antike vermischt“.

Formal war das Programm des Königs gründlich gescheitert. Das hatte in noch anderen Erscheinungen seinen Grund. Die Zeit war ideal. Sie verfolgte auf allen Gebieten mit Eifer den endlichen Sieg der nationalen Erstarkung. Aber die Romantik schuf herrliche Bilder. Sie blieb unfruchtbar da, wo es sich zunächst um nüchternes Konstruiren und Ausbauen gehandelt hätte.

Insofern ist die Maximilianstraße ein Weg zum Ruhm der deutschen Nation. Es ist ihm kein anderer gleich zu finden und die Lächerlichkeit hat so lange auszuscheiden, wie noch immer viele, ja, die meisten Bauenden meint, man könne dennoch aus Ummodlung alter Formen einen neuen Stil schaffen.

Ueberdies ist des Königs Stellung zum Plan eines neuen Stils mit der Kritik des Maximilianeums nicht genug begrenzt. In Einem war er thatsächlich seinen Berathern weit voraus. Er verfolgte schon früh den modernen Gedanken: „Paläste neuen Stils aus Eisen und Glas zu erbauen“. Hier begegnete sich die direkt aus Märchen geschöpfte Romantik mit nüchternen, Neues erschaffenden Erwägungen Das Resultat dieser glücklichen Anschauungen ist der Glaspalast. Reber sagt mit Recht: „Er war ein Wunder von Geschwindigkeit in seiner Entstehung, denn in wenigen Sommermonaten des Jahres 1853 fertigte Oberbaurath von Voit den Plan und in acht Monaten wurde das Ganze durch Kramer-Klett in Nürnberg fertiggestellt.“ Das war moderne Schönheit; und noch heute, wo andere Bauten für unsere Kunstausstellungzwecke erwünscht wären, darf der Glaspalast doch ein erstes Ruhmeszeichen neuen Beginnens und auch Maximilians genannt werden. Hier waren nicht die romantisch nationalen Doktrinen hinderlich. Ja, vielleicht war doch auch der König von dem Plan Sir Joseph Paxtons, des Erbauers des 1851 vollendeten Kristallpalastes in Sydenham, in seiner anscheinend internationalen Bauidee am Besten und Glücklichsten bestärkt worden.

So darf uns München doch als Ausgangspunkt moderner Bauideen gelten; daß sie zum Theil mißlangen, war in der Unreife der Zeit begründet.

Nürnberg. Dr. Ernst Wilhelm Bredt.

Antwort.

Auf die Bemerkungen der Frau Förster-Nietzsche in Nr. 36 der „Zukunft" muß ich, so weit sie meine Person betreffen, das Folgende erwidern. Mein Aufsatz im Berliner Tageblatt vom achten August 1906 befaßte sich mit einer Reiseschilderung von Sils Maria und mit Erinnerungen an Nietzsche. Dazu gehörte ein Besuch bei Nietzsches Hauswirth Durisch, den ich wegen der in verschiedenen Zeitungen ausgesprochenen Behauptungen der Frau Förster-Nietzsche in dem Streit mit der Familie Overbeck interpellirte. Er war von diesen Behauptungen sehr überrascht und machte mir einige Angaben, die er dann in einem mit dem Gemeindesiegel versehenen Brief (er ist nämlich Ortsschultheiß) Frau Professor Overbeck übermittelte: „Auf Ihre Anfrage erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß von den 1888 bei mir hinterlassenen Sachen von Professor Friedrich Nietzsche nichts verloren gegangen ist. Alle in meiner Verwahrung befindlichen Effekten und Bücher sind an seine Angehörigen von mir zurückgesandt worden. Bezüglich etwa hinterlassener Manuskripte erkläre ich, daß eine Reihe beschriebener Blätter im Papierkorb von Professor Nietzsche bei seiner Abreise mit der Anweisung hinterlassen wurden, sie zu verbrennen. Einige Blätter davon habe ich einem bremer Herrn, dessen Namen ich vergessen habe, auf Wunsch überlassen. Dieser Herr hat, scheints, davon Gebrauch gemacht. Da mir von Ihrem Gatten Reklamationen zugegangen sind, habe ich diese Sachen, die ich hätte verbrennen können, auch zugesandt, so daß nichts verloren gegangen ist und nichts mehr hier ist, das dem Herrn Professor Nietzsche gehört hat. Dies bezeuge ich der Wahrheit gemäß. Hochachtend J. R. Durisch." Deshalb schrieb ich: „Man muß sich wundern, daß die Behauptungen der Schwester Nietzsches, es seien dort wichtige Manuskripte zurückgeblieben, so völlig aus der Luft gegriffen sind." Wie zu erwarten war, ergaben jetzt im gerichtlichen Verfahren die Zeugenaussagen nicht den geringsten Anhalt dafür, daß außer den paar verschenkten Papierkorbzetteln Etwas von Belang in Sils Maria weggekommen ist; selbst der mit großer Emphase in Nr. 36 citirte Brief des Herrn Petit handelt nur von Papierkorbzetteln (nicht etwa von Druckmanuskripten) des Herrn Durisch, die ja das Nietzsche-Archiv, bis auf wenige verschenkte, noch dazu später zurückerhalten hat. Ich bin erstaunt darüber, daß noch vor der öffentlichen Gerichtsverhandlung mich Frau Förster-Nietzsche der Verbreitung unwahrer Behauptungen beschuldigt, mit der direkt falschen Motivirung, daß es sich bei meiner Zurückweisung ihrer Vorwürfe gegen Durisch um alle in ihrem Aufsatz in Nr. 36 dieser Zeitschrift angeblich irgendwo und wann verloren gegangenen Handschriften handle. Bisher hat Frau Förster-Nietzsche nicht den geringsten Beweis dafür beigebracht, daß die Aussage des Herrn Durisch falsch ist; und nur um Sils Maria handelt es sich in unserem Rechtsstreit vor den jenaer Gerichten; für Turin muß Frau Nietzsche dem weimaraner Gericht auf Veranlassung anderer Betheiligten Rede stehen und wir müssen abwarten, was sie von ihren Behauptungen aufrecht erhalten kann.

Die Verdächtigung, daß Herr Ernst Horneffer seine Schrift in meinem Verlag hat erscheinen lassen, um mir zu sekundiren, erledigt sich wohl für jeden psychologisch empfindenden Leser durch die Erkenntniß, daß diese Schrift aus einer Gewissensnoth heraus geschrieben ist. Uebrigens hatte sie ein berliner Verleger drucken lassen und ich übernahm sie später auf Wunsch des Verfassers, der mit dem Verleger noch vor dem Erscheinen Differenzen hatte.

Jena. Eugen Diederichs.

¥

Hundert ungeschriebene Schriften
von Gott und Welt, Mensch und Kunst.

I.

Alles, was in der Welt unsere Seele und unsere Sinne erhebt, ist: Aus der Verworrenheit der Erscheinung hervortretende Gesetzmäßigkeit.

Der Inbegriff aber aller Gesetzmäßigkeit ist die innere Nothwendigkeit.

Je mehr wir uns der Gottheit nähern, desto mehr erscheint uns von der Welt innerlich nothwendig.

Denn der Gottheit und in der Gottheit ist Alles nothwendig; in ihr und durch sie vermählt sich Wille und Schicksal, Zufall und Gesetz.

So ist in der Gottheit die Welt zugleich schön und gut, nothwendig und verständig, phantastisch und wahr.

Und indem wir enger uns ihr anschmiegen, schreiten wir empor vom Verstehen zum Begreifen und vom Begreifen zum Erfassen.

II.

Was von außen als Gesetz erscheint, Das ist von innen Gott. Deshalb sind Kunst (die das Gesetz empfindbar macht) und Wissenschaft (die es erkennbar hinstellt) beide Gottesdienst.

III.

Wahrheit ist innere Harmonie.

IV.

Im englischen Parlament ist es Sitte, daß der Redende nicht an die Mitglieder des Hauses, sondern an den Sprecher sich wendet.

So ist jede geistige Produktion Zwiesprache, Anrede an den Sprecher der Welt. Das Haus, das im Dunkel liegt, mag sie vernehmen; der Sprecher versteht, doch erwidert nicht.

V.

Die Religion kann erst dann wieder zur Kulturmacht werden, wenn sie sich von aller Zweckhaftigkeit frei macht. Zu dieser gehört Glaube und Erlösung.

VI.

Alles Abbild des Essentiellen, des Transszendenten und Ewigen im Spiegel des menschlichen Geistes ist unveränderlich und gleich, von Mose bis Plato, von Lionardo bis Goethe: hier waltet keine Originalität. Originell ist nur das Menschliche: die Trübung.

VII.

Der Glaube zieht alle Transszendenz zur Wirklichkeit herab.

VIII.

Die Freude am geahnten latenten Gesetz, aus der das Zwillingpaar des

Naturempfindens und des Kunstgenusses stammt, zwingt mit unabweisbarer Gewalt zur Transszendenz.

Daß die grauenvolle Schönheit des Gewitterhimmels uns beglückt, das Ringelspiel der Schlange uns anzieht, der aufgewühlte Meeresabgrund uns lockt: Das stammt nicht aus dem Katechismus der Nützlichkeit und des Erbthumes.

Im Gesetzmäßigen offenbart sich die Gottheit; sie ist Gesetzmäßigkeit. Daher ist Persönlichkeit ihr Gegenpol; eine persönliche Gottheit wäre teuflisch.

IX.

Die Erhebung zur Transszendenz verrichtet jegliches Wunder, indem sie jegliches Wunder unnöthig macht. Sie entreißt uns den Fesseln der Individualität, macht wunschlos und leidlos und erlöst die Seele, ohne den Leib zu töten.

X.

Ein Blick in die Sonne der Transszendenz: und alles Diesseitige erstirbt im Schatten. Den Blick verlängern, ertötet das Auge und schwächt die Kraft. Bei Denen, die lange beten, ist keine Gnade.

XI.

Die Stärke des Naturempfindens ist das Maß der Transszendenz. Utilitarische Erklärung des Naturgefühles ist die kaltsinnigste aller Thorheiten.

XII.

Alle Begeisterung ist transszendent. Alle negirende, akkusatorische Empfindung ermangelt der Transszendenz, denn sie wird durch den transszendenten Gedanken aufgehoben.

XIII.

Wollte man ein Geistesopfer erfinden, das den Menschen im direkten Verhältniß seiner Intelligenz belastet, gewissermaßen eine progressive Besteuerung des Intellektes: so konnte man nichts Wirksameres erdenken als den dogmatischen Glauben.

XIV.

Wann wird man begreifen, daß Religion und Ethik nichts mit einander zu thun haben? Zweckhafte Orientvölker haben diese Wirrniß gestiftet. Religion entspringt dem edelsten Drang der Menschenseele, der Natureinheit. Sie ist mystisch, gläubig, liebevoll. Ethik entspringt dem Zweck- und Werthbewußtsein. Sie ist irdisch, barmherzig, neidhaft, gerecht und zweckhaft.

Religion schafft Gottheiten, Heroen, Mysterien, Priester und Mythen; Ethik schafft Heilige, Gesetze, Lehren, Dogmen, Prediger und Pfaffen.

Der Katholizismus trägt noch Züge einer Religion. Protestantismus und Judenthum sind Lehren.

Deshalb ist der katholische Priester heilig, auch wenn er sehr wenig vom Heiligen hat; der Pastor muß seine Heiligkeit durch den „Wandel“ erkämpfen. So verfällt er leicht in Salbung und Heuchelei.

Albernaive Gemüther glauben, es müsse ein neuer Lehrer und Prophet, ein Moralgenie kommen, um Religionen zu stiften. Liebet Gott und die Kreatur, feiert die Sonne und machet Musik: so habt Ihr eine Religion.

XV.

Fürchterlich ist die Frömmigkeit der Phantasielosen.

Als Jesus die geistig Armen selig pries, meinte er die Einfältigen, nicht die Handgreiflichen.

XVI.

Spiele Dein Instrument so gut Du kannst, von ganzem Herzen und mit ganzer Liebe. Für die Komposition sorgt ein Anderer.

XVII.

Die Propheten der Entwickelung hoffen, daß aus der Pauke mit der Zeit eine Pikkoloflöte und aus dieser eine Violine wird.

XVIII.

Ein ethischer, also zweckhafter Gott verlangt als Korrelat kraft des Gesetzes der Polarität die Existenz eines Teufels.

XIX.

Bigotterie ist dreifach gemein:

Sie vernichtet die Menschenwürde, indem sie sich zum Lobe Gottes schlecht macht,

sie beleidigt Gott, indem sie ihm schmeichelt,

sie betrügt die Welt, indem sie aus ihrer Gemeinheit Vortheil hofft.

XX.

Wer nicht begreifen kann, daß die Welt nicht anders denn zwecklos sein kann, Den frage, ob das Allegro einer Symphonie das Adagio zum Zweck habe oder ob das ganze Werk des Schlußakkordes wegen da sei.

XXI.

Individualität ist Das, was Dich von der Welt absondert; Liebe Das, was Dich ihr verbindet. Je stärker die Individualität, desto stärker erfordert sie Liebe.

XXII.

Wer die aufgehende Sonne begrüßt, preist und anbetet, wird sich von mürrischen Gelehrten nicht irr machen lassen, die ihm beweisen, das Gestirn sei ein toter Körper ohne Augen, Ohren und Gefühl und sein Aufgang wie sein Untergang ereigne sich in jedem Moment auf einem anderen Erdstrich. Denn die Empfindung und Erhebung ist unendlich wahrer, realer und tiefer als das Symbol, das ihr als Richtpunkt, Bote und Mittler dient.

XXIII.

Durch alle Adern der Natur strömen der Urkraft Wellen zu jeder Zeit Deiner Seele entgegen, um in ihrem Brennpunkt die Welt von Neuem fort

und fort zu erzeugen. Ob sie durch Aether, Luft und Erde ihren Weg genommen haben, empfängst Du sie als ein fleckenloser Spiegel. So trägst Du die Verantwortung für die Welt in jedem Augenblick.

XXIV.

Das Gesetz ist das einzig Absolute, das sich erkennen und empfinden läßt, gleichviel, ob es sich in der Erscheinung, im inneren Empfinden oder in den Sinnen äußert. Das Gesetz eines Rhythmus empfinde ich ohne Ohr, das Gesetz eines Baumes nimmt das Kind wahr, das Gesetz eines Kreises erkennt und wählt der Ungeschulteste aus einer beliebigen Zahl von Ovalen, das Gesetz der Attraktion fühlt der unbewußte Leib. Das Gesetz, das sich scheinbar als Kausalität äußert, beherrscht unser Denken.

Das absolute Gesetz ist das Apriorische; es ist die unhörbare Melodie, nach der die Puppen der Erscheinung tanzen.

XXV.

Wie schwer wird es den Menschen, sich der physikalischen oder mechanischen Anschauung zu bedienen, wo es um soziale, politische, kulturelle oder humane Erscheinungen geht! Und doch ist es klar, daß Massenphänomene nur auf Massenvoraussetzungen und Massenwirkungen beruhen können, gleichviel, ob geometrischen (Geographie, Massenvertheilung, Klima), chemischen (Bodenbeschaffenheit, Nahrung, Wasser, Luft), physikalischen (Technik, Verkehr, Höhenverhältnisse), rassetheoretischen (Art, Charakter, Gesammtstimmung, Seelendisposition, Massenintellekt).

Wer wollte versuchen, einem Flußlauf die Wege zu weisen, indem er mit einem Hölzchen ins Wasser peitscht? Wer Ströme ablenkt, muß Erdmassen bewegen, Höhenniveaus berechnen, Schleußen bauen; aber wer mit Hauptzuständen unserer Kultur und Lebensart unzufrieden ist, Der glaubt oft, etwas Rechtes zu thun, wenn er mit Worten Raison predigt.

Eine einzige Ausnahme findet statt: wenn das neue Flußbett längst bereitet ist und nur noch ein handbreiter Wall die sturzbereiten Fluthen zurückhält; dann genügt ein Spatenstich, um das ungeheure Werk zu erfüllen. So kann ein genialer Gedanke die längst gereifte Wirkung auslösen, wie der Schuß ein Gewitter. Aber ein solcher Gedanke ist fast immer eine Erkenntniß oder eine Denkform, fast nie ein guter Rath oder frommer Wunsch; er tritt ästhetisch positiv, nicht ethisch begehrend in die Welt.

XXVI.

Will man ermessen, was die Kunst des Gedankens bedeutet, so mag man sich erinnern, daß alles Epochale in der Geschichte des Menschengeistes errungen wurde nicht durch neue Gedankeninhalte, sondern durch neue Denkformen.

Die Erfindung des Problemes ist wichtiger als die Erfindung der Lösung; in der Frage liegt mehr als in der Antwort.

XXVII.

Alles, was die moderne Civilisation ausmacht: Arbeitstheilung und Spezialisirung, Industrialismus und Massenproduktion, Massenverkehr und Geschwindigkeitkult, Masseninformation und Oberflächlichkeit, Kapitalismus und Plutokratie: alle diese Erscheinungen sind Uebervölkerungphänomene.

Somit sind ihre menschlichen Ursachen: Geschlechtstrieb, Familiengefühl, Mitleid und Vaterlandliebe.

So kann aus Indifferentem und Gutem das Furchtbarste erwachsen.

XXVIII.

Der „gesunde Menschenverstand" und das Gesetz „vom freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte" versprachen der liberalen Bourgeoisie vor Jahrzehnten die Weltherrschaft. Dennoch wurde sie vernichtet.

Die kommende Zeit wird den schweren Kampf gegen die liberalen (Das heißt: intellektuellen) Rassen führen, die im Rüstzeug des Kapitalismus und des Industrialismus unbesiegbar scheinen.

Ideelle Werthe werden die Entscheidung bringen. Die nächsten Geschlechter werden eine Kenntniß und Schätzung der Rassenqualitäten erwerben, von der wir nichts ahnen. Und sie werden nicht begreifen, wie wir von unedel gearteten Menschen uns berathen, belehren und beherrschen ließen.

XXIX.

Die Kultur läuft darauf hinaus, seltene, dauernde, einheitliche und tiefe Freuden durch häufige, beschleunigte, vielfältige und seichte Freuden zu ersetzen, und ahnt nicht, daß sie die Summe verkleinert, indem sie die Organe abnutzt.

XXX.

Viele Gedanken, die uns angepriesen werden, sind alte Formeln mit neuen Konstanten. Wichtig und mittheilenswerth sind dagegen nur die Gedanken, die nur ihrer Formel wegen da sind. Wer die Konstanten einsetzt und welche, ist gleichgiltig.

XXXI.

Kulturgeschichte bedeutet nur einen Wechsel der Geräthschaft. Zu Liebe und Haß, Freude und Leid, Leben und Tod bleibt alles Menschliche sich gleich, gesondert nur nach Rasse und Himmelsstrich.

XXXII.

Vierfach ist die Periodizität der Zeitstimmung:

Herrschaft des Verstandes. Sie tritt auf, begleitet von Rationalismus, Skeptizismus, Esprit, Liberalismus.

Herrschaft der Empfindung. Schöngeisterei, Naturfreude, Klassizität, Patriotismus.

Herrschaft der Leidenschaft. Genialitätkult, Erotik, Musik, Expansion.

Herrschaft der Mystik. Romantizismus, Frömmigkeit, Absolutismus, Passivität.

XXXIII.

Unsere Kulturepoche entspricht Dem, was in der Politik vor siebenzig Jahren die Bourgeoisie, der Liberalismus und das Freihändlerthum vorstellte.

XXXIV.

Der professorale Verstand kann sich unter Erziehung und Veredelung der unteren Klassen nichts denken als die Anwendung der alten Kindermittel: Bilder, Theater, Musik, Literatur, Geisteswissenschaft. Diese Dinge sind für einen intelligenten Proletarier ohne jede Bedeutung. Ein Automobil ist ihm wichtiger als der Parthenon und eine Ruderpartie interessanter als die Jungfrau von Orleans. Der Belehrung bedürftiger ist Er, der Kathedermann, der Humanistik als ein Absolutes ansieht.

XXXV.

Die Philosophie der Inder konnte sich von der Zweckhaftigkeit der Orientalen nicht befreien. Dreifach haftet an ihr dieser Makel: sie beruht auf ethischer Werthung, sie fordert die Entwickelung der Seele und sie stellt als Ziel einen Endzustand.

Ihre grandiose Abkehr von der Erscheinungwelt ist die höchste Stufe Dessen, was Furchtphilosophie erreichen kann.

XXXVI.

Wir lieben an Menschen nicht ihre Vollkommenheiten, sondern ihre Schwächen.

Ein vollkommener Mensch, der in seiner nackten Größe unter uns träte, würde uns zu kalter Bewunderung erstarren machen.

Wir lieben die Schwächen, und zwar diejenigen, durch welche die Stärken hindurchleuchten.

So lieben wir auch an der Weltgottheit die Bedingtheit und Verhüllung. Das Absolute ist Entsetzen erregend.

XXXVII.

Wenn von zwei Nationen die eine alle Produkte, deren sie bedarf, selbst erzeugt, die andere auf Produkte der ersten angewiesen ist, so entsteht auf die Länge der Zeit ein seltsames Verhältniß.

Die empfangende Nation wird zuerst in Waaren zu zahlen versuchen. Da man deren bei der gebenden Nation nicht bedarf, so muß sie auf andere Mittel sinnen. Sie zahlt in Anleihen: aber auch die Zinsen der Anleihen müssen in neuen Titeln bezahlt werden; und der Staatsbedarf ist begrenzt. Sie zahlt in industriellen Werthen, in Hypotheken, in Aktien. Aber stets muß

die greifbare Unterlage dieser Titel im zahlenden Land verbleiben, denn das liefernde weiß nichts damit anzufangen.

So bleibt denn im zahlenden Land scheinbar Alles beim Alten; Landwirthschaft, Bahnen, Industrien, Schiffahrt werden betrieben, erzeugen Güter und prosperiren: aber im liefernden Land sitzen die Eigenthümer des Bodens, der Fabriken, der Verkehrsmittel. Ihnen wird Rechenschaft gegeben, sie verfügen über die Stellungen der Beamten, ihnen sind die Erträge zur beliebigen weiteren Investirung gutzuschreiben. Freilich werden sie auch diese Erträge im Lande belassen, eben weil sich eine geeignete Exportform nicht finden läßt, aber jede Gutschrift führt dazu, die Grenzen des Einflusses zu erweitern.

Man kann dieses Phänomen so definiren: Die unterlegene Nation zahlt in Macht. Die überlegene Nation tritt zu ihr in das Verhältniß eines Eigenthümers und Verpächters. Und dieses Machtverhältniß ist um so furchtbarer, als fast jeder Einwohner persönlich in die Botmäßigkeit des Fremden geräth.

Kriegerische Auflehnung ist das einzige Mittel gegen diese friedliche Unterjochung.

XXXVIII.

In höchster natürlicher Gesetzmäßigkeit leben, ist höchstes Leben.

XXXIX.

Wollten die Menschen nur den zehnten Theil der Mühe, die sie auf Menschen und Materie zu wenden gewohnt sind, daran setzen, in ihr eigenes Innere hinabzusteigen, so wären sie mächtig, glücklich, weise und reich. Aber sie wollen lieber eine Stunde im Wasser zappeln als einmal in die Tiefe tauchen. Im Innern ruht alle Macht. Und alle Geschäftigkeit ist Bettel.

XL.

Euer Denken bleibt ans Ich gekettet und rollt im engsten Kreis gebunden. Gebt Euren Gedanken Freiheit! Vergeßt Euch selbst! Laßt Euren Geist frei durch alle Welten schweifen! Und je seltener der selig Träumende zu Euch zurückkehrt: so wird er Euch die Herrlichkeiten aller Sphären zu Füßen legen, daß Ihr sie wunschlos betrachtend genießt.

XLI.

Bei allen Menschen ist zu wissen wichtig, ob sie aus Noth, aus Eitelkeit oder aus Liebe schaffen.

XLII.

Das olympische Naturell erbarmt sich der Armsäligen; das dämonische Naturell erbarmt sich des Bösen.

XLIII.

Bei der Vererbung wird nicht Materie übertragen, sondern Form. Die Materie strömt durch die Generationen wie das Wasser im Flußbett: der Fluß bleibt der alte, auch wenn kein Tropfen wiederkehrt. Neue Materie schöpft

der Leib beständig aus Luft, Erde und Wasser; und das Stickstoffatom, das heute im Hirn des weißen Papstes vibrirt, kann übers Jahr im Blut eines Negersträflings kreisen.

Deshalb ist Vaterschaft und Blutsverwandtschaft nicht nur die der Zellentheilung; denn nicht nur die Zeugung bindet die Form und Eigenschaft der Zelle. Wer durch die Kraft seines Geistes den Aufbau des Generationenleibes modelt — und jede neue Denkform, Lebensgewohnheit, Lebensbedingung schafft hier Wirkung —, Der übt Zeugung, Vaterschaft und Vererbung.

Dies ist rein materiell zu verstehen: so materiell wie die Mitwirkung Eines, der dem Zeichner eine Linie korrigirt.

Zweifellos ist die Vaterschaft und Vererbungskraft Jesu, Luthers, Spinozas und Goethes auf den germanischen Volkskörper stärker als diejenige irgendeines ihrer germanischen Zeitgenossen, dessen „Blut" noch heute in tausend Individuen weiterlebt.

Dies ist die Grenze aller Rassentheorie.

XLIV.

Um unserer Laster willen werden wir durch unsere Tugenden vernichtet.

XLV.

Die Vorstellung einer ewigen Dauer der Persönlichkeit ist die metaphysische Uebersetzung der Habgier.

XLVI.

Die Phantastik der Phantasielosen ist Ethik.

XLVII.

Es giebt Menschen, bei denen die Erfahrungreihe der Ahnen, die sich im Instinktiven äußert, plötzlich aussetzt, gleichviel, ob hier in der Erblichkeit eine Lücke eintritt oder ob der überlieferte geistige Vorrath vernichtet wurde, ja, durch Selbstzucht vernichtet werden mußte.

Solche Menschen gleichen Heimathlosen, die ihre früh verlernte Muttersprache im späteren Alter neu erwerben. Diese Enterbten, denen nichts selbstverständlich ist, erlangen eine unerhörte Kenntniß und Kritik eigenen und fremden Wesens. Aber indem sie beständig an der Kamera herumschrauben, verdirbt ihnen jedes Bild: sie sind der Fähigkeit verlustig, in den Objekten aufzugehen. So führt bei hoher künstlerischer Veranlagung ihr Schaffen zu keiner Kunst — denn diese ist reine Erhöhung und Vertiefung des Objektes —, sie schaffen Ungeheuerlichkeiten, wie Stendhal, Balzac, Flaubert, Dostojewskij, Ibsen. Wie die Schauspieler machen sie das unbewußte Selbst zum Werkzeug, wodurch es vernichtet wird.

Trotzdem sind diese Self-made-men der Empfindung in der Oekonomie der Welt nicht ohne Bedeutung. Sie sind die Chronisten und Darsteller des

Geistes ihrer Zeit und oftmals die Verkünder des Kommenden. Großes zu leisten, ist ihnen in der Dramatik vergönnt, die ja in höherem Sinn eigentlich keine Dichtung ist, sondern sich mehr, als man eingestehen möchte, der Schauspielerei nähert.

XLVIII.

Wir sehen nicht den Spiegel, sondern das Bild; wir lieben nicht den Menschen, sondern durch den Menschen.

XLIX.

Dogma über Tansszendenz, Geist über Begeisterung, Kunst über Natur, Bücher über Menschen, Eleganz über Schönheit stellen: alles Dies ist das Selbe.

L.

Jede falsche Situation beruht auf einer Lüge.

LI.

Man wird sich gewöhnen müssen, Seelenerscheinungen nicht an Dem zu studiren, was wir Individuum nennen, sondern an Dem, was thatsächlich Individuum ist: die Ahnenreihe.

Furcht ist atavische Erinnerung an ausgestandene Leiden. Muth atavische Erinnerung an siegreiche Kämpfe. Eifersucht Erinnerung an erzwungene Abstinenz. Das hat Michelangelo wundersam ahnend ausgesprochen: Liebe ist die Erinnerung an die Schönheit des Paradieses.

LII.

Hüte Dich vor Menschen mit rauher Schale und edlem Kern und anderen Märtyrern der Tugend. Sie sind ehrlich wider die Natur und thäten besser, wenn sie unehrlich blieben, wie Gott sie geschaffen hat. Sie betrügen Gott.

LIII.

Man wird es in späteren Zeiten kaum begreifen, daß eine Epoche, die so differenzirt wie die unsere, Menschen mit einer Sache und Menschen ohne eine Sache mit gleichen Augen betrachtete.

LIV.

Ein Rekrut sagte: Ich exerzire, um mir Appetit zu machen.

Ein anderer sagte: Ich exerzire, um Unteroffizier zu werden.

Ein dritter sagte: Ich exerzire, weil es meine Pflicht ist.

Der vierte sagte: Warum ich exerzire, weiß ich nicht. Es ist aber schöner, gut zu exerziren als schlecht.

LV.

Das Mißverständniß der Pruderie. Eine groteske Szene menschlicher Komoedie:

Zwei Gruppen ehrlicher Menschen stehen sich gegenüber und halten einander wechselseitig für Heuchler und Wüstlinge.

Der Grund: unsere kindliche Unkenntniß sexueller Seelenvorgänge.

Man muß wissen, daß eine große Gattung Menschen von starker und zurückgedrängter Sexualität vor jeder Nacktheit oder Laszivität heimgesucht werden von Reizen und Erregungen, die sie nicht zu bändigen wissen. Sie können nicht anders denken, als daß alle übrigen ihnen gleichgeartet sind; und so leiden sie in jeder ihnen verfänglichen Lage dreifach. Die eigene unzeitliche Erregung empfinden sie als Aergerniß; die vermuthete der Anderen ist ihnen ein Gräuel; und in den Augen dieser Anderen glauben sie selbst sich ein Gespött.

Allein die andere Gruppe, mehr ästhetisch-sinnlich als sexual veranlagt, weiß von diesen Vorgängen nichts und kann sie nicht errathen. Sie hält den Unmuth ihrer Brüder für Heuchelei und Lüge. Sie ist empört, daß man ihre harmlosen Freuden verkümmert und sie selbst, die Unschuldigen, als Lüstlinge verschreit.

Physiognomisch ist die erste Gruppe leicht erkennbar. Es sind meist dunkelhaarige, hagere, starkknochige Leute mit starken Nasen und langen Gesichtern und tiefliegenden Augen.

Ob Rassenmale oder säkulare Wirkungen christlichen Pietismus das Phänomen erklären, erscheint ungewiß.

LVI.

Wer überzeugen will, bettelt oder schmäht.

LVII.

Aus Angst schwatzen die Schwachen; ihre Rede ist Gebettel. Der Gefestigte spricht aus Nothwendigkeit; seine Rede ist Befehl.

LVIII.

Der freiwillige, instinktive Respekt der Menge beruht ganz auf Rasseempfindung. Einer edlen weißen Hand gehorchen sie lieber als klugen Argumenten.

LIX.

Hellas war auch in der Hinsicht dem vorrevolutionären Frankreich vergleichbar, daß eine verhältnißmäßig kleine Zahl blonder Herren der Masse die Wage hielt.

Das Volk liebte die Herren, erfreute sich ihrer Kultur und wehrte sich der Uebergewalt durch Ostrakismus. So erklärt sich die Doppelseele des Griechenthumes: ihre Hysterie, ihr Wankelmuth und Trübsinn lag in den Massen, ihre Freiheit und Größe in den Oberen Zehntausend.

Das Volk trug satyrhafte, der Adel apollinische Züge. (Durch Solon, der semitische Verfassungen studirt hatte, wurde das untere Element hervorgekehrt, durch die Siege der Römer das obere vernichtet.)

So erklärt sich das Unbegreifliche: daß dieses Volk, die Blüthe der Mittelmeerkultur, mit einem Schlage zu wirken aufhörte und daß die Graeculi

den Römern, ähnlich wie uns dekadente Franzosen, zum Gespött und zur Verachtung wurden.

LX.

Im Weibe wird Wunsch und Zweck zur Ahnung; und so geläutert. Das zweckhafte Weib ist das furchtbarste aller Zwitterwesen.

LXI.

Wenn Du eines Schmerzes nicht Herr werden kannst, so frage Dich, welche Deiner Schwächen er traf.

LXII.

Zwei Dinge schließen einander aus: wer für die Sache ist, kann nicht für die Wirkung sein; wer für die Wirkung ist, kann nicht für die Sache sein.

LXIII.

Nicht der Totschlag schändet, sondern der Hinterhalt, nicht die Flucht, sondern die Feigheit, nicht die Niederlage, sondern die Sklaverei. Niemals schändet die That; das Erdulden schändet.

LXIV.

Vornehmheit ist Entsagen.

LXV.

Was den Furchtmenschen unrettbar verräth, ist, daß er sich amusiren kann.

Der Furchtfreie kennt die Freude, die Begeisterung, auch den Rausch, die Völlerei, aber er ist nicht amusabel.

LXVI.

Gerechtigkeit entspringt dem Neide, denn ihr oberster Satz ist: Allen das Gleiche.

LXVII.

Diejenigen irren, die sagen, daß wir in Worten denken, daß also Denken Reden sei. Wenn ich denke, so reden meine Seelen mit einander; nicht in unserer Sprache, sondern in einer einfacheren und schöneren.

So denkt ein Volk, indem die Menschen mit einander reden.

LXVIII.

Freude und Leid sind nicht von der Glückslage abhängig, sondern von der Aenderung der Glückslage. Wären wir mit unveränderlichen Zahnschmerzen zur Welt gekommen, so würden wir sie nicht empfinden. Ob das Leben körperlich ein dauernder Schmerz, eine dauernde Lust oder keins von Beiden ist, können wir erst im Moment des Todes wissen.

Bei der Bemessung der Glückslage ist die Erinnerung und das Vergessen als ein Reales in Rechnung zu setzen. So ist der Verlust eines geliebten Menschen nur scheinbar kontinuirlich: in Wirklichkeit tritt er immer von Neuem auf, wenn die Erinnerung an das Vergangene aufbricht und so von Neuem die Aenderung der Glückslage real wird.

Faßt man Freude und Leid als den positiven und den negativen Differentialquotienten der Glückslage als Funktion der Zeit, so ergiebt sich, daß die Summe von Freud und Leid im Leben null ist: denn die Kurve der Glückslage kehrt am Ende zum Neutralniveau zurück, von dem sie ausging.

Somit enthält das Leben jedes Menschen das gleiche Maß von Glückseligkeit und Schmerz, gleichviel, ob es in großen Kurven der Emotion oder in vegetativer Horizontale verläuft; weder Schicksal noch Willenskraft haben auf diese Summe Einfluß.

LXIX.

Aller Verstand muß sich zuletzt im Unwesentlich-Wirklichen verlieren; die träumende Phantasie allein findet den Ausweg zum Wesentlich-Wahren.

Die heutige materiell-unternehmende Welt kann nur bestehen, wenn sie, von ihrer grassen Werthung des analytischen Geistes abkehrend, sich dem Idealen beugt. Nur indem er sich selbst opfert, kann der Verstand sich erhalten.

LXX.

Das ursprüngliche Heerdenwesen der Menschenthiere besteht noch heute, und zwar auf dem Gebiete des Geistes. Wie ehemals das Rudel auf einem Nahrungplatz so lange verharrte, bis das sensitivste Spezimen sich auf seine Fährten wagte, so bewegt sich die Menge in gleichbleibenden Denkformen, bis ein Unbefriedigter, mit Instinkt Begabter neue Weideplätze des Gedankens sucht und findet.

LXXI.

Kunst ist Ahnung, Wissenschaft ist Erkenntniß des Gesetzmäßigen.

LXXII.

Alle höchste Kunst ist unbewußt und dämonisch in die Welt getreten. Ja, man darf sagen (was unerhört scheint), daß sie in ihren vollkommensten Aeußerungen stets nur eine unbeabsichtigte Nebenwirkung war.

Die Epik war Erinnerungmittel für wichtige Vorgänge. Rhythmen und Melodien lassen sich leichter behalten als ungemessene Rede. Die Schönheit homerischer und biblischer Darstellung ist keine Kunst, sondern unbewußte Spiegelung harmonischen Geistes.

Die Plastik ist entstanden als Darstellungmittel für Fetische und Götterbilder. Das eigentlich Künstlerische war Nebenwirkung: auf Deutlichkeit und Glaubhaftigkeit kam es an.

Tragoedie war Gottesdienst. Die Gottesfeier war wichtig, Kunst ging nebenher.

Malerei — bei der frühchristlichen und mittelalterlichen wird es evident; Assisi zeigt es vor vielen — war Bildersprache.

Das neuere Schauspiel war zuerst Erbauungmittel, dann Unterhaltung-

mittel. Ein Theaterstück als Kunstwerk hat weder Shakespeare noch Molière geschrieben.

Mit dem Augenblick, wo man erkannte, daß man Kunst als Selbstzweck machte, war der Verfall eingetreten; in der Antike nicht minder als in der Moderne.

Das letzte und verderbteste Prinzip geht über „Kunst als Kunst" noch hinaus. Es heißt „Kunst für Künstler".

LXXIII.

Dichter ist Einer, der den Schein und Inhalt der Dinge mächtig empfindet und sein Empfinden vollkommen gestaltet. Er ist die Muschel, die das Brausen des Meeres wiedertönt. Der Kunst des Denkens bedarf er nicht.

LXXIV.

Die Dichter schufen uns ewige Welt- und Menschheitbilder: Gedanken schenkten sie uns nicht. Und wenn einer seine Dichtungen mit gereimten Gedanken schmückte: so waren es Kronen aus Flittergold auf steinernen Götterbildern.

LXXV.

Zwar giebt es neuerdings Dichter, die sich erinnern, daß große Werke als Symbole von Weltproblemen gedeutet worden sind und daß solche Deutbarkeit geradezu als ein Merkmal höchster Kunst betrachtet wird.

So greifen sie nach einem handlichen Weltproblem und umbacken es mit dem Teige ihrer Dichtmittel. Sie sind Betrüger.

LXXVI.

Ein Dichtwerk, das „einen Gedanken" verkörpert, wäre nichts als eine elende Charade. Das wahre Dichtwerk ist ein unendlich vieldeutiges Gleichniß: keine Lösung ist gewollt, jede ist gestattet.

So thut man den großen Werken das klägliche Unrecht, wenn man sie auf einen einzelnen „Gedanken" gewaltsam reduzirt.

Da kommt Einer und lehrt: Der Gedanke des ‚Faust' ist, ‚wer strebt, kann gerettet werden'.

Armsäligkeit! — Was ist Faust und was ist solch ein Gedanke!

LXXVII.

Sei gewarnt vor trister Kunst! Sie ist die Kunst der Zweckmenschen. Da ihre Lebensstimmung trübsälig ist, können sie allein derlei Künste schaffen und ertragen.

Goethe nannte die Romantik „kranke Kunst". Mit Recht. Denn die Romantik entstammt nicht dem Drang nach Mittelalterlichkeit: sondern die Mittelalterlichkeit wurde gemacht von Menschen, die für ihre trüben Seelen Verkörperungen suchten.

Am Zweige der tristen Kunst wächst die Sentimentalität, die slavische Schwermuth, die Mystik, die Satirik, die Kindelei.

Auch starke Menschen können schwermüthige Stunden erleben: aber diese Stimmung ist bei ihnen flüchtig, verachtet, zum Mindesten gebändigt.

LXXVIII.

Die Kunstgeschichte wird nicht müde, mit den alten Baukastensteinen: „Entwickelung, Höhepunkt, Verfall einer Kunst“ zu spielen, wodurch denn immer wieder die plausible, aber höchst alberne Legende von der Unbeholfenheit der Väter, der Herrlichkeit der Söhne und der Frivolität der Enkel sich ergiebt.

Faßt man die Kunst im Innern und in der Tiefe, so wird man finden, daß jede neue Kunstepoche, ja, jede neue Kulturepoche in vollkommener Herrlichkeit dastand, sobald eine neue Rasse siegreich auf den Schauplatz getreten war, und daß sie so lange herrschte, bis die neue Rasse sich umformte, vermischte oder unterging.

Vermischte sich die Rasse, so zeigte sich jedesmal das Barockphänomen: die Form blieb erhalten, ja, zum Höchsten gesteigert und übertrieben, aber sie umschließt nicht mehr den alten, fremdgewordenen Gedanken.

Unsere Zeit des unaufhörlich gewordenen Rassenwechsels findet ihr Abbild in der täglich wechselnden Kulturform. Die Mode ersetzt den Stil.

LXXIX.

Man spricht mit Unrecht von der Phantasie des Orientalen. Der Orientale ist durchaus nicht phantasievoll oder phantastisch: er ist nur ein aufdringlicher Erzähler, der das Interesse des Hörers durch Uebertreibung erzwingen will. Aber seine Uebertreibung ist nicht Vertiefung des Charakteristischen, Groteske oder Karikatur, sie besteht in der nüchternen Mechanik quantitativer Steigerung. Uns mag zuweilen das fremdartige, an sich farbige Wesen in übertriebener Darbietung phantastisch erscheinen: dieser Reiz ist nicht dem Geist des Schöpfers zu danken.

Phantasievoll sind die stillen Märchen der Occidentalen, die ganz im Realen, im Lebensinnern wurzeln. Der geringfügige Zauberspuk ist nur Rahmenwerk und wird ohne Erstaunen hingenommen, weil er immerhin ein Abbild tieferer Wahrheiten bleibt.

LXXX.

Die Musik ist so transszendent, daß sie da noch Kunst scheint, wo sie zur reinen Sinnlichkeit geworden ist. Jede andere Kunst würde auf dieser Stufe vernichtet.

LXXXI.

Terrestrische Kunst ist immer typisch, denn sie kann das Gesetz der Materie nur in der Abstraktion erfassen; transszendente Kunst ist individuell, denn

ihr höchstes Glück ist, daß das Einzelnste des Geschaffenen die göttliche Liebe zurückstrahlt.

Nach diesem Gesetz ist alle Kunst des Orients von aller Kunst des Occidents geschieden.

LXXXII.

Alle Kunst, mit Ausnahme der germanischen, verherrlicht das rein Natürliche, die irdische Erscheinung. Deshalb ist ihre höchste Erhebung die Stilisirung, Das heißt: die Abstraktion der irdischen Gesetzmäßigkeit; oder die materielle Symbolistik, Das heißt: die Spiegelung eines höheren, aber begreiflichen Prinzipes. Alle orientalische Kunst, selbst die individuellste egyptische und japanische, ist daher typisch-materiell oder stilisirt-symbolisch.

Nur die germanische Kunst erhebt sich zur Transszendenz. Und weil sie das Unaussprechliche widerstrahlt, darf sie gänzlich individuell, gleichnißartig das Nur-einmal-Existirende darstellen. Denn unsere Seele faßt das Transszendente nur im Bilde: nicht der Gegenstand, sondern die Seele des Gegenstandes spricht die Sprache der Ewigkeit. Dem Unsagbaren kommen die Dichter näher als die Philosophen, obwohl sie keine abstrakten Worte kennen und nur von Dingen der Welt träumen und künden.

LXXXIII.

Wo wir das Gesetz der Welten nicht erkennen noch empfinden, da dürfen und können wir uns an das Gesetz des Spiegelbildes halten.

LXXXIV.

Die einfachste Art, eine Gesetzmäßigkeit der Form wahrnehmbar zu machen, ist die Wiederholung, die Duplikation. Im Raum bewirkt es die Symmetrie, in der Zeitfolge der Vers, die Melodik.

LXXXV.

Dem Bildhauer liegt ob, nicht steinerne Nachbildungen von Geschöpfen, sondern geschöpfähnliche Steinbilder zu machen.

LXXXVI.

Die sakrale Gothik ist eine Architektur der Ebene. Um sich mit der Natur in Kontrast zu setzen, mußte sie die Höhendimensionen betonen; Dies ist ihr Merkmal.

Die antike Architektur schloß sich an bewegte Landschaft an. Hier war die Höhe kein Naturkontrast, denn jede Dimension erstarb vor den Zügen der Gebirge. So blieb nur symmetrische Harmonie als wirksamer Gegensatz Vollkommene Lösung ward denn hier die römische Kuppel und der Rundbau, wie denn auch sonst die römische Architektur, in den Elementen rücksichtloser und roher, im Komplex der Anlage weit über die griechische hinausstieg.

Haben doch die Römer, das bauende Volk vornehmlichster Art, die Archi-

tektur eigentlich erst geschaffen, indem sie architektonische Aufgaben schufen. Der griechische Tempel ist eigentlich kein Gebäude, sondern ein Monolithendenkmal in der Art der Cromlechs. Deshalb ist auch seine Bedachung, insbesondere die Giebelgestaltung, eine primitive und schwache Lösung. Die obligatorische, plastische Giebelfüllung sammt dem falschen Gebälk ist, architektonisch betrachtet, eine Monstrosität.

LXXXVII.

Ein architektonisches Ornament muß subtil sein, daß es dem aufs Gesammtbild gerichteten Auge nur als leichte Kräuselung und Fioritur erscheint, dem fixirenden Auge erst sich auflöst.

Der alte Architekt verstand Dies, weil er nicht am Reißbrett baute, wo das Detail des kleinen Maßstabes wegen und um der Deutlichkeit willen abscheulich übertrieben werden muß

LXXXVIII.

Unsere Architektur leidet daran, daß sie die bedeutenden Kontraste nicht mehr begreift: große Flächen, mäßige Oeffnungen; schwere Massen, leichte Ornamente, kühnes Vorspringen, ruhiges Zurücklehnen.

LXXXIX.

Intensive und extensive Kunstanschauung.

Alle ästhetische Betrachtung ist dimensionär beschränkt. Wer ein architektonisches Mosaik quadratcentimeterweise betrachten wollte, wer ein modernes Bild unter die Lupe zu nehmen oder ein vlämisches als Totaleindruck zu werthen versuchte, Der würde keinen Kunstgenuß verspüren.

Selbst die Natur hält nicht immer Stand, wenn etwa Jemand einen Ausschnitt bleifarbigen Himmels oder weißgelben Dünensandes ohne Kontrast fixirte.

Es scheint, daß die Konvention des Schauens den selben Weg verfolgt wie das gesammte Kulturleben: vom Intensiven zum Extensiven; Flüchtigkeit dem Einzelnen, Beherrschung den Massen zuweisend.

So müßte auch die Betrachtung unserer Architekturen, die im Einzelnen hoffnunglos zum Niedergang eilen, dadurch aufgehoben werden, daß das Gesammtbild architektonischer Landschaft gesichtet wird. Dann wird selbst der Verderb des Einzelnen im Strom der Lebensbewegung wieder zu einer Art Natur.

XC.

Die Verwirrung in der früheren Aesthetik stammt daher, daß man für das fühlbar Gesetzmäßige und das physiologisch Zuträgliche den gleichen Begriff des „Schönen“ gebrauchte

Wenn jugendliche Frische und sinnlicher Reiz die „Schönheit“ des Weibes war: wie konnte dann ein altes gebrechliches Weib Gegenstand der Kunst sein? Und so begann man, von dem Häßlichen und seinem ästhetischen Werth zu faseln.

XCI.

Dem Deutschen, bei seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Hang zum Absoluten, wird das Schreiben schwer.

Er möchte seinem Gedanken die absolute, die chemisch reine Form geben; es soll nicht zu viel und nicht zu wenig, vor Allem nichts Zufälliges gesagt sein: und so wird er abstrakt. Er sagt: Das Hinauslehnen des Körpers ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr bei Strafe verboten.

Auch sollen die Ausnahmen, die Anwendungen und gar die Beweise des Gedankens nicht fehlen: so wird ein Buch daraus. Und dieses Buch wiederum soll so absolut und so voraussetzunglos dastehen, daß, wenn es nach zweitausend Jahren gefunden würde, den Leser die ganze Spezialweisheit der Epoche daraus entgegenstiege. Am Liebsten entschuldigte er sich wegen der Zufälligkeit, daß er in der ganz speziellen deutschen Sprache schreibt, und man möchte fast erwarten, ein Wörterbuch im Anhang beigefügt zu finden.

Diese lapidare Neigung war selbst den abstrakten Lateinern nicht eigen, die ewige Inschriften ohne Scheu vor zufälligen Anspielungen, ja, selbst vor familiären Abkürzungen abfaßten. Sie widerspricht überhaupt dem Geist und Wesen der Sprache, die ganz und gar kasuell, bildlich, konkret geartet ist.

Die Kraft der Sprache liegt in der Suggestion; sie denkt in Analogien. Selbst unsere abstraktesten Worte sind verblaßte Bilder.

Deshalb liegt in einem Lied, das von Mond, Busch und Thal klingt, mehr des Absoluten als in psychologischen Traktaten; und eine Lustspielszene kann mehr Welthistorie bewahren als ein Feldzugsbericht.

XCII.

Sobald die Industrie sich eines Schaffensgebietes bemächtigt hat, das zuvor ideologisch betrieben wurde, kann ethische und ästhetische Belehrung und Bekehrung sich nur an den Konsumenten, nicht mehr an den Produzenten halten. Dies vergißt man in Deutschland häufig gegenüber dem Journalismus, dem Theater, der Architektur.

XCIII.

Das Dramatische ist die Einheit des Kampfes mit dem Leiden.

XCIV.

Wenn zugegeben wird, daß die Aufgabe des Dramas ist, uns zu ergreifen, zu bewegen und zu erschüttern, so ergeben sich, wo nicht die drei Einheiten, so doch eine Reihe sehr spezieller Bedingungen; und Aristoteles behält im Meisten Recht.

Ergreifen kann uns nur das Schicksal von Menschen, die uns nah stehen, bekannt und sympathisch sind. Ferner nur ein Schicksal, das groß, gesetzmäßig gegründet, vorgeahnt und unabwendbar ist.

Innerlich gleichgiltig bleiben uns Fremde, Verbrecher, Schwächlinge.

Zum Mitleid, nicht zur Erschütterung führen uns Mißgeschick, Unglücksfälle, Misere kleiner Leute.

Das nothwendige Schicksal kann sich daher weder an Verbrechen noch an Fahrlässigkeit knüpfen, sondern nur an sympathische Verschuldung: also Leidenschaft.

Die Leidenschaft muß in der Seele exorbitanter Menschen wurzeln: also gemischte Charaktere, nicht ohne Größe.

Die Nothwendigkeit und Unabwendbarkeit muß fühlbar werden: also Einheit der Handlung und Beschränkung des Zufalls.

Die Menschen müssen uns bekannt sein: also Exposition und einigermaßen einheitliche Zeit.

Ueberflüssig bleibt die Einheit des Ortes, an die sich die Alten durchaus nicht immer und nur im Interesse des Chores gehalten haben.

XCV.

Die germanische Tragik beruht darauf, daß Jemand an sympathischen Fehlern mit Nothwendigkeit zu Grunde geht.

Die sympathischen Fehler sind die germanisch-heidnischen Tugenden; das verletzte Sittenprinzip ist die fremd-orientalische Ethik.

Somit beruht die Tragik des Germanen auf dem Zwiespalt der ererbten und der erlernten Moral.

XCVI.

Die griechische Tragik war lediglich der Ausdruck des Kontrastes zwischen Menschen und Göttern.

XCVII.

Während in der Tragik der Germanen überall die christliche Ethik Recht behält, ist Hamlet die heidnische Umkehrung.

Hier geht der Mensch zu Grunde, weil er im heidnischen Sinn sündhaft, nämlich schwach ist.

Heidenthum strahlt durch diese ganze Tragoedie. So muß auch der berühmte Monolog zum heidnischen Dokument werden

XCVIII.

Der letzte Prüfstein des Dramatikers: sind seine Geschöpfe bedeutende Menschen oder sagt er nur so?

XCIX.

Die Tragik der Modernen ist vorwiegend passiv.

C.

Idealistische Kunst ist in Wahrheit materiell, passionirte Kunst ist transszendent.

Ernst Reinhart.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 20. Juli 1907.

Heuert.

Französisch-Deutsche Jahres- und Tages-Zeiten.

Nina schrieb im Juni an Moritz: „Und unser schönes Nachbarland (so hats, nach der Zeitung, S. M. in Kiel genannt)? Selbst für den Geschmack des mir von brüderlichem Leichtsinn Gefreiten gehts da radikal genug zu. Sozialüstlinge aller Sorten. Schöne Bescherung! Ein Strike nach dem anderen. Im Süden (wo wir uns in den alten guten Hotels so behaglich fühlten) Rebellion, weil der Winzer seinen Wein selbst zu Spottpreisen nicht mehr loswerden kann, und meuternde Truppen. Gut für uns. Möchte die Gesellschaft, die mit Aufrührern verhandelt und unbotmäßige Soldaten nicht zu strafen wagt, während einer Invasion sehen. Aerger als 70. Wird sich auch hüten. Aber die Folge von liberté und égalité." Eine hyperkonservative Pommerin, die, wie der Besitzer einer berliner freisinnigen Zeitung im Aerger über seinen Börsenredakteur, in der Freiheit „einen veralteten jüdischen Begriff" sieht, konnte das im südlichen Weingeländ Frankreichs Geschehene kaum anders auffassen; mußte an die Unbotmäßigkeit eines Regimentes deutsche Hoffnungen knüpfen und zu dem Trugschluß kommen, auch in einem Kriege gegen Deutschland werde das Franzosenheer den Gehorsam weigern. Am achtundzwanzigsten Juni wurde dem Matin aus Berlin telegraphirt: „M. Maximilien Harden qui, depuis plusieurs années, ne laisse jamais passer une occasion de diriger contre la France les attaques les plus violentes et souvent les plus grossières, commente aujourd'hui en ces termes les tristes événements du Midi: ‚Dans le beau pays voisin (c'est ainsi que Sa Majesté, s'il faut en croire les journaux, a récemment, à Kiel, désigné la

France) tout marche assez radicalement, même au goût de ceux qui sont guéris de la folie de la fraternité. Socialistes, amateurs de tous calibres s'agitent. C'est un joli grabuge! Tous plus ficelle les uns que les autres! Dans le Midi rébellion, parce que le vigneron ne peut plus vendre son vin, même à un prix dérisoire; rébellion et mutinerie de troupes. Voilà qui est bon pour nous! Je voudrais bien voir tout ce monde-là qui parlemente avec des séditieux et n'ose pas punir des soldats mutins, je voudrais bien les voir en face d'une invasion. C'est pis qu'en 1870. Ils y prendront garde, eux aussi. Mais voilà les suites de la liberté et de l'égalité.'" Deutsch kann der Mann nicht, der diese Depesche geschrieben hat. Eine schöne Bescherung ist nicht un joli grabuge (ein wüstes Gezänk); nur ein der deutschen Sprache ganz Unkundiger oder ein Fälscher kann die Worte „ein Strike nach dem anderen" übersetzen: Tous plus ficelle les uns que les autres (ficelle ist ein Bindfaden, eine Schnur, allenfalls ein Strick, nicht ein Strike). Und so weiter. Ein Herr, der seinen Landsleuten das in Berlin Gedruckte verständlich machen soll, kann also nicht den einfachsten deutschen Satz übersetzen. Seine objektiv unwahre Angabe, er habe in meinen Artikeln grobe Schmähungen Frankreichs gefunden, braucht also nicht bewußte Lüge zu sein. Daß er mir zuschreibt, was ich Nina sagen ließ (und, nach ihrer Wesensart, sagen lassen mußte), ist ungefähr so gerecht, wie es von uns wäre, Taine für die Reden seines Graindorge, Flaubert für die seines Pécuchet verantwortlich zu machen oder zu behaupten, jeder Franzose denke wie der aus den Steinzeichnungen der Empirezeit bekannte und von den Brüdern Cogniard auf die Schwankbühne gebrachte pioupiou Chauvin. Thut nichts: in dicken Lettern steht drüber: „Injures!" Und so gehts durch zwei, drei Dutzend französische Blätter. Daran bin ich gewöhnt. Seit ich das feine Gespinnst des Herrn Lecomte auftrennen konnte, werde ich in der Presse des schönen Nachbarlandes mit einer Wuth gescholten, die nur beweist, welche Hoffnungen man dort auf die unsichtbare Arbeit des Botschaftrathes gesetzt hatte und wie nöthig der Kampf gegen das liebenberger Konsortium war. Moritz, der meiner Empfindenszone näher ist als seine nie von skeptischen Zweifeln beirrte Schwester, hat geantwortet: „Mit Frankreich ist auf Jahre hinaus für uns nichts zu machen. Wer an die Möglichkeit glaubt oder sie vorspiegelt, muß enttäuschen: denn vor dem Abschluß würde die hochnothpeinliche Frage (nach dem Reichsland) gestellt, die der Deutsche nicht dulden darf. Keinen Knicks also und keine Faust. Sonst haben wir das Geschwür von Europa (Bismarcks Wort) nächstens wieder auf unserer Westflanke. Ceterum censeo: Jeder Versöh-

nungversuch bringt uns in Kriegsgefahr." Davon wurde drüben (nicht im Matin, aber im Eclair und in vielen anderen Blättern) nur ein Satz gedruckt: „M. Harden s'est écrié: Toute tentative de réconciliation avec la France mène à la guerre!" Wieder falsch übersetzt: nicht zum Krieg, nur in Kriegsgefahr führt jeder Versöhnungversuch; weil er die Franzosen glauben läßt, wir fühlten uns schwach, und weil Enttäuschung die Empfindlichkeit schnell wieder steigern müßte. Einerlei. Auch nach der genetischen Darstellung, die ich vor acht Tagen hier versuchte, werde ich den lieben Galliern der ennemi de la France bleiben. Trotzdem im Deutschland unserer Tage Keiner die Literatur, die Kunst, das unersetzliche Genie Frankreichs lauter gepriesen hat. Selbst Herr von Tschirschky nicht, den die pariser Presse mit so auffälligem Eifer lobt. „Alle Missionchefs (wir nennen nur Herrn Jules Cambon) schätzen die Höflichkeit des Staatssekretärs, dessen Ehrgeiz übrigens nur nach einem Botschafterposten langt. Auch während seines Aufenthaltes in Italien hat die Presse einstimmig die Artigkeit dieses Staatsmannes anerkannt, der, als Reisebegleiter Wilhelms des Zweiten, die Absichten des Kaisers genau kennen gelernt hat." Das stand neulich wieder im Journal des Débats. Einem Staatsmann altdeutscher Schule würde bei solchen Fanfaren bang. Doch 't is no crime to love, sang Pope. Nach einer Botschaft steht Heinrichs sanfter Sinn? Wer am Reichstagsufer die Temperatur nicht verträgt, kann am Quai d'Orsay wieder genesen.

Ob Fürst Radolin über den Herbst hinaus in Paris bleibt, ob, bei einem Virement, Sachsen an Polens oder an Badens Stelle kommt: die Lehren des Falles Etienne haften hoffentlich im Gedächtniß. Kaiser und Kanzler hatten sich in liebenswürdigem Eifer bemüht, hatten geglaubt, in dem Vicepräsidenten der Kammer den Vertreter Frankreichs vor sich zu haben. Waren also ungenügend informirt. Herrn Eugen Etienne, den pechschwarzen Algerier, der dabei war, als Gambetta in seiner Stammburg Belleville dem höhnenden, johlenden Volk zubrüllte: „Ich werde Euch, trunkene Sklaven, bis in Eure Höhlen verfolgen!", der auf der Rückfahrt den enthronten Diktator mit seinem feisten Leib deckte und später Ferrys getreuster Dienstmann wurde: diesen Handlanger seiner Todfeinde hätte Clemenceau, der die wohlbeleibten Leute nicht so hoch schätzt wie der ältere Caesar, sicher nicht zum Vertrauensmann erwählt. Als der durch Plaudertalent und gefälliges Wesen beliebt gewordene Vertreter des Wahlkreises Oran heimgekehrt war und rundlich strahlend am Präsidialtisch saß, stellte Herr Pichon sich vor ihn hin und sprach, von der Tribüne, also: „Je déclare de la façon la plus nette que M. Etienne n'avait aucune mission, ni officielle ni officieuse, auprès du gouver-

nement allemand." Ein kurzes Sätzchen: und Wolken verhingen die Mittagsgluth. Noch deutlicher wurde die Presse. „Mit einem französischen Politiker, der zu Verhandlungen nicht autorisirt ist, zu sprechen, mag für den Kaiser und den Kanzler interessant sein; Nutzen kann solche Unterhaltung aber nicht bringen." (Le Matin.) „Die Regirung hält das Unternehmen des Herrn Etienne für inkorrekt und wirft ihm vor, er habe sich, gewiß in bester Absicht, ein Amt angemaßt, das ihm nicht zusteht. Wichtige und ernsthafte Dinge liegen Herrn Etienne nicht. Der Abgeordnete für Oran ist der vollkommene Typus des netten Kerls. Er ist mit Jedem nett. 1904 war ers mit Henckel-Donnersmarck, der nach Paris geeilt war, um Delcassés Ausschiffung still zu besorgen. Er ists mit dem Fürsten von Monaco, der zwischen Deutschland und Frankreich als Friedensengel in der Glorie schweben möchte. Und nun wollte er bei dem Deutschen Kaiser den netten Kerl spielen; als ein neuer David mit der Harfe Sauls Zorn schwichtigen. Dieses falsche Manöver kann uns Aerger bereiten; wird hoffentlich aber dazu beitragen, daß man heimliche Nebenwege meidet und die phantastische Diplomatie aufgiebt. Ernsthafte Geschäfte sind nicht durch Dilettanten zu machen, nicht im passage des princes, mögen sie Donnersmarck, Monaco oder Eulenburg heißen." (La Dépêche.) „Auch nach Etiennes Reise empfiehlt sichs, weder auf Freundlichkeiten noch auf Unfreundlichkeiten der Teutonen allzu großen Werth zu legen; wir wollen lieber, nach dem Rath, der ja vom Deutschen Kaiser selbst kommt, unser Schwert scharf und unser Pulver trocken halten." (L'Eclair.) „Durch die Vermittlung des Fürsten von Monaco, der auch unsere Theaterleute an den berliner Hof gebracht hat, wurde Herr Etienne zum Kaiser geladen und konnte an seinem Tisch speisen und mehrmals lange mit ihm sprechen. Er fand freundliche Aufnahme. Auch Waldeck-Rousseau hat beim Kaiser gespeist, der uns dennoch üble Streiche gespielt hat. Vor der Fahrt, die uns den Gestus von Tanger sehen ließ, war Wilhelm der Tischgast unseres berliner Botschafters. Freundliche Aufnahme und herzliches Einverständniß sind zwei sehr verschiedene Dinge." (La Charente.) „Wenn der Kaiser von Etienne eben so entzückt wäre wie Etienne von vom Kaiser, dann müßte unser Kolonialmann Clemenceaus Nachfolger werden; und dann gäbe es bald gewiß viele telephonische Gespräche zwischen Paris und Berlin. Wenn man plaudert, kommt man vom Hundertsten ins Tausendste, von der Wirklichkeit in den Bereich der Träume, vom Rhein nach Monomotapa; sehr ernst ist das Alles nicht zu nehmen. Aber man bringt Ideen in Bewegung und einzelne davon können sich im Hirn festwurzeln." (Lyon Républicain.) „Der Ausflug des Herrn Etienne stachelt die Einbildungskraft der Neug-

keitkrämer nicht mehr. Zu ernsthaften Gesprächen eignen sich nur die in Berlin und Paris beglaubigten Botschafter. Wenn unsere Wehrkraft allen Blicken sichtbar ist, werden unsere Sommerreisenden in Berlin vielleicht nicht mehr so freundliche Worte hören; aber unser Botschafter wird dort bessere Geschäfte machen." (L'Avenir de la Loire.) „Räthselhaft ist uns, wie ein französischer Politiker in diesem Augenblick eine Verständigung mit Deutschland suchen konnte. Wir sind im Kielwasser Englands. Unser Interesse und unsere Vertragstreue zwingt uns, den Wünschen Eduards des Siebenten unser Handeln unterzuordnen. Der Freund unserer Feinde kann nicht unser Freund sein. Warum sollte England in der Stunde, wo es sein Ziel, die Isolirung Deutschlands, erreicht hat, uns gestatten, die diplomatische Blokade zu brechen, die das europäische Gleichgewicht zu Britaniens Vortheil wiederhergestellt hat? Diese traurigen Gedanken kamen uns, als wir zuerst von Etiennes Diplomatenversuch hörten, der vielleicht im Interesse einer zur Nachfolge Clemenceaus bereiten Gruppe unternommen wurde". (Express au Midi.) „Frankreich bleibt der Entente Cordiale treu und wird nichts thun, ohne sich des britischen Einverständnisses versichert zu haben". (Gil Blas.) „Wir werden bald sehen, daß Deutschlands marokkanische Politik unverändert ist; auch anderswo ist durch Etiennes Reise nichts geändert worden." (L'Echo de Paris.) „Die Tendenz des vielen Geredes über Etiennes Reise ist, uns zu einer Annäherung (oder Abdankung) zu bringen, wie die Gambettisten, wie später Ferry und Hanotaux sie träumten". (Le Nouvelliste.) „Man sagt, Wilhelm der Zweite träume von einer Reise nach Frankreich, die ihm stürmische Huldigungen bringen werde. Ich verspreche ihm überlaut jubelnde Zurufe für den Tag, wo er Heer und Flotte abgeschafft, das dadurch verfügbar werdende Geld den Budgets der Arbeit, des öffentlichen Unterrichtes, der Wissenschaft und der Schönen Künste zugewandt und der Menschheit so den Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe gegeben hat. An diesem Tag wird Wilhelm der Zweite ein großer Mann sein." (Le Combat.) „So lange Deutschland in Marokko nach der Vorherrschaft strebt, ist es in Nordafrika unser Gegner und seine friedlichen Betheuerungen werden von seinem Handeln widerlegt." (Le Journal des Débats.) Das Alles klingt nicht wie Hochzeitmärsche. Nur in seinem Midi Colonial wird Herr Etienne ohne Einschränkung gelobt. Greise Senatoren und minder steife Romanschreiber (Herr Prévost, der sich als Erben Chauvins aufgethan hat, natürlich voran), Abgeordnete und andere Advokaten stimmen in dem Urtheil überein: Ein rapprochement, das uns die Anerkennung des Frankfurter Friedens zur Pflicht macht, ist wider unsere Würde und deshalb unmöglich.

Das war zu erwarten. Auf die Gefahr, als le plus farouche des Germains germanisants fortan noch lauter von den lieben Nachbarn verschrien zu werden, muß ich sagen: Nur ein Kindergemüth konnte wähnen, Frankreich von Englands Seite zu uns herüberziehen und zwischen der Republik und dem Ewigen Bunde deutscher Fürsten ein Dauer verheißendes Einvernehmen schaffen zu können, so lange Clemenceau die französische Politik zu bestimmen hat.

Noch ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder November, das Parlament wieder (schrecklich) zu tagen beginnt. Nur bis in die ersten Maiwochen, so hatten die Zeichendeuter verkündet, sollte der Sperberkopf des Horos ihn freundlich anblicken. Jetzt hat er am Nationalfesttag in Longchamp neben dem Präsidenten auf dem Ehrenplatz gesessen; zum ersten Mal von diesem Sitz auf das Paradefeld herabgesehen. Wie mag ihm zu Muth gewesen sein? Dieser vierzehnte Juli hat dem alten Kampfhahn einen unbestreitbaren Triumph gebracht. Der plumpe, gleichgiltige Herr Fallières wurde kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dicht vor ihm mit einem altmodischen Revolver Lärm gemacht hatte. (Da der Präsident selbst sagte, es sei lächerlich, diesen Straßenunfug für ein Attentat auszugeben, war ein Gratulantenbesuch des Herrn von Mühlberg in der Französischen Botschaft recht überflüssig. Die im Auswärtigen Amt Bediensteten sollen, sprach Talleyrand zu Champagny, treu, geschickt, sorgsam, mais nullement zélés sein.) Aller Augen hingen an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vendée. Welche Summe des Erlebens! Arzt auf Montmartre. Nach dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches Amtsvorsteher in einem pariser Bezirk. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. Radikaler Abgeordneter. Ankläger Broglies. Todfeind Gambettas und Ferrys. Befreier der Communards. Erst Protektor, dann Gegner Boulangers. Der berühmteste Ministerschlächter. Ein Ehescheidungskandal mindert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais-Bourbon. Vendu à l'Angleterre! Frankreichs bester Redner findet in Frankreichs Grenzen nirgends mehr Gehör. Ein Vernichteter? .. Ein Unverwüstlicher. Wer nicht hören will, soll lesen; muß. Der Rhetor wird spät Journalist; gründet die Justice und den Bloc, leitet die Aurore; wird das erfinderische Haupt des Dreyfusvolkes. Ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt; verdammt den Militarismus. Und sieht, als Ministerpräsident, vom Ehrensitz nun den Parademarsch, den General Picquart, sein Günstling, befiehlt. Die Beiden, die so lange gevehmt und des Landesverrathes bezichtigt waren, verkörpern auf diesem Felde der festlich er-

regten Menge den Gedanken der nationalen Wehrhaftigkeit. Sechsundsechzig Jahre; doch in Frack und Cylinder noch beweglich, ungebeugt, frisch und voll bösen Witzes wie an dem Tag, da er mit giftiger Zunge den Tonkinesen vom höchsten Sitz stichelte. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firnem Alter erreicht? Bündniß mit England. Trennung des Staates von der Kirche. Vereinsamung Deutschlands. (Der Dreißigjährige hatte gegen den Präliminarfrieden gestimmt). Freilich: ganz so radikal ist er nicht mehr. Möchte sich als homme de gouvernement zeigen. Mit dem blanken Schwert seiner Rede hat er Herrn Jaurès hingestreckt. In Marseille die Bäckergesellen, in Paris die Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben. Als die Maifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Strike die Partei der Kapitalisten ergriffen. Die übermüthige, verhaßte C. G. T. (Confédération Générale du Travail) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen, hieß es; seit Ostern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozialisten. Der Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuerentwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräuel. Als gar noch die Winzerrebellion ausbrach, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die Departements Aude, Hérault, Tarn sich frech von der Republik losreißen wollten und das Siebenzehnte Regiment den Gehorsam weigerte, schien Alles verloren. Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen, gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlösernimbus. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit aller Art das Meutern vergehen wird. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschraken; und ließ, als sanftere Mittel nicht wirkten, sogar schießen. Un mâle! Keiner hatte es ihm zugetraut. Und er hat Udjda besetzt, nach dem die Franzosen seit Jahren schon langten. Mit Japan und Spanien Verträge geschlossen. Eduards Liebling. Der Exponent der Pläne, die Herrn Delcassé das Ministerleben gekostet haben. Die Nation jauchzte dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. Die Abgeordneten waren froh, statt der neuntausend fortan fünfzehntausend Francs Lohn zu erhalten, und fanden, Herr Berteaux könne auf die Erbschaft noch warten. Die Garde im Paraderock, über der Tribüne das lenkbare Luftschiff Patrie: auch Clemenceau hat eine Bastille gestürmt.

Vor sechs Monaten, als die Reporter ihn zweifelnd fragten, ob er die Schwierigkeit der Kabinetsbildung überwinden werde, gab er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle.“ Bis er Senator

und Minister gar wurde, rief er den Sozialistenfressern stets zu: „Le péril est à droite!“ Er thuts nicht mehr. Nach der Heimkehr von der Truppenschau aber sprach er, der, als der schwachsinnige Matrose Maillé in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gesessen hatte, zu seinen Beamten: „Seht Ihr nun ein, daß die Gefahr rechts ists?“ Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt Frankreich ihn seit bald vierzig Jahren. Würde sich nicht wundern, wenn der Organisator des Dreyfussieges den wieder ins Heer gereihten Major jetzt nicht zum Oberstlieutenant befördern wollte und, als einen unbequemen Kumpan, ins Dunkel des Civilstandes verschwinden ließe. Zieht dem witzigen Kopf, dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp neulich triumphirt. Frankreichs Leiden ist allgemeiner und besonderer Art. Das auf seinem reichen Boden verwöhnte Volk kann sich den Forderungen einer gewandelten Zeit nicht mehr anpassen; seit der Revolution hat es für das modernste gegolten: und will nun nicht merken, daß es unmodern geworden ist. Seine Großindustrie (Ausnahmen: Kriegswerkzeug und Automobile) und Großfinanz kommt gegen die der Vereinigten Staaten, Britaniens und Deutschlands nicht auf. Unsere ernsten Geschäftsleute stöhnen, wenn sie nach Frankreich müssen. Da wird geschwatzt, gefrühstückt (noch immer im Restaurant) und wieder geschwatzt; da ists amusant, doch der Weg zu einem Handelsabschluß weiter als sonst irgendwo. Weiter und theurer; denn rechts und links schielen Augenpaare gierig nach einem pot de vin. Wozu sich überarbeiten? Man lebt nur einmal. Wenn die Frühstücksstunde schlägt, wird die wichtigste Verhandlung abgebrochen. Dabei ist der Franzose, der so oft rebellirt hat, fast so konservativ wie der Chinese. (Seine Große Revolution war im Grunde nur Folge und Kopie der britischen. Bonaparte war Korse, Louis Napoleon Holländer, Eugenie Spanierin, Gambetta Genuese.) Er erfährt kaum, was draußen geschieht. Ist weder zu neuer Architektur noch zu neumodischen Möbeln zu bekehren. Läßt Alles unverändert: Betriebsformen und Spielschachtelstuben, Theater und Landwirthschaft. (Nur der in Roms Schule gedrillte Dickkopf des Paters Combes konnte die Entkirchlichung durchsetzen, die den echten Franzen heute schon wieder langweilt. Toujours calotte!) Wenn dem Winzer gerathen wird, er solle die Reben, die nichts mehr einbringen, aus der Erde reißen und besser lohnende Frucht ziehen, glotzt er und glaubt sich von der Regirung verrathen und verkauft. Die Rebe hat die Ahnen genährt und muß noch die Enkel nähren. Findet der Traubensaft keinen Absatz, so kanns nur an der Gesetzgebung liegen. Eine neue Kultur versuchen? Lieber sei der Reichs-

leib zerfetzt. Paris selbst, Hugos stolze ville-lumière, kommt mit der eigenen Leuchtkraft längst nicht mehr aus. Kann den Fremdenstrom nicht, wie einst, ins enge Seinebett zwingen. Assimilirt die Zugewanderten nicht so leicht wie in stillerer Zeit. Hält sich nur um den Preis rascher Amerikanisirung auf alter Höhe. Diese bewußte Rückständigkeit, der vor einem Einkommensteuerplan graut, erklärt manches Krankheitsymptom. Hinzu kommt das allgemeine Leiden der Demokratien: die Schwierigkeit, das souveraine Volk mit dem Gedanken der Staatsmacht zu versöhnen, zur Ehrfurcht vor dem Zweck, der Pflicht und dem Recht des Staates zu erziehen. Wie der Sonnenkönig der Anekdote, so denkt heute der Bürger, Bauer, Arbeiter, Soldat und Seemann: Ich bin der Staat. Der Herr Abgeordnete hat den Herrn Präfekten und den Herrn Minister an der Schnur, kann Aemter geben und nehmen und ist selbst wieder dem Wähler unterthan. Niemand will dienen noch gar sich ausbeuten lassen. Das zeigt sich besonders im Heer. Der Oberst, der Brigadier ist ein Leuteschinder? Weg mit ihm! Seit man Jahre lang erzählt hat, die Generalität stehe unter der Fuchtel des Jesuitenordens, ist der Respekt vor den Federbüschen dahin. Sollen wir uns etwa knechten lassen? Für das Phantom eines Vaterlandes? Vaterländer sind Luxusartikel für reiche Leute. Der Arme muß froh sein, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Auch dieses Leiden ist nicht von gestern. Schon Lamartine hat gesagt: „Le secret de nos oscillations perpétuelles entre la servitude nécessaire et la liberté impossible n'est que dans cette balance incessante entre la discipline de l'armee et l'âme révolutionnaire de la nation.“ Heftiger als in irgendeinem anderen Land wird in Frankreich die Wehrdienstpflicht bestritten. Und doch hat der große Lyriker, der sich einen konservativen Demokraten nannte und der Schöpfer der Zweiten Republik wurde, warnend gesagt: „Wenn wir die kurze und durch Gesetz geordnete Sklaverei des Waffendienstes verschmähen, werden wir unter das hundertfach härtere und nie wieder abzuschüttelnde Joch des Proletariates gerathen, das Heer der Sekten, der Parteiwuth über uns fühlen, die Unordnung im Haus haben, Aufstände erleben, keine Heilmittel gegen unser Uebel finden und das Ende der Gesellschaft unter Geheul und Gekreisch nahen sehen. Das hat der Menschenverstand des französischen Volkes merkwürdig schnell stets begriffen: 1793, 1830 und namentlich 1848.“ Wird ers auch heute begreifen? Wird die Versöhnung der Demokratie mit dem Staatsmachtbedürfniß, des Menschenrechtes mit der Bürgerpflicht gelingen? Schon hat Rouvier Frankreichs Auflösung beflennt, Poincaré, ungefähr im Ton Posadowskys, die Bourgeoisie zu freiwilligem Besitzrechtsopfer ermahnt. Schon fürchtet Mancher, die von der Freiheit (hörst Dus, Nina?) Enttäuschten könn-

ten einem neuen Tyrannen die Einzugsstraße pflastern. Clemenceau soll helfen. Den Staat retten. Kommunisten, Vaterlandlosen und Heeresfeinden den Daumen aufs Auge drücken. Vor sozialreformatorischen Plänen braucht sein Anhang nicht zu beben. Die sind fürs Schaufenster. Der gallische Raufbold metzelt munter, was ihm in die Quere kommt; bringt morgen Rothwild eben so gern wie gestern Schwarzwild zur Strecke. Und am Ende schafft der alte Jakobiner mit der Strangulirfaust im Reich der Lilienkönige noch Ordnung.

Das Streben nach einer franko-deutschen Verständigung würde ihn in eine noch wunderlichere Rolle drängen. Und was sollten wir ihm als Spielhonorar bieten? „Weder in Tongking und China noch auf Formosa und Madagaskar hat Deutschland unsere militärischen Schritte gehemmt, unsere Pläne durchkreuzt, unser Handeln irgendwie gestört. Das ist die reine Wahrheit. Und eben so wahr, daß in den zwei Jahren dieser kolonialpolitischen Arbeit Frankreich sich weniger als sonst um die Sicherung seiner europäischen Lage zu kümmern brauchte." Als Jules Ferry so sprach, schäumte Clemenceaus Gallierblut auf; weil der Sohn der Vogesen so sprach, mußte er fallen. Was dem Meister mißlang, soll sein aufgefütterter Schüler Etienne erwirken? Was Clemenceau als Abgeordneter hindern konnte, soll er als Frankreichs Herr und Hoffnung dulden oder gar fördern? Sein Fähnrich Pichon hat im Heumonat vor dem enthüllten Standbild Garibaldis die Verbrüderung der lateinischen Völker gepriesen, die, wie das Beispiel der Garibaldis (Giuseppes, Menottis und Ricciottis Reise nach Tours) eindringlich lehre, immer bereit gewesen seien, dem Recht gegen die Macht zu helfen. Noch lauter schrie der radikale Herr, der dem pariser Stadtrath vorsitzt. „Als unser Volk, das mehr als andere für das Wohl der Menschheit gedacht, gehandelt, gelitten hat, sich gegen rohe Gewalt wehren mußte, eilte Garibaldi herbei; ihn trieb das empörte Rechtsgefühl." (Das leider nur nicht zum Taktiker weiht. Die von dem Sohn der Seealpen geleitete Guerilla blieb ohne den kleinsten Erfolg, erleichterte Bourbakis Lage nicht und wurde in Bordeaux von den zur Nationalversammlung Abgeordneten ein schimpflich lächerliches Abenteuer gescholten. Verleumdung, sagt Pichon, der nun die Apotheose folgt.) So reden Clemenceaus Leute. Deren Herz wollt Ihr im Sturm erobern? „Herr Clemenceau, der Lehnsmann Großbritaniens, wird sich vor jeder Kombination hüten, die sein englischer Kollege nicht vorher gebilligt hat. Englands Freundschaft würde sich schnell abkühlen, wenn wir uns Deutschland näherten. Und was könnte das Deutsche Reich uns als Ersatz bieten? Selbst ein Handelsvertrag wäre nur zu haben, wenn wir uns entschlössen, den Frankfurter Frieden zum zweiten Mal zu ratifiziren; und

dazu würde sich schwerlich ein französisches Parlament hergeben. Was unsere Regirung will, ist in London, nicht in Paris, vom Barometer abzulesen." Das stand im Journal de Colmar. Und in der France Militaire: „Wilhelm mag lächeln, so viel er will. Er bleibt in seiner Rolle. Doch mit solchen kleinen Mitteln wird er uns nicht gewinnen, unseren standhaften Willen nicht beugen. Er ist der Mann von Tanger. Er hat uns beleidigt. Er wollte uns aus dem Hinterhalt überfallen und vernichten. Warum that ers nicht? Weil er Angst hatte. Angst vor der uns verbündeten englischen Flotte, die Deutschlands erwachsender Seemacht und dem Traum von der Hohenzollern-Weltherrschaft in der Nordsee das Grab bereitet hätte." Das ist grob. (Des Kaisers eifernde Artigkeit wird un rien menteur genannt und den französischen Sportsmen und Regattaweibern vorgeworfen, daß sie sich im Barbarenland von einem lächelnden Herzenfischer födern ließen.) Sackgrob sogar. Doch nicht so gefährlich wie das Gesäusel von Wilhelm dem Friedlichen.

Frankreich hat seine Sorgen. Wir haben unsere. Ruhe ist Kaiser- und Bürgerpflicht. Nicht auf das Häuflein der Wurzellosen wollen wir künftig hören, die, Schreiber, Professoren, Sektsozialisten, von den Aufgaben der Menschengemeinschaft und von friedlichem Lämmerglück innig faseln. Auch nicht auf die eitlen Snobs, die in der Kieler Föhrde nach der Hand des Hohenzollern haschen. Nur auf die Stimme des Volkes, das noch immer nicht vergessen kann und dem wir drum Zeit lassen müssen. Auf der Ariane des Herrn Menier hat Wilhelm lange mit Waldeck-Rousseau geplaudert. Auf der Nirvana der Frau von Béarn hat er den Kolonialgeschäftsmann Etienne kennen gelernt. Auf der Alice des Fürsten von Monaco traf er in Tromsö vielleicht noch einen französischen Minister von vorgestern oder von übermorgen. Daß er solche Yachtingbekanntschaft allzu ernst nehme, brauchen wir nicht zu fürchten. Eine Amerikanerin rühmte ihm neulich den Reiz der guten Stadt Paris und bedauerte, daß er die Herrlichkeit dieser alten Kulturstätte nicht mit eigenen Augen bewundern könne. Höfliche Zustimmung Seiner Majestät. Ein Mittel, sagt die dadurch ermuthigte Milliardenlady, giebts freilich, das alle Hindernisse rasch aus dem Weg räumen würde. Der Gesprächspartner markirt höflich gespannte Aufmerksamkeit. „Ein enthusiastischer Empfang in Paris wäre sicher, wenn Eure Majestät sich entschlössen, den Franzosen die Provinzen Elsaß und Lothringen zurückzugeben." Rasch folgt die Antwort: „Ach?! Darauf war ich noch nicht gekommen!" („That did n't occur to me".) Die ahnunglose Amerikanerin hatte den Preis der Versöhnung und der Einzugsehren deutlicher genannt und richtiger beziffert als bisher alle Staatsmänner und Agenten der Republik.

Nebelsignale.

Ueber das Plänchen des Herrn Etienne und über dessen möglichen Ertrag ist bei uns leider so laut gesprochen worden, daß die Nachbarschaft für ein Weilchen unruhig wurde. Ist Deutschland schon so weit, daß es um Einlaß in den Concern der Westmächte bittet? Le sourire de Guillaume in Kiel. Eduard ladet den Neffen nach Windsor. Wir sind auch noch auf der Welt, ruft (in Suworins „Nowoje Wremja") ein Russe den Franzosen zu. Habt Ihr uns ganz vergessen? Glaubt Ihr, wir seien wie arme Verwandte zu behandeln, weil Ihr uns Geld geliehen habt? Das ist sicher und gut angelegt; besser, als Ihrs heute unterbrächtet, wenn wirs Euch wiedergäben. Wir bitten um etwas mehr Rücksicht. Sonst: in unserem Feuer liegt noch ein anderes Eisen. Gar zu hochmüthig dürft Ihr nicht sein; habt jetzt ja auch Meuterei und Rebellion und könnt Euch freuen, wenn eine alte, achtbare Monarchie mit Euren regirenden Schreckensmännern den Verkehr fortsetzt. Eine Warnung, die man nicht unzeitgemäß nennen darf. Paris schien die nation amie et alliée wirklich vergessen zu haben. That wirklich, als seien die Anleihemilliarden (die doch sehr anständigen Zins tragen und bei Kokowzew sicherer aufbewahrt sind als im Transvaal, beim Scherifen oder auf dem Kupfermarkt) in die Newa versenkt. Hatte im Herzensschrein, wo einst Nikolais Ikon prangte, nun das Lichtbild des Britenkönigs. Sollte daneben nächstens vielleicht gar noch Wilhelm thronen? Den, Ungetreue, sieht der Gossudar, der in der dumalosen, der herrlichen Zeit nicht im goldenen Käfig zu hocken braucht, im Sommer in der Wiborger oder im Herbst in der Danziger Bucht. Dem könnte einfallen, daß drei Großmächte noch nicht völlig vom Netz des Angelnherrschers umgarnt sind. Wir haben nichts Schriftliches von uns gegeben; sind auch Euch nur durch Handschlag verpflichtet. Rußland, Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika: auch dieser Dreibund (dem Oesterreich nicht fern bleiben könnte) wäre nicht zu verachten. Die Warnung wirkte. Herr Pichon ließ flink die Offiziösen antreten und salutiren; der in Suworins Blatt angegriffene Botschafter Bompard bekam von Nikolai einen hohen Orden: und Alles kehrte, wie im Drama Corneilles, wieder zur alten Ordnung. Eduard wäre sehr bös geworden, wenn der Junior-Partner den Mann in Osteuropa, von dem noch so viel zu hoffen ist, vor den Kopf gestoßen hätte. Und Frankreich hält auf den alten Ruf seiner Höflichkeit. Grollt auch dem Nachbar im Südosten nicht. Austro-italische Verständigung? Das Nothwendigste, was irgend noch zu erdenken ist. Der Temps muß Italien zureden, sich nicht etwa lange zu zieren. (Warum? Weil Italien die Zurede wünscht; öffentlich, vor Europens Ohr. Weil es im Dreibund nur bleiben

kann, wenns mit Oesterreich nicht allzu schlecht steht; und weil nach der Aufknüpfung des Dreibundes die mitteleuropäischen Kaiserreiche mit gesteigertem Eifer neue Kombinationen suchen könnten.) Freiherr Lexa von Aehrenthal reist zum Signore Tittoni nach Desio; reist mit ihm nach Racconigi zum klugen, stillen Victor Emanuel. Und wir vernehmen: Einig für alle Ewigkeiten. Erhaltung des Gleichgewichtes, status quo, unverändertes Gefühl für den dritten Bundesgenossen (den die ins Weite geschickte Note nicht nennt). „Was auch geschehen, welche Möglichkeit sich auch bieten mag: wir sind einig, bleiben unter allen Umständen vollkommen einig." Wenn ein Diplomat von der Schulung und Selbstdisziplin Aehrenthals (der vor der Abreise den als Feind Italiens verrufenen Thronfolger Franz Ferdinand aufgesucht hatte) den Mund so voll nimmt, muß er triftige Gründe haben. Die Irredenta ist siech. Verzichtet Italien auch auf das ostadriatische Küstenland? Oesterreich auf die Armirung seiner Gebirgspässe und auf den Wunsch, durch die italienische Drohung Ungarn in der Gesammtmonarchie zu halten? Ist für Albanien, Makedonien, Montenegro Alles vorgesehen? Dem Deutschen Reich die (nützliche) Pflicht zur Vermittelung zwischen Oesterreich und Italien auch schon abgenommen? Oder probirt mans wieder mit dem Versöhnungspiel, das Louis Napoleon in die Mode gebracht hat, und vertagt weislich die kleineren Herzenswünsche, weil große Entscheidungen nahen? Warten wirs ab; und freuen uns einstweilen, daß der gestern von Savona bis Reggio verwünschte Dreibund heute wieder populär ist.

Für sechs Jahre ist er auch uns nun wieder süße Gewißheit; und wir sollten nicht jubeln?.. Wir wollen nicht klagen. Die Verlängerung (richtiger: der Verzicht auf die Kündigung) ist unnützlich, doch auch unschädlich. Die Geschichte des Dreibundes lehrt ja, besonders deutlich auf ihren letzten Blättern, daß er, trotz dem unzweideutigen Namen, Keinen bindet, Keinen an der Anknüpfung neuer Freundschaft hindert. Deutschland und Italien scheidet noch heute kein Interessenkonflikt. Aber Italien ist der Französischen Republik und dem Inselreich Eduards, just also den möglichen Gegnern unserer nahen Zukunft, intim befreundet, Theilhaber am expansiven Geschäft der Westmächte und im Mittelmeerbund mindestens mit dem Herzen engagirt. Auch wenn es sich wirklich, ohne deutsche Vermittelung, in einem Separatabkommen mit Oesterreich verständigt hätte, würde es im Dreibund bleiben, weil diese Zugehörigkeit den Werth seiner Freundschaft Anderen erhöht. Wozu der unbequeme Lärm eines Bruches? Wohlerzogene Leute scheuen ihn und nehmen, um das unliebsame Aufsehen zu meiden, gern die nicht allzu schwere Last höflicher Rücksicht auf sich. So ists im privaten Verkehr; so in dem civilisirter Völker. Vor Illusionen braucht der theure

Bundesgenosse vom Apenninus aus uns nicht zu warnen. Gar so ernst fassen wir die deutsch=italienische Sozietät nicht auf. Das thut nur die für Staats= und gelehrte Sachen privilegirte Vossische Zeitung, die Deutschland umworben sieht und den Dreibund für einen „Machtfaktor" hält, „mit dem in der internationalen Politik gerechnet werden muß." Wir nicht Privilegirten sind nüchterner. Haben das in den letzten elf Jahren schwer Gelernte nicht vergessen. Kennen, seit Visconti=Venosta Crispis Nachfolger geworden ist, die Interpretatorenkunst, womit italienische Staatsmänner Verträge deuteln. Wissen, daß wir weder gegen England noch gegen Frankreich auf Italien (und gegen Rußland nicht auf Oesterreich) zu rechnen haben. Und daß dieser Dreibund, wie, uns zum Trost, jetzt gedruckt ward, nirgends mehr Argwohn erregt: weil er unschädlich ist; ein Sommerhäuschen, das keinem Sturm Stand halten würde. Unsere Feinde wünschen ihm Dauer; weil sie hoffen, er werde uns an der Wahl einer stärkeren strategischen Stellung hindern. Wird ers? Ein klügerer Kollege unseres Freundes Eugen Etienne, der Kriegsminister Mercier, trotz der priesterlichen Wesensfärbung der tüchtigste Heeresorganisator der Dritten Republik, hat seinen Stab stets gewarnt, sich beim Beseufzen gemachter Fehler aufzuhalten. „Il faut, en tout instant, garder exclusivement l'emploi de ses facultés pour l'examen de la situation présente et l'étude du meilleur parti à en tirer." Und Waldeck=Rousseau hat das Wort oft wiederholt.

Sonne und Sterne.

Will im Fernen Osten das Land, das die rothe, sechzehn Strahlen aussendende Sonnenscheibe im Flaggentuch führt, nach dem Rath seiner neusten Bundesbrüder handeln? Shimonoseki: ein Fehler; noch war gegen den Herrnwillen europäischer Großmächte nichts zu erreichen. Eine Enttäuschung: der franko=russisch=deutsche Befehl erzwang die Aenderung des China aufgenöthigten Friedensvertrages und die Räumung der Liauhalbinsel. Portsmouth (New Hampshire): neuer Fehler; auf der Ostflanke war der Eisbär nicht tötlich zu verwunden, im Amurgebiet, wo sie wieder die Hordentaktik der Tatarenzeit anwenden konnten, den Russen nicht beizukommen. Neue Enttäuschung: Rußland brauchte seine Seefestung Wladiwostok nicht zu schleifen, behielt den schützenden sibirisch=mandschurischen Grenzgürtel, die Eisenbahn, die, als einzige direkte Landverbindung zwischen Europa und Ostasien, von Jahr zu Jahr werthvoller wird, und verlor kein wichtiges Stromgebiet; Japan bekam nur die Hälfte von Sachalin und mußte die Kosten des Krieges selbst tragen. Also weiter Reiskarren schieben, Papier bepinseln und darben. Ehre mag des Menschen=

hirns herrlichstes Gebild sein; kann aber weder dem Krüppel ein Bein ansetzen noch den leeren Bauch füllen. Zweimal gesiegt; und zweimal verrechnet. Das Land des Tenno war nicht reicher geworden. Winselte der verlorenen Hoffnung aber nicht lange nach, sondern suchte den Weg, auf dem rasch gutes Land und blankes Geld zu gewinnen sein könne. Suchte und fand. Keinen Blick mehr rückwärts. China, England, Frankreich wollen uns befreundet sein? Einverstanden. Rußland will in ein besseres Verhältniß zu uns? Gern. Aus den Bezirken von Blagowjeschtschensk, die wir überrumpeln könnten, ist für uns auf die Dauer nichts Rechtes zu holen; selbst wenn Naphtha und Kohle, Kupfer und Blei, Silber und Gold gar den Erdschoß schwängern. Wir dürfen nicht an verpaßte Gelegenheit denken. Wir müssen den Rücken frei haben und die Arme rühren können; denn diesmal gilts einem Kampf, der die Noth des Volkes endet und sein Mühen nicht nur mit welkendem Lorber belohnt.

Seit in San Franzisko einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert, in Kalifornien überall die Forderung vertreten ward, den Söhnen des Sonnenaufgangsreiches das Thor zu sperren und die schon eingelassenen im Verkehr streng von der weißen Menschheit zu sondern, hören wir, Japans rüste sich zum Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Zeit zu Zeit wurde eine Schwichtigung versucht. Roosevelt hat den Nobelpreis. Amerika ist friedlich und Japan noch friedlicher. Vom Japanischen Meer kam (leis) andere Botschaft zu uns. „Der gelbe Mann von Zipangu hat nie eine Kränkung vergessen; hat sie dem Beleidiger so lange nachgetragen, bis er über ihn herfallen und den Schimpf mit Blut abwaschen konnte. Und die Yankees haben ihm mehr als zu viel angethan; ihn, der die Reiche des Himmelssohnes und des Papstkaisers niedergerungen und den Erdball mit seinem Ruhm erfüllt hat, wie einen Neger behandelt. Glaubt Ihr, er werde den Ablauf des Einwandergesetzes geduldig erwarten? Bis übers Jahr 1910 hinaus sich ducken? Nein: sobald er fertig ist, holt er sich seine Rache über den Stillen Ozean. Seht Euch im Land um: da qualmts, rasselt, schnurrt und wimmelt. In allen Häfen wird hastig Ladung gelöscht. In allen Fabriken mit Ueberstunden gearbeitet. Keine Hand bleibt unthätig. Frauen und Kinder sogar helfen bei der Herstellung von Munition. Denn drei Viertel aller Arbeit gilt der Waffen- und Sprengstoffindustrie, dem Schiffbau, der Fabrikation von Panzerplatten und anderem Kriegsgeräth. Ihr rümpft die Nase und fragt, woher denn das Geld kommen solle? Die letzten Taels werden zusammengekratzt. Vivere non est necesse: der Sinn dieses Wortes lebt hier in jedem Herzen. Diese Leute brauchen keinen Flottenverein und keine ‚zündenden Tafelreden' nach westlichem Muster. Han-

deln wollen sie, nicht reden; und werden sich hüten, durch unkluges Getöse die Welt aufzuscheuchen, die ihnen ohnehin schon mißtraut. Wie vor dem mandschurischen Krieg machen sies: sind höflich und schweigen. Bis ihre Stunde schlägt. Ihnen bleibt auch keine Wahl. Selbst wenn sie, die sich vor jeder Fährlichkeit von ihrem Gefühlsbalast erleichtern, auf süße Rache verzichten wollten: sie müssen siegen, diesmal über einen zahlungfähigen Feind, oder, nach blendenden Eintagserfolgen, auf ihre nationale Zukunft verzichten. Laßt Euch nicht einlullen! Der Japaner ist ein Meister in den Künsten des Truges. Der Krieg kommt. Er wird mit grausamer Wildheit geführt werden, doch kurz und billig sein."

Fast möchte mans glauben. Trotzdem die Regirung des Tenno die Völker der Erde für das Jahr 1912 zu einer Weltausstellung ladet. Warum nicht? In Yokohama, Kioto, Osaka ist von dem vor zwei Jahren beendeten Krieg längst nichts mehr zu merken und Tokio wäre heute schon zu einer Weltausstellung bereit. Bis 1912 ist, gut oder schlimm, Alles überstanden. Der Japaner läßt seine Gedanken nicht ins Weite schweifen und schmiedet nicht Pläne, die in unabsehbarer Zukunft einst brauchbar werden könnten. Er lebt nur der nächsten Pflicht. Wer in den Krieg zieht, scheidet aus der Gemeinschaft der Lebendigen; kehrt er dennoch zurück, so schenkt der glückliche Zufall ihm ein neues Leben. Ob Viele, ob Wenige auf der Walstatt bleiben: auf der Höhe und in den Tiefen kribbelt es weiter. Und auch der Bodensatz des Volkes will endlich aus dem Elend heraus; nicht in Kümmerniß und harter Fron nur sich nähren, sondern die Möglichkeit eines Wohlstandes vor sich sehen. Krieg oder, Krieg und Weltausstellung: Beides verheißt Geld. Und Japan ist, mit seiner um fünf Milliarden erhöhten Staatsschuld, nach dem mandschurischen Triumph ärmer als vorher. Die schmalen Bezirke der anbaufähigen Bodenfläche sind so dicht bevölkert wie kaum irgendwo auf der Erde eine Provinz. Auf den Philippinen ist Raum; in Kalifornien für eine ganze Menschheit. Die unwirthlichen Kratergebiete des Inselreiches nützen den hungernden Hemin nicht; kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Jenseits vom Stillen Ozean ist das fruchtbarste Land. Wirds wirklich Ernst? Die Amerikaner schicken ihre Atlantic flotte an die pazifische Küste. In Tagalenland und in Kalifornien werden gelbe Spione abgefangen. Die schweigsamen, vorsichtigen Japaner öffnen die Lippen zu seltsamen Komplimenten. „Die Friskoleute haben die Nachwirkung des Erdbebens noch im Kopf und können deshalb nicht mehr klar denken." „Die amerikanischen Seeoffiziere machen sich im Tanzsaal sehr stattlich; an Bord ist mit ihrer eleganten Unerfahrenheit nichts Rechtes anzufangen." Natürlich bestreiten beide Regirungen, daß an Krieg zu denken sei. Jetzt, während der Vertreter Mutsuhitos im

Haag neben dem Delegirten des Sternbannerstaates sitzt! Dieses Argument wäre wirksamer, wenn nicht auf die erste Friedenskonferenz, wie die Thräne auf den Zwiebelduftreiz, zwei blutige Kriege gefolgt wären. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Tabak und Hanf; ihr feuchter Boden kann unermeßliche Reisernten liefern. Und diese Inselgruppe sperrt den Stillen Ozean und giebt ihrem Besitzer das Herrenrecht auf Chinas Märkte. Soll Nippon warten, bis auch diese Gelegenheit verpaßt, der Panamakanal eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt ist? Solches Zaudern, das ein ersehntes Erbe vertrödeln müßte, war ihm bisher nicht zuzutrauen. Uncle Sam ist in Central- und Südamerika, trotz dem Panamerikanischen Kongreß und Roots pénétration pacifique, nicht sehr beliebt. Würde es vielleicht aber, wenn er gezwungen wäre, seinen Rassenstolz gegen Gelbe zu waffnen. Einstweilen rechnen die Japaner darauf, daß die Negritos, Tagalen und andere Malaienenkel, in Mexiko alle Farbigen (achtzig Prozent der Bevölkerung) sich für sie erklären. An Qualität der Schiffe, Geschütze und Mannschaft ist ihre Marine der amerikanischen überlegen; und sie kann von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, die als Basis der Operationen zu benutzen wären, Luzon in zwei Tagen erreichen. In Kalifornien und Mexiko, auf Guam und Hawaii sitzen hunderttausend Menschen ihrer Farbe. Und die Vereinigten Staaten hätten auf der Ostseite morgen noch keinen starken Stützpunkt. Siegen sie dennoch und bedrängen den Tenno in seinem eigenen Land, dann muß Britania dem gelben Hausfreund beispringen. Vielleicht kommts deshalb nicht zum Krieg. Englands Könige haben ihre Rechtsansprüche mit stilleren Mitteln durchzusetzen gewußt.

Waldersee (Geheimrath Goldberger hats im vorigen Jahr erzählt) brachte aus Ostasien die Ueberzeugung heim, Japans expansiver Drang werde die Vereinigten Staaten hindern, ihrer Wirthschaftblüthe ohne Bitterniß sich zu freuen. Und der gekrönte Schüler dieses verschlagenen Strategen hat mehr als einmal recht laut gesagt, England werde einst Indien gefährden oder Kanada opfern, Japan im Stich lassen oder den Haß der weißen Menschheit in den Asiatenkauf nehmen müssen. (Ganz so schwierig wäre die Option wohl nicht; denn Britanien ist nach dem Vertrag nur für den unwahrscheinlichen Fall japanischer Territorialbedrängniß zum Beistand verpflichtet.) Beide hielten diesen Krieg also für mindestens möglich. Das ist er; und bietet dem Dai Nippon die einstweilen letzte Glückshoffnung. Eine naturhistorische Nothwendigkeit aber ist er nicht; und die Hoffnung würde erst wärmende Gewißheit, wenn die gelbe Welt die weiße unterjocht hätte. Ein von Siegen verwöhntes, im Krieg seine werthvollste Industrieschätze des Volk, das verzwergen, ins Chinesenthum zurücksickern oder den kühnsten Rassenkampf der Erdgeschichte aufnehmen muß: da naht eine große Entscheidung. Und die kleinen, europäischen werden von der Angst vertagt.

Kolonialjustiz.*)

Die potsdamer Disziplinarkammer hat wieder einmal über zwei Kolonialbeamte zu Gericht gesessen. Dieser Gerichtshof besteht sicherlich aus lauter ehrenwerthen, unparteiischen Richtern. Aber was verstehen diese Herren von den eigenartigen Verhältnissen unserer überseeischen Kolonien? Die meisten dieser Richter haben vielleicht niemals aus eigener Anschauung außereuropäische Verhältnisse kennen gelernt. Daß in unseren Kolonien alle Lebensbedingungen ganz anders sind als in der deutschen Heimath, ist außer Zweifel. Daß unsere farbigen Mitmenschen eine andere Menschenklasse sind und daß sie anders behandelt werden müssen als die indogermanische Rasse, kann nur einseitiger Doktrinarismus bestreiten. Vor dem Gesetz sollen angeblich alle Menschen gleich sein. Wollte aber ein deutscher Richter alle Aussagen der Farbigen eben so bewerthen wie die der Weißen, so würde solche naive Rechtsprechung bald zu den ungeheuerlichsten Ungerechtigkeiten führen. Denn unsere schwarzen Brüder (mögen sie nun Heiden odr äußerlich Christen sein) sind nun einmal in ihrer Mehrzahl die verlogensten Kerle, die man sich denken kann. Wer Das nicht gern glaubt, darf natürlich nicht einen gelehrten einheimischen Juristen oder Professor fragen, noch etwa einen liberalen Abgeordneten; hierüber können selbstverständlich nur solche Europäer Auskunft geben, die eine Weile in der Kolonie gelebt haben, als Kaufmann, Beamter, Offizier oder Farmer. Werden die Schwarzen den Weißen völlig gleichgestellt, so entsteht in ihnen die Lust zur Ueberhebung und die unausbleibliche Folge ist dann, daß die Millionen Schwarzen sich gegen die von den paar weißen Eindringlingen ihnen aufgezwungene Herrschaft empören. Wer die Gleichheit will, darf sich über Aufstände nicht wundern. Wenn wir unsere Kolonien behaupten wollen, müssen die Europäer die Herren bleiben, die Eingeborenen die Unterjochten, die mit gerechter, aber mit eiserner Strenge zu behandeln sind. Das scheint in weiten Kreisen der Heimath immer noch nicht erkannt zu werden; und dieser Uebelstand zeigt sich am Schärfsten in dem Mangel an Verständniß, den unsere Richter oft den kolonialen Zuständen entgegenbringen

Wenn heimathliche Richter über deutsche Kolonialbeamte, über Offiziere oder Mannschaften der Schutztruppe zu Gericht sitzen, so muß gefordert werden, daß der Gerichtshof mindestens zur Hälfte aus solchen Richtern bestehe, die in der Kolonie thätig waren, damit bei der Rechtsprechung der gesunde koloniale Menschenverstand zu Wort kommt. Unsere überseeischen Gouverneure werden mit Recht verantwortlich gemacht für die Sicherheit der Lebens- und Erwerbsbedingungen in unseren Kolonien. Und da erkennt die potsdamer Disziplinar-

*) Dieser Artikel ist vor dem münchener Peters-Prozeß geschrieben worden.

kammer auf Dienstentlassung gegen einen Gouverneur, weil er einen diebischen, verstockten Eingeborenen an einen Mast binden ließ (diese Strafart ist auch in der deutschen Marine und im deutschen Heer in Kriegszeiten gesetzlich zulässig) und weil der Eingeborene zufällig bald danach gestorben ist!

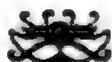
Da beantragt in Potsdam ein Staatsanwalt Dienstentlassung, weil ein in zwanzigjährigem Kolonialdienst ergrauter Gouverneur einem in kolonialen Dingen unerfahrenen Richter seines Bezirkes über die Bewerthung der Aussagen der Schwarzen sehr vernünftige Anweisungen ertheilt hat. Diese Juristen (der Disziplinarkamer und der zu solcher Entscheidung berufenen Landgerichte) sollten so bald wie möglich auf ein Jahr zur Dienstleistung in die Kolonien kommandirt werden; dann würden sie ihre Auffassungen wunderbar schnell berichtigen.

Wenn wir die zum größten Theil arbeitscheuen und hinterlistigen Schwarzen den Weißen gleichstellen wollen, dann dürfen wir keine Kolonien halten: denn die ganze Kolonialpolitik basirt darauf, daß wir Europäer den minderwerthigen Eingeborenen fremder Erdtheile mit roher Gewalt ihr Land abgenommen haben und uns mit Gewalt dort behaupten.

Die potsdamer Disziplinarkammer hat ferner einen Kolonialbamten mit Strafe belegt wegen eines Vergehens (nicht etwa wegen eines Verbrechens), das über zehn Jahre zurück liegt. Nach dem Deutschen Strafgesetzbuch ist dies Vergehen längst verjährt, darf also strafrechtlich nicht mehr verfolgt werden. Auch für die Disziplinarkammer ist eine Bestimmung nöthig, nach der Verfehlungen von Beamten eine Verjährungsfrist haben. Gleiches Recht für alle Deutsche!

Wann wird man endlich erkennen, daß wir durch fortgesetztes Ausgraben und Aufbauschen von kleinlichen „Kolonialskandalen" der gedeihlichen Entwickelung unserer Kolonien nicht nützen, sondern nur schaden und daß wir durch solche Kolonialpolitik vor dem Ausland, das schadenfroh zusieht, uns nur lächerlich machen? Was schadet es dem gesunden Aufblühen unserer Kolonien, wenn wirklich einmal ein Eingeborener etwas rauh angefaßt wird, wenn nach althergebrachter dortiger Landessitte ein farbiges Mädchen gekauft wird oder wenn ein Offizier oder Beamter unserer Kolonien, der im Dienst des Vaterlandes täglich sein Leben in die Schanze schlägt, nicht mönchisch keusch lebt? Nur heuchlerische Bierstubenphilister machen darüber ein großes Geschrei. In Großbritanien und in den Vereinigten Staaten sind ähnliche Dinge einfach undenkbar. Dazu haben unsere angelsächsischen Vettern viel zu viel praktischen Patriotismus und zu viel common-sense. Beides ist in der Oeffentlichen Meinung unseres lieben Vaterlandes leider noch oft zu vermissen. Möge es in der neuen Zeit, die für unsere Kolonien zu dämmern scheint, anders werden.

Baden-Baden. Baron Heinrich von Puttkamer,
Generalmajor a. D.



Richard Strauß.

„Ich schweige zu Vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da, wo ich mich ärgere." Ein gutes Wort des alten Goethe. Aber — gehandelt hat selbst er nicht immer danach; und Naturen wie Lessing, Herder, Schiller thatens noch weniger. Nur der ganz große schöpferische Mensch darfs. Für jeden Anderen ist solches laisser aller, laisser faire eine Versündigung an der Kulturentwickelung. Leider eine sehr übliche, denn auf jedem Feld menschlicher Thätigkeit sinds gerade die besten der mittleren Begabungen, die zu Vielem stillschweigen und gehen lassen, was sie nicht billigen. Alle ungesunden Zustände im politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen Leben einer Zeit sind meist Folgen solcher Gleichgiltigkeit. Fast ein Musterbeispiel für diese Thatsache bietet unser Leben von heute. Auch unser öffentliches Musikleben. Die Presse machts, die Presse lobts: „Der Fortschritt hat gesiegt. Alles ist herrlich. Eine Zeit der höchsten Kultur, der größten Ereignisse und glänzendsten Triumphe. Ueberall rege Kräfte und, allen Größten ebenbürtig, ein Meister wie Richard Strauß an der Spitze." So hören wirs täglich; und so laut, so aufdringlich laut, daß die Menge an Einstimmigkeit des Urtheils glaubt. Und doch sind die Musiker nicht dabei. Die schweigen. Einzelne haben zu reden angefangen. Gegen Die werden aber sofort Kesseltreiben veranstaltet. Unser Musikleben muß herrlich bleiben und Richard Strauß sein Haupt. So wills die Kritik. Also muß die Anti-Kritik energischer einsetzen. Eine Anti-Kritik sei das Folgende. Sie beweise, daß Strauß nicht Der ist, zu dem ihn die Mode gemacht hat, nicht der erste Musiker der Gegenwart, nicht Erbe oder gar Ueberwinder Wagners, überhaupt keiner von der Großen der Musikgeschichte; sie verweise ihn zurück an den Platz, der ihm nach seiner Begabung gebührt. Was dabei gesagt wird, ist zum größten Theil nicht Einzelmeinung, sondern latente Ueberzeugung sehr vieler Musiker und Musikfreunde.

Alles Künstlerische ruht auf zwei Grundlagen, auf Persönlichkeit und spezifischer Begabung für eine bestimmte Kunst. Nach dem Verhältniß dieser beiden Elemente bestimmt sich der geschichtliche Werth eines Kunstschöpfers. Nur wo Gleichgewicht zwischen Beiden herrscht, ist Größe möglich. Möglich erst; vorhanden nur, wenn sichs um Gleichgewicht zwischen einer Persönlichkeit außerordentlichen Kalibers und einer spezifischen Begabung höchster Qualität handelt. Beethoven. Fehlt das Gleichgewicht, so macht die kräftige Entwickelung eines der beiden Faktoren den Mangel des anderen um so bemerklicher. Richard Strauß ist ein typisches Beispiel dafür. Bekannt ist, daß er sehr früh Musik schrieb. Er wuchs mit Musik auf und hatte und behielt die Gabe, Aufgenommenes rasch und geschickt umzubilden und weiterzugeben. Aufgenommen ist das Meiste in ihm. Er hat den Instinkt dafür, mit der Zeit zu gehen und Das, was ihr gemäß ist, sich aus ihr anzueignen. Seine ersten Sachen sind noch Mendelssohn und Schumann; dann giebts Brahms-Anwandlungen; dann kommt Wagner und Liszt über ihn; er versuchts in der Zeit, da er in Bayreuth beliebt war, mit einem Werk à la Parsifal (Guntram), findet aber, daß dazu doch zu wenige der Assimilation fähige Elemente in seiner Natur sind, läßt sich von dem in Mode kommenden Nietzsche zu seinem Zarathustra anregen, der nur beweist, daß er von Nietzsche viel weiter entfernt ist als vom Ueberbrettl, dessen vorübergehende Erscheinung die Brettloper „Feuersnoth" veranlaßt,

bis endlich die Wilde-Epidemie günstigen Anlaß zur Verwerthung von Salome giebt. Man vergleiche damit die Entwickelung Beethovens, Mozarts, Wagners.

Doch reden wir erst von dem Musiker Strauß. Selbst seine Freunde geben zu, daß Der das Beste an ihm ist. Seine außerordentliche musikalische Veranlagung ist unbestritten. Es fällt ihm leicht, klingende, effektvolle Musik zu schreiben, zu verwerthen, was sich ihm bietet. Ohne lange Wahl. Ohne Originalität. Die Erfindung ist das Schwächste an dem Musiker Strauß. Das Beste der Sinn für Klang und Farbe, die geschickte Verarbeitung des Materials, die Technik. Wegen dieser Technik wird er als Wunder angestaunt. Es lohnt sich, zu prüfen, ob nicht auch bei ihr das Aufgenommene eine große Rolle spielt. Ist er in der Harmonik ein Neuerer, ein origineller Finder, reicher als andere Deutsche, als die neusten Italiener und Franzosen, so natürlich und geschmackvoll wie sie? 1890 hat Hugo Wolf, um nur ein Beispiel zu nennen, sein Spanisches Liederbuch beendet. Welche Fülle von Versuchen, kunstvoll gewählte harmonische Mittel zur Erhöhung des musikalischen Ausdruckes zu verwenden; 1894 bis 96 schreibt Strauß seine op. 27, 29, 31. Welch eine Fülle harmonischer Gemeinplätze! Um moderner zu werden, hat er sich dann das Häufen von Dissonanzen, eine unreinliche Harmonik, angewöhnt, die doch nur mit gesuchten, übertriebenen Mitteln besonders raffinirte Effekte erreichen will. Die feineren harmonischen Reize genügen oder vielmehr gehorchen ihm nicht. Es ist aber keine Kunst, möglichst unverwandte Akkorde zu gleicher Zeit erklingen zu lassen. Nicht aus künstlerischem Gefühl, sondern aus dem Reich des Verstandes und Witzes stammt solcher Sport.

Wie weit Straußens Instrumentirungskunst original ist, können eingehende Untersuchungen in Fachblättern feststellen. Betonen darf man, daß der Fortschritt über Das hinaus, was Berlioz, Liszt und Wagner schon vor fünfzig Jahren geleistet haben, vor Allem in der Vermehrung der Mittel, der Differenzirung auf der einen, der Vergröberung auf der anderen Seite besteht, daß aber auch die Leistungen der zeitgenössischen Italiener, Franzosen und Slaven nicht vergessen werden dürfen, wenn man die Verdienste um die Bereicherung des Orchesterklangs den richtigen Leuten zuerkennen will. Immerhin: die Ausnutzung aller Mittel, die genaue Kenntniß der Fähigkeiten aller Instrumente, ein sehr ausgebildeter Sinn für Klang und Zusammenklang haben erreicht, daß die Instrumentation von Richard Strauß typisch für die neuste Zeit ist und daß er vorbildlich bleiben wird als Beherrscher des komplizirten Orchesterapparates, sei es auch nur, weil er Alles, was auf dem Gebiet vor und neben ihm geleistet worden ist, mit außerordentlich geschickter Hand zusammenfaßt. Sättigung des Klanges, Wirkung des ganzen Orchesterkörpers kann man aus diesen Partituren am Bequemsten lernen.

Obs Leute giebt, die beim Preisen straußischer Technik auch an seine musikalische Satzweise denken, weiß ich nicht. Jedenfalls bewiesen sie damit nur ihre musikalische Unbildung. Was man straußische Kontrapunktik nennt, ist technisch so leicht und steht so tief unter Dem, was die Alten geleistet haben und was in anderer Weise neue Italiener wie Bossi und Deutsche wie Reger mit spielender Leichtigkeit leisten, daß man von Strauß-Thaten auf diesem Gebiet still sein sollte.

Strauß hat neben seiner Instrumentation zwei Spezialitäten: musikalische Sinnlichkeit und musikalischen Witz. Für die erste, für die Begabung, gewisse leidenschaftliche Steigerungen, besonders die sinnlicher Erotik, treffend wiederzugeben, sind

als Beispiel zu nennen Lieder wie „Cäcilie“, „Heimliche Aufforderung“, „Und wärst Du mein Weib“, ferner Don Juan, die Liebeszenen im Heldenleben und der Domestica, der Clou der „Feuersnoth“, „Salome“. Der sinnlich wirksame „Reißer“, der auch Trivialitäten nicht verschmäht, ist eins der Hauptwirkungmittel von Strauß, das ihn bei der Menge populär gemacht hat. Seine zweite Spezialität ist der Witz. Nicht Humor, sondern Witz. Meist ist er scharf, in wenigen Fällen gesucht, öfter frech. Witz ist das eigentliche Element der straußischen Musik. Ganz fehlt es fast nie. Don Juan, Heldenleben, Zarathustra, Domestica, Salome enthalten ihn nebenbei; Eulenspiegel, Don Quixote, die Burleske, Feuersnoth und so und so viele Lieder leben davon. Zur Bestimmung seiner Farbe paßt am Besten das Wort: Simplizissimus. Auch diese Eigenschaft mag viel zur Popularisirung von Strauß beigetragen haben. Die Zeit ist dem Ernst und der Tiefe nicht hold. Ein witziger Spötter findet leicht ihr Ohr.

Am Schnellsten durchgedrungen ist Strauß mit seinen Liedern. Ein paar gute Vortragskünstler traten für ihn ein und die Mode half mit. Man hat Strauß als den größten musikalischen Lyriker der Gegenwart gerühmt, als den eigentlich modernen, weil er den Muth gehabt habe, moderne Texte zu komponiren und für die Lyrik seiner Zeitgenossen einzutreten. Hat er Das wirklich? Bestimmt künstlerischer Werth die Wahl seiner Texte? Ist überhaupt Konsequenz in seinem Liederschreiben? Folgt er nicht vielmehr hier, wie überall, mit viel Instinkt dem Gang und Drang der Zeit? Haben nicht nur persönliche Beziehungen leicht abgefärbt? Hat er sich überhaupt am Besten neuerer Lyrik versucht? Er beginnt harmlos mit Gilm, Schack und Dahn. Als er dann „moderner Mensch“ wird, komponirt er Makay, Henckell, Bierbaum, Dehmel, Liliencron, Rückert, Heine und Andere in buntem Durcheinander; darunter recht Mäßiges. Er wählt Lieder, in denen etwas sinnlicher Lebensrausch, ein Bischen Kühnheit (nicht zu viel) ist, die Witzchen erlauben oder wie Dehmels Arbeitmann sensationell wirken können, die sich modern geberden, aber auch die liebe deutsche Sentimentalität nicht vergessen (Bierbaum). Was ist an Alledem (von Liliencron abgesehen) modern, fortschrittlich, künstlerisch groß? Und woher kommt der Erfolg? Von der „Dankbarkeit“ der Texte und einer geschickten Verbindung von Trivialität und Sensation. Nicht einmal die Sprachbehandlung ist einwandfrei. Von Fortschritt von einem opus zum anderen ist gleich gar keine Rede, weder in der Wahl der Texte noch in ihrer musikalischen Gestaltung. Man sehe sich op. 56, die neusten Lieder von Strauß, an. Er versucht sich an Goethes „Gefunden“, für das ihm die Schlichtheit und innere Wärme fehlt (denn man schiebe nicht auf die Musik, was Wirkung des nicht tot zu machenden Gedichtes ist!), er experimentirt an „Blindenklage“ von Henckell und „Im Spätboot“ von Meyer, zwei nicht nach Musik verlangenden Gedichten, in deren Vertonung deshalb viel Gesuchtes, Absichtliches ist, und nimmt drei Gedichte von dem alten bewährten Heinrich Heine, um einen seiner üblichen Reißer und zwei harmlose Kleinigkeiten mit kindlichen Allüren und absichtlichen Effektchen draus zu machen. Das ist der Komponist, den man als eigentlich Modernen gegen Brahms und Wolf ausgespielt hat? Vielleicht, weil er am Schluß eines Liedes in echt unkünstlerisch herausfordernder Weise sich wegen des Abschlusses in einer anderen als der Anfangs-Tonart eine witzig sein sollende Anmerkung über seine eigene Kühnheit erlaubt? Oder vielleicht wegen des Variété-Witzchens bei den Brüstchen der Liebsten,

durch das er die schlichte Naivetät eines Wunderhorn-Gedichtes zerstört? Oder weil er zu Kling-Klang-Versen Bierbaums gemüthtriefende Musik gemacht hat? Gewiß sind einige der Lieder ernster zu nehmen und geben allerlei Anregungen, aber die Gesammtheit ist geradezu ungeheuerlich überschätzt worden. Die Wahl der Texte wie der unbedeutende Werth der musikalischen Erfindung beweisen zur Genüge, daß Strauß nicht unter die Männer gehört, die wir Deutsche große Künstler zu nennen haben. Eine Kluft trennt Strauß von den Brahms, Wolf, Schumann, Schubert. Er ist Gelegenheit-Arbeiter, nicht Gelegenheit-Dichter, noch weniger spezifischer Lyriker. Ihm fehlt alle Konzentration, aller künstlerische Zwang, aller Stil. Er schreibt wohl mal ein paar gangbare Lieder zu brauchbaren Texten.

Sollte eine ähnliche Korrektur des Modegeschmackes auch bei dem Symphoniker nöthig sein? Einen Vortheil hat er ja von vorn herein. Er hat den großen Orchesterapparat zur Verfügung und kann seine technische Meisterschaft glänzen lassen. Diese sei immer wieder ausdrücklich anerkannt und muß stets als sehr bedeutungvolles Moment bei den folgenden Darlegungen mit bedacht werden.

Strauß hat sein Bestes als Symphoniker zu Anfang gegeben. Ich sehe von der symphonischen Phantasie „Aus Italien“ ab, die als malerisches Werk seiner Begabung gut lag, aber vor die Zeit des modernen Strauß fällt. Dessen beste Gaben sind „Tod und Verklärung“ und „Don Juan“. Ihre Vorzüge sind ausgezeichnete Klangwirkung, klarer Aufbau, warmer und natürlicher musikalischer Ausdruck, Kongruenz von Gehalt und Form. Das sind die Werke, auf die sich die Hoffnungen der ernsten Musiker gründeten, als sie für Strauß eintraten und erwarteten, daß er der beste Musiker der Zeit nach Wagner werden würde. Daß daneben die symphonische Dichtung „Macbeth“ stand, ein Werk, dessen Aufbau äußerlich, dessen Thematik nicht sprechend war, das mehr Lärm als tragische Größe enthielt, brauchte zunächst nicht zu befremden. Ein gelegentliches Abirren ist Suchenden stets zu verzeihen. Aber Strauß wechselte das Ziel; nein: er fand das seiner Natur wirklich entsprechende. Und das lag abseits von dem Weg zur höchsten Kunst.

Zunächst begann das Kultiviren des orchestralen Witzes. Gewiß eine Aufgabe, wenn auch keine von den großen. Das Echteste und Beste, was Strauß in diesem Genre schrieb, sind „Till Eulenspiegels lustige Streiche“. Die Instrumentation ist glänzend und ungezwungen witzig. Vorwurf und Ausführung entsprechen einander, die Gedanken reichen aus, da Größe nicht nöthig ist. Mehr Werke dieser Art: und Strauß wäre als Spezialist eines seiner Natur entsprechenden Gebietes eine erfreuliche Erscheinung geworden. Zwar hätte er künstlerische Mängel beseitigen müssen. Fortschrittlich im Sinn Wagners ist „Eulenspiegel“ nicht. Die nothwendige, innerhalb der Grenzen der Kunst bleibende Form hat es nicht. Es ist Programm-Musik alten Stils, kein Hinausgehen über Liszt, sondern Rückschritt zu Berlioz, kein völliges Auflösen des zu Grunde liegenden Vorwurfes ins Rein-Musikalische, sondern Erzählen eines begrifflich gebundenen Programmes. „Till Eulenspiegel“ klingt gewiß auch ohne Programm; man merkt, daß es etwas Lustiges ist. Aber zum völligen Verständniß der musikalisch geschilderten Einzelheiten gehört Kenntniß der Reihenfolge der Streiche, gehören außermusikalische Bedingungen. Die wichtigste Forderung an ein musikalisches Kunstwerk, das modern sein will, ist also nicht erfüllt. Die Grenzen der Kunst sind nicht eingehalten. Ein moderner Musiker darf, wenn er absolute Musik (ohne Wort und ohne Szene) schreibt, nur innerliche

Vorgänge, höchstens allgemeine Naturereignisse schildern oder Gebrauchsmusik (Tanz u. s. w.) schreiben. Die äußersten Grenzen nach dem Malerischen hin sind durch Programme wie das der Pastoral-Symphonie bezeichnet. Alles Epische, alles äußere Detail ist wider die Natur der absoluten Musik. Sämmtliche symphonische Schöpfungen von Strauß verstoßen wider dieses Gesetz. Gerade bei den das Kunstwerk und seine Form betreffenden ästhetischen Grundfragen ist Strauß kein Fortschrittler; seine Kunstwerke entsprechen nicht den Forderungen Wagners, sind stilistisch weniger rein als die meisten Liszts. Ja, sie werden im Lauf seiner Entwickelungzeit immer schwächer. Je länger, je mehr wird es Strauß gleichgiltig, ob er ein ästhetisch einwandfreies Kunstwerk schafft. „Ich bin Richard Strauß. Was scheren mich ästhetische Gesetze?“ Darin zeigt sich aber nicht die Freiheit, sondern die Unfreiheit, die geistige Beschränktheit eines Künstlers. „Don Quixote“, das nächste der großen Orchesterwerke, gilt ja allgemein nicht als Kunstwerk, sondern nur als Witz und Orchesterstudie. Ein großer Dirigent sagte mir einmal: „Sehen Sie, so was führe ich auf, damit mein Orchester Schwierigkeiten überwinden lernt. Studirt es die Geschichte von den blökenden Hammeln und die anderen Witzeleien, so gewinnt es die nöthige technische Ueberlegenheit zur Lösung wirklicher künstlerischer Aufgaben.“ Eine witzige Orchesteretude. Man muß sie anhören, wie man Instrumentalvirtuosen, die nur Techniker sind, und andere Seiltänzer abthut. Zwar ist Strauß für seine Begabung und den Gehalt seiner Witze noch viel zu breitspurig und aufdringlich, also kein Humorist, aber vielleicht ein ganz guter Karikaturist. Als Solchen könnte man ihn gelten lassen, wie man Thomas Theodor Heine, Gulbranson und verwandte Literaten gelten läßt. Zu ihnen gehört er. Die aber nennt, trotz aller technischen Meisterschaft auf ihrem Feld, Keiner in einem Athem mit Dem, was uns in der Malerei und Poesie große Kunst heißt. Man thue Desgleichen mit Strauß, bringe ihn bei den reich begabten, meinetwegen geistvollen Beherrschern der Technik, bei den Experimentirern, meinetwegen Revolutionären (dazu ist er aber doch zu harmlos und zu sehr Modemann) unter. Alle gelten lassen: gewiß. Aber Jeden nur an seinem Platz. Wer sich durch sein Auftreten und das seiner Freunde in Gesellschaft einmischt, in die er nicht gehört, muß sich gefallen lassen, hinauskomplimentirt zu werden. Und Strauß gehört nicht zwischen Geister wie Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Wagner, Liszt, Brahms, Bruckner, Cornelius, Wolf.

Mit seinem „Heldenleben“ freilich scheint er sich den Größten gleichgestellt zu haben. Scheint. Denn die Großen redeten nicht von sich, nannten sich nicht Helden, hatten die stolze Scheu und Scham adeliger Geister. Jetzt freilich heißts frei nach Heine: „Aus meinen kleinen Schmerzen mach' ich die großen Lieder.“ Bei der „Feuersnoth“ wird dies Thema und das von den Widersachern des Helden zu behandeln sein. Sehen wir uns jetzt erst die „Friedenswerke“ an. Richard Strauß citirt in dem so benannten Abschnitt seines „Heldenlebens“ eine größere Anzahl Themen aus seinen eigenen, des Helden, Werken. Begeistert hats seine Freunde, mit welcher kontrapunktischen Kunst er hier gänzlich unzusammenhängende Motive mit einander verbindet. Das hat wohl Keiner gefühlt, daß dieser Katalog von Heldenmusik, aus dem die meisten Zuhörer nur das süßliche Schmachtstückchen aus dem „Traum durch die Dämmerung“ kennen werden, etwas ganz Unkünstlerisches ist, dem innere Nothwendigkeit fehlt? Der ausgezeichnete Klang des ersten Abschnittes und der Liebesszene hat darüber hinweggetäuscht, daß ihm nicht nur inner-

liche Größe fehlt, sondern daß es auch kein schöpferisches Gebild reicher Phantasie, vielmehr eine berechnete Konstruktion klugen Verstandes ist.

Noch mehr Rechnung und Verstand ist ja in dem einige Jahre früher geschriebenen „Zarathustra". Musikalisch ist, wie in allen Werken von Strauß, auch darin viel sehr Wirksames. Die einfachsten Zusammenklänge sind durch glänzende Ausnützung der instrumentalen Mittel zu höchster Klangwirkung gesteigert, die Kontraste zwischen harmlosen Melodien und wirren Dissonanzen geschickt ausgenutzt. Aber was hat diese Geschichte mit Nietzsche zu thun? Was ist, um gleich einmal im Sinn Nietzsches zu fragen, schöpferisch an ihr? Wo ist Erfindung? Wo Stil, Größe, Wahrheit? Das Ganze bleibt ein ohne fortlaufende Reflexion unverständliches Verstandesprodukt, das verschiedene klanglich schön wirkende Einzeleindrücke verschafft, aber als Ganzes auseinanderfällt. „Das ist eine von den alten Sünden; Sie meinen: Rechnen, Das sei Erfinden," oder auch: „Sie meinen: Denken, Das sei Empfinden." Diese ganze Musik ist so kläglich ausdrucksarm, wenn sichs nicht gerade um ein Bischen Erotik handelt, so dürr und trocken. Die Farbe täuscht anfangs wohl drüber hinweg, aber sie kann dauernde Leuchtkraft keinem Motiv geben, dem das innere Licht der Wahrheit fehlt.

Am Schwächsten als Ganzes ist vielleicht Straußens letztes Orchesterwerk, die berühmte Domestica. Der Stoff ist intim, genrehaft, behandelt häusliche Szenen, der Apparat massig wie für ein Nibelungendrama. Sind noch deutlichere Beweise nöthig, daß Strauß kein Stilgefühl hat, kein moderner Künstler im Sinn Liszt-Wagners ist? Kindergeschrei und nächtliche Liebesszene, häuslicher Streit und Versöhnung, Instrumentation- und andere Witzchen, Gelegenheit zum Schreiben temperamentvoller Sinnenmusik (die beiden Spezialitäten auch hier wieder!): das Ganze heißt Symphonie. Der gute alte Name muß sich viel gefallen lassen. Und nimmt der Hörer etwas Anderes mit als das Bewußtsein, ein famos instrumentirtes, sehr in die Breite gezogenes Musikstück gehört und seine Neugier befriedigt zu haben, die doch auch diesen schwer aufzuführenden Richard Strauß der Mode wegen kennen lernen mußte? Das ist das ganze Ergebniß, von künstlerischer Wirkung keine Spur. Spielerische Nichtigkeit, stillos zu plumper Massenwirkung aufgetrieben!

Strauß der Symphoniker? Das selbe Resultat wie beim Lyriker: Maßlos überschätzt! Das Wesentliche auf beiden Gebieten gerade nicht geleistet Keine Erschließung neuen Landes, keine Vervollkommnung der Form, kein einziger der Vorwürfe seit „Tod und Verklärung" überhaupt geeignet für ein stillvolles Orchesterwerk. Nirgends Größe selbständiger, freier Phantasie, überall aufdringliche Prätension und verstandesmäßige Spekulation eines sehr begabten, zeitgemäßen Talentes. Fortschrittlich nur im Kombiniren der Klangfarben, herausfordernd nur in der Häufung von Dissonanzen. Die ganze Wirkung beruht denn auch lediglich auf dem äußeren Klangreiz und befriedigt nur artistisches Interesse. Wie man sonst Jongleure im Konzert und Cirkus anstaunt, so amusirt man sich über diese Exzentritäten. Man wird höchstens erhitzt, nicht warm, höchstens erregt, nicht ergriffen. Die verschiedensten Nerven, von oben bis unten, werden angetippt, das ganze Innenleben aber bleibt ohne Kontakt mit dieser Musik. Beethoven, Schubert, mit seinen besten Werken Liszt, selbst Brahms, der gewiß kein „geborener" Symphoniker ist, Bruckner, sie Alle wecken mit ihrer „zahmen" Musik in den Tiefen der Seele mächtige Gewalten, führen auf den Flügeln ihrer Phantasie in Reiche, da man die Erde vergißt

und alles Irdische. Strauß bleibt immer auf dem Boden. Er hat schöne, theuer, sehr theuer bezahlte Federn; aber fliegen kann er nicht!

Das ist das Entscheidende, was ihn aus dem Reich der eigentlichen Künstlernaturen ausscheidet und unter die Artisten verweist: der völlige Mangel an metaphysischer Veranlagung und all Dessen, was damit zusammenhängt, des inneren Blickes für die großen Geheimnisse des Lebens, der künstlerischen Scheu und Verehrung vor ihnen, kurz, des Transszendentalen in der Kunst.

Oder ist Das altmodisch? Besteht in seiner Ueberwindung der Werth der Moderne? Gut? Dann ist ja Alles rasch geklärt. Wozu aber dann das ungeschickte Herumtappen an Problemen wie Zarathustra? Wozu die Heldenleben-Pose? Sind etwa seitdem die Trauben zu sauer geworden und alles Transszendentale unmodern?

Goethe hat einmal gesagt: „Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst." Der witzige Techniker Strauß hat diesen Ernst nicht. Versucht hat ers ja auch mit ihm. Aber es glückte nicht. Die große, übersinnliche Auffassung des Lebens und seiner Mächte liegt ihm nicht. Er kann sie nur kopiren. Jetzt, wo nach „Feuersnoth" und „Salome" auch seine Freunde mahnen und bereits allerlei Höheres angedeutet ahnen, kanns ja sein, daß er wieder neue Versuche unternimmt. Vielleicht ists in der Kunst wie im Leben: Junge Lebemänner, alte Moralprediger. Zum Glück ist aber das Einzige, was sich in der Kunst nicht lernen läßt, was man zwar affektiren kann, aber nie erwirbt: Größe und Ewigkeitwerth der Persönlichkeit. Auch glaube ich, daß sich Strauß auf seine Fasson in seinen Erfolgen viel zu selig fühlt und viel zu sehr sich und seine Kräfte kennt, als daß er beim zu kurzen Sprung nach Unerreichbarem sich dem Gelächter der Zeitgenossen aussetzte.

Der erste Versuch liegt ja weit zurück, und daß er mißglückte, nahm sich Strauß mehr zur Lehre als seine Kritiker. „Guntram" heißt diese Kopie; halb „Parsifal", halb nach dem konträren Nietzsche. Ein lebloses Produkt der Imitation, dem die Nähe von Bayreuth, mit dem zur Zeit seiner Entstehung der Komponist sehr verbunden war, ein künstliches Leben verlieh und an dem etliche Musik, die zur Schwelgerei in Klang und Leidenschaft Gelegenheit giebt, das Beste ist. Auch die Dichtung ist von Strauß. Warum sollte er nicht auch darin Wagner kopiren? Die Sprache ist denn ein Gemisch von Wagner-Imitation und verstandesmäßiger Prosa; Alles Andere, nur keine originale Dichtung; Manches geschickt angeeignet, Manches sehr unbeholfen. Die Musik dazu beweist, wie wenig sogar Wagners musikalische Deklamation, das Selbstverständlichste für einen modernen Musikdramatiker, begriffen ist. Das typische Werk eines Wagner-Nachschreibers.

Die Scharte mußte ausgewetzt, aus dem Nachschreiber der Ueberwinder Wagners werden. Eine längere Pause, während der der Symphoniker sich bei Presse und Publikum durchsetzte, und dann mit einem Sprung auf das gerade sehr beliebte Ueberbrettl: „Feuersnoth" oder „Richard II." Tragikomoedie in und mit einem Akt. Ueber dies sogenannte Singgedicht hat am fünfzehnten Februar 1902 in der „Zukunft" Dr. Julius Korngold einen leider von der mächtigen Partei der Straußianer totgeschwiegenen Artikel veröffentlicht. Um nicht wiederholen zu müssen, verweise ich auf die trefflichen Bemerkungen dieses auch heute noch sehr beachtenswerthen Aufsatzes. Zur Ergänzung greife ich nur Zweierlei auf: das persönliche und das sexuelle Element in diesem Theatermachwerk. Wie im „Heldenleben", so zieht in der Feuers-

noth Strauß sich selbst und seine Gegner und hier außerdem noch Wagner und dessen Gegner direkt in das Werk hinein. Die Art, wie er Das thut, scheidet ihn wieder scharf von den eigentlichen Künstlernaturen.

Alle Kunst ist nach außen projizirtes Innenleben, ist Bekenntniß, aber: „künstlerisches" Bekenntniß. Beethoven wie Mozart, Schubert wie Wagner, Liszt wie Bruckner, Goethe wie Hebbel schrieben das Innerste ihres Erlebens, Jeder in seiner Art, nieder, ihre Leiden und Leidenschaften, ihre Noth und ihr Glück. Aber Alle mit Künstlerhänden, Alle mit der ernsten Scheu vor den heiligen Geheimnissen, den arcana des Einzel- und des Gesammtlebens, mit Ehrfurcht vor Leben und Kunst, mit der tiefen Keuschheit großer Naturen in allen, nicht nur in geschlechtlichen Dingen. Insbesondere behelligten sie nicht im Kunstwerk (die Größten auch nicht in Schriften) die Welt mit ihren kleinlichen Angelegenheiten. Sie waren erhaben. Brachten sie Konflikte des eigenen Lebens oder Zeitverhältnisse, unter denen sie litten, zur künstlerischen Darstellung, so lösten sie sie von allem Persönlichen, reinigten sie in der Flamme der Kunst von allen Schlacken. Meistersinger! Tristan! So thun die Künstler. Wer anders thut, ist keiner, ist eine Alltagsnatur mit Darstellungsgeschick und Handwerkerbegabung, wohl auch Sinn für Sensationerfolg, kein Schöpfer, kein Dichter.

Richard Strauß gehört zu diesen Begabungen. Daß er, vom Glück verwöhnt wie kaum ein Musiker der ganzen Musikgeschichte, der vermögende Günstling mächtiger Parteien, der maßlos überschätzte und verherrlichte musikalische Diktator, sich mit Gegnern, die er so niedrig wie möglich musikalisch karikirt, in Werken herumschlägt, die er als Kunstwerke angesehen wissen will: Das sollte eigentlich über die Künstlernatur dieses „Meisters" den Deutschen die Augen öffnen. Und daß und wie er Wagner um der lieben Sensation willen in seinen Kampf hineinzieht, sollte erst recht zu denken geben. Man lese nach, was über diese Dinge Korngold bereits deutlich und richtig gesagt hat.

Eingehender, als es durch ihn geschehen ist, muß aber noch das sexuelle Element in der „Feuersnoth" behandelt werden. Mehr oder minder stark Sexuelles ist in der neuen Kunst nichts Außergewöhnliches, sondern beinahe das Uebliche. Die Grenzen haben nicht moralische, sondern künstlerische Interessen zu setzen. In Schwänken und Hintertreppen-Romanen, im Variété mag das sexuelle Element sich so breit machen, wie die Polizei erlaubt; Das hat mit Kunst nichts zu thun. Aber vom Künstler verlangen wir nicht aus Pruderie, sondern um der Kunst willen das höchste Feingefühl. Man redet so gern von der modernen Kunst, der Alles frei stehe, die nichts Menschliches, nichts Natürliches sich verschlossen wisse. Verschlossen ist ihr nichts, aber sie verschließt sich vor Allem, was sich nicht vergeistigen läßt, was Thier bleiben will. Schiller, der freilich für die dekadenten Neu-Töner ein Kunstphilister sein wird, setzt diese Grenze, indem er den Künstlern zuruft: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben. Bewahret sie!"

Gerade für den Musiker ist das Einhalten dieser Grenze von größter Bedeutung. Seine Kunst giebt nach Schopenhauers richtiger Kunstlehre die Dinge selbst, ist unmittelbarer als die farbenreichste Wortschilderung, unmittelbarer selbst als bildliche Darstellung. Eine Musik, die bei der Schilderung sinnlicher Liebesleidenschaft jene Grenzen überschreitet, ist darum direkt ordinär. Die Ausbildung des Ausdrucksvermögens der Musik zur Schilderung sinnlicher Erregungszustände fällt ins neunzehnte Jahrhundert. Den wesentlichen Antheil daran hat Richard Wagner.

Aber er blieb trotz der kolossalen Steigerung des sinnlichen Ausdrucksvermögens der Musik stets in den Grenzen der Kunst. Im Tannhäuser-Bacchanale, dem verwegensten Stück dieser Art, wird die Möglichkeit künstlerischer Wirkung dadurch erzielt, daß es sich um einen orgiastischen Taumel von Massen handelt. Die selbe Musik ist sofort gemein, wenn man sich denkt, daß ein einzelnes Liebespaar, dessen Zwiegesang wir etwa vorher gehört, sich in die Coulissen zurückzieht, so daß wir in der Musik die Schilderung wollüstiger Erregungen dieses einen, uns bekannten Paares hören müssen. Nietzsche hat für diese Dinge ein außerordentlich feines Wort gefunden: „Musik hat als gesammte Kunst gar keinen Charakter, sie kann heilig und gemein sein und Beides ist sie erst, wenn sie durch und durch symbolisch geworden ist." Wagner hat darum streng vermieden, Musik zu schreiben, die nichts Anderes als einen rein geschlechtlichen Einzelvorgang symbolisirt. Er hebt im Gegentheil alle Situationen, in denen sinnliche Liebesleidenschaft eine Rolle spielt, durch die ganze Anlage dieser Szene (Walküre, Siegfried, Tristan) und durch den phantasievollen Schwung der Dichtung in eine künstlerische, auch die Phantasie des Hörers von allem Zwang des Rein-Geschlechtlichen befreiende Höhe.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Künstler brauchen, besonders auf der Bühne, Sensationen und verschmähen nicht, als Recht freier, reifer Menschen zu proklamiren, daß man geschlechtliche Dinge direkt wirken lasse. Die Grenze zieht nun nicht mehr die Würde der Menschheit und der Kunst, sondern, wie beim Tingel-Tangel, die Polizei. Und die leidet nicht an Feingefühl und kann, wenn sichs um ungreifbare Dinge wie Musik handelt, überhaupt nicht mitreden.

Die Abschweifung war nöthig, um für das Folgende das richtige Verständniß zu ermöglichen. Daß Strauß sehr großes Geschick in der musikalischen Symbolisirung sinnlicher Liebesleidenschaft hat, haben bereits seine Lieder und die Liebeszenen in den symphonischen Dichtungen bewiesen. Jeder, der öfter Strauß gehört hat, kennt diese etwas in Reißermanier gehaltenen melodischen Linien mit der typischen „ramschigen" Umrankung. Jenseits der von Wagner eingehaltenen Grenzen der rein künstlerischen Wirkung liegen nun bei Strauß mehrere Experimente mit rein geschlechtlicher Musik. Das erste im „Don Juan". Die symbolische Schilderung des Verfahrens Don Juans gegenüber verschiedenen Opfern ist durchaus realistisch: das Stöhnen der zu Liebenden, die brutal sinnliche Aggressive des Verführers, das Schwüle und Kribbelnde der Situationen, Alles wird uns vorgeführt; zum Schluß eine große, in wollüstigen Taumel ausartende Ueberanspannung des ganzen Menschen und dann: ein jäher Blitzstrahl traf die Kraft. Die musikalische Symbolisirung dieses „Schwächezustandes" ist ein Witz, über den man lachen müßte, wenn man im Variété wäre.

Noch deutlicher ist der Fall in der „Feuersnoth". Die Fabel des Stückes ist durch Wolzogen einer alten volksthümlichen Geschichte nachgebildet. Korngold sagt darüber: „In der grotesken Märchenvorlage muß die Schöne von Audenaerde die Feuer, die der verschmähte zauberkundige Liebhaber in der Stadt verlöschen hieß, aus ihrem entblößten Rücken holen lassen. Herr von Wolzogen kehrt das Mädchen um." Schon Das ist sehr bezeichnend. Noch bezeichnender die Verse, die Gassenhauerton mit Tristan-Worten vermischen. Aehnlich die Musik. Die Hauptszene, die sie verdeutlichen hilft, ist folgende. Der Liebhaber hieß die Feuer in der Stadt verlöschen; nur „aus heiß-jungfräulichem Leibe" kehrt das Licht der Stadt zurück.

Er steigt also vor den Augen des Volkes in des Mädchens Kammer ein und das Volk singt: „Da hilft nun kein Psalliren noch auch die Klerisei: Das Mädel muß verlieren sein Lirumlarumlei" und „Solln wir verrecken, hols die Pest! Weil sich ein Mädel nicht lirumlarum läßt?" Und ähnliche Poesien. Die üblichen kräftigen Worte für Lirumlarum kann sich ja jeder Zuhörer nach provinziellem Sprachgebrauch einsetzen. Also das Volk wartet in dichtem Gedräng unten auf der Bühne, daß sich das Mädchen lirumlarum läßt, da mit der Beendigung des Aktes ihm das durch den Zauberer und Liebhaber verlöschte Licht zurückkehrt; erst singen sie die schönen Reime, auch Kinderchöre singen mit, dann sind sie still. Wer den Ton an großen Hof- und Stadttheatern kennt, kann sich ausmalen, was während dieser stummen Szene die Damen und Herren von Solo und Chor sich für Witze leisten. Eine lange Musik begleitet symbolisch diese Szene. Da sichs auf der Bühne nicht um irgendwelche höhere geistige Liebe, sondern um einen zum ersten Mal vollzogenen Geschlechtsakt handelt, so kann die Musik dazu nichts sein als Begleitungmusik zu diesem Akt. Ein Drumherumreden giebts auf der Bühne nicht. Da handelt sichs um reale Vorgänge und der Zuschauer erlebt nur mit, was als Wesentliches auf ihr vorgeht. Und Das ist in dem Fall ein rein geschlechtlicher Vorgang, auf dessen Vollzug hinter den Kammerfenstern die ganze Volksmenge auf der Bühne wartet, auf den also alles Interesse des Zuhörers konzentrirt sein muß. Soll man sich die Szene für Orchester allein als Musikstück anhören, so ist der Mißbrauch, der mit Wagners Andenken in diesem Ulkstück getrieben wird, noch widerlicher, weil der Ueberwinder Wagners dessen strengste dramatische Forderung vergißt. Sollen wir aber, nach dieser Forderung, Bühne und Orchester in engstem Kontakt halten, so nenne ichs Prostitution der Kunst, einen unverblümt geschlechtlichen Vorgang, der das Interesse der Hörer als einzige Handlung auf der Bühne — denn immer ist vom heiß-jungfräulichem Leibe die Rede gewesen — so und so viele Minuten in Anspruch nimmt, mit einer Musik zu begleiten, die in etwas vergröberter Form doch die Ausdrucksmittel benutzt, die zur Darstellung großer, durchgeistigter Liebesszenen verwandt werden. Wenn man mir sagt, ich solle Das doch nicht so tragisch nehmen, es sei ja nur ein Witz, so möchte ich an den sachlichen, witzigen terminus technicus eines musikalischen Mediziners erinnern, als er das große viertaktige glissando des ganzen Orchesters vor dem Wiederaufleuchten der Lichter hörte. So weit kommts mit solchen witzigen Situationen. Aber was als Bierulk in einem Studentenstück sehr passend ist, die Zusammenstellung von Gassenhauern und Nibelungenthemen, plump persönliche Anspielungen, Verulkung von Philistern und möglichst viele sexuelle Deutlichkeiten: Das wirkt öffentlich höchstens wie Metropoltheaterkunst. Daß das Stück trotz diesen zeitgemäßen Ingredienzien wenig „gemacht" hat, liegt an seiner Länge bei so geringem Inhalt, an dem Geschraubten und Gekünstelten seiner Satiren, dem Mangel an musikalischem Blut und dem wenig bühnenwirksamen Aufbau.

Mehr „gemacht" hat ja das nächste Theaterstück von Strauß, die „Salome", auch nur wegen des sensationellen Stoffes. Es war eigentlich selbstverständlich, daß Strauß diesen Stoff aufgriff, um ihn musikalisch zu vergröbern. Seine Freunde und die Feuilletonisten reden freilich von Vergeistigung. Der größte Unfug, der je mit einer ästhetischen Redensart getrieben worden ist, ist wohl der mit dem Geschwätz von der vergeistigenden Wirkung der Musik getriebene. Musik vergeistigt nicht, sie versinnlicht. Alle Musik! Sie versinnlicht in gutem Sinn, verstärkt und

steigert die Unmittelbarkeit der Wirkung bei allem Menschlichen oder Geistigen, versinnlicht in schlechtem Sinn, vergemeinert bei Allem, was sich dem Thierischen nähert. Alle Musik versinnlicht, denn sie ist sinnlicher Ausdruck eines Empfundenen. Auch die religiöse Musik, auch die höchsten Kunstwerke, Beethovens Missa Solemnis und Neunte Symphonie, versinnlichen Ideen, Gefühle, die der Zuhörer unmittelbar in der Musik nacherlebt. Vergeistigende Musik giebts nicht. Musik verstärkt nur die Wirkung Dessen, was sie symbolisiren soll. Geistiges wirkt geistiger; Gemeines gemeiner. Straußens Musik hat also Wildes Stoff nicht vergeistigt, sondern versinnlicht, vergröbert. Schon daß alle Situationen durch die Musik nothwendiger Weise in die Breite gezogen, daß das Küssen des Hauptes, das im Schauspiel rasch vorübergeht, mit breitem Behagen zu einer Szene ausgedehnt wird, vergröbert die Wirkung. Und wer will sagen, es sei nicht viel gröber sinnlich aufreizend als das gesprochene Wort, wenn alle die Geilheit Salomes: „Ich liebe Deinen Leib. Nichts auf der Welt ist so weiß wie Dein Leib. Laß mich Deinen Leib berühren" mit einer entsprechend symbolischen Musik versehen wird? Man sollte doch zu Menschen, die Gefühl für musikalische Wirkungen zu haben behaupten, über solche Selbstverständlichkeiten wirklich nicht erst zu reden brauchen. Noch weniger aber darüber, daß es ein himmelweiter Unterschied ist, ob ein von Natur unglücklich veranlagter, aber geistig bedeutender und selbständiger Mensch aus dem Schoße seiner wirren Phantasie ein Stück gebiert, das keine große Kunst, aber ein echtes Dokument menschlichen Lebens und Leidens sein kann, oder ob ein geschickter Verwerther den sensationell wirkenden Modestoff aufgreift, mit verstandesmäßigem Raffinement musikalisch überarbeitet und alles Wirksame noch dick unterstreicht.

Der ganze Erfolg der „Salome" ruht auf der Vergröberung alles Dessen, was in dem Stoff an sich sensationell ist und was sonst Kolportageromanen den reißenden Absatz zu verschaffen pflegt. Die 80000 Texte à 1 Mark, die der Verleger nach Mittheilungen aus Buchhändlerkreisen bereits verkauft hat, passen ja zu den Ziffern, die beim Verkauf der „Blut-Gräfin oder das Abenteuer in der Hochzeitnacht" erzielt werden Es kann nicht stark genug betont werden, daß der Salome-Schwindel, der jetzt die deutsche Groß- und Kleinstadt-Krankheit ist, mit Kunst genau so wenig zu thun hat wie die Lustige Witwen-Epidemie. Dies edle Geschwisterpaar, das Arm in Arm von einem Karikaturisten auf einem Denkmal verherrlicht werden sollte, verdankt seine Popularität auf allen Gassen lediglich der Wirkung auf die Instinkte der Massen. Um die Salome-Dichtung ganz unbetheiligt als Kulturbild aus ferner Zeit zu betrachten, dazu hätten, selbst wenn das Bild echt wäre, doch nur ein paar ganz Hochgebildete die geistige Freiheit; und für das Musikalische können die Hunderttausende, die ihr Geld in die öffentlichen Häuser, die Salome aufführen, schleppen, keine Spur von Verständniß haben. Um die moderne Orchestertechnik und die harmonischen Belustigungen zu verstehen, braucht man die modernste musikalische Bildung; und das Rein-Musikalische, die Erfindung, ist so schwach, daß sie die Menge gewiß nicht ins Theater zieht. Die lockt der Stoff, das riesige Aufgebot musikalischer Mittel, das sie blöd anstaunen kann, und das Raffinement der Klänge, durch das man sich halb unbewußt aufkitzeln läßt.

Die Musik selbst ist in „Salome" entweder verschwommen oder banal. Im ersten Fall soll das Neben- und Durcheinander verschiedener Takt- und Tonarten wohl den Eindruck genialer Kühnheit machen und eine Art Pendant zu Freilicht-

Malerei und Impressionismus sein. Die Verwechselung der ganz heterogenen Darstellungmittel und Darstellungziele Bildender und Redender Künste beweist aber nur gänzlichen Mangel an dem Stilgefühl, das Wagners und aller großen Künstler Stärke war, und veranlaßt nichts als Unnatur und Verschwommenheit; besser noch: musikalische Unreinlichkeit. Ich wenigstens habe nach der Lecture einer Partitur wie der von „Salome" das Bedürfniß, mein musikalisches Empfinden durch ein Bad in Bach zu säubern. Vielleicht ist auch Das altmodisch. Jedenfalls ist, wie ich schon sagte, diese Art kontrapunktischer Technik kinderleicht; und daß Strauß da, wo er um des Gegensatzes willen ohne sie arbeitet, sofort banal wird, bestätigt die Vermuthung, daß er die kühne Technik nur aus Verlegenheit als Deckmantel für die Mängel seiner Erfindung braucht. Natürlich wirken solche leicht eingänglichen Trivialitäten und Harmlosigkeiten, wie das an den lieben Mendelssohn gemahnende Hörner-Thema und die Melodie bei der Erzählung von Christus, denen irgendwelche innere Wahrheit oder Tiefe oder Originalität völlig fremd ist, einfach nach dem Gesetz des Kontrastes. „Wer hat Dich, Du schöner Wald" oder „Guter Mond, Du gehst so stille", überhaupt jede einfache melodische Linie würden nach wirren Dissonanzen die selbe rein musikalische Wirkung thun. Das Charakteristische in der Färbung des Schlusses beim Thema Jochanans ist übrigens aus Parsifal übernommen und bezeichnender Weise sind alle die großen Steigerungen, die zuletzt mit einem tüchtigen braven Theater-Ritardando in einen Tonika-Abschluß einmünden, ein lieber alter, echt italienischer, nie versagender Theatereffekt. Auf solche simple Wirkungen, die der blöden Masse stets imponiren und die bei dem Riesen-Orchester ja sehr einfach herauszubringen sind, verzichten unsere sonst so erhabenen, kühnen Neuerer eben auch nicht. Ein Bischen viel Reißerthum ist ja an sich in Strauß. Es thut drum auch nichts, wenn das berühmte Thema, das von den Worten „Dein Leib ist weiß" bis zum letzten Kuß als leicht verdauliches Publikumfutter oft ertönt, schließlich nach den Worten: „Ich habe Deinen Mund geküßt" im vollen Orchester nicht nur schauderhaft banal, sondern obendrein recht wie: „Er küßte sie, sie küßte ihn" aus Löwes „Tom der Reimer" klingt. Zum Kuß paßts ja dann als Erinnerungmotiv famos. Vielleicht ein Witz von Strauß. Ein deutscher Hofkapellmeister, dem ichs sagte, meinte: „Sehr leicht möglich; ganz Strauß." Auch das Verführungthema ist ja fremder, sehr andersartiger Herkunft.

Wer über das Musikalische in „Salome" begeistert ist, meint, abgesehen von ein paar unreifen, ungebildeten Fortschrittsenthusiasten und der Menge der unkritischen Bewunderer alles Dessen, was Mode ist, schließlich immer wieder das Aeußerliche der Instrumentation. Denn auch die musikdramatische Bedeutung, die Wagner dem Orchester gab, hat es bei Strauß nicht mehr. Es illustrirt und malt Taubenfüße, heulendes Volk, streitende Juden, fallende Köpfe, silberne Schalen, ächzendes Stöhnen, sausende Winde, rauschende Flügel, züngelndes Küssen, trunkenes Taumeln und versucht nebenbei, hier und da Elemente aus der Stimmung der handelnden Personen durch entsprechende Orchesterfarben, fast nie durch wirklich ausdrucksvolle Motive musikalisch darzustellen.

Zu den Zehntausenden, für die Salome künstliche geschlechtliche Aufregung ist, kommen die Hunderttausende, die aus Heerdentrieb, weil mans gesehen haben muß, aus Neugier und Dummheit in die Aufführungen laufen. Die Reklame sorgt ja dafür, daß immer neues Verlangen entsteht. Gäste, die noch weniger „anhaben", locken bei erhöhten Preisen, wo Alles, was Snob ist, sein muß, zur „Besichtigung".

Es ist einer der geschicktesten und gröbsten Tricks des Kulturgigerlthumes in der Presse, wenn man Salome-Aufführungen mit den Bestrebungen, den Menschen zum rein künstlerischen Anschauen des menschlichen Körpers zu erziehen, in Zusammenhang bringt. Nichts hat weniger mit einander zu thun. Eine Gestalt, deren Aeußerungen alle sexuell getönt sind, die, so lange sie auf der Bühne ist, nur Begierde weckt und Begierde sucht, die als personifizirter Geschlechtstrieb herumläuft, ob normal oder anormal, spielt keine Rolle: die kann nur sexuell wirken; und ihr Tanz, der den ausgedienten Herodes zu wahnsinniger Wollust aufregen soll, muß auch auf den Zuschauer so wirken. Alles rein Thierisch-Geschlechtliche verliert absolut die Möglichkeit, gefühlmäßig idealisirt zu werden, sobald es nicht persönliche Auseinandersetzung unter vier Augen ist. Also entweder heuchlerisch-unecht oder brünstig-gemein. Und am Gemeinsten, schamlos gemein müßte in solchem Fall die Musik sein. Die von Strauß ists nicht. Sie ist feig, zahm. Wo Wildes Phantasie einen nie darzustellenden, genial-gemeinen Exzeß der schamlosesten sexuellen Ueberkultur schaute, schreibt der preußische Königliche Kapellmeister, der doch Aufführungen seines rentabel sein sollenden Werkes braucht, biedere Kompromißmusik. Bieder, spießbürgerlich ist diese vielbewunderte Musik im Vergleich zu Dem, was sie darstellen soll. Das nennen die begeisterten Heerdenthiere dann: Idealisiren! Wenn aber Einer zum Idealisiren geboren ist, dann sucht er sich Stoffe, wo Idealisiren Wahrheit und Größe, nicht Unmöglichkeit und Feigheit ist, wo es Kunst- und Lebenswerth hat. Giebts etwas Lächerlicheres, als von idealisirender Wirkung zu reden, weil Strauß bei den Worten „Hättest Du mich angesehn, Du hättest mich geliebt“ und der Sentenz: „Das Geheimniß der Liebe ist größer als das Geheimniß des Todes“ zart und gefühlvoll wird? Da soll Sühne angehen, die Liebe ins Geistige gewandelt werden. Aber der edlen Tochter der Herodias mundet trotzdem das Küssen des abgehackten Kopfes lange und gut, sie findet nur einen etwas bitteren Geschmack dabei, läßt sich aber schließlich von Strauß noch in aller Banalität das berühmte „weiße Leib“-Thema mit vollstem Orchester vormusiziren.

Angesichts der künstlerischen Werthlosigkeit erhebt sich die Frage, warum die deutschen Opernbühnen sich dem Werk nicht verschließen. Nein! Alle Theater brauchen Kassenstücke. Einst wars der Trompeter. Jetzt sinds „Salome“ und die „Lustige Witwe“. Leipzig lebt von Beiden, das stuttgarter Hoftheater eben so, das zu Darmstadt von der Witwe, das zu Dresden von der lustigen Salome. Das ist traurig, aber wohl nothwendig. Es genügt, wenn sich Alle nur Dessen bewußt sind, daß Salome-Aufführungen im Haushalt der Bühnen nicht unter den Thaten für die Kunst zu buchen sind, sondern unter denen fürs Geschäft. Wenn freilich Theater sich auf ihre Musteraufführungen von Salome was einbilden und daneben Luderaufführungen von Lohengrin und Tannhäuser haben, dann sollte die Kritik den p. p. Intendanten und Direktoren etwas Kräftiges auf die Hände geben.

Eine allgemeine Frage ist unbedingt noch zu beantworten, um den Fall Strauß richtig zu verstehen. Die Frage heißt: „Wie war ein solcher Reinfall überhaupt möglich? Wie konnte dieser Musiker als erster Tondichter der Gegenwart proklamirt werden?“ Es ist nicht der erste und nicht der letzte Reinfall; die Geschichte aller Künste hat die kleinen centner- und die großen auch zehnerweise. Bei Strauß kams so: Ein sehr begabter Musiker war er. Und Glück hatte er. Bülow, Alexander Ritter, Bayreuth halfen ihm rasch in die Höhe. Die Kritik war fortschrittlich, das

Publikum wurde es aus Mode. Beide fürchteten nichts so wie: sich zu blamiren. Bei Wagner hatten sie sich blamirt. Das durfte nicht wieder vorkommen. Man mußte fortschrittlich, modern sein. Was Fortschritt ist, wußte und weiß man nicht. Thut nichts. Strauß scheints, gilt dafür, bringt Sensationelles: also gehen wir mit ihm. Aber auch bei den Ernsten hatte er Glück. Er fand sehr begabte Freunde, die sich aus ehrlicher Ueberzeugung für ihn mit Wort und That ins Zeug legten. Fast alle Musiker der Gegenwart haben im besten Glauben der Ueberschätzung von Strauß Vorschub geleistet. Das ist verzeihlich. Selbst Goethe sagt: „Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte." Keiner ist da schuldlos; die besten Dirigenten, Sänger und Kritiker: Alle halfen. Und als einmal die Mode da war, begann die Verblendung. An dem Musikgott, der nun im Strahlenkranz thronte, waren die Flecken schwer zu erkennen. Den Wandel hat Strauß selbst provozirt. Er hielt nicht, was er versprach, er wurde Manierist, trieb Sport mit farbiger Orchestertechnik, zeigte zu viele Schwächen als Künstler; und wenn man jetzt Die, denen er den Anfang seines Moderuhmes dankt, seine ersten Sänger und Dirigenten, die ersten Brochurenschreiber wie Gustav Brecher und Arthur Seidl fragen würde, so würde man wohl hören, daß gerade die ernsten Künstler innerlich längst von Strauß los sind.

Zu äußerlicher Absage liegt für die Meisten kein Grund vor: laissez aller! Außerdem ist offene Absage für Viele (nicht für die Genannten) etwas schwierig. Strauß ist inzwischen eine Macht geworden. Und vor Mächten fürchtet sich der Durchschnittsmensch, ohne daß ihm die Macht je gedroht zu haben brauchte. Strauß ist als „erster Musiker der Gegenwart" Ehrenmitglied der angesehensten Musikalischen Gesellschaften, die heidelberger Universität hat (warum sollte sie auch nicht?) den Typus von Unwissenschaftlichkeit und die vorübergehende, auch für die Musikgeschichte sehr nebensächliche Erscheinung von Richard Strauß zum Ehrendoktor gemacht, in der Tantiemen-Genossenschaft und im Allgemeinen Deutschen Musik-Verein ist er der Erste Vorsitzende. Es ist leicht möglich, daß die Mode noch so lange vorhält, bis irgendein deutscher Fürst auch noch mit der Verleihung des erblichen Adels das nach der Seite hin Erreichbare zum Erreichten macht. Ich weiß nicht, ob ein starkes Bedürfniß nach persönlicher Machtentfaltung in Strauß ist. Vielleicht sinds mehr die Begeisterten um ihn, die ihn zu einer Art Napoleon der Musik machen wollen, ohne sich zu überlegen, daß dazu denn doch eine weit größere Natur gehört. Jedenfalls ist Strauß zur Zeit der mächtigste Mann. Der Allgemeine Deutsche Musik-Verein, der in diesen Tagen in Dresden tagte, hat zwar künstlerisch keine Bedeutung mehr. Seine Versammlungen werden eben gerade darum von der Tagespresse als „große Ereignisse" gefeiert, zumal die diesmalige ja als Attraktion „Salome" hat; aber die Musiker nehmen die Sache nicht mehr ernst. Wortführer findet man stets; reiche Mittel sind da; Zweck und Ziel fehlt; von „allgemein deutsch" keine Rede, sogar recht häufig unter Fachleuten, dies wissen müssen, die Bezeichnung: Partei-Organisation. Aber trotzdem: aus diesen Kreisen wird eine Opposition gegen „Strauß als ersten Musiker der Gegenwart" nicht kommen. Noch weniger aus denen der Tantieme-Genossenschaft. Also stehen die Aktien eigentlich noch recht gut. Man kann ruhig den geschäftlichen Ausdruck brauchen. Selbst die Tagespresse redet so unverblümt von Strauß als Geschäftsmann (es ist ja auch gar keine Schande, nur ein Charakteristikum), daß man ruhig darauf hinweisen kann, wie

sich die Zeiten geändert haben. Vor ein paar Jahren erschien unter dem Titel: „Die Prostitution der deutschen Kunst" eine Brochure vom Dr. W. Hirsch aus New York. Obwohl in Berlin verlegt, wurde sie von der deutschen Fach- und Tagespresse fast ignorirt Jetzt würde der Muth, die kräftigsten Worte, die diese Brochure in sehr ernstem Ton über Strauß sagt, auch in Deutschland bekannter zu machen, vielleicht doch schon bei einigen Zeitungen und Buchhändlern zu finden sein. Denn obwohl die Aktien gut stehen und die betheiligten Verleger sich bemühen werden, den Kurs zu halten, mehren sich doch die Stimmen, die zum Protest gegen das Zerrbild aufrufen, das man von der Gegenwart und der Zukunft der deutschen Musik entwirft, wenn man Strauß als ihren ersten Musiker darstellt.

Die bedeutenderen Musiker stehen abseits, Bayreuth mischt sich wohl mit Recht nicht in Tagesfragen (Wagner selbst hätte es gethan), die Liszt-Schule hat keinen Zusammenhalt, die Dirigenten der leistungsfähigeren Kapellen haben die Eitelkeit auch die Domestica als getreue Domestiken der Oeffentlichen Meinung und des erste Musikers der Gegenwart ihrem Publikum vorzusetzen. Und die Kritik?

Also wird zunächst etwas Geduld nöthig sein und Zusammenhalt Derer, die versuchen, die alten Anschauungen von Kunst durch die Gegenwart durchzuretten. Das Resultat wird, vielleicht nach zehn Jahren, sein, daß man Strauß in die Gruppe der Meyerbeer oder gar Sudermann einstellt, wenn man seiner Tageserfolge gedenkt, ihn als musikalischen Karikaturisten und als Orchestertechniker dem Werth dieser Begabungen gemäß einschätzt, aber nicht mehr an das Märchen von Strauß als dem Ueberwinder Wagners glaubt.

Wer nach „Feuersnoth", „Domestica", „Salome" und den jüngsten Liedern noch wagt, Strauß als Nachfolger Wagners und Liszts hinzustellen, wer ihn überhaupt noch unter die großen Künstler, eigentlich: wer ihn überhaupt unter die Künstler rechnet — das Wort sollte heilig gehalten werden, wir haben keinen höheren Titel in diesem Bereich des Lebens zu vergeben! —, Der beweist entweder, daß er persönlich voreingenommener Cliquenmensch ist oder daß er nie gefühlt hat, worin eigentlich der Werth der Missa Solemnis, der Neunten, der Zauberflöte, der Meistersinger, der Faust-Symphonie, des Deutschen Requiems, der Messen und Symphonien Bruckners, der Lieder von Brahms, Cornelius und Wolf besteht. Der thut nur, als sei ihm das Alles offenbart und lebe in ihm, wer die sexuellen Normalitäten in der Feuersnoth und Anormalitäten in Salome, die Pose im Heldenleben und in der Domestica mit der Modekritik bewundert und genießt!

Wenn nur die Menge nicht immer einen Gott brauchte! Ists Strauß nicht mehr, so wirds ein Anderer werden; und gewiß auch ein falscher. Warum? Ginge es nicht auch einmal so, wie sichs Goethe dachte, als er sagte: „Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt." Hoffte man nicht auf die Erfüllung einer solchen Zeit, so wärs besser, zu Vielem still zu schweigen. Aber: „Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man vornan im Brett bewegt: sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird!"

Klotzsche. Dr. Georg Göhler.

Eine Dichterin der Stimmung.

Wenn ich heute den Lesern der „Zukunft" eine Meisterin der Stimmung vorführe, so nenne ich mit dem Pseudonym M. Herbert den Namen einer Dichterin, der einem Theil des deutschen Volkes sehr bekannt ist. Jede katholische Revue und Zeitung bringt Arbeiten ihrer Feder oder Kritiken ihrer Werke. Außerhalb dieser Kreise aber ist M. Herbert sehr wenig bekannt; und Das ist schade. Sie verdient, allen Deutschen lieb zu werden. Freilich: wem vor dem Katholizismus gruselt, wie dem Kind vor dem Schwarzen Mann, Der wird ihre Bücher nicht mögen (und noch etliche andere Bücher der Weltliteratur nicht). Wer aber vom Dichter nichts Anderes verlangt, als daß er seiner eigenen Weltanschauung poetischen Ausdruck zu verleihen versteht, Der wird sich freuen, mit dieser Dichterin bekannt zu werden.

M. Herbert ist vor Allem Lyrikerin. Auch ihre Prosa gleitet in Melodien dahin, während sie uns Bild vor Bild vor die Seele zaubert. Sie giebt Stimmungen, die, einmal empfunden, unverwischlich im Gedächtniß haften. Man athmet die Luft ihrer Landschaften, riecht den Duft ihrer Blumen, den Weihrauch ihrer Kirchen. Diese Kraft der Stimmungmalerei birgt allerdings auch wieder eine Gefahr in sich. All die großen Romane der Herbert zerflattern in wunderbare Einzelschilderungen, in feine, überraschend feine Analysen von Augenblicken des Seelenlebens, in plötzlich aufzuckende Gedankenblitze; aber der ganze Mensch, die voll durchgeführte Charakterzeichnung der Figuren leidet darunter. Es sind mehr Typen der Menschheit als einzelne Individualitäten, die sie uns giebt.

Wohlgemerkt: in ihren großen Romanen. „Kind seines Herzens." „Jagd nach dem Glück." „Ohne Steuer." „Alessandro Botticelli (alle bei Bachem in Köln verlegt). Wo aber die Dichterin ihr ureigenstes Geniefeld bebaut: die kurze Skizze, da steigt sie zur Meisterschaft auf. Ich verweise auf die „Oberpfälzischen Geschichten" (Habbels Verlag in Regensburg), die zu dem Besten gehören, was die Dichterin geleistet hat. Zur Probe hier eine Beschreibung der Rothenhahnengasse in Regensburg. Sie ist der Novellensammlung „Ein Buch von der Güte" entnommen, die bei Bachem erschien.

„Es hing ein beständiger Flor von Rauch, Staub, Ruß und Dunst über der Rothenhahnengasse. Schwere Lastwagen fuhren hindurch und auf den schmalen Bürgersteigen drängten sich die grauen Gestalten von Arbeitern und die behäbigen kleinen Beamtenfrauen, die mit gelben Marktkörben ihre Besorgungen machten. Die mittelalterlichen Häuser standen eng zusammengedrängt. Ihre Giebel trugen hier und dort noch ein gothisches Fenster mit edel stilisirten Säulen und Simsen. Hier und dort leuchtete noch eine wetterverwischte Freske in bunten Farbentönen auf, wenn die Abendsonne einen verlorenen Strahl hereinsandte. Vor manchem Fenster stand auch ein Flor großblüthiger Geranienstöcke, der sich irgendwie, auch ohne den belebenden Beistand von Licht und frischer Luft, in heller Pracht entfaltete. Aber außerdem lastete überall die Noth des Lebens, die Last des Alltags und der Schmutz der schweren Arbeit, aus der nur in den Februartagen des Karnevals ein lautes, ausgelassenes Gebrüll, ein tolles Schellengeklirr und ein rasender Tanz in der Gassenschänke aufblitzten, denen dann gewöhnlich ein Totschlag, eine große Blutlache auf der Straße und die Einsteckung eines Familienoberhauptes folgten, das die Seinen auf der untersten Stufe des Elends ließ.

Und in den grauen Alltag des übrigen Jahres mischten sich all die bunten Fäden der Tugenden und Laster des Arbeiterstandes: stille, unermüdliche Ergebung und Geduld, heldenhafter Fleiß, erhabene Resignation der Frömmigkeit und wilde brutale Roheit, thierischer Zank, uneheliche Geburt, Krankheit und einsamer, ringender Tod.

Wenn aber das laute Geräusch des Tages verhallt war, dann wurde durch die Stille der Nacht das schwermüthige, ernste Rauschen der Donau hörbar, die ihren großen Wellenschlag an den gewaltigen steinernen Wehren der tausendjährigen Brücke brach; und diese tiefe Naturstimme drang herüber und sang ihr altes Heldenlied von stolzer Vergangenheit, ‚von helden lobebaeren und großer kuonheit‘; aber nicht Viele waren, die es verstanden. Die Elite der Straße, die Herren Hutmacher, Kürschner, Drechsler und Blechschmiede, die ihre Geschäfte in den großen Gewölben der alten Geschlechterhäuser betrieben, saßen bis spät in der Nacht im Rothen Hahn beim schäumenden Märzenbier; und die Frauen, die übermüdeten, überarbeiteten Frauen, lagen traumlos in ihren Betten oder schoben mit leisem, schläfrigen Gesang den Kinderwagen mit dem schreienden Säugling in den weiten, niederen Gelassen hin und her."

Wenn M. Herbert keine Volksgeschichten schreibt, so schildert sie die moderne Gesellschaft. Sie beschreibt sie mit hartem, haßerfülltem Griffel, der hier und da ins Karikiren kommt, weil ihr der erlösende Zug des Humors, meistens (nicht immer!) fehlt. Sie wirkt nur humoristisch, wenn sie das Literaturgigerl, den Kaffeehausdichter zeichnet. Ihre übrigen Gesellschaftmenschen könnte jeder andere kluge Lebensbeobachter auch geschaffen haben. Nur zwei originelle Figuren heben sich davon ab, Lieblinge der Dichterin, die immer wiederkehren, aber so fein nuancirt, daß man ihrer nie müde wird. Die eine dieser Gestalten ist der zartfühlende, gemüthvolle schwache Mann, der am Leben nach und nach verblutet, langsam von der Gemeinheit der Menschen aufgerieben wird. Die andere Figur ist das einsame, starke Weib, das durch eigene oder fremde Schuld das Anrecht auf Glück verscherzt hat und statt dessen die bewußte Entsagung zur Lebensbejahung gemacht hat. Herrliche Frauen sind in dieser Reihe. Die mit reiner Seele ihr Schicksal tragen, gleich den edlen Jungfrauen des Parthenonfrieses zwischen den Trümmern ihres Lebens stehend, in königlicher Haltung, von dem höhnischen Mißverstehen der Philister umzischt.

Manchmal treffen diese Frauen und jene Männer einander in den Geschichten der Herbert und entreißen dem Schicksal noch ein spätes Glück. Manchmal aber gehen sie an einander vorüber und die Einsamkeit macht den Mann noch müder und das Weib noch stärker. Mir gefällt dieser Schluß immer besser als der „glückliche". Er dünkt mich der wahre. Deshalb bedaure ich auch, daß er nicht die Bekrönung des neusten Werkes von M. Herbert bildet: „Aus unseren Tagen". Es ist entschieden der beste Roman der Dichterin in Bezug auf Handlung und Aufbau, mit ungemein feinen Schilderungen, wie das folgende Beispiel beweist:

„Es giebt keine Zeit des langen Jahres, welche der uralten, südlichen, aus der Kultur des katholischen Kultus gleichsam emporgewachsenen Stadt (Regensburg) einen so tief melancholischen, herzergreifenden Charakter verleiht wie die österliche Zeit, zumal die drei letzten Tage der Karwoche. Noch hat der Frühling weder Zeit noch Macht gehabt, in das

verwitterte Grau der Häuser sein leuchtendes Bekenntniß zu schreiben; noch wehen nicht Epheu und Geranienranken aus den Fenstern mit dem gothischen Maßwerk, noch prangen nicht die rothen Lieblingsblumen der Mädchen, die duftenden Nelken, in bunten Vasen auf den Brüstungen der Fenster und Altanen und die von Iris umstandenen Springbrunnen auf den großen stillen Plätzen vor den Fassaden der Kirchen schlafen noch im Mutterbusen der Erde.

Die Glocken aber, diese großen ernsten Stimmen, welche dem Geist der Stadt entsteigen, sind auch schlafen gegangen. Verstummt ist ihr altes Lied: Die Heiligen lob' ich, die Wetter verjag' ich, die Toten begrab' ich! Aus ihrem Mund klingt nicht wie sonst der Spruch: Der rufenden Stimme und dem hochfliegenden Adler gebe ich meinen Ton, damit dadurch die Wolken zertheilt werden und das Gebet zum Himmel dringe. Der Engel des Herrn, welcher Maria die Botschaft brachte, steigt jetzt nicht auf ihren Klängen herab in Häuser und Hütten, um sein welterlösendes Wort von der Menschwerdung Gottes zu verkünden. Die Sterbenden müssen einsam bleiben in ihrer letzten Noth, denn selbst das Zügenglöcklein hat sein schrilles, eifriges und jammerndes Bitten um Gebetbeistand vergessen. Und die gewaltigen Domglocken, die stolzen Beherrscherinnen der weiten Donauebene, tragen nicht wie sonst Ewigkeitmelodien auf ihren Schallwellen durch das Thal: sie opferten ihre starken Hymnen, ihre Choräle und Lobgesänge, ihre vom Wind zerrissenen Seufzer und Klagerufe, ihre ganze dichterische Majestät vor dem Kreuz, das vor zweitausend Jahren emporragte auf Golgatha. Stumm ward auch die Orgel und stumm die kleine silberne Schelle, die zur Wandlung erklingt, auf dem Höhepunkt des heiligen Opfers.

Aber in diesem lautlosen Schweigen der Trauer um den Erlösertod, in der Düsterheit der Buße und innerlichen Einkehr wacht der Herzschlag der verträumten alten Stadt zu erneuter Lebendigkeit auf. Es ist das tiefchristliche Volksherz, welches sich regt, das Herz, dem die Geschichte des Leidens und Sterbens und glorreichen Auferstehens Jesu Christi noch eine greifbare, deutliche Wirklichkeit ist. Ja, eine greifbare, deutliche Wirklichkeit! All die ehrwürdigen, von glaubensstarken Zeiten geschaffenen Darstellungen an Straßen und Ecken, an Mauern und Giebelwänden, in Klosterhöfen und Kapellen, am Domportal und an Martersäulen, auf Altar und Kanzel, in weltfernen, verschwiegenen Kreuzgängen und schwermüthigen Beinhäusern werden wach und beginnen, zu reden, zu predigen, zu seufzen und zu weinen, zu jubeln und zu triumphiren. Das Blut rinnt aus den Wunden, die in grauer Zeit geschlagen wurden, und die versteinerten Thränenfluthen ergießen sich in uferlosem Schmerz, wenn es erklingt: Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa!

Wieder steigt der Engel Gottes aus grauen Nachtwolken herab und reicht dem am Oelberg in der Angst des Todes ringenden Erlöser den Kelch des Vaters ... Und wenn in der sinkenden Nacht die Arbeiter heimhasten aus der schweren Luft der Maschinenräume und wenn ihnen der Gedanke an ihr herbes und hartes Los gleich Rabenflügeln ums Herz

flattert, dann bleiben sie plötzlich stehen, entblößen die braunen, schweißigen Stirnen und schlagen mit der schwieligen Hand an die Brust, denn aus dem geöffneten Portal der Kirchen tönt ein tiefes altes Klagelied: O Haupt voll Blut und Wunden!

Zum Schluß noch ein Wort über die Künstlerin der gebundenen Rede. Man lese das Gedichtbuch von M. Herbert, „Einsamkeiten", das bei Bachem in Köln e schien. Niemand wird bereuen, diesen süß schwermüthigen Melodien gelauscht zu haben, sich in die Leiden und Kämpfe und Siege dieser feinen, edlen Seele versenkt zu haben, die gleich den Frauen, die sie erschafft, in der Entsagung die Lebensbejahung und den Muth zum Leben findet. Sie darf, sie kann in der Liebe nicht glücklich sein. Eigener Wille und fremde Schuld hindern sie daran. Die Kraft ihrer Weltanschauung aber trägt sie über jedes wehleidige Selbstbemitleiden hinweg und Alles klingt in reinen Harmonien aus.

Kräutlweih.

Ich ging am Frauenkräutltag*)
Zur Nacht hinaus in tiefem Schweigen.
Es war kein Mensch im weiten Rund
Und auch kein Sternlein wollt' sich zeigen.

So muß es sein! In Nüchternheit
Und ganz allein und ungesprochen
Seit Mitternacht, da hab' ich mir
Zur Weih die Kräuter abgebrochen.

Den Hauswurz brach ich, daß er mir
Vorm Blitz behüte meine Seele —
Vorm Blitz, der Dir im Auge flammt,
Daß er mir nicht den Frieden stehle.

Den Baldrian ins Gürtelschloß:
Daß ich in Züchten geh' und Treue,
Daß ich im letzten Stündelein
Mein leichtes Leben nicht bereue.

Den Gundermann als Zauberschutz,
Daß nicht mein Fuß vom Wege irre,
Daß nicht um Dein geliebtes Haupt
Zu häufig der Gedanke schwirre.

Den Wermuth übers Einfahrtthor
Daß ich das Leben lerne leiden,
Auch wenn Dein Fuß auf ewig wird
Des Hauses fromme Schwelle meiden.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

---

*) Frauenkräutltag: Mariae Himmelfahrt, so genannt, weil auf dem Lande an diesem Tage die Heilkräuter geweiht werden.

Privatnotenbanken.

Im letzten Juniheft der „Zukunft" erörterte Labon in seinem Artikel über die Notensteuer auch die Frage nach der Existenzberechtigung der vier im Deutschen Reich neben der Reichsbank noch bestehenden Noteninstitute (Bayerische Notenbank, Sächsische Bank, Württembergische Notenbank, Badische Bank) und stellte einige Behauptungen auf, die mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Themas nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Er sagt: Vor dem Jahr 1901, wo man übereinkam, daß die Privatinstitute nicht unter dem Satz der Reichsbank diskontiren dürfen, wenn dieser 4 Prozent und mehr beträgt, wurden die Zinssätze des Centralnoteninstitutes in höchst lästiger Weise unterboten. In dieser Form kann die Behauptung zu Mißverständnissen führen. Im Jahr 1901 gab es außer den vier jetzt noch bestehenden Notenbanken andere Institute, die inzwischen ihr Notenrecht aufgegeben haben. Ob eine dieser Banken eine von der des Centralnoteninstitutes abweichende Diskontpolitik getrieben hat, mag dahingestellt bleiben; auf keinen Fall läßt sich jedoch die Behauptung aufrecht erhalten, daß auch die vier jetzt noch bestehenden Institute an einer Unterbietung des Zinssatzes mitgewirkt haben. Die vier Institute werden diesen Vorwurf mit Recht (man könnte auch sagen: mit berechtigter Entrüstung) zurückweisen.

Eben so ist unrichtig, was Labon weiter sagt: Auch heute noch wird der Reichsbank von den Privatnotenbanken Konkurrenz gemacht. Natürlich müssen die Privatnotenbanken der Reichsbank, da sie ganz das selbe Geschäft treiben wie dieses Institut, Konkurrenz machen; davon aber, daß von ihnen in unlauterer Absicht die Diskontpolitik der Reichsbank durchkreuzt werde, kann nicht die Rede sein. Immer wieder wird Das zwar von gewissen Interessenkreisen behauptet, stets aber diese Behauptung ohne Beweis gelassen. Wenn sich Jemand zu beschweren hat, so würden es wohl gerade die Privatnoteninstitute sein; sie könnten sich durch die ihnen gegenüber von der Reichsbank beliebte Geschäftsbehandlung benachtheiligt fühlen.

Labon sagt schließlich: Die Privatnotenanstalten haben sich überlebt und sollten selbst sich dazu entschließen, auf ihr Notenrecht zu verzichten. Nun, Privilegien pflegt man nicht ohne Weiteres aufzugeben; und ein Grund zur Aufgabe besteht jedenfalls nicht, so lange noch daraus für den Staat, der das Privileg verliehen hat, ein wesentlicher Nutzen erwächst. Mag sein, daß die Direktionen einzelner Notenbanken vielleicht nicht immer das schwierige Noteninstrument zu spielen verstanden haben. Das beweist aber noch nichts gegen das System und gegen die Richtigkeit des Satzes, daß eine Mehrheit von Noten emittirenden Banken jedenfalls eben so beruhigend für die Gesellschaft ist wie das Monopol einer einzelnen Notenbank.

Daß die Privatnotenbanken nur die Vortheile, nicht aber die Lasten der Notenausgabe haben, trifft nicht zu. Die Lasten der Privatnotenbanken sind vielmehr von Jahr zu Jahr gewachsen, da die Maßnahmen der Reichsbank und der Reichskassen in Bezug auf die Präsentation der Noten zur Einlösung den Privatnotenbanken noch mehr Vorsicht in den Dispositionen zur Bedingung machen als früher. Für die Rediskontirung können nur solche Wechsel in Frage kommen, die eine Laufzeit von längstens vierzehn Tagen haben; und über die Einlösung der Noten der Privatnotenbanken durch die Reichsbank in Zeiten der Noth ist zu sagen, daß sie hierzu nicht verpflichtet ist, sondern nach § 19 des Bankgesetzes nur die

Pflicht hat, solche Noten in den Städten in Zahlung zu nehmen, die mehr als achtzigtausend Einwohner zählen, und auch nur so lange, wie die ausgebende Bank ihrer Einlösungpflicht pünktlich nachkommt. Sobald eine Privatnotenbank ihrer Einlösungpflicht nicht mehr genügen könnte, würde dem Inhalt des Gesetzes nach die Reichsbank nicht einmal berechtigt sein, einzugreifen. Die noch bestehenden Privatnotenbanken haben sich durchaus nicht überlebt, sie haben vielmehr, trotz allen Erschwerungen, bewiesen, daß sie existenzberechtigt sind und daß sie dem Handel, der Industrie und dem Bankwesen auch heute noch gute Dienste leisten.

Die Deckung der umlaufenden Noten darf nur zu einem Drittel in Metall und für den Rest aus diskontirten Wechseln bestehen. Nur die Notenbanken, die den Bardepositenverkehr pflegen und deshalb fremde Gelder mit Kündigungsfrist annehmen, können Wechsel lombardiren. Sie thun Dies, weil ihnen die Möglichkeit fehlt, solche Gelder in diskontirten Wechseln anzulegen, so lange sie an die Sätze der Reichsbank gebunden sind.

Wenn bei uns in Deutschland früher ein starker Unwille gegen das Vielbankensystem herrschte, so erklärt sich Das sehr einfach daraus, daß in den fünfziger Jahren namentlich die kleinen Staaten sehr liberal bei der Gewährung von Konzessionen gewesen waren und das Land nun mit allen möglichen Noten überschwemmt wurde. Auch Sir Robert Peel trug, obwohl er seine Bankakte von 1844 auf die Ansicht des Lords Overstone gründete und obwohl er selbst am Liebsten die ganze Notenemission in die Hände einer einzelnen Bank gelegt hätte, Bedenken, so zu thun und mit einem Schlag die historische Entwickelung zu unterbinden. Gewiß hat, namentlich wenn man die Notencirkulation als Theil der gesammten Geldcirkulation betrachtet, eine Centralbank große Vorzüge vor einer Mehrheit von Notenbanken; und doch bietet auch eine solche Vielheit in mancher Hinsicht beträchtliche Vortheile. Es scheint mir also falsch, die Reibungflächen, die jetzt zwischen der Reichsbank und den Privatnotenbanken noch bestehen, künstlich zu vermehren. Im Interesse der Allgemeinheit liegt es gerade, daß die vier jetzt noch bestehenden Notenbanken erhalten bleiben und daß die zwischen ihnen und der Reichsbank vielfach heute noch vorhandenen Gegensätze verschwinden.

Während die Reichsbank die Aufgabe hat, den Geldverkehr im Deutschen Reich zu regeln und zu erleichtern und unsere Goldwährung zu schützen (was zur Folge hat, daß dieses Centralinstitut nicht immer in der Lage ist, den Kreditbedürfnissen von Handel und Industrie in vollem Umfang Rechnung tragen zu können), haben die Privatnotenbanken die Aufgabe, hier ergänzend innerhalb ihres Landes einzugreifen. Zur Befriedigung dieser Kreditbedürfnisse sind sie immer bereit, so weit ihre Mittel reichen, und führen diese Mittel auch solchen Kunden zu, für die unsere Reichsbank nicht so leicht erreichbar ist. Die Privatnotenbanken haben also die Aufgabe, die Diskontpolitik der Reichsbank zu unterstützen. Sie haben es immer gethan, auch früher, als sie noch nicht an den Zinssatz der Reichsbank gebunden waren; ja, sie konnten damals besser im Sinn der Reichsbank wirken, weil sie oft durch billigere Sätze Wechselmaterial heranziehen konnten, das der Reichsbank wegen zu großer Anspannung unbequem wurde und sie zur Erhöhung der Zinsrate führte. Eine Durchkreuzung der Diskontpolitik ist daher niemals vorgekommen; eine solche wäre im Hinblick auf die geringen Mittel der Privatnotenbanken im Verhältniß zu den Summen, die im Diskontverkehr in Frage kommen, und in Anbetracht der

Thatsache, daß die umlaufenden Noten zu jeder Zeit zur Einlösung gelangen können und sich oft nur wenige Tage in Cirkulation befinden, auch undenkbar. Außerdem werden die Noten der Privatnotenbanken, trotzdem sie Umlaufsfähigkeit im ganzen Deutschen Reich haben, von den Reichskassen außerhalb ihres engeren Vaterlandes nicht in Zahlung genommen. Solche administrative und andere reichsgesetzliche Maßnahmen haben der Reichsbank eine so große Uebermacht gegeben, daß von einer Konkurrenz der Privatnotenbanken gar nicht die Rede sein kann. Dabei muß noch betont werden, daß der Privatdiskont von viel größerem Einfluß auf die Geldbewegung ist als der Bankdiskont. In einem billigeren Privatdiskont liegt daher die Gefahr eines Goldabflusses; und auf den Privatdiskont können die Privatnotenbanken niemals einwirken. Die mächtigen Mittel aber, die in den Händen der großen Geldinstitute, auch der Seehandlung und der Centralgenossenschaftkasse, liegen, können gegen die Grundsätze einer gesunden Bankpolitik im Sinn der Reichsbank verstoßen. Gerade im Interesse der Allgemeinheit wird also die Verlängerung der Konzession der Privatnotenbanken anzustreben sein und man sollte darauf hinwirken, daß die Bindung der Zinssätze an die Sätze der Reichsbank wieder aufgehoben und daß die Kontingentirung der Noten der Privatbanken erhöht wird. Dann wird die Thätigkeit der Privatnotenbanken noch wirksamer sein, als sie bisher sein konnte.

München. Kurt Hettinger.

Herr Kurt Hettinger legt der Frage, ob die Privatnotenbanken bestehen bleiben sollen, eine viel zu große Wichtigkeit bei und glaubt deshalb mit ein paar apodiktischen Behauptungen angebliche „Unrichtigkeiten" meines Artikels widerlegen zu können. Gerichtsnotorisch ist, daß die Bayerische Notenbank (und nur sie) besonderen Werth darauf legt, in ihren Geschäftsberichten und in den Generalversammlungen zu betonen, daß sie unterlassen habe, „Wechsel unter Satz zu lombardiren." Wenn auch die übrigen Privatnotenbanken eine Umgehung des Reichsbankdiskonts stets peinlich vermieden, dann hätte die Bayerische Notenbank keinen Grund, sich selbst immer ausdrücklich als „artiges Kind" hinzustellen. Bisher hatte Niemand je bezweifelt, daß die Privatnotenbanken noch heute, unter gewissen Umständen, der Diskontpolitik des Centralinstitutes „aus dem Wege zu gehen" suchen. Ich empfehle Herrn Hettinger, Salings Börsenhandbuch, Band 1, Seite 114, zu lesen. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt. Hätten sies nicht, so wären von den dreiunddreißig heute nicht nur noch vier übrig. Das Bankgesetz vom vierzehnten März 1875 hat dem Leben von hundertvierzig verschiedenen Sorten papiernen Geldes ein Ende gemacht. Alles athmete auf; Herr Hettinger aber meint, daß eine „Vielheit von Notenbanken beträchtliche Vortheile" hat. Er denkt dabei wahrscheinlich an die sechstausend Notenbanken der Vereinigten Staaten von Amerika und an die „großen Vortheile", die das Fehlen einer Centralisirung des Notenumlaufes dem Geldmarkt und dem gesammten Wirthschaftleben des Sternbannerstaates gebracht hat. Die Schweiz hat vor einigen Tagen die Schalter ihrer Nationalbank geöffnet. Dieses Ereigniß, das den Anfang vom Ende der Kantönlibankwirthschaft ankündet, ist im ganzen Land mit Freude begrüßt worden. Ueberall strebt man nach einer Vereinheitlichung des Notenwesens. Εἷς κοίρανος ἔστω. England, Frankreich, Rußland, Belgien, Spanien, Oesterreich-Ungarn, Italien haben je ein Centralnoteninstitut. Das Deutsche Reich hat endlich einmal Aussicht, auch an dieses

Ziel zu gelangen, nach vierzig langen Jahren; aber Herr Hettinger glaubt, der Erhaltung der Privatnotenbanken eine ungemeine Wichtigkeit zuschreiben zu müssen. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt: der Umsatz im Giro- und Anweisungverkehr betrug im Jahr 1906 bei der Reichsbankhauptstelle in München 3,46 Milliarden; bei der Bayerischen Notenbank stellte er sich auf 911 Millionen. Die Reichsbank hat also viermal mehr umgesetzt als das bayerische Institut, obwohl sich bei diesem die Ziffer auf ganz Bayern bezieht, während die Reichsbankhauptstelle München nur Altbayern und die Oberpfalz umfaßt. Weiter: der Wechselumsatz bei der Reichsbank in München bezifferte sich im selben Jahr auf 412 Millionen; bei der Bayerischen Notenbank betrug er 719 Millionen. Ein Zeichen dafür, daß dieses Institut in der Diskontirung von Wechseln weniger zurückhaltend war als die Reichsbank, der man trotzdem zu große Weitherzigkeit nachsagt. Ich glaube nicht, daß man daraus den Schluß ziehen kann, die Privatnotenbanken unterstützten das Centralnoteninstitut in seiner Diskontpolitik. Hoher Diskont soll ein Warnungsignal sein: Den Kredit einschränken! Daß Dies geschehen sei, darauf deuten große Wechselumsätze nicht gerade hin. Wenn ich schrieb, daß die Privatnotenbanken der Reichsbank oft Konkurrenz machen, so ist Das natürlich nicht im Sinn einer Ramschbazarrivalität aufzufassen; es handelt sich nur darum, daß die privaten Institute die Warnungen der Reichsbank oft nicht so beachten, wie sie sollten. Im Uebrigen wird Herr Hettinger doch wohl nicht bestreiten, daß die privaten Notenbanken, die durchweg Aktiengesellschaften sind, während die Reichsbank bekanntlich kein Aktienunternehmen im gewöhnlichen Sinn ist, mehr den Charakter von Erwerbsinstituten tragen als diese. Herr Hettinger bringt nicht ein stichhaltiges Argument vor, das von der Nothwendigkeit überzeugen könnte, die Privatnotenbanken zu erhalten. Will er etwa die Bayerische Notenbank aus partikularistischen Gründen vor dem Verlust ihres Privilegs schützen, so muß er gleich noch einen Schritt weiter gehen und vorschlagen, daß in Bayern keine Reichsbanknote mehr in Zahlung genommen werde: dann ist wenigstens eine reinliche Scheidung da; und man weiß in Berlin, daß man sich mit „fremdem“ Geld versehen muß, wenn man nach München fährt. Der heutige Zustand, daß Einem in Berlin bayerische Banknoten zurückgewiesen werden können, ist des geeinten Deutschen Reiches nicht würdig.

Ladon.

In dem Artikel „Banken und Bankiers“ heißt es, daß unser Institut, eben so wie die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, an die Stelle des in Zahlungschwierigkeiten gerathenen Hauses Sahler & Co. in Kreuznach getreten sei. Wir möchten nicht unterlassen, Sie höflichst darauf aufmerksam zu machen, daß wir weder in Kreuznach eine Filiale eröffnet haben noch mit der Absicht umgehen, es zu thun; wir dürfen Sie wohl bitten, hiervon Kenntniß nehmen zu wollen, und zeichnen

Hochachtungvoll

Bergisch Märkische Bank.

Ladon hat die Meldung, die Bergisch-Märkische Bank wolle in Kreuznach eine Filiale eröffnen, in einer Zeitung gefunden, deren Handelstheil als zuverlässig anerkannt wird; er freut sich, nun zu hören, daß die elberfelder Bank nicht die Absicht hat, ihr Banner auf dem Grab einer Mittelfirma aufzupflanzen, die der Uebermacht weichen mußte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 27. Juli 1907.

Prozeß Hau.

Die Aesthetik des Gerichtssaales.

Schwurgerichtssaal in der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Im Mittelpunkt des Bildes die drei Richter. Rechts der Staatsanwalt. Links der Gerichtsschreiber. Vor ihm die zwölf Geschworenen. Gegenüber, hinter dem Vertheidiger, der Angeklagte im offenen Käfig. Zwischen den Bänken der Jury und der Vertheidigung der Raum für die Zeugen. Elegante Damen, Offiziere, Postbeamte, Kutscher, Diener; Menschheit aller Sorten und Lebensalter. Psychiater, die den Angeklagten beobachtet haben und sachverständig nun beurtheilen sollen, ob er „zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“ Jedes Zuschauerplätzchen ist besetzt; die beste Gesellschaft der Fächerstraßenstadt langt nach dem Spektakel. In den Gängen, vor dem Justizgebäude drängt sich, wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren, seit frühem Morgen schon die Menge. „Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute der Dichter nur“, spricht Goethes Schauspieldirektor. Wirkt öfter noch die Hoffnung, ein Drama zu sehen, dessen Spieler nicht, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen ist, die Schminke mit Kakaobutter aus dem Gesicht reiben, nicht das geborgte Kleid, des Königs oder Bettlers, der Buhlerin oder keuschen Braut, ablegen und hastig ins Alltagsgewand schlüpfen. Ein Drama, in dem nicht zum Spaß nur verwundet, getötet wird. Das ist der Hardtwaldstadt beschert. Mit ihr genießens zwei Welten, denen alles in foro Geschehende ausführlich geschildert wird. Doch der Bericht wirkt nicht wie Erlebniß. Was Protagonisten und Nebenspieler

sprechen, ist mit leidlicher Zuverlässigkeit wiederzugeben; nicht ihr Ton, der Gestus, der die Rede begleitet, noch der Wesensrhythmus der zur Aussage, zu Frage und Antwort Berufenen. Das gedruckte Wort giebt von der Persönlichkeit nicht einmal, lange nicht so viel wie das Grammophon; und wer ein Drama durch Platte und Schalltrichter kennen lernte, hats nicht erlebt. Nur ein Sinneswerkzeug arbeitet; die besondere Färbung der Individuen, ihre leibliche und seelische Haltung, die zwischen ihnen schwebende Atmosphäre (l'air ambiant) muß einbildnerische Kraft, so gut sies in der Eile vermag, sich zu ergänzen suchen. Das ist kaum möglich, wenn auch die Leitung durchs Ohr nichts vermittelt und wir nur die steifen, dürren Buchstaben des Prozeßberichtes vor uns haben. Drum ist der Drang ins Gerichtshaus begreiflich; ist er nicht nur, als Symptom ungesunder Neugier, zu tadeln, wie bei uns allzu oft geschieht. „Wieder bestand die Mehrheit der Zuschauer aus Damen der besten Kreise." Wundern sich die Gehirnchen darüber? Müssen sie daraus flink auf eine Perversion des Frauengefühles schließen? Diese feinen Damen erleben ja nichts; werden in süßer Unwissenheit gehalten; sehen von dem Gehäus der Menschheit nur die Fassade, die zur Repräsentation bestimmten Räume, Küche und Kleiderkammer; lernen den Mann, den Einen, der ihnen erlaubt ist, nur im Schlafzimmer kennen. Hören aber (oder ahnen doch), daß es ganz andere Welten und Willenssphären giebt: und greifen gierig deshalb nach Allem, was sie Menschen menschlich sehen zu lehren vermag. Als Wanderer die Heimstätten und Höhlen im Menschenland zu betrachten, Große zu belauern, auf Kleine zu achten, ist ihnen nicht gestattet; nicht, bis zu den letzten Häusern hinauszugehen. Und Ihr staunt zornig, weil sie vom Roman, vom Theater, vom Gerichtssaal Ersatz hoffen? Da öffnet sich das enge Verließ ihres Erlebens; frei darf der Blick ins Weite schweifen und, oben und unten, entdecken, was irdische Vorsehung ihnen mit Nacht und mit Grauen bedeckt hat. Da hebt der Vorhang sich von blutrünstigen Bildern, von den ängstlich der Sonne verborgenen Kämpfen ums Sein. Da wird offenbar, wie das Handeln sich dem Mutterschoß des Wollens entbindet; was der Wille vermag und wo er splitternd zerbricht. Staunt nicht noch scheltet die feinen Damen, die nach einem Schlückchen Leben dürstet. Die gerühmte Oeffentlichkeit unseres Gerichtsverfahrens ist eng genug beschränkt. Keine Agora, kein Forum, auf dem, unter offenem Himmel, ein Volk athmen kann. Wenn das Reporterheer sein Lager bezogen hat, bleiben in unseren Gerichtssälen nur ein paar Plätze. Klagt nicht darüber, daß sie von Denen gesucht werden, die vom Leben abgesperrt, vor seinen Pfeilen und Schleudern durch Eure Weisheit bewahrt sind.

Sucht nach Sensationen, sagt Ihr; und hättet Recht, wenn zu dem täglich thöricht mißbrauchten Ekelwort sich ein klarer Begriff einstellte. Sucht nach ungewöhnlichem Erlebniß, das den Blutumlauf schleunigt und an den Nervensträngen rüttelt. Was blieb denn der turba, dem wimmelnden Haufen der Mühsäligen, die nicht die Geschäfte des Staates und der großen Organisationen leiten? Ein Tag schleicht wie der andere hin. An der Maschine, am Kochherd, am Kinderbett stehen; ein Geräthstheilchen fertigen, immer eins von der selben Form, oder nach dem selben Schema Knaben und Mädchen lehren; Schmutz wegfegen oder Akten schreiben; das Land bestellen, Waaren einhandeln und verkaufen, Werdende und Erwachsene in entgötterte Heiligthümer einführen. Von Abstraktionen wird der Magen der Masse nicht satt; er läßt sie sich vielleicht, wenn sie von einer Autorität vorgeschrieben sind, gefallen, weiß aber eben so wenig damit anzufangen wie mit den Schwarzküchenpräparaten, die ihm natürliche Nahrung ersetzen sollen und für die Saftbildung und Darmanregung doch nichts leisten. Was bleibt? Bunt gewebte Romane und die Zeitung mit ihrem Lärm; Szene und Tribunal; Sport und Spiel. Gladiatorenkämpfe und Stiergefechte sind in unserem Norden nicht erlaubt; nicht einmal das Lotto ists, von dessen Gewinnen man sich im dunklen Winkel künftige Herrlichkeit erträumen könnte. Ringkämpfe, Pferderennen, Gipfelskandale und Mordprozesse bieten immerhin noch den besten Ersatz. Sind die piacula der Christenheit. Auch in Rom stellten die Damen zu den Sühnfesten das stärkste Kontingent. Wenn der pollex des Imperators über Leben und Tod eines niedergerungenen Sklaven entschied, gings, wie ein vielstimmiger Brunstschrei, im schrillsten Sopran durch den Cirkus. Als Nero, um einen Juliabend zu wärmen, die Stadt der großen Julier angesteckt und im Schutt ein neues Volksvergnügen gefunden hatte, scheuten die vornehmsten Frauen nicht das Gedräng der Martyrspiele. Im Haus sahen und hörten sie wenig. Draußen loderten Lebende Fackeln; wurden Menschenleiber von der Pranke wilder Thiere zerfetzt; erfuhr die geputzte, gesalbte domina, wie weit der Wille die Grenze der Kraft vorrücken kann. Alle drängten sich zum ludus matutinus und waren abends pünktlich wieder bereit, wenn die in Fett getränkten Körper der Verbrecher angezündet wurden und die Gluth den Obelisken von Heliopolis bestrahlte. („Warum nicht? Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht", sagt noch Schillers sanfte Mondecar in skrupelloser Freude auf das versprochene Auto da Fé.) Daß Nero den actus fidei zur Theatervorstellung machte, den auf dem Oeta in Flammen verröchelnden Herakles, den vom Bären zerstückten Orpheus, die vom geilen Stier besudelte Pasiphae darstellen und die Spieler in ihrer Mi-

musrolle sterben ließ, steigerte die Attraktion. An ders aber auch sonst nicht gefehlt hätte. Hier sah man Menschen im furchtbarsten Drang. Das Aufbäumen und das Verglimmen der Lebenskraft. Nackte Christenmädchen, die mit den Haarsträhnen an die Hörner wüthender Stiere gefesselt waren und durch den sonnigen Cirkus der Kaligula und Klaudius geschleift, auf den Fliesen geschändet, entfleischt, zu blutigem Brei zerstampft wurden. Zwischen Vestalinnen und hohen Beamten thronte, auf dem Podium, der kurzsichtige Kaiser und betrachtete durch den konkav geschliffenen Smaragd, der ihm als Opernglas diente, das von einer Kunst inszenirte piaculum. „Ein feiger Kerl, der so winselt!" „Die Schlanke da hält sich wacker!" „Brüstchen wie Niobes Jüngste!" Richter und Gutachter in einer Person. Auch Henker. Im Fell eines Tigers oder Bären (Sueton erzählts) hat er den Kitzel am Leib reiner Jungfrauen und Jünglingen gestillt, die dann am Pfahl verkohlten. Der letzte Schleier riß und am zuckenden Körper des Menschengethieres wurden die grausigsten Wundmale sichtbar. Wenn Blandina am Kreuz mit verzücktem Blick das Haupt himmelan hob, wenn Perpetua, um sich den heidnischen Gaffern standhaft zu zeigen, in der Arena das von den Bestien gezauste Haar mit ruhiger Hand entwirrte und knotete, empfand Jeder, welche Widerstandsgewalt starker Glaube dem zerbrechlichsten Gefäß zu leihen vermag. Jeder, wie klein in Lebensnoth der Mensch wird, wenn ein stämmiger Christ beim ersten Laut des Thiergebrülles schneebleich an seinem Pfahl schrumpfte, wie eine Schnecke unter der tastenden Ruthe. Der Reiz der Schamhaftigkeit ward entdeckt; nicht an üppig prangender, fröhlich stets zur Hingabe bereiter Schönheit weidete nun sich das Auge: auch an keuscher Kargheit, die vom Strahl aus dem Gesichtsborn sich schon entweiht fühlt. Zum ersten Mal drohte Aphroditens Altar die Vereinsamung. Und nur eine Würze fehlte dem Mahl. Die Menschen, die man martern, zerfleischen, verbrennen, zertreten sah, kamen aus der Unterschicht römischen Lebens; waren der noblen Gesellschaft so fremd wie der londoner society die Ostendarmen, die man vom Roß oder Wagen aus wohl an den Straßenecken betteln sieht, deren Hand kein Sauberer aber je gedrückt hat. Humiliores bestiis objiciuntur vel vivi exuruntur; honestiores capite puniuntur. So wollte es der Brauch. Was da verreckt und verprasselt, ist nicht unser Fleisch und Blut. Erst wenn man den Nächsten, das Ebenbild eigenen Wesens, in Martern erblickt, wird das Gefühl wach, das an der delphischen Pforte dem Waller rieth, sich selbst zu schauen.

So empfanden, in der Welt westlicher Herrenvölker, die Alten nicht oft; deutlich vielleicht nur, wenn eines Tragikers Stimme zur Reinigung gerufen hatte. Zwar walteten über Allen die selben Götter. Die ließen aber mit sich

reden. Wenn die großen Diebe wie die kleinen behandelt worden wären, hätte Demosthenes die athenischen Männer nicht so überlaut vor der Schmach gewissenloser Rechtsbeugung gewarnt. Pflicht zur Gerechtigkeit? Der vornehme Hellene und Römer brauchte die Wahrheit, daß Recht ein Kraftbegriff ist, nicht hinter den Prunkperioden heuchelnder Rede zu bergen. L'amour de la justice n'est en la plupart des hommes que la crainte de souffrir l'injustice, schrieb La Rochefoucauld in sein Notizbuch. Wer sich stark fühlt und die Rache der Rechtsgenossen nicht fürchtet, giebt die Gerechtigkeit billig in Kauf. Ihm kann nichts geschehen; und dafür, daß unten kein Bruch des Besitzrechtes ungesühnt bleibe, sorgt schon das Sicherungbedürfniß der herrschenden Klasse. Die ins Dickicht der Rechtshändel gerathen und vom Schwert der Dike bedroht werden, sind aus anderem Stoff; sind eben humiliores. Leise nur regt beim Anblick ihrer Bedrängniß sich Mitleid und Furcht. Den Sinn des Vedenwortes Tat Twam Asi hätte in Athen und Rom kein Mächtiger verstanden. Dieses bist Du? Dieser Wurm, der im Staub kriecht und sich vor jedem Fuß, jedem Wurzelknubben furchtsam wegkrümmen muß, soll ich sein? Heute noch, auf unserem mit Weisheit des Ostens gedüngten Boden, will die Formel des Veda nicht gedeihen. „Wer sie mit klarer Erkenntniß über jedes Wesen, mit dem er in Berührung kommt, zu sich selber auszusprechen vermag, Der ist eben damit aller Tugend und Seligkeit gewiß und auf dem graden Wege zur Erlösung." Schopenhauer schwärmt so. Doch nur Wenige wagten, den Weg zu beschreiten (und der Führer selbst bog jäh ab, wenn er rechts oder links einen Philosophieprofessor sah). Selten schlägt beim Anblick leidender, verirrter Kreatur Einer an seine Brust und spricht zu sich: Dieses bist Du; so konntest auch Du Dich verstricken und straucheln. Der Prozeßbericht lehrts ihn. Wenn Einer aus seiner Schicht auf die Bank der Angeklagten kommt, lernt der sonst Kühlste zittern und bangen. Rinaldo und Schinderhannes: spannende Räubergeschichten. Die Hauptverhandlung gegen einen leidlich gebildeten, im Wohlstand aufgewachsenen Mann, eine im Salon heimische Dame: Erlebniß. Wie sieht er aus, dem Monate lang schon alle Kulturgüter entzogen sind, die winzigsten selbst? Wie trug er die Einsamkeit und den Schandruf? Lahmt sein Muth oder nimmt ein Unbeugsamer den Kampf auf? Mit welchen Waffen ficht er? Mit welcher Finte weicht er dem Angriff aus? Sieh ihn genau an, horche auf ihn und präge Dir seine Taktik ein. Für alle Fälle. Er lebte in Deiner Luft. Was ihm dräut, kann Dir Verhängniß werden.

In Neros Cirkus wurde der Reiz der Schamhaftigkeit entdeckt; aus blutigen Wehen die Christenästhetik geboren. In den Arenen unserer Gerichts-

häuser sieht der Kruzifixus die Rückkehr zur Menschenwerthschätzung der Heidenheit. Schnell entchristlicht sich da das Gefühl; wie im Krieg und auf der Jagd, wie überall, wo mit evangelischer Tugend nichts zu erreichen ist. Ein reuiger, auf der Sünderbank schluchzender Angeklagter rührt die Herzen wohl ein kleines Weilchen; hat aber bald verspielt. Ein Schächer. Warum blieb er nicht auf der Heerstraße, da in der Einsamkeit, noch hinter den Kotterstäben, vor der rächenden Macht der Gesellschaft ihm nun bang wird, deren Rechtstafel er frevelnd brach? Wer nicht bereit ist, ohne Wank seine Thaten auf der Wage der Themis gewogen zu sehen, soll sich ins Mittelmaß ducken und dankbar die Glücksbrosamen hinnehmen, die ihm die Uranostochter aus ihrem Füllhorn spendet. Wer den gesetzlich erlaubten Pfad verlassen hat, soll kräftig und listig sein und solls bis ans bittere Ende wenigstens scheinen. Ein guter Kerl? Sein Platz war im Bürgerwinkel; die Prangergefahr mußte der Schwächling meiden. Fair is foul and foul is fair: vor und nach jedem Verbrechen summts die Hexenzunft durch den Nebel. Alles, was von offizieller Frommheit sonst gepriesen wird, verliert dann die Geltung. Sei an Listen reich, Mann; verrathe Dich nicht noch lasse Dich je erwischen; und zwinge die Nerven zur Ruhe: so wollen wir Dich. Lächle oder tobe, verstelle Dein Wesen oder zeige dreist die zottige Brust des wilden Affensprossen, falte die Hände oder brülle den Richtern die Wuth Eines, dem ihre Rechtsordnung nie mehr als eine ins reife Aehrenfeld gestellte Spatzenscheuche schien, ins verdutzte Gesicht: nur hüte Dich, aus der Rolle zu fallen. Edle Züge sind Dir nicht verboten. Werden sogar verlangt. Du sollst Mitschuldige schonen, darfst den Begünstiger Deiner That, Deiner Flucht nicht verrathen, mußt alles Mögliche thun, um für die Deinen vorzusorgen. (Der Verurtheilte, der, um seiner Frau eine Rente zu sichern, den letzten Hauch von einer Reklameagentur miethen ließ und auf der Richtstätte, fast schon unterm Beil, der hundertköpfigen Menge zurief: „Die beste Chokolade giebts bei Sanderson!": Der war auf seine Weise ein Held.) Ins Unmännliche darf Dein Edelsinn nicht abgleiten; der Seilläufer, der die Balancirstange auf seinem Handteller tanzen ließ, nicht plötzlich zur Memme werden. Schuld oder Unschuld? Schemen aus dem Wolkenreich blutloser Begriffe. Manche Schuld wird hienieden nicht gesühnt; wir wissens und sind zufrieden, wenn der hurtige Kopf sich der Schlinge entwindet. Nicht jedes Sühnfest freut uns: nur eins, bei dem das Opfer erst mit dem Athem die Fassung verliert. Der bußfertig schlotternde Angeklagte wirkt schäbig: ein Eber, der, statt die Hauer zu wetzen und den Feind anzunehmen, sich aufs Flennen legt.

Rechtsanwalt Karl Hau aus Groß-Littgen, den das karlsruher Schwur-

gericht, als den Mörder seiner Schwiegermutter, zum Tode verurtheilt hat, war in einer anständigen Bürgerstube aufgewachsen, hatte Mancherlei gelernt und an der Schwelle des Mannesalters schon Etwas aus sich gemacht. Auf dem harten Sitz des Angeklagten hatte er das Gewand und die gelassene Ruhe des Gentleman. Große Augen in einem blassen, bartlosen, beinahe noch knabenhaften Gesicht. Der langbeinige, schlanke Rumpf geschmeidig wie eines Rennpferdes vor dem Entscheidunglauf. Tagelang stand er am Pfahl. Wurde mit Fragen bestürmt. Sollte sein Thun erklären, Räthsel lösen, für sein junges Leben fechten. Gab sich aber nicht dazu her. Blieb ruhig, höflich, taktvoll; im ärgsten Gedräng. Wog die Tragweite jedes Wortes und war weder durch Furcht noch durch Hoffnung aus der bedachtsam gewählten strategischen Stellung zu locken. Bis in die letzte Stunde hinein der klügste Mann im Saal. Einer, der sich mit seiner Klugheit nicht brüstet. Nicht posirt. Sich nicht vordrängt. Die Bruchstellen in den Grundmauern der Anklage nicht aufdeckt. Nur redet, wenn er gefragt ward; und den meisten Fragen die Antwort weigert. Ein Muster der Selbstzucht. Ob die Zeugen ihn ein Genie oder einen Hochstapler nennen, als Märtyrer oder Mörder behandeln: keine Schwachheit wandelt ihn an. Nie versucht er, auf das Gefühl seiner Richter zu wirken, um ihr Mitleid zu werben. Wenn er spricht, über die Krisis seines Schicksals, über die Absolution, die er vom Priester im Untersuchungsgefängniß empfing, über den Selbstmord seiner Frau: immer ists, als habe er vorher jede Silbe in Eis gekühlt. Er klagt nicht; trotzdem Staatsanwalt und Gerichtspräsident ihm Grund genug bieten. Wozu? „Ich habe nicht auf meine Schwiegermutter geschossen, sehe aber ein, daß der Schein wider micht zeugt." Das war ihm fast schon zu viel. Nicht ein Laut, der einer Bitte ähnelt. Der ganze Mensch aus einem Stück. Drum wird er bewundert. Drum drängen Tausende in den Saal: zu sehen, ob auch die nächsten Speerstöße vom Erz dieser Wesensrüstung abprallen werden. In Friedrichs stiller Residenzstadt kommts zu Straßentumulten, weil die kühle Ueberlegenheit des Angeklagten den Kleinbürgersinn in hero-worship getrieben hat. Und Millionen harren, am Meer, im Gebirg, an der Heilung verheißenden Quelle, des Urtheils, als gölte es einem geliebten Haupt. Schuldig oder Unschuldig? Kaum taucht die Frage noch aus der Weißgluth der Ungeduld. Wie im Diesseits von Gut und Böse, wünscht Alles dem Starken den Sieg.

Indicia.

So wars am ersten Tag nicht gewesen. Auf dem Gerichtstisch stand ein Glas, in dessen heller Flüssigkeit ein dunkles Knäuel zu schwimmen schien.

Aller Augen haften an der diaphanen Wand des Gefäßes; und wenn die Hand eines Arztes oder Richters das Glas streift, gehts wie frommes Schaudern durch die Reihen. Als hebe auf dem waldigen Berg der Templeisen unsichtbare Kraft den Gral hoch ins Gewölb. Doch der dunkle Fleck ist nicht ein Gerinnsel vom sanguis realis des Galiläers, das Glas kein Kultgeräth: in Spiritus bewahrt es das Herz, das Karl Hau durchschossen haben soll. Das Herz der Frau, deren Tochter er entführt und zur Ehe genommen hat. Blutet es nicht, da der Mörder so nah ist? Zuckt nicht, wie in Krämpfen, noch einmal der Muskel? „Der Mensch weiß niemals, wie anthropomorphistisch er ist", spricht Goethe. Das Klümpchen wird zum beseelten Wesen, zum unsterblichen Mutterherzen der Legende; und wie grasse Anklage dröhnts aus dem blinkenden Behälter. „Mein Kind hast Du bethört, nahmst es mir, wolltest mit ihm in den Tod, hattest aber, als Du den jungen Frauenleib bluten sahest, nicht den Muth, gegen die eigene Brust die Waffe zu kehren. Leichtfertig also mit fremdem Leben und feig. Leichtfertig auch in Deinen Geschlechtssitten. Ein Schürzenjäger. Ein Freund feiler Weiber. Ein Prahlhans. Und ein siecher, im Brennpunkt der Zeugerkraft vergifteter Mann. Was gabst Du Deiner Frau? Elend und Lebensgefahr lauerte auf der Schwelle ihrer Brautkammer. Dann, als Dein scharfer Verstand und Deine Geschmeidigkeit in der Neuen Welt Dir zu reichlichem Einkommen verholfen hatte, gabst Du ihr Luxus, Edelsteine, den erkauften Tand eines Ordens. Glück? Eifersucht zehrte an ihr: und Du warst schuld. Auf die heißen Freuden der Weibheit und neuer Mutterschaft mußte sie früh verzichten: und Du warst schuld. Ihr Kind sah sie als hageren Schwächling hinkümmern: und Du warst schuld. Hast sie mit Deinem Flatterdrang, Deinem Trug, Deinem Mordgeruch ins Wasser getrieben. Nachdem sie durch Dich zur Waise geworden war. Wenn das Opfer Dir den Mord verziehe: kann die Mutter verzeihen, was Du an Kind und Kindeskind ihr gethan hast?" Präsident, Staatsanwalt, Geschworene brauchten den Mund nicht zu öffnen. Das durchschossene Herz vertrat die Anklage mit so ungeheurer Wucht, daß kein Entlastungbeweis dagegen aufkommen konnte. Dramatis personae schienen nur dieser Ankläger und der des Mordes Verdächtige. Und jeder Blick, der sich feucht von dem funkelnden Glas löste, sprach den Angeklagten schuldig.

Am sechsten November 1906 ist Frau Molitor, die reiche Witwe eines Medizinalrathes, in Baden-Baden getötet worden. Auf offener Straße, als sie, bei sinkender Nacht, mit ihrer unverheiratheten Tochter Olga nach dem Postamt ging. Zu diesem Gang war sie genöthigt worden. Ein paar Tage vorher hatte ein Telegramm sie in ungewohnter Hast nach Paris gerufen, wo Karl

Hau sich mit seiner Frau und seiner Schwägerin Olga aufhielt. Da die Drei nichts von dem Telegramm wußten, wurde die Postbehörde aufgefordert, dem Absender nachzuforschen; und am sechsten November ersuchte der zuständige Beamte Frau Molitor telephonisch, zu ihm zu kommen, damit er ihr über das Ergebniß der Recherchen berichten könne. Ob es durchaus noch heute sein müsse. Heute noch. Die Witwe macht sich auf, holt ihre Olga von einem Vesperthee: und kehrt nicht mehr heim. Nie hat Feindschaft der stillen Frau nach dem Leben getrachtet. Beute war von diesem Leichnam nicht zu erraffen. Cui bono? Die Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla klingt auf jeder Mordstätte dem Kriminalisten ins Ohr. Wem nützt dieser Tod? Wer hatte ein Interesse daran, das natürliche Ende dieses Lebens nicht abzuwarten? Einer, der seinen Erbtheil gerade jetzt brauchte. Doch in der guten Gesellschaft treibt solches Motiv nicht zum Mord. Und die Hinterbliebenen sind hier rangirte Leute von bestem Ruf. Alle? Um Linas Mann ist ein Duft von Abenteuerlichkeit. Rheinländer, aus der trierer Gegend, aber drüben völlig amerikanisirt. Ein höllisch geriebener Herr soll er sein. Und steinreich. Manchmal, sagt Einer; dann wieder ohne das für die nächste Mahlzeit nöthige Geld; wie es im Yankeeland solchen Spekulanten eben geht. Was treibt er da eigentlich? Geschäfte aller Sorten. Bitte: er ist Professor! Nein: Advokat. Auch nicht: Agent. Jedenfalls hat er im Lauf der Zeit viel Geld zusammengeschlagen. Und ausgegeben. Tolle Verschwendungsucht. Die Frau mit Brillanten behängt. Er selbst wie ein Nabob; die theuersten Hotels. Stünde bei uns längst unter Kuratel. Und pendelt immer zwischen Sandy Hook und dem Bosporus hin und her. Soll der Lina ja vom Türkensultan einen hohen Orden mitgebracht haben. Wers glaubt, wird selig. Das glitzernde Ding hat ihm irgendein bestochener Pascha zugeschmuggelt. Ging nicht auch einmal von heimlicher Entführung die Rede? Richtig: die alte Molitor hat dem Paar erst ihren Segen gegeben, als sie nicht anders konnte. Und im Engeren wurde damals sogar von Selbstmordversuchen gewispert. Dieser falsche Amerikaner ist ein höchst unsicherer Kantonist, dem man nicht über den Weg trauen darf. Freilich: ein Mord! Wie groß ist denn sein Erbtheil? Lina hat fünfundsechzigtausend Mark Mitgift bekommen; blieben jetzt noch ungefähr siebenzigtausend. Darum soll Einer gemordet haben, der mit so breiter Kelle schöpft und dems so rasch aus der Schüssel rinnt? Das bringt drüben ein einziges Acquisiteurgeschäft ein. Die Hauptsache: Hau war am Sechsten ja gar nicht in Baden-Baden. Folgt also, Leute, statt ins Blaue zu birschen, lieber der sichtbaren Spur. In der Stunde und auf der Straße des Mordes ist ein schwarzer Mann gesehen worden. Feine Damen, die ganz klar

im Kopf sind, behaupten steif und fest, er habe einen angeklebten Bart gehabt. Der muß es sein. Vor dem Karneval vermummt nur ein Lichtscheuer sich. Den sucht! Gewiß; nur ist sein Motiv uns ein Räthsel ... Der Mord ist ruchbar geworden und der Schwarze mit dem Klebebart schlurft um alle Stammtische. Auf dem frankfurter Bahnhof hat ein Reisender ihn dem Portier gezeigt. Schlank, blaß, mit langen Beinen und großen Augen. Im Trauerhaus haben Drei Linas Mann im Verdacht. Der war, wie sich nun herausstellt, am fünften November in Frankfurt. Würde mit angeklebtem Bart ungefähr aussehen wie, nach der Schilderung der Zeugen, der unheimlich Schwarze. Und ist und bleibt der Einzige, der an dem Tode der Frau Molitor ein Interesse haben konnte.

Karl Hau hat die Depesche geschrieben, die seine Schwiegermutter erschrecken und zu hastiger Abreise nach Paris drängen mußte. Karl Hau war am sechsten November heimlich in Baden-Baden, hat sich am Telephon für einen Postbeamten ausgegeben und Frau Molitor zu dem Wege genöthigt, von dem sie nicht wiederkam. Als er von London abfuhr, verbarg er Lina das Ziel seiner Reise und verpflichtete sie, keinem Menschen zu sagen, daß er auf dem Kontinent sei. Von einem londoner, zum zweiten Mal von einem frankfurter Friseur ließ er sich Barthaar ins Gesicht kleben. Wurde in dieser Vermummung bei der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen. Riß den Bart dann ab; fuhr, ohne Molitors Haus zu betreten, mit dem nächsten Zug nach Frankfurt; warf Hut und Mantel, die er in Baden-Baden getragen hatte, in den Aermelkanal. Und war just damals in arger Geldklemme. Hatte hinter dem Rücken der Frau auch deren Vermögensrest schon aufgezehrt. Das hat er, Alles, Monate lang stramm und ohne Erregungzeichen geleugnet. Nach und nach nur zugegeben, was unwiderlegbar erwiesen war. Schließlich das ganze Gewicht der belastenden Umstände auf sich genommen und mit kalter Entschiedenheit nur bestritten, daß er je einen Mord geplant oder gar ausgeführt habe. Darf man ihm glauben? Sein Vertheidiger, der durch allzu lärmenden Eifer, nicht durch richtiges Augenmaß auffiel, meinte, aus Anklage und Beweisaufnahme sei nur ein jämmerliches Kartenhaus entstanden, das ein leis aus der Wirklichkeit herwehender Wind umstürzen müsse... Ein verwöhnter, der wärmenden Golddecke beraubter Mann, der zu einträglichen Geschäften Barmittel braucht. Falsche Depesche, falscher Bart, falscher Telephonruf. Heimliche Reise, heimlicher Aufenthalt im Wohnort der Schwiegermutter. Die wird zuerst nach Paris, dann aufs Postamt gelockt und auf diesem Weg (den Karl Hau wies und in der selben Stunde, verkleidet, unkenntlich gemacht, geht) von einer Kugel getötet. Cui bono? Nur dem Erben, der, wenn sein Plan gelingt, in

zwei, drei Wochen wieder siebenzigtausend Mark haben wird. Der Vermummte flieht aus der Schwarzwaldstadt, ändert, so schnell ers vermag, sein Signalement, stellt sich wahnsinnig, leugnet und läßt sich Schritt vor Schritt von der Nothwendigkeit zu halbem Geständniß drängen. Ein Kartenhaus? Selten sind Indizienbeweise so fest gezimmert. Auch der Gewissenhafte durfte auf diese Brücke treten; und sicher sein, daß er auf gutem Grund stand.

Dennoch war Karl Hau Tage lang ein populärer Held. Trotz Bankkontoschwindel und Türkenschacher; trotzdem er seinem Kind Syphilis vererbt und seine Frau in den Pfäffiker See getrieben hat. Millionen harrten des Spruches, als gölte er einem geliebten Haupt. Schön ist Wüst und Wüst ist Schön. Der Kluge mit dem welkenden Knabengesicht hatte mit starker Hand, die das Zittern nie lernte, die Fährniß gemeistert. Stumm stand das Glasgefäß; wurde kaum auf Sekunden noch von den Blicken gestreift. Gott weiß, wer die gute alte Dame getötet hat! Vielleicht der Angeklagte; vielleicht ein Anderer. In dem gefurchten, ausgespülten Beutelchen regt sich nichts mehr. Kinder mag man mit solchem Zeug schrecken. Was solls denn auf dem Tisch? Hier kämpft ein Hirn um sein Recht; ums Recht seiner Kraft. Karl Hau, gegen den stumpfe Waffen fochten, wäre ein bewunderter Held geblieben, auch wenn er die That gestanden und, wie Wedekinds Mörder, gesprochen hätte:

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ihr aber, o Richter, Ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend nach.

Kriminalpsychologie.

Um lumpige siebenzigtausend Mark? Die er am Ende doch nicht ganz, vor dem mißtrauischen Auge der Schwäger, ins Geschäft stecken konnte. Darum Meuchelmörder? Ein Pappenstiel für Einen, der am Goldenen Horn mit dem Redakteur Mygind, dem Feind Marschalls und Protektor Fehims, recht wie ein Kavalier gekneipt und überall Bakschisch amerikanischen Formates gegeben hat. Er kann Verwandte anpumpen. Die strecken bis zu Fünfzigtausend gern vor (habens in Karlsruhe beschworen). Erstens aber ist geliehenes nicht ererbtes Geld. Zweitens wäre er vor diesen Verwandten um seinen Nimbus, wenn er als Bettler käme. Denen hat er wilde Sachen erzählt: von seinem Reichthum, seiner sozialen Stellung, seinen Triumphen als Gelehrter und Unterhändler. Nun den leeren Klingelbeutel hinhalten? Dann platzt die Blase. Wer vom Rhein zu den Sternbannerleuten gegangen ist, kann sich daheim nur noch als

Dollaronkel zeigen; sonst ist er Hans Habenichts oder, wenn er sich in seinem Kammgarnanzug aufplustert, ein Hochstapler, den deutsche Treue meidet. Lieber ein Ende mit Schrecken als den Verlust der heimischen Claque, die den großen Mann aus Atlantis anstaunt und, seit er Linchens Hals mit echten Steinen pflastert, in einer Gedächtnißfalte die Thatsache gefunden hat, daß er als Junge schon ganz sicher ein Genie war und eben drum blöden Augen als ein Thunichtgut galt. Grund genug, das peinliche Bekenntniß, die Leihgebühr und die Dankpflicht zu sparen. Welcher Pedant hieß Euch denn logisch faßbare Erklärung des Verbrechens suchen? Wenn der Rath ruhiger Vernunft immer befolgt würde, blieben die meisten Sünderbänke leer. Feuerbach, der Ritter der Bayerischen Krone, Wirklicher Geheimer Rath und Appellhofspräsident war, hat vor bald hundert Jahren „Merkwürdige Kriminalrechtsfälle" aus seiner Praxis zusammengetragen. In dieser Sammlung ist auch die Geschichte Eines zu finden, der uns als „Brudermörder aus Enthusiasmus für eine Handlungspekulation" vorgeführt wird. Er wollte in Nürnberg ein Geschäft übernehmen, von dem er sich viel versprach, brauchte dazu seinen Bruder, der aber allerlei Bedenken hatte, und schoß den nicht zu Ueberredenden nieder. Irrsinn? Dieser Ludwig Christian von D. gab sich selbst nicht für einen psychisch Kranken. Im Verhör sagte er (der Herausgeber schreibt das Protokol ab): „Stelle man sich nur vor, wenn man es so weit gebracht hat als ich, wenn man eine beträchtliche Handlung überkommt, durch die man sein und seiner Familie Glück gründen kann, und daß unsere Firma auf unseren Handlungplätzen zu Frankfurt, Bamberg und Würzburg schon annoncirt war daß wir in jeder Stunde das Waarenlager wirklich übernehmen sollten: und nun kommt ein Bruder, der gegen alles Erwarten nichts als Bedenklichkeiten hat, nichts als elende Einwendungen vorbringt: ob man da nicht toll werden und in Verzweiflung kommen muß! Ich hätte besser gethan, wenn ich meinen Bruder ganz hätte gehen lassen; allein in der Hitze überlegt man Solches nicht gleich!" Weil der Bruder nicht mit nach Nürnberg will, muß er ins Gras beißen. Triftigeren Grund hätte Karl Hau immerhin gehabt, die reiche Schwiegermutter, der seine Eitelkeit den Schiffbruch stolzer Hoffnungen so lange wie möglich hehlen wollte, um die Ecke zu bringen.

Um die Indizienbrücke noch mit einem Nothpfeiler zu stützen, hatte der Ankläger sich schwitzend bemüht, alle Sünden des Knaben Karl sorgsam zu registriren. Der Bengel hat gestern die Johanne, vorgestern die Susanne geliebt, ging von Branntewein und Bier zu den Mädeln ins Nachtquartier (manchmal, o Graus, bis ins Bordell), holte sich eine tüchtige Lues, warf das Geld zum Fenster hinaus, leistete an Aufschneiderei das Unglaublichste und soll schließlich gar versucht haben, ein wiener Bankhaus mit einem Kreditbrief zu prel-

len. Höchst schaudervoll. Auf solchem Lasterpfad wird man zum Mörder. Prokuratorenwahn, den das helle Leben verlacht. Auf mancher Sella thront Einer, ders mit Frauenzimmern nicht glimpflicher getrieben hat. Der von Thoma besungene Staatsanwalt mit der sauren Niere lebt nicht nur im Lied. Wenn kein trunkener Studiose ins Lupanar schliche, müßten die Kuppelmütter verhungern. Luetiker sind Excellenzen von frömmstem Wandel, Schwatzmäuler Wirkliche Geheime Obermandarinen geworden. Und die wiener Sache war im schlimmsten Fall ein Versuch am untauglichen Objekt. Solche Streiche sollen den Mordinstinkt erklären? Tausende laufen in Ehren herum, Abertausende, die Aergeres auf dem Kerbholz haben. Die Akustik und Optik des Gerichtssaales stärkt den Schall und vergrößert das Volumen. Habt Ihr nicht längst gemerkt, wie ungeheuer da oft das Alltäglichste wirkt? Ein Sandkorn, das man draußen nicht spürte, kann hier belasten. Unser Urtheil, Aller, über Menschen und Dinge schwankt mit dem Wetter unserer Seele, wechselt wie die Gezeiten unserer Stimmung. Kommt die Schwankung, die Unstetheit an den Gerichtstag, so sind wir halb schon um unseren guten Namen. („Wenn Wissmann wirklich heute so und morgen anders übers Peters geurtheilt hat, bleibt auf dem blanken Schild seiner Ehre doch ein Fleck." Ohé, les psychologues!) Erspart uns künftig die „zur Illustration bestimmte" Sündenliste. Sie kann nichts erklären. Auch vor diesem Irrweg hat Feuerbach schon gewarnt. Er citirt Racines Wort, daß den großen immer kleine Verbrechen vorausgingen („Un seul jour ne fait point d'un mortel vertueux un perfide assassin, un lâche incestueux") und sagt dann: „Nichts trüglicher als solche Gemeinplätze bei Beurtheilung menschlicher Handlungen! Nichts irriger als die Meinung, nur ein Bösewicht sei eines großen Verbrechens an der Menschheit fähig, nur in einem schändlichen Gemüth könne eine Schandthat keimen, nur durch das Gebiet des Lasters gehe der Weg zu solchen Verbrechen! Was der Mensch ist, Das ist er durch seinen Instinkt, durch die natürliche Gutmüthigkeit seiner Neigungen, die ihn, unschuldigen Gemüthes, friedlich, rechtlich den graden Weg fortleiten. Aber irgendeine hervorstechende Neigung werde an einem Gegenstand, den Zeit und Umstände darbieten, zur Leidenschaft entzündet, irgendeine Lieblingmeinung, irgendeine einseitige Richtung des Gemüthes treffe auf einen besonderen Zweck des Begehrens und hefte sich an ihn mit innigem, heißem Verlangen: plötzlich, unvermuthet und unvorbereitet, ist dann das innere Gleichgewicht zerrüttet und Alles stürzt, aus seinen Fugen getrieben, der Stützen beraubt, dahin, wohin die Uebermacht es drückt. So tritt oft unerwartet selbst der Bessere in die Reihe der Verbrecher so ist oft eines Menschen absichtliche That abscheulicher als er selbst. Unter

Hunderten, die wir kennen, ist vielleicht nicht Einer, für den wir sichere Bürgschaft leisten dürften: er, der heute noch als Mann der Rechtlichkeit vor unseren Augen steht, werde nicht vielleicht morgen ein Verbrecher sein. Fast Jeder hat seine schwache Seite, die ihm den Fall bereiten kann, sobald ihn dabei die Gelegenheit mit hinreichender Stärke faßt." Präsident eines Appellhofes!

Aus dem Buch des Alten ist noch mehr zu lernen; auch für unseren Fall. Der karlsruher Schwurgerichtspräsident konnte, wie er sich mühte, nicht fassen, daß Hau („ein so kluger Mann") so unvernünftig gehandelt haben sollte. Das dünkte ihn ganz unglaublich. Den Ritter von Feuerbach nicht. Der sagt: „Der Stern der Vernunft leuchtet nur, so lange ihn nicht der Sturm der Leidenschaften mit seinen Wolken bedeckt. Die Logik der Leidenschaft erkennt keine Syllogismen des Verstandes; sie hat zum Grundsatz, über alle Syllogismen hinaus graden Weges auf ihre Befriedigung loszugehen; sie sieht in ihrer Blindheit nichts als sich selbst und ihren Gegenstand, wirft Alles nieder, was ihr in den Weg kommt, und thut in ihrer Thorheit nicht selten, was ihrem eigenen Zweck entgegen ist. Die Leidenschaft nach den Gesetzen des Verstandes beurtheilen, ist so viel wie: einem Trunkenen zumuthen, so zu thun, als wenn er nüchtern wäre, oder auf sicherem Ufer einem Ertrinkenden zurufen, nur hübsch fest und grade auf den Boden zu treten, und uns dann verwundern, daß ers nicht gemacht hat wie wir. Es ist allgemein ein sehr verwegener Schluß: Was wir nicht begreifen, Das ist nicht; was wir nicht erklären können, hat auch keinen Grund der Erklärung. Am Vermessensten ist er bei Erscheinungen des menschlichen Gemüthes, die an so feinen Fäden fortlaufen, daß ihr Ursprung oft in den dunkelsten Kammern des Geistes sich verliert." Das ist vor hundert Jahren geschrieben. In Deutschland. Dieser Richter wäre nicht in Wuth gerathen, wenn er das Handeln des Angeklagten unlogisch und zweckwidrig gefunden hätte. Bayern und Baden. Wir habens im deutschen Säkulum mit unserer Kriminalpsychologie herrlich weit gebracht.

In der gallischen Heimath feiner Seelenkenner ist die Prozedur menschlicher. Wird von dem Angeklagten nicht Kadavergehorsam, nicht blinde Unterwürfigkeit geheischt. Er darf seinem Temperament freien Lauf lassen. Solls: denn der Richter will ihn ja kennen lernen. Brüllt er einmal auf: der Kampf geht um Freiheit, Ehre, Leben vielleicht; und der Affekt sprengt die Pforten des Seelengehäuses. Zola schrie: „Ich kenne Ihre Gesetze nicht, will sie nicht kennen!" Und wurde nicht mit Ungebührstrafe bedroht. Schrie, die Nachwelt werde seinen Namen noch nennen, wenn der eines Generalissimus längst verschollen sei. Und wurde nicht väterlich vor Größenwahnanwandlung gewarnt. Jupiters Recht ist drüben auch das Recht der Oechslein. Nie fährt ein Robenärmel dem Angeklag-

ten rauh übers Maul. Eine Heirathvermittlerin stand in Versailles neulich vor Gericht. Der Vorsitzende ließ sie reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Merkte dabei ja, was er von ihr zu halten, wessen sich zu versehen habe. „Meine Kunden sind so anständig, wie Leute sein können, die einer Mitgift nachjagen." Sie soll Papiere aus einer verschlossenen Truhe genommen haben. „Na, die Diplomaten thun doch von früh bis spät weiter nichts!" Sie hört, daß der Strafprozeß sich mit Indizien begnügen und auf die schlüssigen Beweise des Civilprozesses verzichten kann. „Famos! In einem Sechsdreierstreit fordert man also mehr Beweise als in einem Verfahren, wos um lange Kittchenjahre geht!" Und so weiter. Als Hau, ein einziges Mal, um etwas höflichere Kritik seines Handelns bitten wollte, hagelte es grobe Worte vom Präsidentenstuhl. Darf ein Mann grob werden, dem die Ehre ward, einem Gericht vorzusitzen? Herrisch und wild gegen den Wehrlosen, der ganz in der Hand des unumschränkt Mächtigen ist? Darf er ihn, der zum Kampf tüchtig sein soll, die Ohnmacht fühlen lassen?

Halali.

Sonnabend durfte Hau, als die Nacht sank, leise auf Freispruch hoffen. Als die Montagssonne den höchsten Punkt erreicht hatte, war er verloren. Ein Zeuge (der späte Zeuge, der fast in jedem umschwatzten Prozeß ein Sonderrühmchen sucht) hatte den Schweigsamen endlich zum Reden gezwungen. Zum Rückzug aus der strategischen Stellung. Bisher war Alles stark, eigensinnig, klug. Nicht ein sentimentales Wörtchen. „Ich habe nichts zu sagen." „Ich kann nur meine frühere Erklärung wiederholen." „Was bewiesen ist, gebe ich zu; aber nicht mehr." „Ueber die Tragweite meines Handelns habe ich keinen Zweifel." Würdig. Amor fati in Haltung und Ton. Jetzt ward es romanhaft. Karl hat seine hübsche Schwägerin Olga geliebt. Nicht nur, wie Lina witterte, lebemännisch mit ihr getändelt (die Verse machte, pikante Bücher las und von kurstädtischen Philistern deshalb eine „Emanzipirte" genannt wurde). Leidenschaftlich geliebt. Mit allen Wesensfasern sich an sie geklammert. Und kein Aederchen seines Gefühles ihr doch enthüllt. Um die Gefahr zu bannen, rief er Frau Molitor nach Paris. Sie sollte Olga mit nach Haus nehmen; sah aber nichts, hörte auch nichts und die Damen fuhren gemächlich heim: zwölf Stunden vor dem Anbruch des für die Abreise des Fräuleins von je her festgesetzten Tages. Um Olga noch einmal zu sehen, vor der Rückkehr an die Atlantisküste einmal noch, kam er heimlich nach Baden-Baden. Verkleidet. Mit fremdem Haupt- und Barthaar. Nöthigte er die Schwiegermutter, trotz ihrem Schnupfen, aus dem Haus. Ging sie, dann blieb Olga allein und er konnte zu ihr sprechen. Nur sprechen. Abschied nehmen. (Die große, keusche Passion.) Das mißlang: denn

Mutter und Tochter gingen gemeinsam zum Postdirektor. Nun mußte Alles herauskommen. So schnell wie möglich also aus der Mumme und fort. Den Schuß hat er nicht gehört. Von dem Mord erst in London erfahren, wo Lina ihn mit dem Kind zur Fahrt nach New York erwartete. Verdacht? Nicht den geringsten. Und mehr sagt er nicht ... Dem Präsidenten gefiel der roman romanesque. Der hatte die Akten durchaus studirt, dem Angeklagten und jedem Zeugen das im Vorverfahren Ausgesagte noch einmal abgefragt und ganz und gar nicht begriffen, daß sein Werk nun nicht mit einem Geständniß Haus gekrönt werden solle. Jetzt hatte ers: ein Geständniß der Unschuld zwar, das immerhin aber der ungehörigen Verstocktheit vorzuziehen war. (Daß der Angeklagte sich nicht reuig ans Messer liefert, bleibt diesen zum Beisitzen Geborenen stets ein empörendes Räthsel.) Der Herr Präsident geruhte denn auch gnädig, fortan die Sonnenseite zu zeigen. Das Mysterium mag auch Anderen gefallen haben. Dabei ließ sich was ahnen. Am Ende war der Pöbelinstinkt, der draußen gegen die Molitors heulte, auf richtiger Fährte. Ein Unschuldiger, weil er aus tieferer Schicht kam, frech des Mordes verdächtigt. Zwischen Olga und Karl doch Intimeres, als keusche Herzen zugeben konnten. Literaturerinnerungen an Rosmers Frau, die ihren Johannes mit seiner Rebekka in den Mühlbach nachzieht. Wenns Sonnabend zum Spruch gekommen wäre, hätten ein paar Geschworene den Beweis vielleicht unzureichend gefunden. Drum wollte Hau, nach dem Effekt seiner Beichte, auf alle weiteren Konstatirungen und Aussagen verzichten; drängte er hastig dem Ende zu. Nun ward Sonntag. Ueberlegte mans recht, so stimmte die Geschichte eigentlich nirgends. Um so Harmloses im Dunkel zu lassen, wagt Keiner den Kopf. Und just so dicht bei dem vermummt girrenden Eidam muß Frau Molitor verbluten? Kein Thäter auch nur im Verdacht? Doch: der verschwundene Diener Karl Wieland, den der Vertheidiger recht laut schon der That zieh (weil er, verhängnißvoll unklug, ihn unauffindbar glaubte). Montag kommt er. Ein gutes Kerlchen, dessen Anblick die Spannung in Lachen löst. Und Frau Hau hat ihr Kind Olgas Obhut vermacht. Und hat ihren Mann besser als Einer im Saal hier gekannt. Verloren.

„Nieder mit der rothen Olga!" johlt es draußen. Der Angeklagte ist zum Tode verurtheilt worden; wird, als ein nicht unzweideutig Ueberführter, den Kopf aber nicht unters Richtbeil legen. „Sentimentalität kleidet ihn nicht gut", sagt Einer in der Thür. Pollice verso! Der Ringkämpfer hat mit beiden Schultern die Erde berührt und ist abgethan. Die letzte Ziffer noch in die Kostenrechnung. „Im Erdgeschoß ist die Kasse." Der Gerichtsbote greift nach dem Glas, in dem das durchschossene Herz schwimmt. Und das Sühnfest ist aus.

❦

Li-Tai-Pe.

Judith Gautier erzählt in ihrem Livre de Jade, das in seiner Sprache an die marmorne Schönheit der Émaux et Camées ihres Vaters erinnert, die Sage vom Tode Li-Tai-Pes. Die chinesische Ueberlieferung berichtet, er sei am Monde gestorben, am Monde, dem Gestirn, auf dem die Gestalten, die die Seele des Dichters erträumt hat, in blühender Wirklichkeit leben. In einer hellen Mondnacht nahm der Dichter mit Freunden auf dem Großen Fluß das Nachtmahl ein. Die Luft war von einer wunderbaren Klarheit und das Wasser, das weithin wie ein Spiegel lag, war so durchsichtig, daß das Auge es nicht mehr wahrnahm. Und der Mond schimmerte tief am Grunde wie am Himmel und eben so viele Sterne strahlten unten wie in der Höhe. Ueber den Rand der Dschunke gelehnt, versenkte sich Li-Tai-Pe in den Glanz der Tiefe. „In den unbekannten Räumen", sprach er plötzlich, „giebt es kein Oben und kein Unten. Der Mond ruft mich und zeigt mir, daß es, um in die andere Welt zu gelangen, gleich ist, ob man steigt oder sinkt." Alsobald erhob sich die Musik süß zusammenklingender Stimmen, ein tiefer Wirbel rührte die Fluth auf und zwei Jünglinge aus der Schaar der Unsterblichen, Standarten in der Hand, tauchten vor dem Dichter auf. Sie waren vom Herrn des Himmels gesandt, um ihn zu entbieten, den für ihn bestimmten Platz in den lichten Höhen einzunehmen. Und ein Delphin kam heran und nahm Li-Tai-Pe sanft auf seinen Rücken. Und von den himmlischen Sendboten geführt, tauchte er nach dem Monde zu unter und versank für immer. Und man hat ihm Tempel errichtet, diesem zarten und vornehmen Dichter, und man betet noch heute zu ihm, der in China den Namen trägt „der erhabene Beherrscher der Dichtkunst". Und sein jüngerer Rivale, Thu-Fu, der ihn nur um zehn Jahre überlebte, dichtete auf ihn die Verse: „Man nennt Dich Ti-Sie-Yen, unerschöpflichen Tropfenfall, und Du bist den Himmlischen gleich. Das Szepter des Kaisers, das Schwert des Kriegers sind minder gewaltig als Dein Pinsel. Der klare Sternhimmel strahlt in ungetrübter Heiterkeit; aber plötzlich jagt der Sturm Wolken herauf und Regentropfen fallen. So läßt der Hauch Deines Genius auf das blüthenweiße Papier die schwarzen Zeichen regnen; Das sind die Thränen Deiner Seele, die still aus Deinem Pinsel fließen. Und wenn das Lied vollendet ist, hört man um Dich her das bewundernde Murmeln unsterblicher Geister."*)

Die ganze, für uns unbegreiflich feine und vornehme Kultur Chinas ist in Alledem enthalten: eine Sage, die den Dichter zu den Göttern entrückt,

*) Der Text dieses Liedes und einige Daten sind dem nicht genug zu empfehlenden Buch „Chinesische Lyrik", Deutsch von Hans Heilmann, München, R. Piper & Co., entnommen.

das Gebet, das noch heute zu ihm emporsteigt, und der bewundernde Nachruf des Zeitgenossen, den sein Ruhm verdunkelte. Eine Kultur, deren Tiefe wir kaum ermessen können, weil wir die feierliche Stille, in der sie nach außen hin verharrt, als Erstarrung ansehen. Und doch ist sie nichts Anderes als das weihevolle Schweigen, das über dem in seiner einfachen Größe ergreifenden Sarkophag des großen Napoleon im Invalidendom waltet; sie ist verwandt der murmelnden Trauer, die in breitem Strom als Leichenzug Victor Hugos Paris durchfluthete, und sie umrauscht das ragende Steinbild Bismarcks, des Einzigen. Schon dieser Heroenkultus, der vor dem Genie in andachtvoller Ehrfurcht sich zu neigen nicht aufhört, sollte uns lehren, China anders zu beurtheilen als bisher.

Und dabei war Li-Tai-Pe ein Mann, der zwar die Gunst des Kaisers Ming-Hoang-Ti genossen hatte, der aber als Trinker dem von Natur nüchternen Chinesen eigentlich ein Gegenstand des Widerwillens sein mußte. Der Minister, der von seinen Versen begeistert war, scheute sich deshalb, ihn dem Kaiser, der die Liebe für seine Dichtungen theilte, vorzustellen; aber der Kaiser wies diese Bedenken mit dem wahrhaft kaiserlichen Wort zurück: „Bringt mir den Dichter her! Alles, was ich für solches Genie thue, ehrt mich selbst bei hochgesinnten Menschen; die Meinung der Uebrigen kümmert mich nicht.“ Und der Kaiser ehrte den Dichter, räumte ihm eine Wohnung im Palast ein, erhob ihn zu seinem Freunde und diente ihm oft sogar als Schreiber. Diesem Aufenthalt am Hof ist eine wunderbare Improvisation zu danken; der Dichter schrieb sie auf drei Blätter, die der Kaiser mit seiner Geliebten Tai-Tsun von der Terrasse des Gartens zu ihm herunterflattern ließ. Aber der Glanz und die Pracht des Hofes, das ruhige Wohlleben waren nichts für Li-Tai-Pe. Er gehörte zu der Schaar der unverbesserlichen Bohemiens, für die Ruhe Tod ist und die nur athmen und schaffen können in dem Wirbel und Wechsel des Lebens, das sie heute, den klingenden Beutel in der Tasche, in fröhlicher Gesellschaft jubeln und zechen läßt und sie morgen einsam und verlassen als Bettler in den Staub der Landstraße schleudert. Wenn auch die gelbe (ihm vom Kaiser verliehene) Farbe seines Kleides noch so sehr vom Weggraben, in dem er gelegen, beschmutzt war: Li-Tai-Pe erhob sich doch immer wieder, um dann von Neuem ein anderes, seine früheren an Süße übertreffendes Lied zu singen. Denn er gehört zu den ewigen Zauberern der Lyrik, wie die Literaturgeschichte aller Völker doch schließlich nur wenige kennt. Er hat den eigenthümlichen, tief erzitternden Ton, der seltsamer Weise allen Dichtern eigen ist, die neben der graden Heerstraße des Lebens einhertaumeln und, oft genug halbwach, mit wirrem Haar den feierlichen Zug des korrekten Lebens an sich vorüberziehen sehen und ihm verständnißlos nachstarren. In seinen Liedern bebt der selbe Ton wie in denen des François Villon und seines Doppelgängers Paul Verlaine. Als ob die allgütige Natur dafür, daß sie das

Lebensglück versagte, ihnen all ihre Gluth, all ihren Glanz und all ihre Sehnsucht in aufblitzenden Augenblicken auf die Lippen legen wollte. Und den Liedern, die solchen Sonnenstrahlen ihr Dasein verdanken, verleihen sie ewige Jugend. Der Refrain „Mais où sont les neiges d'antan“ ist heute noch so neu und klingt heute noch so ergreifend wie vor vierhundertundfünfzig Jahren; und vielleicht wird es Verlaines Wort „Dis, qu'as tu fait, toi que voilà, de ta jeunesse?“ eben so ergehen. Die stärksten sind immer die Lieder, die in den Schmerz des Lebens, seiner Nutzlosigkeit und Vergänglichkeit wie in die eisigen Wasser des Styx getaucht sind, die wie eine Trauerweide ihre wehmuthvollen Klänge auf die Gräber des Glückes herabwehen und nur in der Süße des Klanges die Versöhnung mit dem unerbittlichen Schicksal bringen. Die Schönheit ist es, die über das Leben hinweg dem Tode die Hand reicht. Zu ihren Füßen hat auch der chinesische Dichter gesessen. Er hat den Reichthum von Frühling, Farben, Licht und Duft eingesogen und diese blühende Fülle so verschwenderisch über seine Worte und Gedanken gestreut, daß sie uns leuchten und glühen, als seien sie erst gestern gesungen. Dieser Dichter, der in China ungefähr zu der Zeit lebte, als Karl Martell die Araber schlug, könnte in der Reihe der Modernen stehen: mit so intensivem Gefühl läßt er alle Schönheiten der Natur in seine Verse fließen. Da blühen die Kirschbäume, feingezeichnete Schmetterlinge gaukeln über den Weg, die Lotusblumen wiegen sich geheimnißvoll über dem stillen Wasserspiegel, die Wellen glitzern und flimmern im Mondenschein, kostbare Steine funkeln, Jade, Thau, Glasperlen und das Licht des Mondes vereinigen sich zu einer Symphonie von Weiß und Silber, wie sie Whistler nicht schöner geträumt haben könnte. Doch all der Glanz, all die Farben, Klänge und Bilder sind nicht für sich selbst da, sondern sie umgeben wie ein goldschimmerndes Gewand ein Gefühl, das, fast zu leise für einen Gedanken, die Gluth der Außenwelt nur um so stärker empfinden läßt, je flüchtiger sie aufleuchtet.

Li-Tai-Pe scheint das Subtilste zu sein, was chinesische Kunst hervorgebracht hat, der feinste Auszug aus ihrer Malerei und den einfachen Linien der schier unerschöpflich reichen Formenwelt ihrer Keramik. Man empfindet gerade bei ihm den nahen Zusammenhang der Lyrik mit der Vasenkunst, wie sie die Chinesen in einer die Antike an Reichthum und Schönheit der Formen fast übertreffenden Fülle hervorgebracht haben, und der malerischen Kleinkunst, wie sie bei den Japanern in ihrer Landschaft- und Lackmalerei die höchste Blüthe erreicht hat. Die Zartheit des Motonobu in seinen fast nur geträumten Landschaften, des Ritsuo in seinen auf schwarzen Lack hingehauchten Malereien in Gold und Silber lebt auch tausend Jahre vor ihnen in Li-Tai-Pe; nur hat die Poesie vor allen anderen Künsten immer den volleren Ton, die reichere Empfindung und den Tiefklang des Gedankens voraus. Die Japaner, die viel-

leicht das malerischste aller Völker sind, erweisen übrigens in ihrem ganzen künstlerischen Wesen und Können so recht, daß sie nur ein jüngerer Schößling chinesischer Kultur sind. Ein Dichter, der auch nur entfernt an den Reichthum und die Tiefe von Li-Tai-Pe heranreichte, ist ihnen niemals erstanden. In China aber hat er weiter gewirkt, und wie er, gleich Shakespeare, nur die höchste Spitze einer Reihe von aufstrebenden Gipfeln war, so sind auch nach ihm Dichter gekommen, die einzelne Theile seines Erbes angetreten haben. Aber seine künstlerische Persönlichkeit ist einzig; wie eine Melodie von Beethoven alle anderen verstummen läßt, so ist es auch mit ihm. Der Zusammenklang aller Schönheiten der Außenwelt in ihm, die süße Weichheit, mit der er auf ihnen wie auf einer Orgel spielt, die Art, wie er manchmal die eine, dann die andere tönend hervortreten läßt, wie sie mit ihrer sinnlichen Kraft die machtvoll fortschreitende Melodie des Grundgedankens, die zart dazwischenklingende vox humana symphonisch begleiten, ohne sie zu übertönen: Das stellt ihn in die Reihe der großen Lyriker aller Zeiten.

Und China hat Recht gethan, seinem Andenken einen Tempel zu errichten.

Hamburg. Theodor Suse.

Müde.

Die Müdigkeit, die Deine Lieder schließen
Und Deinen Träumen öffnen will ein Chor,
Sie lädt Dich ein, die Schauer zu genießen,
Die viel zu leise für ein waches Ohr.

In ihren Tiefen flüstern kühle Quellen,
Indeß die blutig warme Lebensfluth
Auf hurtig trüben, stets bewegten Wellen
Die Wünsche tummelt in des Mittags Gluth.

Gieb willig, ohne Kampf, Dich ihr gefangen
Und grüße den verhangnen blassen Stern.
Nichts lockt Dich mehr, nach seinem Schein zu langen,
Du weißt es, tief durchdrungen: Der ist fern.

Die Müdigkeit trägt Dich an jene Grenzen,
Wo Nacht und Morgen ringen um Dein Licht,
Du siehst die Dinge zwar noch immer glänzen,
Doch ihre Erdenschwere fühlst Du nicht.

Wien. Siegfried Trebitsch.

Mannheim.

Festspiel zum dreihundertjährigen Bestehen der Stadt.*)

Nehmt Dies entgegen ohn' Verdruß!
So dicht' ich, wenn ich dichten muß.

Personen:
Ein alter Jude.
Ein Mann.
Seine Frau.
Rupprecht, ihr Kind.

Die Handlung des Spiels geht vor sich im März des Jahres 1689 nach der vollständigen Zerstörung Mannheims durch die Franzosen.

Ein Feld vor Mannheim jenseits des Neckars. Ein Baum steht da im ersten zarten Grün. Es ist ein schöner Märzmorgen. Die Sonne scheint. Der Alte sitzt unter dem Baum, der Mann starrt nach dem Horizont.

Der Alte: Hörst Du nichts mehr?
Der Mann: Nichts mehr. 's ist Alles stumm.
Der Alte: Dreh mich nach jener Seite dort herum!
Ich bin ganz steif.
Der Mann: Nein, stier' nicht so ins Nichts!
Der Alte: So wird es sein am Tage des Gerichts.
Die Erde leer, der Wind wird leise stöhnen,
Bis dann auf einmal die Posaunen tönen,
Der Boden spaltet sich mit Donnerkrachen
Und alle Toten werden dann erwachen.
Der Mann: Auch unsre Toten? Ich kann nichts mehr hoffen!
Mich hat dies Alles wie ein Blitz getroffen.
Der Alte: Noch gestern abends, ja, die ganze Nacht
War Blut am Himmel.
Der Mann: Doch wie wir erwacht
Nach kaltem Schlummer, war der Himmel grau.
Der Alte: Mannheim verbrannt! Mannheim verbrannt!
Der Mann: So grau
Wie wir, wie Alles, was nun kommen muß.
Der Alte: Ich rieb mir aus den Augen schwarzen Ruß,
Als ich aufstand, und dachte mir dabei:
Wer weiß, was Dies vielleicht gewesen sei?
Der Mann: Ein Stück der einstigen Eintrachtkirche wohl.
Der Alte: Ich höre noch die Glocken, heiser, hohl:
So schrien sie aus dem rothen Flammenmeer
Ihr wildes Wehe über Mannheim her.

---

*) Dieses Festspiel wurde im Auftrag der Stadt Mannheim und des Hoftheaterintendanten Karl Hagemann verfaßt und in Mannheim aufgeführt.

Sie übertönten Alles. Würd' ich gar
So alt, wie Abraham und Jakob war,
Nie ging' mir mehr dies Wimmern aus dem Ohr.

Der Mann: Ich weiß, ich traf Dich grad' am Neckarthor
Und schleppt' Dich mit.

Der Alte: Hättst Du mich dort gelassen!

Der Mann: Du wärst verbrannt wie Dürrholz in den Gassen.
Schon sprengten die Franzosen durch die Stadt
Und machten Alles mit der Erde glatt.
Die Hundebrut!

Der Alte: Was hilfts, daß wir sie hassen,
Wenn wir uns wehrlos, ehrlos treten lassen?
Ihr müßtet Eure Heimath anders lieben!
Ich wäre lieber Asche dort geblieben
Als Leben hier.

Der Mann: Ja, 's ist ein schändlich Leben,
Auf nacktem Boden wie ein Wurm zu kleben
Und flüchtig bettelnd wie im Schnee die Spatzen
Durchs Land zu ziehn nach einem andern Batzen,
Ein neues Haus, ein neues Heim zu gründen.

Der Alte: Gott Vater weiß, wo Eure Straßen münden.
Ich geh' nicht mit. Wie hast Du mich gefunden?

Der Mann: Du lagst vor Deinem Haus wie angebunden
Fest auf der Schwelle. Itzo weiß ich nicht
Mehr, was Du thatest.

Der Alte: Sieh mir ins Gesicht:
Ich betete zu unsrem Gott für Euch,
Für Eure Stadt im wilden Windsgeräusch
Der Flammen, die wie rothe Teufel fraßen,
Was Du, ich, wir erst gestern noch besaßen.
Ich lag wie angeschraubt an Eure Erde.
Doch Gott, der einst vom Himmel rief: „Es werde!"
Schrie: „Es vergehe!" lauter als die Flammen,
Die tollen Glocken. Da sank ich zusammen.
Da fandst Du mich.

Der Mann: Und schleppte Dich heraus —
Du warst so gelb wie Wachs — aus Brand und Graus.
So kamen wir vors Thor zu diesem Baum.

Der Alte: Die Stadt im Rücken, roth am Himmelssaum.

Der Mann: War Das ein Laufen gestern und ein Jagen!
Wie eine Heerde, wenn es eingeschlagen,
So rannte Alles, Einer um den Andern.
Ich will in der Zeit bis nach Weinheim wandern,
In der wir dies Quartier hier aufgefunden.

Der Alte: Sprich nicht davon! Es waren salzge Stunden.

Der Mann: „Zum freien Himmel“ soll die Herberg' heißen:
Man zahlt hier nichts als etwas Gliederreißen.
Der Alte: Daß Du noch scherzen kannst! Ich bin zu alt
Zu neuem Leben.
Der Mann: Wär 's nur nicht so kalt!
Mich fröstelts draußen und in den Gedärmen.
Die Nacht gings noch; man konnte sich erwärmen
Am Brand der Stadt. Bis hierher wars fast heiß.
Nun ist die Asche kalt und man wird Eis.

Der Alte: Mich schaudert mehr vor Dir. Kannst Du so sprechen!
Die eigne Heimath hinter Dir zerbrechen?
Ist Dir die Vaterstadt zu nichts mehr nütze,
Als daß ihr Brand Dich wärmt mit seiner Hitze?
Ließ Dich ihr finsterrothes Feuerzeichen
Am Himmel nicht wie vor dem Tod erbleichen?
Wie vor dem Schwerte in des Engels Hand,
Das Adam aus dem Paradies verbannt!
Du weißt noch nicht, wie viel die Heimath ist,
Du bist kein Jude (lach nur!): Du bist Christ.

(Die Frau kommt herzu.)

Die Frau: Nun! Seid vergnügt! Die Welt wird wieder heiter!
Der Wagen ist bereit. Gleich geht es weiter.
Die Pferde wiehern laut. Das ist ein Jubel!
Bekannte sammeln sich schon aus dem Trubel.
Wir ziehn nach Frankfurt, Hanau oder Sachsen.
Was starrt und steht Ihr da wie angewachsen!
Mannheim ist tot, und wo es stand, ist Luft,
Ihr weckt es nicht mehr auf aus seiner Gruft.

Der Mann: Hast Recht! Was hilft das Beten und das Klagen?
Hier lernte selbst der Kaiser das Entsagen.
Fahr' wohl, Du schöne Stadt! Mit Thurm und Zinnen
Stehst Du noch weiter still in uns hier drinnen,
Wie die versunkne Stadt im Meere ruht.
Der Alte: Und spiegelst Dich in unsrer Thränen Fluth.
Die Frau: Laßt doch das Winseln! Vorwärts! Ohne Stöhnen!
Wir werden uns auch anderswo gewöhnen.
Hier kriegt man doch nur Heimweh nach dem Himmel.
Packt Euer Elend ruhig auf den Schimmel!
Man ließ uns nichts hier als das nackte Hemde.
Pfeift auf die Heimath:
Der Mann: Ziehn wir in die Fremde!
Komm, Alter! Reiß' Dich von dem Nichts da los.
Man sieht sich Thränen in die Augen blos.
Wärt Ihr ein Christ: Ihr schlägt ein Kreuz! Vorbei!
Die Frau: Und machtet Euch zu neuen Freuden frei.

Der Mann: Komm also!
Der Alte: Nein! Bei Abraham! Ich bleibe.
Zieh Du nur weiter fort mit Deinem Weibe.
Versuch, zu leben, und versuch, zu lachen,
Zu fremden Menschen süßes Maul zu machen.
Ich geh' nicht fort von hier.
Der Mann: Du bist nicht klug.
Mannheim liegt dort im schwarzen Leichentuch,
Tot, leer und kahl. Kein Haus, wohin man schaut.
Herrgott, verstehst Du Das?
Der Alte: Sprich nicht so laut!
Ich habs gesehn und mir es vorgesagt
An tausend Mal, eh' heut' der Tag getagt.
Du brauchst es mir nicht mehr ins Ohr zu schreien.
Die Frau: Es wird die höchste Zeit.
Der Mann: Du mußt verzeihen.
Wir müssen fort.
Der Alte: Geht nur! Ich halt' Euch nicht.
Laßt mich blos hier! Ich bin Euch nur Gewicht
Und Last und Freudverderber auf der Spur
Nach Eurer neuen Welt.
Der Mann: So sag' mir nur:
Was wolltest Du hier thun? Wovon Dich nähren?
Die Frau: Sprecht: Wollt Ihr Erde oder Gras verzehren?
Der Alte: Jehovah gab uns in der Wüste Speise.
Er wird mein denken. Glück auf Eure Reise!
Der Mann: So sei doch nicht so ganz und gar verstockt!
Die Frau: Der böse Teufel hat ihn, scheints, verlockt
Und hier gebannt.
Der Mann: Komm, Alter, glaube mir:
Du bist zu schwach, Du kannst nicht wie ein Thier,
Ein Fuchs, ein Wolf, in feuchten Höhlen hausen.
Die Frau: Wenn erst die Winde ihm das Haupt umsausen,
Wird er spät klug, der Narr!
Der Mann: Der Vogel läßt
Doch schließlich ab von dem zerstörten Nest.
Er kreist ein paar Mal wimmernd drum herum
Wie wir um unsre Stadt . . .
Die Frau: Und dann, nicht dumm,
Baut er sich anderswo ein schöner Heim.
Ihr klebt hier fest wie Fliegen auf dem Leim.
Der Mann: Komm mit! Der Wein schmeckt gut, wo er uns labt.
Der Alte: Was Ihr für bunte Plunderworte habt
Für Eure Schmach, die Heimath zu verlassen!
Ich lebe noch in den verkohlten Gassen.
Ihr wißt nicht, was mir jene Stadt gewesen!

Ich bin vom Schmerz dort an der Welt genesen.
Ich kam dahin, gehetzt, ein räudig Vieh,
Verhöhnt, gequält, Ihr ahnt ja gar nicht, wie!
„Hepp! Hepp!": so schries mir nach, ließ ich nur blicken
Dies Angesicht, das Gott mir gab. Mein Rücken
Trägt offene Wunden noch von ihren Tritten.

Der Mann: Ich weiß es, Du hast fürchterlich gelitten.

Der Alte: Dort in der Stadt bei Euch erst fand ich Frieden,
Ein eigen Haus ward mir bei Euch beschieden.
Dort fand ich Ruhe vor den wilden Raben,
Dort hab' ich mein geliebtes Weib begraben.

Der Mann: Komm fort! Das Leben ruft, nicht Deine Gräber.

Der Alte: Und ich sollt' wieder fort, Wegwurf und Treber
Auffammeln in der Fremde? Jene Gassen,
Drin ich zum ersten Mal nicht litt, verlassen?
Giebt es kein Mannheim mehr: gut! Vor den Mauern
Will ich hier liegen wie ein Wurm und trauern
Und seinen Sturz in Ewigkeit beklagen.

Die Frau: Auf, vorwärts, Mann! Nun hat es Zwölf geschlagen.
(Man hört dumpf in ein Horn stoßen.)
Hörst Du das Horn! Es ist das letzte Zeichen.

Der Alte: Ich höre es; es mahnt an meine Leichen.
So klingt es, wenn sie draußen in der Ferne
Das Ghetto schließen und mitleid'ge Sterne
Uns zusehn, wie wir wie die Ratten leben,
In Schmutz und Elend an einander kleben.

Der Mann: Du mußt mit uns! Ich laß' Dich hier nicht liegen.

Der Alte (klammert sich an den Baum fest):
So mußt Du diesen Baum erst niederbiegen
Und mich mit ihm aus unsern Wurzeln hier
Losreißen.

Die Frau: Laß ihn doch! 's ist kein Plaisir
Den alten Kerl uns auch noch aufzuladen.

Der Mann: Er half mir einst in Noth zu seinem Schaden.

Die Frau: Ach! Das ist lange her. Was redst Du mir!
Verbrannt sind alle Schulden wie Papier.
Der mag uns nur im Himmel drum verklagen!
In Mannheim wird kein Streit mehr ausgetragen
Und jeglicher Prozeß bis auf den Grund
Ist aus und Asche. Darum halt' den Mund!
Wir hatten gestern auch noch einen Kater.
Wo ist er heut?

Das Kind (kommt angesprungen.) Wo bleibt Ihr, Mutter, Vater?
Seht hier! Ich hab' ein Fähnlein, gelb und roth.
Wir schlagen morgen die Franzosen tot.

Die Andern sitzen längst schon auf dem Wagen,
Sie warten nur auf Euch, soll ich Euch sagen.
Der Mann: Komm, Rupprecht! Gieb dem Oheim hier die Hand.
Sag: „Komm, geh mit uns in ein neues Land!“
Das Kind: Ja, bitte, komm mit uns! Gleich geht es los.
Der Alte: Du liebes, fremdes Kind! Ich hielt im Schoß
Dich gestern, als wir in der hellen Nacht
Her übern Neckar fuhren. Zugemacht
Hattst Du die Augen, schliesst, sahst nicht die Schrift,
Die Gott der Herr mit purpurrothem Stift
Dort über Mannheim an den Himmel malte,
Daß aus dem Fluß selbst weit sie widerstrahlte.
Ich darf Dich segnen nicht, Du fremdes Kind,
Heimathlos jetzt wie ich. Bleib glücklich blind!
(Er küßt das Kind.)
Nur einmal küssen darf ich Dich, nicht wahr?
So küsse ich die Stadt, die Dich gebar.
Der Mann: Ich mag nicht mehr mit Bitten in Dich dringen,
Ich will nicht mit Gewalt Dich zu uns zwingen.
So bleib denn hier! Ich kann nichts für Dich thun.
Hier unter diesem Baume magst Du ruhn
Und beten. Ich hab' Weib und Kind und Pflichten.
Der Alte: Du brauchst mir weiter nichts mehr vorzudichten.
Du zahltest Deine Schuld mit Zinsen ab.
Glück auf den Weg Dir! Laß mich meinem Grab!
Der Mann: Lebwohl!
Der Alte: Lebwohl!
Die Frau: Vorwärts! Nun heißts, sich sputen.
Das Kind: Hör' nur, wie sie so frech schon nach uns tuten!
Der Mann (folgt den Beiden mit einem letzten Blick auf den Alten.)
Ich kann und kann mich gar nicht von Dir trennen.
Der Alte: Geh, bitte, geh! Wir wollen doch nicht flennen.
Der Alte (allein): Die Gojim haben eine schöne Sage
(Die Mutter sagts mir einst mit manchem Kuß),
Daß Einer von uns bis zum Jüngsten Tage
Auf dieser Erde ewig wandern muß.
Es hat mir oft im Ohre nachgeklungen
Und bitter widerhallte es mein Herz,
Wenn ich von Stadt zu Stadt ziellos gesprungen,
Von Land zu Land trug meines Volkes Schmerz.
Ward wirklich dieser Fluch einst ausgesprochen
Und irren wir wie Schatten ohne Blut,
So hab' ich selbst mir jenes Los gebrochen,
Das wie ein Spuk auf meinem Volke ruht:
Wem es gelingt, ein Land liebzugewinnen,
So sehr, so fest, daß ers nicht lassen kann

Und ganz und eins tief wurzelt in ihm drinnen,
Der hat sich losgelöst von seinem Bann.
(Er lehnt sich an den Baum zurück, mit den Händen die Erde festhaltend.)

Der Mann (kommt zurück):
Wo ist der Ort? Glückauf! Da bist Du ja.
Ein Kommissar von Heidelberg ist da.
Denk' Dir: Mannheim wird wiederaufgebaut,
Und wo Dein Auge heut ins Leere schaut,
Wird bald es wiederum von Häusern glänzen.
(Man hört hinten einen Ländler spielen.)
Hör' die Musik! In lauten Reigentänzen
Freun sich die Pfälzer wieder auf die Stadt,
Die neue Stadt. Hör' doch! Was blickst Du matt?
Soldaten schickt man, neue Bürger her,
Mannheim wacht wieder auf.

Der Alte: Ich glaubs nicht mehr.

Der Mann: Hier kommt mein Weib. Frag' sie! Sie wirds bezeugen.
Vor Dankbarkeit möcht' man die Kniee beugen.
Dort wird das Rathhaus stehn, das Kaufhaus drüben,
Die Neckarschanze hier, der Weinmarkt hüben.
(Die Frau kommt herbei.)
Kurz, Alles wird wie früher Stein und Leben
Und stolzer noch soll sich die Stadt erheben.
Sie schläft nur. Wart': bald springt sie aus der Erde,
Die Kirchen hüten dann die Häuserherde
Und unsre Kinder freuen sich des Lebens.
Was schweigst Du so?

Die Frau: Ich glaub', Du fragst vergebens.
Sieh: er ist tot.

Der Mann: Herrgott! Wahrhaftig? Mann,
So sieh, so hör' mich doch noch einmal an!
In mir ist Trost für Dich.

Die Frau: Laß ihn in Frieden!

Der Mann: So ward ein Tod wie Moses ihm beschieden.
Er sah im Sterben noch das neue Land:
Nun mag er schlafen hier in diesem Sand . . .
Wir aber wolln nicht mehr von hinnen ziehen
Und nicht vor Mannheims neuem Frühling fliehen.
Hier liegen wir wie Hunde vor dem Grabe.
Scheintot ist nur die Stadt. Wir wissens, Knabe.
Bald wird sie über Rhein und Neckar schauen
Und Du, mein Kind, sollst Mannheims Zukunft bauen.
(Er hebt den Knaben, stumm jubelnd, stolz in die Luft.)

Düsseldorf. Herbert Eulenberg.

Shakespearebiographie.

Shakespeare. Erster Band. (Der zweite erscheint im Herbst 1907.) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München. Preis: gebunden 6 Mark.

Eine Biographie Shakespeares unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von einer solchen Goethes oder Schillers. Bei diesen Dichtern steht uns eine Fülle thatsächlichen Materials zu Gebot, auf das wir bei dem großen englischen Dramatiker verzichten müssen. Wir kennen genau ihren Bildung- und Lebensgang, ihre innere und äußere Entwickelung. Freunde haben uns ausführlich über ihre Erscheinung, über ihre Art, sich zu geben, zu fühlen und zu denken, berichtet. Wir besitzen einen umfangreichen Briefwechsel von Beiden, in dem sie ihre geheimsten Gedanken aussprechen. Dazu kommt bei Goethe eine große Zahl autobiographischer Schriften, in denen er selber unternommen hat, sein Werden und Wachsen zu erklären. Von diesen ergiebigen Quellen aus ist es verhältnißmäßig leicht, in ihre Werke einzudringen und sich zu dem vollen Verständniß ihrer Gesammtpersönlichkeit zu erheben. Anders bei Shakespeare. Wie dürftig sind die spärlichen Angaben über sein äußerliches Leben, die der Fleiß von zwei Jahrhunderten aus alten Akten und verstaubten Kirchenregistern zusamengetragen hat! Sie würden eben so gut auf irgend einen erfolgreichen Schauspieler seiner Truppe, auf Burbage, Heminge oder Condell passen wie auf den größten dramatischen Dichter aller Jahrhunderte. Und was wir von den Zeitgenossen über seinen Charakter erfahren, geht kaum über einige flüchtige Bemerkungen hinaus, die sein offenes, freies Wesen, vornehme Gesinnung, Liebenswürdigkeit und seine reiche, unerschöpfliche Arbeitkraft rühmen. Manche Shakespeareforscher und darunter solche, die dem Dichter eine große Verehrung weihen, wollen darin keinen Zufall, sondern eine nothwendige Folge erkennen: sein Leben und sein Charakter boten eben nichts Besonderes. Nach ihrer Ansicht ging dem Verfasser des „Hamlet" jede persönliche Eigenart ab; und ein Biograph wie Hazlitt erklärt kurzweg: „Er besaß keine ausgesprochene Individualität, er war ein Mensch wie Andere auch, nur mit dem Unterschiede, daß er gleich allen Anderen sein konnte. An sich war er nichts; er umfaßte nur Alles, was Andere sind oder zu sein vermögen, in sich." Wir müssen gegen diese Beurtheilung Einspruch erheben. Es will kaum glaubhaft erscheinen, daß ein Mensch, der selbst gar nichts bedeutet, die Gedanken und Wünsche, die Leidenschaften und Empfindungen aller Anderen versteht und in vollendetster Weise zur Darstellung bringen kann. Eine solche Virtuosenbegabung, die Shakespeare auf den Rang eines Verwandlungskünstlers hinabdrückt, reicht nicht aus, um Meisterwerke wie „Hamlet", „Lear" oder den „Sturm" zu schaffen. „Man muß Etwas sein, um Etwas zu machen," sagt Goethe. Ben Jonson, Shakespeares Freund und Widersacher, stimmt mit ihm überein und erklärt in der Widmung zu seinem Lustspiel „Volpone", der gute Dichter müsse vor Allem ein guter Mensch sein. Und dieser gute, große und edle Mensch ist es, den wir in Shakespeare erkennen wollen. Wir fühlen seine Gegenwart deutlich, sein Hauch umweht uns bei jedem Worte der Dramen, aus den Versen seiner schwermüthigen Sonette steigt das Bild in dunklen Umrissen auf; aber wenn wir zu den kurzen biographischen Notizen zurückkehren, dann zerrinnt der Schatten wieder und nichts bleibt als die dürftigen Angaben aus dem Leben eines londoner Schauspielers.

Shakespeares Zeit lebte voll in der Gegenwart. Man schätzte und genoß das Werk des Dichters, aber selbst wenn man die Bedeutung des Geschaffenen erkannte, kümmerte man sich nicht um das Leben und die Person des Schöpfers. Der Begriff der Literaturgeschichte war noch nicht erfunden. Man wußte nicht oder man wollte sogar nichts davon wissen, daß hinter dem Kunstwerk als „höchstes Glück der Erdenkinder“ die Persönlichkeit des Künstlers steht. Die Männer des anbrechenden siebenzehnten Jahrhunderts glaubten, genug für ihren „guten William“ gethan zu haben, wenn sie seine Dramen zusammenstellten; von ihm selbst überlieferten sie uns nur wenig. Durch eine Reihe unglücklicher Zufälle, verschiedene Brände in London, die Kunstfeindschaft der bald darauf zur Herrschaft gelangenden Puritaner, den Ausbruch des langjährigen Bürgerkrieges, der alle literarischen Interessen in den Hintergrund drängte, und die veränderte Kunstrichtung der Restauration, ist auch das Wenige nur stark geschmälert auf uns gekommen. Wir besitzen kein Manuskript, keinen Brief, keine Zeile des Dichters; fünf Unterschriften auf verschiedenen Dokumenten sind Alles, was uns von der Hand geblieben ist, die so Herrliches geschrieben hat. Der Verlust ist ungeheuer, aber nicht so, daß er eine Erkenntniß der Persönlichkeit des Dichters unmöglich machte. Seine Dramen und Gedichte bieten einen überreichlichen Ersatz. Dort geht uns das Bild des Mannes auf, dessen „tausendfältiger“ Seele nichts Menschliches fremd war, der alle Höhen und Tiefen dieser Welt durchmessen, der glühend geliebt, wie nur ein heißes Dichterherz lieben kann, der nach einer mitfühlenden Freundesseele geschmachtet und nur Enttäuschung gefunden hat. Wir sehen ihn, wie er aus kleinen Anfängen, aus niedrigster Stellung emporwächst zu den Höhen des Erfolges, wie er sich, angeekelt von dem Erfolg und den Menschen, im trotzigen Pessimismus in sich selber zurückzieht, bis er endlich zu innerer Befreiung durchdringt und, versöhnt mit der Welt, in milder Resignation seinen Zauberstab niederlegt.

Je öfter wir zu den Dramen zurückkehren, diesen „aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksales“, wie Goethe sie nennt, desto klarer und deutlicher zeichnet das Bild sich vor unserem Auge ab, bis wir endlich Shakespeare, den Dichter, den Denker, den Menschen, in riesenhafter Größe vor uns erblicken, so wie Herder ihn gesehen hat, „hoch auf einem Felsengipfel sitzend. Zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen der Sonne!“ Das ist unser Shakespeare, der gewaltige Sohn eines gewaltigen Zeitalters, des größten, das die Menschheit, so weit wir sie rückwärts verfolgen können, je durchlaufen hat. Unbekannte Welten tauchten hinter dem bisher verschlossenen Meer auf, jeder Tag überraschte mit der Kunde ungeahnter Erfindungen und Entdeckungen, neue Wahrheiten und Religionen wurden gepredigt, die Künste standen wieder auf und die Lebenden entdeckten mit frohem Erstaunen in sich die Fähigkeit, Werke zu schaffen, die denen der berühmten Alten gleichkamen, sie noch übertrafen. Ein Taumel der Begeisterung kam über die Menschheit, die zum ersten Mal nach zweitausendjähriger Gefangenschaft ihrer Freiheit, Stärke und strotzenden Gesundheit bewußt wurde. Nichts schien diesem Geschlecht unmöglich, Alles erreichbar, selbst das Kühnste und Wunderbarste. Shakespeare ist der nothwendige Ausdruck dieses wogenden, hoffenden Zeitalters, seiner trotzigen Kraft, seiner ungebrochenen Lebensfülle, seines gewaltigen Schaffensdranges und seiner kühnen Träume, die vor keiner Endlosigkeit zurückschrecken. Er ist ein Kind seines Jahrhunderts. In dieser Hinsicht hat

Emerson Recht, wenn er Leistungen des Genies nicht für das Werk eines Einzelnen erklärt, sondern für das Erzeugniß ausgedehnter gemeinsamer Arbeit von Tausenden, die unter einem gleichen Impuls wirken; aber zur Uebertreibung führt seine Auffassung, wenn er dem Genie jede innere Selbständigkeit abspricht und es nur zu einem Begriff, zum zufälligen Mundstück vorhandener Ideen hinabdrückt. Bismarck bleibt der Begründer des Deutschen Reiches, Washington der Befreier Amerikas, ob auch Tausende vor und neben ihnen sich für den selben Gedanken begeisterten und nach dem selben Ziel hinstrebten. Alles Große ist das Werk der Persönlichkeit.

In Italien steht Lionardo neben Ariost und Palladio, in Spanien Cervantes neben Velazquez und Lope de Vega, in Deutschland Dürer neben Luther; in England hat die Renaissance keinen Maler, Bildhauer oder Architekten von dieser Bedeutung hervorgebracht; dort gelangte nur die Dichtung und auf diesem Gebiet nur das Drama zu einer nie dagewesenen Blüthe. In ihm geht die schöpferische Kraft des begabten englischen Volkes auf, in Shakespeare und seinen Zeitgenossen. Unser Dichter steht nicht allein, er ist kein Meteor, das leuchtend vom dunklen Himmel herniedergefahren ist, um eben so schnell wieder in der Nacht zu verlöschen. Eine stattliche Zahl von Vorgängern, Mitstrebenden und Nachfolgern gruppirt sich um ihn. Sie sind Geist von seinem Geist und ihm im Wesen verwandt. Wenn er sie auch um Haupteslänge überragte, so ist er doch nur ein Glied aus einer großen Kette, allerdings das wichtigste, das der ganzen Kette erst ihren Werth verleiht. Eine Würdigung Shakespeares kann von der Betrachtung der vor und neben ihm lebenden Dramatiker nicht absehen. Statt zu verlieren, gewinnt er dadurch. Wenn wir sehen, wie er die stammelnden Versuche der Marlowe, Lily und Kyd zur herrlichsten Vollendung führt, wenn wir seinen Werken die nicht unbeträchtlichen Leistungen eines Jonson, Webster und Fletcher gegenüberstellen, erkennen wir, was unser Dichter seiner Zeit verdankt und was er dafür aus seinem Eigenthum dem Jahrhundert gegeben hat. Erst dann geht uns das volle Verständniß für seine ganze Bedeutung auf. Als gleichberechtigt tritt er neben die größten Geister, die die Menschheit je hervorgebracht hat, neben Homer, Aischylos, Dante, Cervantes und Goethe. Vergleichen wir dann sein Lebenswerk mit dem dieser Männer, so gelingt es uns, einen Blick in die Seele des Dichters zu werfen, besser und tiefer, als wir es auf Grund der peinlichsten Ueberlieferung vermocht hätten. Goethes „Faust" bietet ein erschöpfenderes Zeugniß für den Werdegang des Meisters als sämmtliche Gespräche des fleißigen Eckermann. Alles, was wir von Sophokles' militärischer Thätigkeit wissen, würden wir gern entbehren, wenn sich dadurch eins seiner verlorenen Stücke erkaufen ließe. Von diesem Standpunkt aus können wir verschmerzen, daß uns nur so mangelhafte Angaben von Shakespeares Leben überkommen sind. Die Zeitgenossen, die seine Bedeutung nicht erkannten, auch nicht erkennen konnten, sind uns viel schuldig geblieben, aber seine Dramen sprechen eine beredtere Sprachen als alle Berichte und geben eine hinreichende Kunde auch von dem Menschen Shakespeare. Statt über das Fehlende zu klagen, wollen wir den wackeren Männern Heminge und Condell dankbar sein, die uns durch die Herausgabe der ersten Folioausgabe das Lebenswerk ihres Genossen Shakespeare in seiner Gesamtheit erhalten haben. Sie haben den Gedächtnißring, den des Dichters letzter Wille ihnen vermacht hat, reichlich verdient.

Dr. Max F. Wolff.

❦

Revisoren.

Als ich vor zwei Jahren hier über die Bedeutung des Aufsichtrathes für die Aktiengesellschaften schrieb, glaubte man, die Diskussion über die als nothwendig erkannte Reform dieser Einrichtung werde uns bald durchführbare Vorschläge bescheren. Das war ein Irrthum: bis heute wenigstens ist keiner der oft gerügten Mängel beseitigt worden. Zu den früheren unliebsamen Ereignissen sind neue gekommen. Die Engländer wollen ihr Aktienrecht reformiren, um die Gründerthätigkeit anzuregen und die Errichtung neuer Aktiengesellschaften zu erleichtern. Eine zur Prüfung der Angelegenheit eingesetzte Kommission hat ihren Bericht erstattet und darauf hingewiesen, daß die Haftbarkeitparagraphen für den Aufsichtrath gemildert werden müßten. Die Engländer haben gewiß von den Vorgängen in der Marienburger Privatbank gehört. Ob ihnen danach die Vorschläge der Kommission noch empfehlenswerth scheinen? Sir Edgar Speyer, der anderer Ansicht war als die Mehrheit der Kommission, wies auf die „viel strafferen" Vorschriften unseres Handelsgesetzbuches und verlangte eine schärfere Fassung der Regreßpflichten des Aufsichtrathes. Wenn Das geschähe, würden im Aufsichtrath nicht mehr Herren sitzen, die ihr Amt nur als Sinekure betrachten. Herr Speyer, der deutscher Abstammung ist, urtheilt über den Aufsichtrath also nicht so günstig wie die englischen Referenten; aber er scheint die Wirkungen der deutschen Vorschriften zu überschätzen, die höchstens strafbare Handlungen, doch niemals arge Unterlassungsünden verhindert haben. Marienburg wird in der Geschichte des deutschen Aktienwesens eine beinahe eben so traurige Erinnerung hinterlassen wie in der Geschichte des Deutschen Ordens seit der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg. Ein gewissenloser Direktor und ein sträflich leichtgläubiger Aufsichtrath haben die Bewohner der Nogatniederung um viele Millionen ersparten Geldes gebracht. Der Leiter der Marienburger Privatbank hat siebenzehn Jahre lang unlautere Dinge getrieben. Trotzdem ihm ein Kontrolorgan vorgesetzt war. Sämmtliche Bilanzziffern waren gefälscht; der Depositenstand war um 3 Millionen höher, als in der Bilanz ausgewiesen wurde, und statt eines Effektenpostens von $3\frac{1}{2}$ Millionen waren in Wirklichkeit nur 65 000 Mark vorhanden. Die übrigen Werthpapiere hatte der Herr Direktor bei Bankfirmen anderer Städte verpfändet. Und der muntere Aufsichtrath merkte nichts. Glaubte dem jovialen „Direktorchen" aufs Wort, war froh über den glänzenden Vermögensstand und die guten Geschäfte und ging vergnügt nach Haus, wenn die langweiligen Sitzungen vorüber waren. Keinem der für ihre Thätigkeit bezahlten Kontroleure fiel je ein, zu fragen, wo denn die nicht vorhandenen Effekten im Depot seien, noch gar, sich einen Depotschein vorlegen zu lassen. Das hätte ja wie eine Beleidigung des netten Direktors ausgesehen; und den Mann, der immer so fidel zu plaudern wußte, wollte man doch nicht kränken. Deshalb begnügte man sich auch mit einem Blick auf die Streifbänder der vom Direktor vorgelegten Packete, die angeblich Pfandbriefe und Aktien enthielten, in Wirklichkeit aber mit Makulatur gefüllt waren. Difficile est satiram non scribere; zumal nach der Erklärung eines Aufsichtrathsmitgliedes: von einer Schadensersatzpflicht könne nicht die Rede sein. Jetzt muß geklagt werden; aber solche Prozesse pflegen sehr lange zu dauern und bieten nicht immer die Sicherheit des Erfolges. Ein in der Gläubigerversammlung anwesender Amtsrichter meinte, das Publikum stelle sich die Haftpflicht

des Aufsichtrathes viel ernster vor, als sie in Wahrheit sei. Das ist leider richtig. Das Reichsgericht hat ja mehr als einmal anerkannt, daß für die Ausübung der Kontrolpflicht dem Aufsichtrath im Allgemeinen Stichproben genügen können, wenn nicht schon Verdachtgründe vorliegen, die zu strengerer Revision zwingen. Diese Auffassung des höchsten Gerichtshofes setzt dem Paragraphen 246 des Handelsgesetzbuches, der von den Rechten und Pflichten des Aufsichtrathes handelt, bedenklich enge Schranken. Auf den selben Standpunkt hat sich neulich das Oberlandesgericht Karlsruhe gestellt. Bei der mannheimer Aktiengesellschaft für chemische Industrie, die zum Rheinauconcern gehörte, hatte der Direktor Jahre lang die Bilanzen und Geschäftsberichte gefälscht und danach die Dividendenzahlung geregelt. Nach dem Zusammenbruch der Gesellschaft stellten viele Aktionäre Regreßansprüche an den Aufsichtrath, der seine Pflichten gröblich verletzt habe. Die erste und die zweite Instanz wiesen die Klage ab. In der Begründung hieß es, die gefälschten Bilanzen seien nicht vom Aufsichtrath, sondern von der Direktion veröffentlicht worden. Paragraph 246 sagt aber: „Der Aufsichtrath hat die Jahresrechnungen, die Bilanzen ... zu prüfen und darüber der Generalversammlung Bericht zu erstatten.“ Er ist also für diese Unterlagen mit verantwortlich; und die Feststellung des mannheimer Landgerichtes mußte die Aktionäre arg beunruhigen. Das Oberlandesgericht in Karlsruhe leistete den lapidaren Satz, daß „kein Recht des Publikums auf Wahrheit gegenüber dem Aufsichtrath besteht“. Damit sollte wohl gesagt sein, daß der Aufsichtrath für falsche Berichterstattung nicht verantwortlich gemacht werden könne; doch könnte man auch herauslesen, daß dem Aufsichtrath das Recht zu tendenziösen Veröffentlichungen zustehe. Der mannheimer ist dem marienburger Fall sehr ähnlich: ein Direktor, der Jahre lang Bilanzen fälscht, dessen Ansehen jedoch so groß ist, daß der Aufsichtrath, selbst wenn er (wie es in dem karlsruher Urtheil weiter heißt) die ihm durch das Gesetz auferlegte Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes nicht anwendet, nicht annehmen kann, in Folge dieser Nachlässigkeit werde der Oeffentlichkeit eine unwahre Darstellung vorgelegt werden. Deshalb sei ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der den Aktionären zugefügten Schädigung und der Thätigkeit des Aufsichtrathes nicht nachzuweisen. Mit der Möglichkeit solcher Argumentirung müssen auch die marienburger Aktionäre rechnen. Das Gericht mag dabei nach bestem Gewissen urtheilen; daß diese Auffassung dem Rechtsempfinden entspreche, kann man beim besten Willen nicht zugeben. Die Fassung des Paragraphen 246 HGB genügt eben nicht; er hat die Thätigkeit des Aufsichtrathes nicht scharf genug umgrenzt. Der Aufsichtrath soll sich nicht in die Führung der laufenden Geschäfte einmischen, sondern ein zuverlässig wirkendes Kontrolorgan sein. Das ist wenig und doch sehr viel; denn sorgsam durchgeführte Revisionen setzen Geschäftskenntniß und Arbeitfreudigkeit voraus. Ob man je dahin kommen wird, daß der Aufsichtrath diesen Anforderungen entspricht? Ich glaube, daß nur eine neue Abgrenzung der Pflichten helfen kann. Mit Kurpfuscherei am Vorhandenen ist nichts zu erreichen.

Schlimm ist schon, daß die Prominenten zu viele Aufsichtrathstellen auf ihre Person häufen. Sobald das Adreßbuch der Aufsichträthe und Direktoren erscheint, liest man darüber Merkwürdiges in der Presse. Von Jahr zu Jahr wachsen die Rekordziffern: Kommerzienrath Louis Hagen (in Firma A. Levy in Köln) ist in 41 Gesellschaften Aufsichtrathsmitglied, die Herren Fürstenberg und Eugen Gutmann haben je 37 Kontrolposten; und so gehts weiter bei 65 Herren, von denen 29 je

10 Aufsichtrathsstellen besetzen. Daß Einer achtzehn Gesellschaften vorsitzt, ist auch nicht übel. Man könnte einwenden, daß in der großen Zahl von Aufsichtrathsmitgliedern im Deutschen Reich 65 stark Belastete noch nicht viel bedeuten. In mindestens drei Gesellschaften sitzt aber fast jeder der Herren, die sich diese profitable Thätigkeit ausgesucht haben; und der Hang zur Aemterkumulirung ist nicht zu leugnen. Die 65 Giganten, die eine kleine Welt auf ihren Schultern tragen, mögen durch besondere Fähigkeiten ja zu Maximalleistungen geeignet sein. Und die Tadler vergessen ganz, daß die Bankdirektoren, die in so vielen Aufsichträthen sitzen, dieser Thätigkeit ja ihre Hauptmühe widmen, sich um das laufende Geschäft nicht kümmern und die beaufsichtigten Gesellschaften bis in die dunkelsten Winkel kennen. Ganz so arg, wie sie aussieht, ist die Sache also nicht; und die Einnahme auch nicht gar so groß. Die Häufung ist eine Folge der zwischen Banken und Industrie beständig wachsenden Intimität. Die Banken wollen in dem Unternehmen, dem sie Kredit gewähren, einen Vertrauensmann haben; nicht, um die Geschäftsführung zu kontroliren, sondern, um in die Geschäfte eingreifen zu können, wenns ihnen nützlich scheint. Hier ist die eigentliche, an sich begrenzte Thätigkeit des Aufsichtrathes beträchtlich ausgedehnt worden; die Sache wollte es. Daß die Phönixgesellschaft gegen den Willen des Generaldirektors von den im Aufsichtrath vertretenen Banken zum Eintritt in den Stahlwerksverband gezwungen wurde, war gewiß unvermeidlich; die Folgen dieses Uebergriffes ließen sich damals, vor drei Jahren, nicht voraussehen. Heute hat der Phönix im Verbande den ersten Platz; 1904 mußte die Geschäftsleitung sich gegen den Eintritt ins Kartell wehren, weil die Gesellschaft, nach ihrer Lage, zum Verbandsmitglied nicht geeignet war. Der Aufsichtrath blieb aber Sieger. Solche Fälle kommen ziemlich oft vor und beweisen, daß die als Kontrolorgan gedachte Einrichtung andere Funktionen übernommen hat. Da die Aktiengesellschaften kontrolirt werden müssen, sollte man dafür eine Instanz schaffen, die nichts Anderes zu thun hat. Der Aufsichtrath brauchte darum nicht zu verschwinden; er hat für ein gutes Verhältniß zu den Banken zu sorgen. Der interessirte Bankdirektor ist für eine Aktiengesellschaft von großem Werth: er erleichtert ihr die Finanzoperationen und kann ihr einträgliche Geschäfte zuweisen. Thut ers, dann ist er mit den paar braunen Scheinen, die er im Aufsichtrath verdient, nicht zu theuer bezahlt. Nur für Parasiten dürfte da kein Platz sein. Und die Kontrolpflicht müßte Revisoren übertragen werden. Die in England fungirenden accountants haben sich nicht so recht zu bewähren vermocht, weil im englischen Recht alle Kautelen fehlen, die bei uns für die Gründung einer Aktiengesellschaft vorgesehen sind. Nicht einmal die Veröffentlichung eines Prospektes ist drüben nöthig. Da ists begreiflich, daß in England viele Gesellschaften zu Grunde gegangen sind, die durch accountants revidirt waren. Die Gesellschaften waren eben finanziell zu schlecht ausgestattet. Ein Revisor kann freilich niemals für die Sicherheit der Gesellschaft bürgen. Die hängt von der Konjunktur und von dem Kredit des Unternehmens ab. Der Revisor kann und muß nur dafür einstehen, daß das Kapital der Aktionäre nicht durch gewissenloses Handeln der Direktion gefährdet wird. Wo der Aufsichtrath versagt hat, handelte sichs selten um ungeschickte Disposition, meist um Unehrlichkeit der Gesellschaftleiter, die nicht scharf genug kontrolirt waren. Wären die Depots der Marienburger Privatbank nachgesehen worden, so wäre der Schwindel schon vor siebenzehn Jahren ans Licht gekommen. Der Rheinaukrach wäre durch ernsthafte Kontrole der Bilanzunterlagen vermieden worden. Oft kommen falsche Inventarisirungen vor (ein Schulbeispiel bot die Aachener Lederfabrik); auch da könnten Revisoren helfen.

Im Deutschen Reich brauchen wir, wenn wir von einem Revisor hören, nicht an den unsterblichen Iwan Alexandrowitsch Chlestakow, den uns Gogol geschenkt hat, zu denken. An tüchtigen und der Geschäfte kundigen Männern, die sich zu solchem Amt eignen, ist kein Mangel. Die Einrichtung der Bankinspektorate bei den Hypothekenbanken hat sich in Preußen gut bewährt. Nicht für jede der sechstausend Aktiengesellschaften brauchte man einen nur ihr zugetheilten Revisor. Einer könnte recht gut mehrere Gesellschaften kontroliren. Der Aufsichtrath bliebe ja als berathende Instanz bestehen. Diese Theilung der Ueberwachung in Kontrole und Berathung verböte schon eine allzu weite Ausdehnung des Aufsichtrathes; hinein gehört nur, wer der Gesellschaft zu nützen vermag. Kein Anderer. Und was dadurch an Tantieme erspart würde, wäre zur Besoldung der Revisoren überreichlich genug. Dann wäre der Aufsichtrath nicht mehr für die Folgen mangelhafter Ueberwachung regreßpflichtig, sondern nur noch für die geschäftliche Wirkung seiner eigenen Beschlüsse. Das setzt einen Eingriff in die Geschäftsführung voraus, der dem Aufsichtrath nach heutigem Brauch und nach seinem Titel kaum zusteht. Die Instanz, die der Direktion Rath ertheilt, dürfte nicht mehr Aufsichtrath heißen; man könnte sie wieder, wie früher oft, Verwaltungrath nennen. Durchführbar ist dieser Reformgedanke. Die Mandate für den Aufsichtrath sind ja nicht für die Ewigkeit verliehen. Entschließt man sich, die Zahl der Sitze zu verringern, so werden die unnöthigen Männer eben nicht wieder gewählt. Und wenn sie, im Aerger, dann ihre Aktien verkaufen und eine kleine Panik erregen? Allzu oft wirds, mit andauernd starker Wirkung, nicht geschehen; und wo Gefahr ist, müssen eben die Banken und andere Großinteressenten eingreifen. Dieses Bedenken spricht jedenfalls nicht gegen den Reformversuch.

An dem Aufsichtrath, wie er heute ist, herumkuriren: damit ist nichts zu erreichen. Man hat vorgeschlagen, nur Leute, die einen großen Aktienposten haben, in den Aufsichtrath zu wählen. Das Interesse an der Geschäftsführung wäre damit freilich verbürgt; aber großer Aktienbesitz verführt leicht zu einer Geschäftspolitik, die zwar dem Großaktionär, nicht aber auch der Gesellschaft selbst und damit den übrigen Aktionären nützt. Ein Beispiel: der Konflikt zwischen der berliner Gesellschaft Admiralsgartenbad und dem Großaktionär Eberbach. Der möchte sechs ihm treu ergebene Herren in den Aufsichtrath bringen, um durch sie den Ankauf des Terminus- und des Monopolhotels betreiben zu lassen. Der Erwerb dieser beiden Hotels würde sich aber, wie die Verwaltung des Admiralsgartenbades in einer ausführlichen Denkschrift gezeigt hat, als ein gutes Geschäft nur für Herrn Eberbach erweisen, während die anderen Aktionäre unter Umständen sehr schlecht dabei fahren könnten. Da haben wir also den Mann mit dem großen Aktienbesitz. Bietet er, als Typus, eine Garantie für die uneigennützige Führung der Aufsichtrathsgeschäfte? Ein anderer Vorschlag: Jedes Aufsichtrathsmitglied soll den zehnfachen Betrag seiner Tantieme in Aktien der Gesellschaft als Kaution hinterlegen. Dadurch würde aber ein beträchtlicher Theil der Aktien dem Marktverkehr entzogen. Kurstreibereien wären die Folge: bei unlimitirten Kaufordres könnte, wenn anderes Angebot fehlt, die Gesellschaft selbst, mit dem festgelegten Aktienbesitz des Aufsichtrathes, jeden Preis fordern. Diese Neuerung würde mehr schaden als nützen. Nur wenn man dem Aufsichtrath die Aufsichtpflicht nimmt und sie zuverlässigen Revisoren überträgt, können die Zustände in unserem weiten Aktiengebiet besser werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 3. August 1907.

Orient und Occident.

Provinz Tscho-sen.

Zwei Schnecken, eine rothe und eine blaue, bilden mit ihren Mänteln das Wappen von Korea. Als der Japaner von Europäerhochmuth noch monkey und Makake genannt und wie ein gelber, menschenähnlicher Affe behandelt wurde, wies er mit spitzer Pfote schon auf die sechzehn Streifen, die von dem rothen Ball auf seiner Kriegsflagge ausgehen, und sprach, wenn er des Hörers sicher war, grinsend: „Der Sonnenstrahl läuft schneller als die Schnecke." Ist schneller gelaufen. Im Jahr 1852, als in Korea die französischen Missionare, die auf dem Landweg in die Halbinsel eingedrungen waren und ein paar Gemeinden gegründet hatten, sich gegen den wachsenden Christenhaß waffnen mußten, gab der amerikanische Kommodore Perry den Fremden die Möglichkeit, in Japan Handel zu treiben. Sieben Jahre danach entstand an der Bucht von Tokio die Europäerkolonie Yokohama. 1868: Aufstand und Kampf gegen das Shogunat. 1872: erste Eisenbahn (Tokio-Yokohama). 1875: auf heimischer Werft gleitet das erste Dampfschiff vom Stapel. 1890: Eröffnung des ersten japanischen Parlaments. 1899: Anerkennung des Fremdenrechtes zu freiem Handel im alten Zipangu. In diesen vierzig Jahren war die Schnecke nicht vorwärts gekommen. Vergebens hatte 1866 ein französisches, 1871 ein amerikanisches Geschwader versucht, das Land der Morgenstille dem Verkehr zu öffnen; es blieb gesperrt, ungastlich und mußte, wie seit einem Vierteljahrtausend, aus seinen winzigen Einkünften dem Mandschukaiser noch Tribut zahlen. Die Japaner hatten die breite Zunge, die sich zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meer aus Asiens Schlund vorstreckt, an sich gerissen, das Land aber, der Noth gehorchend, wieder geräumt und 1876

seine Unabhängigkeit in einem Vertrag anerkannt, der ihnen drei Häfen öffnete und das Recht gab, im koreanischen Gebiet Konsuln zu ernennen. Langsam folgten den gelben die weißen Pioniere; ums Jahr 1890 durften die Fremden sich in Tschimulpo, Fu-san und Wön-san niederlassen. Vorher wars in Söul, der Hauptstadt, zwischen den Anhängern Chinas und Japans zu Straßenkämpfen gekommen, deren Folge ein neues Aufflackern des Fremdenhasses war. China und Japan: von anderer Seite schien der Morgenstille Störung nicht zu drohen. Da fing man, noch unter Alexander dem Zweiten, in Rußland zu merken an, daß Wladiwostok die Herrschaft über Ostasien nicht völlig sichere. Die Seefestung hieß zwar die Königin des Ostens; doch ihr Kronrecht war allzu eng begrenzt. Kein eisfreier Hafen; und mit dem Reichscentrum nur durch einen Schienenstrang von gefährlicher Länge zu verbinden. Wenn man die Liau-Halbinsel oder gar Fu-san haben könnte! Ueber Korea ließen die Japaner, die den Russen Sachalin abgetreten hatten, aber nicht mit sich reden. Sie sollten den Westen nebst der Insel Quelpart bekommen, wenn sie dem Zarenreich den Osten einräumten. Dieses Kondominium behagte ihnen nicht. Um die Russen abzuschrecken, bestritten sie plötzlich laut Chinas Oberhoheitrecht auf Korea, ließen, ohne Kriegserklärung, ein chinesisches Schiff durch einen Torpedo zerstören und ruhten nicht, bis sie, nach sechs Monaten, Port Arthur und Wei-Hai-Wei besetzt und den Sohn des Himmels niedergerungen hatten. Im Frieden von Shimonoseki wird, am siebenzehnten April 1895, die Unabhängigkeit Koreas von beiden Mächten feierlich anerkannt. Diese Unabhängigkeit ist, wie die noch wichtigere Sicherheit der chinesischen Hauptstadt, gefährdet, wenn die Japaner Liautung behalten: so sprechen die Vertreter Rußlands, Frankreichs und Deutschlands; und zwingen Japan, seine Truppen vom Liau zurückzuziehen. In Wittes Auftrag geht Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, nach Paris und schließt die Anleihe ab, deren Ertrag China zur Rückzahlung der Kriegskosten braucht. Im November 1895 erhält Japan dreißig Millionen Taels und räumt Liautung den Chinesen.

Ist wenigstens Korea nun dem Mikado sicher? Im nächsten Lenz, als Nikolai Alexandrowitsch die Mütze des Monomachos aufs Köpfchen setzen will, sind Li-Hung-Tschang und Marschall Yamagata in Rußland. Der Chinese wird gut, der Japaner schlecht behandelt (ganz wie bei uns). Li-Hung-Tschang schließt mit Lobanow einen Vertrag, der den Russen erlaubt, im Kriegsfall Port Arthur und die Bucht von Kiautschou als Flottenstützpunkte zu benutzen. Und giebt Witte, dem noch allmächtigen Finanzminister, väterlich weise Lehre. „Baut Eure Bahn nur bis Wladiwostok und hütet Euch, in den Süden zu

gehen; sonst bekommt Ihr mit den Japanern zu thun, die (wir habens erfahren) höchst gefährliche Kerle sind. Wir machen Euch jede mögliche Konzession. Ihr dürft den Eisenstrang von Nertshinsk direkt über Tsitsikar nach Wladiwostok legen. Dann ist er um fast sechshundert Kilometer kürzer als nach Eurer Trace. Da Ihr den Bahnbesitz sichern müßt, erlauben wir auch, daß Ihr auf den Stationen Fußvolk und Reiter einquartirt. Mehr können wir nicht thun. Nur: wagt nicht, bis Shengking oder gar noch weiter südwärts vorzudringen! Diesen Rath gebe ich Dir, Sergej Juliewitsch, als meinem jüngsten Freund nicht nur in unserem Interesse (wir wollen uns lieber mit Euch als mit Japan abfinden), sondern aus Sorge um Eure Zukunft." Yamagata wird kaum beachtet. Beim Empfang fragt ihn der Zar, ob er sich in der Uniform nicht beengt fühle; und verletzt mit dieser Frage, die an die Behaglichkeit des Kimono erinnern soll, den Asiatenstolz. Inzwischen wars in Korea unruhig geworden. Die Japaner hatten sich mit ihrer Reformarbeit so breit gemacht, daß die Koreaner (die größer, schwerfälliger, den Nordchinesen ähnlicher sind) sie als den Todfeind ihres Schneckenhausfriedens haßten und der Ming-Partei zujauchzten, die, unter der Leitung der Königin, den Versuch machte, das Japanerjoch abzuschütteln. Einen fruchtlosen Versuch: am achten Oktober wurde die Königin von japanischen Verschwörern an den Haaren aus ihrem Zimmer geschleift und grausam gemordet. Seitdem war der schwache König bis zur Willenlosigkeit eingeschüchtert und unterschrieb blind, was der Tenno ihm vorlegen ließ. Im Gehäus aber wüthete der Haß gegen das Reich des Sonnenaufganges weiter. Korea wollte seine Morgenruhe bewahren; wollte die Sonne nicht noch höher steigen sehen. Hatte Rußlands Stunde geschlagen? Da unten war am Ende ein einträgliches Protektorat zu fischen. Am zehnten Februar 1896 landen zweihundert russische Seesoldaten in Tschimulpo, marschiren nach Söul und besetzen nachts Rußlands Gesandtschafthaus. Das bewirkt einen Putsch, der die japanischen Palastwächter beschäftigt: und König Li-Hsi hat Zeit, sich unter den Schutz der Russen zu flüchten. Eine politische Komoedie beginnt. Der gekrönte Schützling des Zaren unterzeichnet Erlasse, deren einziger Zweck ist, die vom Mikado ihm abgepreßten Verordnungen wieder aufzuheben. Korea ist selig: die Japaner haben es von den Chinesen, die Russen von den Japanern befreit. Protektorat? Der alte Li-Hung-Tschang hat nicht zu tauben Ohren gesprochen; so schmackhaft der Kuchen scheint: den Japanern möchte man sich deshalb doch nicht verfeinden. Fürst Lobanow bittet Yamagata zu sich, stellt ihm vor, wie stark Rußland in Söul geworden ist, und empfiehlt eine Sozietät, deren Bedingungen am vorletzten Junitag unterzeichnet werden. Noch einmal wird die Unabhängigkeit der Halb-

insel anerkannt. Für ihre Ruhe werden beide Mächte gemeinsam sorgen. Eisenbahnbauten und andere Modernisirungarbeiten werden unter Beide vertheilt. Weder Rußland noch Japan darf in Korea künftig mehr als tausend Soldaten haben. Die genügen zum Schutz der Kolonie und ihrer Gesandtschaft. Also doch ein Kondominium. Freilich nicht das 1894 von den Russen erstrebte; immerhin ein dem gelben Volk recht unbequemes. Wozu, fragten grollend in den japanischen Straßen die Hemin, wozu hat die Nation die Last des Krieges gegen China auf sich genommen, da ihr nun nicht einmal Korea gehört? Mit den Chinesen war leichter fertig zu werden als mit den Russen.

Viel leichter: bald sollte auch der Mikado es merken. Das ostasiatische Schicksalsjahr 1897 brach an. Die petersburger Kamarilla, die leise schon daran arbeitete, den kleinen Nika von dem lästigen Vormund Sergej Julitsch zu trennen, ließ den alten Li einen guten Mann sein und rieth, am Gelben Meer einen (zunächst noch nicht plumpen) Vorstoß zu wagen. Einer russischen Militärmission, gegen deren Anwesenheit in Söul Japan protestirt, folgt der (noch unberühmte) Herr Alexejew, der als Agent Rußlands den König berathen soll. Die Männer von Nippon wüthen; müssen einstweilen aber weiter nordwärts blicken. Am fünfzehnten November 1897 besetzen deutsche Marinetruppen Kiautschou. Im Dezember wird von Peking aus den Russen gestattet, sich für den Winter in Port Arthur häuslich niederzulassen. Am sechsten März 1898 wird Deutschlands, am fünfzehnten März Rußlands, am vierten April Englands, am elften April Frankreichs Pachtvertrag mit China perfekt. Jeder bekommt einen Bissen (die Vereinigten Staaten sind klug genug, keinen zu wollen); nur Japan geht leer aus. Jetzt kann Rußland, das auf der Liau-Halbinsel sicher zu sitzen glaubt, dem Mikado eine Genugthuung geben. Wer Port Arthur hat, braucht nicht hastig nach Korea zu greifen. Das entgeht ihm auf die Dauer ja doch nicht. Reculer pour mieux sauter: die Moskowiter habens stets besser verstanden als Richelieus Landsleute. Die Barone Nishi und Rosen unterhandeln und sind nach einem Weilchen über eine Konvention einig, die das Kaiserreich Korea (Li-Hsi hat im Oktober 1897 den Namen geändert und sich zum Kaiser von Taikwan ernannt) für unantastbar erklärt. Rußland zieht seine Militärmission zurück, schickt Jewgenij Jwanowitsch Alexejew von Söul nach Port Arthur und verpflichtet sich, jede Einmischung in die koreanischen Verhältnisse fortan zu meiden. Die selbe Pflicht nimmt Japan auf sich; ist aber entschlossen, sie nicht zu erfüllen. Die unbequeme zweijährige Episode ist ja abgethan, Rußland in Söul durch seinen Rückzug arg blamirt und für die Japaner die Bahn frei. Sie überschwemmen das Land der Morgenstille

und nisten sich überall ein, wo eine Gewinnmöglichkeit winkt. Sie kaufen den Amerikanern die Eisenbahnstrecke Söul-Tschimulpo ab und legen einen Strang nach Fu-san. In der Hauptstadt halten sie sich selbst Soldaten und Polizei, organisiren einen eigenen Post-, Telegraphen- und Telephondienst und zeigen, in ihrer japanischen City, den trägen Koreanern, was bei rationeller Wirthschaft aus dem Land werden könnte, das einst, unter der Wang-Dynastie, Herz und Hirn Ostasiens war. Zeigen ihnen allzu deutlich aber auch, wie gering sie die Faulenzer schätzen. Wer dem Eroberer nicht gehorcht, handelt Ohrfeigen ein; und dem Japaner, der einen koreanischen Mann prügelt, ausbeutet, schindet, darf kein Haar gekrümmt werden. „Wir haben den Sohn des Himmels besiegt und den Weißen Zaren zum Rückzug gezwungen: da muß dieses Gesindel uns doch wohl ohne Gemurr pariren!“ Japan fühlte sich als Herrn, wars aber noch nicht und durfte schon deshalb die Koreaner nicht reizen. Die versuchten noch einmal nun, des Joches ledig zu werden. Der Kaiser bat die Großmächte, die Halbinsel, die eines Tages sonst zum Zankapfel zwischen zwei starken Staaten werden könne, für neutrales Gebiet zu erklären. Japan lehnte das Gesuch natürlich ab. Auffälliger war, daß auch Rußland die Zustimmung versagte. Die Expansion nach Korea war also nicht aufgegeben: nur aufgeschoben. Der Boxerkrieg bot die Gelegenheit, russische Garnisonen in die Mandschurei zu legen. Darüber durfte Niemand staunen; ohne gesicherte Etapenstraße war der Vormarsch bis an den Aufstandsherd ja nicht möglich. In Tokio verstand man die Absicht; wußte man nun, daß Korea erst in einem neuen Krieg, einem gegen Rußland zu führenden, erobert werden müsse. Die Mandschurei galt als verloren. Wurde nicht früh vorgebeugt, dann holten die weißen Teufel auch noch das Morgenland. Die Japaner froren in ihrer Einsamkeit. Am dreißigsten Januar 1902 wurde der anglo-japanische Vertrag geschlossen. Dieses Datum wird nicht vergessen werden. Zum ersten Male hatten Weiße sich gegen Weiße Gelben verbündet. Die Vorbereitung zum Kriege gegen Rußland hatte in zwei Erdtheilen begonnen.

Der Hauptgegenstand dieses Krieges war Korea. Mit dem Verlust der Mandschurei hätte Groß und Klein in Japan sich abgefunden. Hatte es schon; ließ die Zeitungen Tag vor Tag zetern und dachte: Aus China weichen die Moskowiter nicht mehr. Aber Korea muß im Lichtkreis der sechzehn Strahlen bleiben. Und der Kurzsichtigste merkt jetzt doch, daß Rußland die Halbinsel für sich will. Wollte es? Witte (mit dem Kuropatkin und Lamsdorff gingen) kam gegen Plehwe nicht mehr auf. Wenn er an Li-Hung-Tschangs Warnwort erinnerte, rümpfte Wjatscheslaw Konstantinowitsch die Nase. „Soll ein Chinese uns etwa lehren, wo Rußlands Zukunft ist?“ Wenn Witte sagte, die mili-

tärische Besetzung der Mandschurei sei unnützlich, Port Arthur für das Zarenreich auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete im Kronrath Plehwe, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse weiterschreiten, weil er neidischen Blicken sonst furchtsam scheine. Wenn Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zuzuweisen, die auch das Heikelste rasch und ohne Lärm erledigen würden, schrie Plehwe mit rothem Kopf: „Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkünste, ist Rußland geworden, was es ist!“ Diese Sprache gefiel dem schüchternen Nikolai, der längst unter Wittes herrischem Wesen litt. Endlich Einer, der dem allgewaltigen Tatarensprossen furchtlos entgegentrat! Für das Uebrige sorgten die Bezobrazow, Alexejew & Co. Darf man die Hoffnung der Russen, die sich in der Mandschurei angesiedelt haben, so schmählich enttäuschen? Dumm genug, daß wir nicht 1896 schon, als der König bei unserem Gesandten Schutz gesucht hatte, Korea unter den Fittich des Palaeologenaars nahmen. Worauf wollen wir nun noch warten? Mit dem Yalu als strategischer Grenze ist nichts anzufangen. Wir brauchen mindestens den Norden der Halbinsel; und einen festen Riegel haben wir vor unserem Haus erst, wenn des Zaren Macht bis an die Korea-Straße reicht. So sprechen die Soldaten. Die Kolonisten werden so dicht beim Sonnenbanner nicht heimisch, des Lebens nicht froh. Und die hitzigste Treiberei kommt aus der Schaar der Lieferanten und Spekulanten. In der Mandschurei und in Liautung waren Riesensummen verdient worden. Port Arthur europäisirt und befestigt, Dalny gebaut, in Nord und Süd Städte erweitert und Stationen angelegt. Der Import von Maschinen, Bahn- und Baumaterial aller Art brachte ungeheure Profite. Man konnte Gesellschaften gründen, neue Papiere emittiren und, mit der Hilfe gefälliger Tschinowniks, den Staat an allen Ecken und Enden betrügen. Doch der Segen ließ allmählich schon nach. Die nöthigen Maschinen, Wagons, Lokomotiven, Schienen waren geliefert, die Stationen gebaut. Noch wurde verdient; aber der Goldstrom fing zu versickern an. Wenn der Gossudar seinem Weltreich Korea angliedert, kehren uns die paktolischen Tage noch einmal zurück. In dem rückständigen Kaiserreich Taikwan wäre viel zu thun. Ist Eisen, Kohle, Kupfer, Bauholz, sogar Silber und Gold zu finden. Die transmandschurische Bahn müßte man in einem Südstrang sofort bis nach Fu-san verlängern. Neue Hafenanlagen wären nöthig. Die koreanischen Städte müßten für moderne Menschen bewohnbar gemacht werden. Ein Heidengeld wäre da unten noch zu verdienen. War die petersburger Kamarilla an dem Geschäft direkt oder nur mittelbar betheiligt? In der Yalu-wald-Gesellschaft hatte sie Sitz und Stimme. Die Konzession dieser Gesellschaft

war 1896, als König Li-Hsi bei Rußlands Gesandten hauste, erworben, sechs Jahre lang aber kaum ausgenützt worden. Als Kuropatkin in Japan gewesen, Alexejew zum Statthalter im Fernen Osten ernannt und Mukden wieder von russischen Truppen besetzt war, glaubte man, das Geschäft riskiren zu können. Die Gesellschaft, der ein Günzburg präsidirte, ließ an der Yalumündung das linke Ufer abholzen und ihre Arbeiter von einer Kosakensotnie schützen. Auf koreanischem Boden! Ungefähr so hatte es in der Mandschurei ja auch angefangen. Das war zu viel. War der bündige Beweis, daß die Bärentatze nach Korea langte. Die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Kaiserreiches war immer wieder proklamirt worden. Jetzt wollte es Rußland. Schon kommt über New York die Meldung, daß drei sibirische Füsilierregimenter von Port Arthur nach dem Yalu marschiren. In Tokio ist das Parlament aufgelöst worden, weil es das Ministerium in schroffen Sätzen sträflicher Versäumniß auf dem Gebiet internationaler Politik geziehen hat. Einstimmig aber fordern, in Volksversammlungen und in der Presse, alle Parteien, die Regirung solle den russischen Umtrieben ein rasches Ende bereiten. Beim Neujahrsempfang der Diplomaten sagt Nikolai, er sei überzeugt, daß im Fernen Osten Friede bleiben werde. Drei Wochen danach wird die russische Flotte von den Japanern überfallen und Schiffsgeschütze erklären dem Herrn aller Reussen den Krieg.

Korea hat keine Wahl. Auf Oyamas Befehl wird die Halbinsel von japanischen Truppen besetzt und der Kaiser gezwungen, mit dem Tenno ein Bündniß zu schließen. (Diese Majestät, die Chinesisches, Russisches, Japanisches unterschreiben muß und nie des Herzens Wunsch folgen darf, wäre ein Fressen für einen Swift oder Laboulaye.) Heimlich schicken die Russophilen aus Söul die Botschaft nach Petersburg: „Wir können nicht anders; ginge es nach unserem Willen, dann föchte Koreas Jugend unter Euren Fahnen!“ Sehr schlau, denkt der Palastklüngel; die Russen müssen ja siegen und haben statt der Leistung nun wenigstens das Bekenntniß guten Willens. Sie siegen nicht. Wider die Erwartung der Sachverständigsten; trotzdem Witte selbst, der ungnädig entlassen ist und dem Militärtshin seines Vaterlandes einen Denkzettel wünscht, das Wort Skobelews wiederholt: „Schon die Zahl unserer Mützen schlägt sie!“ Der Große, hatte fast Jeder gewähnt, wird über Kurz oder Lang mit dem Kleinen fertig. Wer hier groß, wer klein zu nennen sei, ward nicht bedacht. Zwischen dem Kriegsschauplatz und der russischen Basis liegen neuntausend Kilometer und für den Nachschub von Menschen und Geräth ist nur ein Eisenstrang zur Verfügung. Japan kämpft in bekanntem Gelände und steht, ein Volk von fünfzig Millionen in der Einheit des Glaubens und Wollens erwachsener Menschen,

seit Jahr und Tag zum Sprung bereit. Vom Yalu gehts an den Liau, den Hun, den Scha; von Port Arthur nach Portsmouth. Vorher schon muß der Kaiser von Korea seinen Namen wieder unter einen neuen Vertrag setzen. Sich verpflichten, alle ihm von Japan empfohlenen Männer im Diplomatendienst und in der Finanzverwaltung anzustellen und ohne ihren Rath keinen irgendwie wichtigen Schr tt zu thun. Endlich ists erreicht; ist die Beute heimgebracht, nach der die Wikinger von Nippon seit Jahrhunderten getrachtet hatten. Annexion? Unnöthig; macht auch zu viel Lärm. Ein japanischer Prokonsul, der prunklos in Söul thront, findet wohl stillere Mittel zur Eroberung der Halbinsel, die in der Sprache des Mikadolandes Tscho-sen heißt. Vor dem Krieg hatte die Konservative Partei in Tokio gefordert, Rußland müsse ein Stück des aus der Chinesenmasse erworbenen Gebietes abtreten und „alle auf Korea und in der Mandschurei streitigen Fragen so ordnen, daß dauernder Friede gesichert sei". Mehr, als dieses Ultimatum heischte, war nun gewonnen: Korea noch nicht de iure, doch de facto zur japanischen Provinz (oder Kolonie) geworden. Was Li-Hung Tschang neun Jahre vorher prophezeit hatte, war nun Ereigniß. „Die Südbahn würdet Ihr nur für die Japaner bauen. Kwangtung könnt Ihr nicht halten und Korea ist für Euch noch weniger als für uns zu haben. Was also wollt Ihr am Gelben Meer? Wenn Ihr klug seid, geht Ihr nicht über die geweihten Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus." Der Statthalter von Tschili kannte die Nachbarn genau und wußte jeden nach seinem Werth einzuschätzen.

Der Mann, der in Shimonoseki mit ihm verhandelt hatte, herrscht seit zwei Jahren nun in Söul: Hirobumi Ito. Japans stärkster Staatsmann. Der kennt die Welt; hat Europa bereist, war (mit Iwakura Tomomi, dem Besieger des Shogunates) in Amerika und wird von seinem Kaiser stets auf den Platz gestellt, der die feinste Hirnarbeit verlangt. Als Graf hat er seinen Landsleuten Formosa und die Fischerinseln erworben und den Weg nach Korea geöffnet. Li und Ito: zwei Männer von Genierang saßen in Shimonoseki am Konferenztisch; auf die Waffengänge dieser Meister zurückzublicken, ist heute noch ein Genuß (den Jeder sich durch die Lecture der History of the Peace Negotiations between China and Japan verschaffen kann). Damals hat Ito, dem Li schließlich das chinesische Ministerpräsidium anbot, die schwerste Diplomatenprobe bestanden. Jetzt soll er, als Marquis, das Können des Organisators noch einmal bewähren. Er hat Japan das passende Kleid gewirkt und findet gewiß auch das Staatsgewand, das dem Leib Koreas wie angewachsen sitzt. Skrupel plagen ihn nicht. Mit härterer Hand ward kaum irgendwo jemals ein Land erobert. Der Statthalter des Tennos muß wissen, was auf

der Halbinsel geschieht. Koreaner, die verdächtigt (nicht etwa überführt) waren, vom Bahnmaterial ein Eisenstück gestohlen zu haben, wurden, ohne Verhör und Richterspruch, an ein rasch gezimmertes Kreuz geheftet und dienten japanischen Schützen als Zielscheibe. Andere faulten am Galgen, weil sie einem Festungwerk zu nah gekommen waren. Ist so blind wüthende Grausamkeit unentbehrlich? Dem nur, der die Unterworfenen zur Verzweiflung treiben und ihren Aufstandsversuch dann mit Feuer und Schwert niederzwingen will. Ito, der sechsundsechzigjährige Samurai, der Sohn kriegerischen Adels, verachtet das Volk, das nie für seine Freiheit zu fechten gewagt, immer auf fremde Hilfe gehofft hat und, wenn die Hoffnung enttäuscht war, geduldig in neue Knechtschaft gekrochen ist. Soll das Reich des Sonnenaufganges an die Erziehung dieser trägen Tagediebe Jahrzehnte vergeuden? Nein. Was hier wimmelt, taugt nur zum Helotendienst; muß die Faust des Herrn über sich fühlen. Wer murrt, hat den Kopf verwirkt. Wer dem Wink stumm gehorcht, wird bald merken, wie gut die straffe Zucht dem Lande bekommt. Kein weißer und erst recht kein gelber Stamm haßt den Japaner so wie das Volk von Korea: deshalb muß diesem Volk schnell das Rückgrat gebrochen, muß es behandelt werden wie in der wilden Jugend britischer Kolonialgeschichte die braune und die schwarze Menschheit. Europa und Amerika könnten diese Methode veraltet und anstößig finden? Thörichte Sorge. Alle europäischen Großmächte sind froh, wenn sie uns nicht zu stören brauchen. Die Vereinigten Staaten haben hundert Gründe, die Auseinandersetzung im Stillen Ozean nicht zu beschleunigen. Wählen wir nur unsere Stunde richtig, dann redet uns Niemand drein. Und die Stunde ward schlau gewählt. Der kalifornische Bluff, der die Gefahr eines Philippinenkrieges näher zeigte, als selbst Schwarzseher sie geglaubt hatten. Franko japanische Verständigung. Präliminarvertrag mit Rußland. Nun rasch ein paar Gräuelbilder im Stil der ältesten Kakemonos. „Der Kaiser von Korea, der verpflichtet ist, vor jeder Verhandlung mit fremden Mächten Japans Rath einzuholen, hat sich erdreistet, hinter dem Rücken des Generalstatthalters Delegirte nach dem Haag zu schicken, die der Friedenskonferenz Koreas Elend schildern sollen." (Der Generalstatthalter hat die Genesis dieses Planes sicher gesehen, hätte ihn, da vom Haag nichts zu fürchten war, in ruhigeren Tagen höchstens spöttisch belächelt, erkannte jetzt in ihm aber den brauchbarsten Vorwand.) „Ein Mann, dem das einfachste Pflichtgefühl fehlt, ist unseres Vertrauens unwürdig und darf nicht länger die Krone tragen." Der Schattenkaiser betheuert, er habe von der Mission nichts gewußt, sein Name auf dem Kreditiv sei gefälscht und er an Fügsamkeit von keinem Menschenkind auf der bewohn-

ten Erde zu übertreffen. Einerlei. Er hat, seit er im Russenhaus Unterschlupf suchte, die Japaner oft genug geärgert. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihn loszuwerden. Er muß dem Thron entsagen und den Palast räumen, in dem nun sein Sohn Kaiser spielen darf. Der weiß, was die ungehorsame Majestät zu erwarten hat, und wird sich hüten, dem gebietenden Samurai je auch nur eine mürrische Miene zu zeigen. Daß sie sich auf die Depeschencensur verstehen, haben die Japaner nicht erst im mandschurischen Krieg bewiesen. Da der britische Bundesgenosse ihnen gern gefällig wäre, könnten sie den Drahtweg sperren oder dem Erdkreis melden, in Korea herrsche friedlichste Ruhe. Sie wollens nicht. Lassen Alarmtelegramme durch; verfassen sie am Ende gar selbst. Straßenunruhen, Adelsverschwörung, Fremdenhaß, Gährung im Heer. Wer dieser täglich erneuten Botschaft glaubt, muß annehmen, die Koreaner, die kein Uebel bisher mit Gewalt abzuwehren suchten, seien plötzlich zum trotzigsten Volk Ostasiens geworden. Und wird dann auch begreifen, daß Marquis Ito sich zu heftigerer Repression entschließen und der Suzerainmacht festere Grundlagen schaffen muß, als sein milder Sinn noch im Frühling für nöthig hielt.

Fuimus Troes: auch diese Ueberwundenen könnten so von sich sprechen; könnten, wie nach dem Fall der heiligen Feste Priams Volk, stöhnen: Una salus victis nullam sperare salutem! Das würde zu der besonderen Art ihres Wesens aber nicht stimmen. Die Koreaner sind nüchterne Leute; sie werden sich ducken und warten, bis besseres Wetter wird. Was vermöchten sie gegen Japan? Zehn gegen fünfzig Millionen? Mit einer verlotterten Miliz gegen das Heer, das über Leichenwälle hinweg jubelnd zum Sieg eilt? Mit stämmigen, schwer beweglichen Bauernsöhnen gegen die flinken Kerlchen, die den Feind anspringen, ihn würgen, mit flacher Hand ihm den Armknochen brechen oder mit scharfer Kralle die Augen ausdrücken? Der Wohlstand der Halbinsel wird sich rasch heben, wenn erst ein paar Millionen Japaner eingewandert sind. Noch wird der fruchtbare Boden nach den ältesten Methoden bearbeitet. (Nur auf den Anbau des Gingseng, der sicherer als Brown-Séquards Spermin und andere Zaubersäfte die Genitalkraft wiederherstellen und stärken soll, ist emsiger Eifer verwandt worden.) Die Verwaltung war erbärmlich, die Beamtenschaft korrumpirt, der Reichshaushalt in ärgerer Unordnung als der türkische in den schlimmsten Zeiten. Kein Gedanke an Meliorationen, intensive Wirthschaft und verständigen Bergwerkebetrieb. Die Japaner werden Eisenbahnen bauen, die Gold- und Kupferminen modernisiren, den Viehbestand mehren, den Ertrag der Reis-, Korn- und Bohnenernte steigern, Industriestätten schaffen und Tschosen verwalten wie eine andere Provinz des Strahlenreiches. Guter Bo-

den, Wasser, Eisen, Kohle und spottbillige Hände: da ist Etwas zu machen. Nur darf man nicht glauben, daß dieser Zuwachs die Japaner hindern wird, gierig über den Stillen Ozean hinzuspähen. Mit dem koreanischen Besitz haben sie längst gerechnet. Was von da morgen heimgebracht wird, ist nicht unerwarteter Gewinn; wird von der Massennoth so schnell aufgezehrt wie der Tropfen vom heißen Stein. Korea hielten sie schon am Tag von Shimonoseki für ein unentreißbares Erbstück; daß sie es nach zwölf schweren Jahren nun wirklich errafft haben, giebt keinen Grund zu lautem Freudengeheul. Noch weniger einen zu banger Sorge; mit den Koreanern wird (so lange sich ihrem nicht Chinas Haß verbündet) Japan leicht fertig. Die pazifische Frage bleibt. Nordamerika will im Fernen Osten die Handelsherrschaft erobern; von Manila aus seine Waaren nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelbahnverbindung mit Asien sichern. Will und muß leise eilen. Versäumt es die Zeit, dann schlängeln die Japaner sich auf die besten Plätze. Die sputen sich, weil sie wissen, welche Gefahr ihnen droht, wenn die Sternbannerflotte erstarkt und der Panamakanal geöffnet ist. Die japanische Uhr geht schnell. Der auf der Michigan-Universität zum Doktor beförderte Nationalökonom Yeijiro Ono hat erzählt, in welchem Tempo die Industrialisirung Japans gelungen ist. Gehts so weiter, dann mögen zwei Erdtheile beben. Zwölfstündige Arbeitzeit für beide Geschlechter. Löhne, deren Angebot den weißen Lumpenproletarier noch frechster Hohn dünken würde. Und um diesen Preis so viele Hände, wie der größte Betrieb irgend braucht. Kein ernster Arbeiterschutz. Kein Gesetz, das die Industrie mit kostspieligen Pflichten belastet. Wer weiß, wie bald das Schneckenland die Rheinprovinz dieses Reiches unbegrenzter Ausbeutungmöglichkeit wird? Noch hat Amerika es besser als unser Kontinent. „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit." Die Neue Welt hätte aber den härtesten Anprall auszuhalten. „Benutzt die Gegenwart mit Glück!" Wenn die Gelben thun, als sei Korea eine hemmende Kette an ihrem Bein, wollen sie Euch in Sicherheit lullen. Wenn sie gewiß sind, daß neben dem Pauper der Milliardär in der Rassenkampffront stehen wird, werden sie das Wagniß eines Kampfes scheuen, der nicht gegen Slaven zu führen ist.

Gaudeamus?

Aus Korea kommen Hofanekdoten, die der Bürger an kühlen Hundstagen gern schlürft. Und auch Europa liefert Denen, die der Kurszettel nicht bekümmert, nur angenehme Mär. Ists nicht nett, zu lesen, daß die Weltreklame der Gemeindestrikes den südfranzösischen Winzern zum Ausverkauf ihrer al-

ten und neuen Weinvorräthe verholfen hat? Daß drei Generale der Republik, weil sie dem Geist und der Organisation des Heeres nicht mehr recht trauen, den Abschied erbeten haben und von den Berufenen Einer nur, General De Lacroix (der während des Marokkostreites im berliner Schloß war und seitdem Frankreichs Ostgrenze nicht mehr gefährdet findet), sich bereit erklärte, die Amtsbürde des Generalissimus auf sich zu nehmen? Daß im Haag, weil die Streuminen der Insulaner vorher unschädlich gemacht worden sind, kaum noch Ernstliches zu fürchten und der Zweck der langweiligen Arbeit nur ist, nach so geduldigem Harren dem Mob Etwas zu bieten? Daß in Südtirol österreichische Turner von Italienern geprügelt werden? Da wird die Historie vielleicht schon ein Bischen ernsthafter. Vierzehn Tage nach dem Eiapopeia von Desio. Nachdem Herr Tittoni den Oesterreichern und Ungarn seine Liebe so laut erklärt hat, daß Herr Prinetti, der vor ihm einst in der Consulta thronte, einem Interviewer betheuern mußte, auch er habe „mit der ganzen Kraft seines Geistes und Herzens" (parbleu!) die Innigkeit der austro-italischen Freundschaft zu vertiefen gestrebt. Freiherr von Aehrenthal hatte bei Turin gelassen das große Wort von der unzerstörbaren, für alle Nothfälle gesicherten Einigkeit ausgesprochen. Vierzehn Tage: und auf das zärtliche Duett von Desio folgte die schrille Katzenmusik von Persen und Calliano. Schon glaubte Mancher, auch diese Verständigung sei sub auspiciis des Britenkönigs und seines gallischen Landpflegers gelungen. Vorher hatte die italienische Presse triumphirt: „Der Weg von Wien nach Rom führt nicht mehr über Berlin!" Nachher wird in der offiziellen Note der dritte Bundesgenosse nicht erwähnt und der aus Pichons Küche gespeiste Temps sagt, Italien sei mit Frankreich intimer als je und habe sich gerade deshalb zu neuen accords mit Oesterreich entschlossen, die das beide Mächte einende Band noch fester knüpfen sollten: mais dans le but et avec la pensée de créer entre elles une parfaite cohésion afin de se protéger mutuellement contre le danger d'être entraînées un jour dans les hasards d'une politique mondiale actuellement conciliante, mais qui peut soudain revêtir un caractère plus aventureux. Auch ohne den Hinweis auf die Unruhe, die in der kritischen Zeit des Marokkojahres in Rom und Wien entstand, hätte Jeder gemerkt, daß der Satz den Deutschen Kaiser visirte (den die französischen Politiker also noch nicht für so unbedingt friedlich halten wie der General De Lacroix). Oesterreich, Italien, Frankreich? Sollen die Tage Kaunitzens wirklich schon wiederkehren? Dann wäre Frankreich freilich die Furcht los, im Fall eines britisch-deutschen Krieges die Zeche zahlen zu müssen. Dann könnte Clemenceau den Effektivbestand des Heeres ruhig für ein paar Monate

schwächen und die Generale Hagron, Michal und Metzinger sorgenlos scheiden sehen. Vier Großmächte würden dann ja dafür bürgen, daß die Republik nicht als Geisel behandelt werden kann ... Gespenster. Wer solche Frontänderung plant, schlägt vorher nicht Lärm. Wenn ein Mann von der Klugheit Aehrenthals den Mund so voll nimmt, wie Agenors Erbe auf dem Rückweg von Desio that, hat er Gewichtiges nicht zu verbergen. Häuft er wohl nur die Kränze, um den Späherblick nicht erkennen zu lassen, daß der Aufwand nutzlos verthan ward. Was offiziös als Inhalt des tittonischen Wunschzettels angeführt wurde, könnte Oesterreich nicht gewähren: weder die Balkanstaatenbildung nach dem Bedürfniß der Nationalität noch die Verpflichtung, nach einem Besitzrechtswechsel auf dem Balkan den Machtbereich nicht auszudehnen. (Der Berliner Vertrag giebt der habsburgischen Monarchie das Recht, bis au delà de Mitrovitza vorzugehen; und der Minister, der dieses Recht für ein Phrasengemüse hingäbe, müßte des Hochverrathes angeklagt werden.) Wahrscheinlich sind in Desio nur Artigkeiten ausgetauscht, doch keine neuen accords besiegelt worden. Wir wollens hoffen; was da vereinbart sein könnte, müßte dem Verschlußglied einer Sperrkette ähneln. Der Ertrag von Persen und Calliano ist greifbarer; ist mehr als eitler Schein und frommer Wunsch. Die in Feiertagsstimmung todtgesagte Irredenta hat mit derben Stockhieben bewiesen, daß sie noch lebt. Oesterreich wird sich weder für einen makedonischen noch für albanischen Nationalstaat begeistern. Italien den Blick nicht von der Ostküste der Adria wenden. Weil die Konfliktsgefahr bleibt, muß auch der Dreibund noch fortvegetiren, in dessen Schatten die Gegner einander mit der Verbündeten ziemenden Innigkeit belauern können. Auch nach Desio dürfte ein Diplomat, der bis zur Grobheit deutliche Rede liebt, zu den Italienern sprechen: „Wenn Ihr die Geschäfte unserer Feinde besorgt, könnt Ihr erleben, daß ein österreichisches Armeecorps Eure Ausstellung eröffnet." Wo zwei Excellenzen die Köpfe zusammenstecken, ist die Freundestreue stets „über jeden Zweifel erhaben". Nachher liest mans manchmal anders. Als der junge König Victor Emanuel den Deutschen Kaiser besucht und in seinem Trinkspruch den greisen Habsburg-Lothringer nicht erwähnt hatte, wars natürlich nicht der Rede werth. „Solcher frostigen Kurialien bedarf es zwischen uns nicht; Oesterreich gehört zu uns und wir gehören zu Oesterreich." Jetzt erfahren wir (weil Herr Prinetti den Grafen Goluchowski geärgert hat, dem in Rom noch ein dankbares Herz schlägt), daß der Kanzler des Deutschen Reiches damals die Aenderung des Textes, die er wünschte, bei der Firma Zanardelli-Prinetti nicht durchzusetzen vermochte. Der Dreibund war fester als je (wann war ers nicht?): nur durfte Franz Joseph nicht ge-

nannt werden. Ist auch Herr Tittoni wieder Privatmann, dann hören wir vielleicht noch, warum in der aus Desio in alle Lüfte geschmetterten Fanfare kein Ton an das Deutsche Reich erinnert hat. Gewiß nicht, weil, wie in Paris und London gemunkelt wird, die beiden Minister nur die Möglichkeit besprochen hatten, ihren Ländern eine Mutualversicherung gegen plötzlich in Berlin auftauchende Pläne zu schaffen. Gewiß nicht; trotz dem Lob brillanter Sekundantenleistung und dem Tadel unliebsamer Option. Albanien und die Bezirke der Irredenta böten ein immerhin noch weniger gefährliches Gesprächsthema.

Alle anderen Mären klingen heller ins Ohr. Alle? Europa hat Ruhe; und Deutschland zur Freude noch ganz besonderen Grund. Der Kaiser hat den König von Dänemark besucht, wird in deutschen Gewässern nächstens den Zaren begrüßen und auf Wilhelmshöhe dann den König von England als Gast bei sich sehen. Wer noch von Isolirung spricht, ist ein Tropf. Alles muß sich nun wenden. Dänen, Russen, Briten; eben erst japanische Schiffe bei den Festen der Kieler Woche; der Sultan froh, den Trafikanten Fehim los zu sein; im Haag die Dornen weggeschnitten; Roosevelt und Eugenie; Eugen Etienne und der Tiefseeforscher von Monaco; und der Dreibund wieder fester als je. Damit läßt sich paradiren... Wir wollens lieber nicht thun. Der Kaiser wird, so darf Deutschland hoffen, kein Freudenfeuer befehlen. Nicht zum ersten Mal erlebt er solchen Sommer; hat glorreichere erlebt. Alle paar Wochen gabs solche Monarchenfeste; nach jedem las man, es habe das Ansehen des Reiches gemehrt; und das Ende war eine Unterbilanz. Daß fremde Fürsten den lebhaftesten, geistig beweglichsten, ins lauteste Gerede gezerrten Kronenträger von Zeit zu Zeit gern sehen, ist begreiflich. Daß Herr Iswolskij dem Gossudar empfiehlt, den abgekühlten amis et alliés eine Lektion zu geben, ist klug. Liefert uns aber keinen Anlaß zum Jubel. Freuen dürfte das Volk sich, wenn bei einer dieser Sommervisiten ein ihm nützliches Geschäft gemacht würde. Dem ist die Konjunktur aber nicht gerade günstig. Die Welt (was man, weils erreichbar, erschließbar scheint, heute so nennt) ist weggegeben. Hütet Euch vor dem Wahn, da wieder Besucher kommen, sei alle Schuld der letzten Jahre getilgt und die Unbequemlichkeit unserer Lage von galliger Nörgelsucht geschildert worden. „Niemand bedroht uns." Sicher: Niemand. Und unternähme es Einer, so würde ein furchtloses Volk die Gefahr erwarten und der übermächtigen Koalition selbst nicht unwürdig weichen. Welcher nicht von Rausch oder Spukangst Geblendete hat denn behauptet, Deutschland solle zerstückt, aus dem Rang der Großmächte geworfen, in engere Grenzen gezwungen werden? Nur Narren und Memmen haben daran gedacht. Davor bewahrt keine Warnung. Ein Land, in dem Eisen wächst und das dennoch so wehrlos würde, hätte das Schicksal Koreas verdient.

Dem neuen Deutschland naht das Schwabenalter und statt der Kommersbegeisterung taugt ihm stille Einkehr. Gut ists ihm gegangen, so lange es kein Aergerniß gab, nicht (wie sein Studentendichter einst rief) die Nachbarn stutzig machte. Fehler kamen auch damals vor; Menschenschwachheit kann sie niemals ganz vermeiden. Aber das Handeln war vorbedachte That, das Unterlassen von der Nothwendigkeit geboten. Kein Streben nach blendendem Glanz, keine Sucht, den Erdkreis zu überraschen, den gefährlichen Ruhm ungern geduldeter Arbitrien auf sich zu nehmen und die interessanteste Gegend des Globus zu sein. Die Gruppe, in der sich leidlich leben ließ, suchte man zu erhalten und zog den Fuß nie von einer Bülte, bevor er einer anderen sicher sein durfte. Muß heute noch bewiesen werden, daß diese Regeln fast zwei Jahrzehnte lang außer Kraft gesetzt schienen? Seitdem ists untüchtigeren Völkern besser gegangen als uns. Nicht ans Leben. „Sie müssen nicht glauben, daß man das gesundeste Reich Mitteleuropas von Dinstag auf Donnerstag ruiniren kann", hat Bismarck gesagt. Die Zahl so Irrgläubiger war zum Erstaunen groß. Wer von einer Bank oder Industriegesellschaft behauptet, sie sei nicht mehr, was sie war, den Leitern fehle stetiger Sinn und Schöpfervermögen, prophezeit ihr damit noch nicht den Bankerot. Braucht nur zu fürchten, sie werde bald überflügelt, in dem expansiven Drang, ohne dessen Befriedigung sie verzwergen müßte, von anderen Interessengemeinschaften gehemmt werden. So ist uns geschehen. Den Spott über die Papierhaufen der neusten und allerneusten Verträge hat der Grimm auf die Lippe gerufen. Wir hören ihn jetzt allzu oft; und wissen doch, daß diese Verträge nicht nur den Werth ihres Stempelpapieres haben und daß ein bewußter Wille sie, fast alle, diktirt hat: der, Deutschland nicht zum Ruhestörer werden zu lassen. Rußland und Frankreich, England und Japan, England und Frankreich, England und Rußland; daneben austro-russisches Balkanabkommen und Mittelmeerbund. Ein Weltsyndikat, das deutscher Begehrlichkeit den Weg sperrt. Deutscher Begehrlichkeit! Was hat dieses mißtrauisch umlauerte Volk seit der Reichsgründung und den ersten Siedlungerfolgen denn an sich gerissen, an sich zu reißen auch nur ernstlich getrachtet? Etwas dem Sudan, Südafrika, Tunis, Madagaskar, den Philippinen, der Mandschurei, Bosnien, Tripolis oder Korea Aehnliches? Nicht einen fetten Bissen, den man ihm neiden könnte. Verba et voces: nur auf Wortschälle konnte das Mißtrauen sich stützen. Dennoch wars stark genug, den Bannkreis zu ziehen. Die Besucher, die jetzt kommen, brauchen die Künste der Geberdenspäher und Geschichtenträger nicht mehr. Sie bringen die Gewißheit mit, daß Deutschland von einer Weltmachtmehrung zwar träumen, in der gemeinen Wirklich-

keit sie aber für absehbare Zeit nicht erwirken kann. Müssen wir da noch jauchzen und Pfänder der Liebe als Xenien anbieten? Nein: ruhig die Arbeit fortsetzen; fest und stolz bleiben; weder schmeicheln noch drohen; der Zärtlichkeit und dem groben Bluffversuch Stand halten; und warten. Gemeinsamer Haß ist kein haltbarer Kitt. Mancher Bund, den das Mißtrauen knüpfte, lockert sich sacht, wenn das Vertrauen zurückgekehrt ist. Warten, bis die durch Reibung entstandenen Feuerchen verflackert sind; bereit sein, wenn neue Aufgaben, neue Zwistmöglichkeiten die unnatürlich Gepaarten zu neuer Gruppirung drängen.

Ein jäher Entschluß, der zu hastiger That wird, kann auf Menschenalter hinaus Unheil wirken. Wer in D'Israelis und Gladstones Regententagen den Briten, die den Mischling noch wie einen Aussätzigen meiden gesagt hätte, sie würden sich über ein Kleines den gelben Gnomen verbünden, wäre ausgelacht worden. Als Deutschland in das ostasiatische Marktgewimmel vordringen zu wollen schien, blieb keine Wahl: Nothwendigkeit gebot das widrige Bündniß. Rußland, die Vereinigten Staaten und das Deutsche Reich: diese Rivalität schreckte sogar den Leun. Die Gelben konnten Rußland schwächen, Frankreich ködern (also die dem indischen Besitzstand zwiefach gefährliche Alliance locken) und amerikanischer Großmannssucht im Ost wenigstens eine Schranke setzen. Sie habens gethan. Großbritanien kann die Grenzregulirung mit Rußland beginnen, die den Schülern Palmerstons noch fast unmöglich schien; und hat auf dem Weg zu diesem Ziel keinen Mann verloren. Eduard wird sich auf Wilhelmshöhe als guten Onkel zeigen und mit keiner Stirnrunzel mehr an die Tage des Familienhaders erinnern. Die Zerfetzung des Vertrages von Shimonoseki, die Sühnpachtung in Shantung, der Racheruf gegen Buddhas Legionen und das Oberkommando im Boxerkrieg: ihm ists vortrefflich bekommen; hat ihm zum Primat in drei Erdtheilen verholfen. Die Fleischwunden, die vorher dem Selbstgefühl älterer Reiche geschlagen wurden, waren schnell vernarbt. Mit dem Alb der Teutonentyrannis, die ein Kreuzzug der Welt aufzwingen sollte, ängstet man noch heute erwachsene Völker. Mit traurigen Märchen. Weniger Wortputz, jeder Plan bis in die letzte Wirkungmöglichkeit hinein vorbedacht: und wir brauchten uns jetzt nicht mit Besuchern zu brüsten, für die wir einst nur flüchtigen Gruß hatten. Noch vor zwei Lustren. Nicht nur für Ostasien war 1897 ein Schicksalsjahr; auch für die weiße Menschheit.

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.

Sollen wir Kiautschou aufgeben?

Bald sind es zehn Jahre, seit das Kiautschougebiet besetzt wurde. Daß die Erwerbung ein Fehler war, wird wohl heute von den Meisten zugegeben. Seit dem Ausgang des russisch-japanischen Krieges gilt Kiautschou als ein militärisch verlorener Posten. Darüber brauche ich nichts zu sagen. Nur Eins möchte ich aus der Geschichte der Erwerbung hervorheben, weil es für die Frage, die uns hier beschäftigt, wichtig ist: Kiautschou ist von der Marine ausgesucht und zunächst für den Gebrauch der Marine bestimmt worden. Es sollte ein Flottenstützpunkt im Fernen Osten werden; von Kiautschou aus sollte ein Theil der deutschen Zukunftflotte unseren politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen dort Schutz und militärischen Rückhalt geben. Darin, in dieser Chimäre, erblickte man die feste Gewähr für Kiautschous große wirthschaftliche Zukunft. In dieser Zeit glaubte man im Volk und leider auch in der Regirung, daß China völliger Desorganisation entgegengehe und es für die Seehandel treibenden Staaten die Pflicht des nationalen Egoismus sei, so schnell wie möglich sich ein Stück des Mandschureiches zu sichern. „Den Kuchen theilen", nannte es Herr von Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Eine gewisse Freiheit des wirthschaftlichen internationalen Wettbewerbes herrschte auch eine Weile; bald aber mußten sich Gruppen bilden, mußten sie von der europäischen Politik beinflußt werden und wiederum diese beeinflussen. Wir wissen, daß es Deutschland nicht gelang, seine bis um die Mitte der neunziger Jahre noch günstige Lage zu erhalten und auszunutzen. Als dann Kiautschou besetzt wurde, waren alle damals auf dem Festland interessirten europäischen Mächte unangenehm überrascht. Auf allen Seiten unangenehm zu überraschen, war ein politischer Fehler; ein unbegreiflicher: denn die Stellung im Osten war von einem isolirten Deutschland ja nicht zu halten. Die unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Besetzung sind bekannt. Wir sind zwar im Fernen Osten besser davongekommen, als man vermuthen mußte; aber ohne Kiautschou wären wir weiter. Eine geschicktere Politik hätte auf die Erwerbung chinesischen Gebietes verzichtet und sich an der Gruppenbildung zu betheiligen versucht. Dann wäre auch der russisch-japanische Krieg vermeidbar gewesen, der uns, trotz der (sehr überschätzten) Entlastung unserer Ostgrenze, nur Schaden gebracht hat. In welche Weltecke wir uns auch stellen, um auf die neue Geschichte der deutschen Politik zurückzublicken: stets erfüllt uns die selbe Bitterkeit; überall das selbe Bild unüberlegter Entschlüsse, wankelmüthiger Schwäche, ungeschickten Tappens, verpaßter Gelegenheiten. Zu ändern ist nichts mehr; aber viel daraus zu lernen.

Kiautschou ist eine Frage; „noch" oder „schon"? Latent bestand sie immer. Von Anfang an war das schwere Bedenken vorhanden, daß an eine Vertheidigung, einen Schutz nicht ernstlich gedacht werden konnte. Ein zweites

Hongkong sollte es werden; unter dem Schirm der deutschen Kriegsflotte sich dazu entwickeln. Doch selbst ein Optimist konnte nie für möglich halten, daß Deutschland je im Stande sein werde, dauernd eine Flotte von genügender Stärke im Fernen Osten zu unterhalten; ausgeschlossen war auch der Gedanke an die Möglichkeit, im Fall der Bedrohung des Pachtgebietes gegen den Willen Englands und Japans Schiffe hinauszuschicken. Von Anfang an war, rein militärisch betrachtet, Kiautschou für uns von Englands Gnaden. Man konnte und kann es auch nicht zu einem zweiten Port Arthur machen, das feindliche Flotten abzuweisen und sich nach der Landseite hin auch gegen eine Armee und schwere Belagerungsgeschütze längere Zeit zu vertheidigen vermöchte. Vor ungefähr zwei Jahren scheint mans in Deutschland geglaubt zu haben. Jedoch nur kurze Zeit; als diese Ansicht bekannt wurde, war sie bereits aufgegeben und der Staatssekretär des Reichsmarineamtes konnte im Reichstag erklären, Kiautschou solle nicht wie Port Arthur befestigt werden. Nach dem Fall von Port Arthur, als das dauernde Uebergewicht der Japaner nicht mehr zweifelhaft war, mochte sich den Verantwortlichen die volle Wucht der Frage aufs Herz legen: Können wir Etwas thun, um für die Zukunft zu verhindern, daß unser Pachtgebiet nicht nur jeden Werthes beraubt, sondern sogar eine dauernde Sorge wird? Die Antwort war: Nein; und hiermit wenigstens hatte man das Richtige getroffen. Kiautschou kann nicht so stark befestigt werden; selbst wenn es die Kosten lohnte und die Chinesen es hinnähmen. Weder die Japaner noch die Engländer könnten sich eine solche Zwingburg gefallen lassen. Versuchte man, sie zu bauen, so brauchten diese Gegner des Planes nur ihr Veto einzulegen oder, wenn das nicht hülfe, ein paar Schiffe in oder vor den Hafen von Tsingtau zu schicken. Wie die Japaner darüber denken, sollen sie schon öfter deutlich genug gezeigt haben; zuletzt, als man eine nach der Seeseite gerichtete Batterie bauen wollte. Jedenfalls wissen wir genau, woran wir sind. Weder England noch Japan können dulden, daß Kiautschou zu Land oder zu Wasser eine Macht, also zu ernsthafter Vertheidigung fähig wird.

Vielfach wurde, besonders kurz nach dem Kriege, geglaubt, Japan wolle uns das Prachtgebiet abnehmen, es selbst erwerben oder wenigstens ausbeuten. Das stimmt in dieser Form nicht. Japan muß einstweilen mehr an einem guten Verhältniß zu China liegen, an ungestörter friedlicher Durchdringung. Bemächtigt Japan sich Kiautschous, mit der Absicht, es zu behalten, so macht es China gegenüber einen politischen Fehler, der durch keine daraus entstehenden Vortheile annähernd auszugleichen wäre. Gegen Kiautschou als deutschen Besitz aber ohne Absicht der Aneignung vorzugehen, könnte Japan drei Gründe haben. Zunächst den schon erwähnten: zu verhindern, daß es ein militärischer Machtfaktor wird, einerlei, ob in deutscher Hand oder in der eines anderen möglichen Gegners. Zweitens könnte China die Zustimmung oder den Beistand

Japans zu dem Plan wünschen, sich Kiautschous zu entledigen. Dieser Fall soll nachher besonders besprochen werden, da er mit unserer Hauptfrage eng zusammenhängt. Endlich wäre denkbar, daß Japan den wirthschaftlichen Wettbewerb Kiautschous beseitigen wolle. Nun ist aber dort die Thür für Alle gleich weit offen; benachtheiligt kann sich also keine Nation fühlen. Japans Ziel ist, den chinesischen Markt möglichst ganz zu erobern. Seine geographische Lage hat es dazu prädestinirt, seine politische Expansion geht nach der selben Richtung und andere überseeische Märkte mit gleichen Aussichten hat es nicht. Im Bewußtsein seiner Macht und seiner politischen Unabhängigkeit, die auch England gegenüber nicht gering ist, giebt die japanische Regirung schon jetzt Allen Recht, die von Anfang an für die „Offene Thür“ nur ein Lächeln hatten. Japan hat als Haupteingangspforten jetzt Niutschwang und Dalny. Beide kommen für Nordchina in Betracht. Tschifu, am Gelben Meer, nur um die Breite der Halbinsel Schantung von Kiautschou entfernt, ist ein aufblühender chinesischer Handelsplatz von guten Aussichten, mit Dampferverbindung nach beinahe allen chinesischen Küstenplätzen, nach Japan und Korea (japanische Linien). Tschifu hat aber nicht so gute Hafeneinrichtungen wie Tsingtau, auch keine Bahnverbindung ins Innere; die ließe sich aber leicht schaffen: und dann kann Tschifu ein gefährlicher Konkurrent werden. Der Hafen von Tsingtau bietet die Eingangspforte nach der Provinz Schantung zunächst und weiter nach Mittelchina. Würde die Bahn, deren vollendetes Stück bis Tsi-nan-fu geht und Schantungbahn genannt wird, bis zum direkten Anschluß an die große Strecke Peking-Hankau verlängert oder indirekt mit ihr verbunden (durch Ausführung der geplanten Strecke Tientsin-Tsi-nan-fu-Nanking), so müßte die Bedeutung von Kiautschou ungemein wachsen. Ob diese Bahnen gebaut werden, so lange Kiautschou deutsch ist, ob sie unter deutscher Aegide entstehen können, braucht hier nicht erörtert zu werden. Chinesische Bahnkonzessionen sind immer gesucht.

An und für sich, darüber ist heute kein Zweifel mehr möglich, war die Auswahl des Pachtgebietes vernünftig; und ich kann gleich hinzusetzen, daß der Ausbau von Stadt und Hafen thatkräftig und klug gefördert worden ist. Kein chinesischer Hafen, das berühmte englische Hongkong eingeschlossen, hat so große und praktische Hafenanlagen, namentlich Quaiflächen, wie Tsingtau; die Einrichtungen zum Löschen und Laden großer Schiffe sind nirgends so modern wie dort. In der inneren Verwaltung mag Manches noch zu bessern sein; darüber kann nur Jemand urtheilen, der längere Zeit am Ort war und unbefangen ist. Viel Arbeit und Mühe haben die zehn Jahre Kiautschou gekostet. Die Ausgaben betragen bis jetzt ungefähr 103 Millionen Mark. Vom nächsten Jahr an würde der jährliche Zuschuß viel geringer werden, weil die Hafenanlagen und Zubehör bald fertig sind; finanziell selbständig wird das Gebiet für absehbare Zeit nicht; es ist eben ein Durchgangsplatz und braucht eine starke Garnison. Eine wirthschaftliche Zukunft hat das Pachtgebiet aber.

Man kann kaum bezweifeln, daß Japan, falls es Deutschland hinausdrängte oder die Rückgabe des Pachtgebietes an China veranlaßte, sich von China zum Dank dafür beträchtliche Konzessionen geben lassen könnte, mit deren Hilfe dann die von Deutschland gebaute Eingangspforte nach Mittelchina zu benutzen wäre. Dann würden wir das Selbe erleben wie jetzt in Dalny: ein schnelles Schließen der offenen Thür. Darauf kommt es aber nicht in erster Linie an, sondern eben auf die Frage, ob Japan wünschen muß, daß Deutschland Kiautschou aufgiebt. Diese Frage muß rund bejaht werden. Davon aber, daß Kiautschou jetzt oder in Zukunft einen vorhandenen japanischen Handel beeinträchtigen könnte, ist nicht die Rede. Schließlich hätte Japan noch zu bedenken, daß Kiautschou in einem Krieg gegen eine andere Macht, etwa die Vereinigten Staaten, eine Rolle spielen könnte. Während des russisch-japanischen Krieges sah es aus, als solle das deutsche Pachtgebiet, besonders der Hafen von Tsingtau, eine für uns recht unvortheilhafte Bedeutung gewinnen. Es handelte sich um seine Eigenschaft als neutraler Hafen, als Asyl für Schiffe der kriegführenden Parteien. Nach der Schlacht vor Port Arthur (am zehnten August 1904) flüchteten einige russische Schiffe in den Hafen von Tsingtau; ein Schlachtschiff blieb liegen und rüstete ab, ein Kreuzer nahm Kohlen und ging innerhalb der üblichen vierundzwanzig Stunden wieder in See. Die japanische Presse erhob ein großes Geschrei und die englische stimmte ein; man fand, für einen Hafen, der so dicht bei, ja, eigentlich auf dem Kriegsschauplatz selbst liege, könne das Asylrecht nicht gelten: es diene dann offenbar einer Partei. Daß diese Vorwürfe ernst gemeint waren und mancherlei Gedanken noch dahinter saßen, zeigte sich in dem japanischen Neutralitätbruch von Tschifu. Dahin hatte sich ein russischer Topedobootzerstörer geflüchtet; japanische, die ihn verfolgten, drangen plötzlich in den Hafen ein, die Mannschaft wurde nach kurzem Kampf besiegt und das Boot aus dem Hafen geschleppt. Die Chinesen mußten es zulassen, weil sie nicht die Macht hatten, die Verletzung ihrer (durchaus nicht mißbrauchten) Neutralität zu hindern. In einem künftigen Krieg würde Japan, bei seiner jetzigen Machtstellung, sicher auch Deutschland gegenüber ganz anders auftreten als 1904, wo Ende und Ausgang des Kampfes noch nicht abzusehen waren. Doch könnte es wünschen, solche Komplikationen nicht eintreten zu lassen, sondern die Sache möglichst vorher schon zur Entscheidung zu bringen. Deutschland aber würde gerade in einem Krieg Japans gegen die Vereinigten Staaten vielleicht vortheilhaft finden, seine Kraft im Fernen Osten (und wärs à fonds perdu) zur Verfügung zu stellen.

Noch während des Krieges sagte die japanische Regirung in der Presse und im Parlament, man werde den Besitzstand anderer Mächte in Ostasien achten; darunter verstand man auch Kiautschou. Eine Aenderung dieses Standpunktes schien der japanische Botschafter in Paris, Herr Kurino, anzudeuten.

Den fragte, nach dem Abschluß des franko-japanischen Vertrages, ein französischer Journalist, ob ein ähnlicher Vertrag zwischen Deutschland und Japan denkbar wäre. Herr Kurino antwortete, Kiautschou sei ja nicht deutscher Besitz, sondern nur auf Zeit den Chinesen abgepachtet; irgendwelche Garantien könnten deshalb Deutschland und Japan einander nicht bieten. Kurino sagt uns damit nichts Neues. Charakteristisch ist aber, daß ein Franzose diese Antwort provozirte, als das französisch-japanische Abkommen eben bekannt geworden war. Gewiß: deutscher Besitz ist Kiauschou nicht. Wenn aber für neunundneunzig Jahre, also für mehr als drei Menschenalter und einen über alle politische Berechnungen weit hinausreichenden Zeitraum, ein Stück Land, groß oder klein, vom Deutschen Reich verwaltet wird, dann darf man es während dieser Zeit wohl deutsches Eigenthum nennen. Auf die Frage: „Was ist denn Dein?“ antwortete Prometheus: „Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt.“ Stößt ein Diplomat oder Staatsrechtslehrer sich an dem Ausdruck „Besitzstand“, so ist leicht ein anderer dafür zu finden; die Frage, auf die es ankommt (ob das Verhältniß Deutschlands zu Kiautschou so ist, daß es ein Abkommen zwischen Deutschland und anderen Mächten ermöglicht) muß bejaht werden. China ist de facto ja keine selbständige Macht; es kann weder sein Territorium vertheidigen noch internationale Politik auf eigene Faust treiben. Oft genug ist chinesisches Gut und sind chinesische Verhältnisse Gegenstand von Abkommen anderer Mächte gewesen. Wollte man also jetzt sagen: Ueber Kiautschou kann nur mit China, nicht mit Deutschland verhandelt werden, so ist solche Aeußerung entweder unüberlegt oder nur Vorwand für andere Absichten. Das Abkommen Deutschlands mit einer anderen Macht dürfte natürlich den Pachtvertrag zwischen Deutschland und China nicht verletzen. Dieser Vertrag enthält unter anderen die Bestimmung, daß Deutschland sein Pachtgebiet nicht an eine andere Macht verpachten oder vermiethen darf. Die Auffassung des Botschafters Kurino, die ja sicher die der japanischen Regirung ist, beweist, wie sich die Lage in Ostasien verändert hat; vor ein paar Jahren hätte man noch nicht so rückhaltlos über Kiautschou geredet. Es war wohl nicht Zufall, daß um die selbe Zeit der Bericht veröffentlicht wurde, worin der französische Konsul in Hongkong mit Bitterkeit hervorhebt, wie tolerant die Engländer seien: sie lassen sich in Ostasien den deutschen Kaufmann über den Kopf wachsen und denken doch nicht daran, den englischen Handel besonders zu schützen; in Kiautschou sei es anders: da benachtheilige man die anderen Nationen zu Gunsten der Deutschen. Diese Angabe entspricht, wie ich schon sagte, nicht den Thatsachen. Auch in japanischen Zeitungen findet man jetzt oft Hinweise auf Kiautschou; vielfach werden die deutschen Leistungen darin anerkannt. Offenbar ist Kiautschou Gegenstand lebhaften Interesses; schwerlich eines akademischen. Daneben wird die gemeinsame Jagd auf Deutschland zum Gegenstand von Karikaturen gemacht;

der Gedanke, die Einkreisung damit zu enden, daß man den Gejagten stellt, ist in Japan volksthümlich. Ein japanischer Abgeordneter hat neulich gesagt, der deutsche Imperialismus (Du lieber Himmel!) sei der Feind Asiens und gegen ihn müsse deshalb außer England auch Frankreich auftreten; die Drei müßten die deutsche Ausbreitung in China hindern. Solche Worte, deren viele anzuführen wären, soll man sich merken; besonders solltens die weisen Männer, die fröhlich in die Welt hinausposaunen, das japanisch-französische Einvernehmen sei für Deutschland gar nicht unangenehm, wahrscheinlich sogar ein erfreuliches Ereigniß. Man hat dieses Einvernehmen einen Garantievertrag genannt. Japan garantirt Frankreich seinen indochinesischen Besitz; dafür wird ihm der chinesische Geldmarkt geöffnet und es erhält vielleicht wirthschaftliche Erleichterungen für Indochina, die aber, nach dem Stande der dortigen Verhältnisse, nicht sehr beträchtlich sein können, wenn Frankreich nicht völlig gegen seinen eigenen Vortheil wirthschaften will. Der französische Geldmarkt ist nun Japan schon im vergangenen Winter geöffnet worden. Was also wird Japan, was Frankreich „garantirt"? Der Enthusiasmus der Franzosen wäre nicht ganz verständlich, wenn nicht die allgemeinen politischen Verhältnisse ihn erklärten. Frankreich hatte schon bisher in seinem Verhältniß zu dem Japan verbündeten Britenreich die stärkste Garantie für sein Indochina. England mußte und muß, um Frankreich an sich zu fesseln, Alles thun, um dessen ostasiatischen Besitz zu sichern. Das konnten die Franzosen, wenn sie die europäische und die asiatische Politik Englands, als der selben Quelle entspringend, vor Augen hatten, sich wohl ohne besondere Verträge und Einvernehmen sagen. Aber sie waren durch ein Schreiben des Generals Kodama nervös geworden, der damals Gouverneur von Formosa, später Generalstabschef des Feldmarschalls Oyama war. Dieser Brief war Jahre lang vor dem russisch-japanischen Krieg geschrieben und empfahl, nach der Niederwerfung Rußlands das französische Indochina zu erobern. Kodama wies im Einzelnen nach, daß es Frankreich unmöglich sein werde, das Gebiet zu vertheidigen oder durch Hilfskräfte aus Europa zu entsetzen. Veröffentlicht wurden diese Dinge während des Krieges; und die Franzosen fingen sofort an, in ziemlich kopfloser Weise für die Vertheidigung zu sorgen. Sie schickten ein paar Kreuzer und Unterseeboote hinaus, thaten Etwas für die Befestigungen, wußten aber selbst, daß es nicht helfen könne. Es ist kein Wunder, daß sich die Dinge etwas anders entwickelt haben, als General Kodama (ich glaube, es war 1902) annahm. Kodama sah das englische Bündniß nicht voraus, also auch nicht die ungeheuren Veränderungen der Weltlage, die daraus hervorgingen, weder die unmittelbar nach dem Krieg in schnellem Tempo wachsende Spannung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten noch die (jedem japanischen Patrioten unglaubliche) Thatsache, daß Rußland keine Kriegsentschädigung zahlen werde. Seit

der Erweiterung des Bündnisses mit England denkt wohl kein Japaner mehr an Indochina als an das nächste Angriffsziel. Wenn die französische Regirung dennoch meint, durch den Garantievertrag eine größere Sicherheit zu erreichen, so ist Das ihre Sache. Für uns ist der Vertrag auch insofern ungünstig, als man die früher für Indochina ausgeworfenen Summen künftig für die heimische Wehrkraft verwenden wird. Bedauerlich ist die Sache auch für die Schwärmer von deutsch-französischer Verständigung; die in Deutschland lebenden bewiesen mit flammenden Worten, in Ostasien müßten die beiden Staaten Schulter an Schulter gegen die Mongolen stehen. Daraus ist nun nichts geworden; nicht nur den Mongolen, sondern auch Frankreich und England sehen wir uns im Fernen Osten gegenüber. Wirthschaftlich kann unsere Isolation in Ostasien wichtig werden. Noch sind ja die Dinge im Fluß; schon wird aber von der russischen Absicht gesprochen, die Festung Wladiwostok zu schleifen, und diese unbestätigte Nachricht ist als Symptom beachtenswerth. Rußlands Anschluß an die Gruppe England-Japan-Frankreich ist wahrscheinlich geworden.

Kiautschou hat für den ostasiatischen Handel Deutschlands nur geringe Bedeutung. Wirthschaftlich ist es eine Zukunfthoffnung, politisch eine Sorge, militärisch ein verlorener Posten. Manche Leute meinen, dem deutschen Handel könne es nur nützen, wenn wir das Gebiet an China zurückgäben. Damit kommen wir auf den vorhin angedeuteten Grund. Den Chinesen ist gerade die Provinz Schantung heilig und von der alten Kaiserin erzählt man, sie sehe eine Hauptaufgabe ihres Lebensrestes darin, Kiautschou wieder chinesisch zu machen. Vor dem russisch-japanischen Krieg soll die chinesische Regirung mit der deutschen über die Rückgabe Kiautschous zu unterhandeln begonnen haben. Diese Möglichkeit ist bekanntlich im Pachtvertrage vorgesehen; dort heißt es, wenn Deutschland einmal den Wunsch äußern sollte, die Kiautschoubucht vor Ablauf der Pachtzeit zurückzugeben, so verpflichte sich China, die von Deutschland für Kiautschou gemachten Aufwendungen zu ersetzen und ihm einen besser geeigneten Platz an der Küste zu gewähren. Damals wollte Deutschland für den Fall vorsorgen, daß die Wahl des Pachtgebietes sich als unvortheilhaft herausstelle, und sich für diesen Fall einen besseren Platz sichern. Aus anderen Gründen sich die Möglichkeit der Rückgabe offen zu halten: daran hat man wohl nicht gedacht; auch nicht gezweifelt, daß die Chinesen Kiautschou stets zurücknehmen würden. Es liegt eine recht bittere Ironie darin, daß jetzt die politischen Verhältnisse diese Klausel in ganz anderem Sinn aktuell werden lassen. Kurz vor dem Krieg hat China sich bereit erklärt, die Auslagen zurückzuerstatten, wie der Vertrag sagt, und zwar aus den Erträgen der Seezölle; auch soll es wichtige Eisenbahnkonzessionen, eine Kohlenstation und ein besonderes deutsches Settlement, in Shanghai und im (chinesischen) Kiautschou, in Aussicht gestellt haben. Wie es scheint, hat die deutsche Re-

girung damals keine Lust gehabt; jedenfalls sind die Verhandlungen nicht zum Abschluß gekommen. Die gänzlich und so sehr zu unseren Ungunsten veränderte Lage hat nun, darauf lassen mehrere Anzeichen schließen, die deutsche Regirung bewogen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Auch im Reichstag soll hinter verschlossenen Thüren die Kiautschoufrage erörtert worden sein.

Die Frage ist sehr ernst. Mit einem unendlichen Schwall von Worten ist die Pachtung früher uns mundgerecht gemacht worden und ein ähnlicher Schwall scheint uns jetzt Kiautschou wieder wegspülen zu sollen. Was ist zu thun? Geben wir Kiautschou auf, dann bekommen wir, auch wenn wir und die Chinesen wollen, in absehbarer Zeit dort keinen brauchbaren Küstenpunkt, keine Kohlenstation oder Aehnliches. Die anderen Mächte würden dagegen Front machen. Das sei Denen gesagt, die meinen, wenn die Chinesen sich nun einmal auf Kiautschou versteiften, solle man es ihnen nur ruhig gegen einen entsprechenden Ersatz geben. Nein: mit Kiautschou verlieren wir unser pied à terre in Ostasien. Verlieren wir damit etwas Wichtiges? Diese Frage läßt sich nicht mit zwei Worten beantworten; die politische Zukunft liegt ja im Dunkel. Wirthschaftlich verlieren wir eine Hoffnung, militärisch nichts Werthvolles. Freilich: Alles kann anders kommen, als man denkt, und es apodiktisch auszusprechen, hat seine Bedenken. Einen Grund, das Gebiet gerade jetzt aufzugeben, kann nur die folgende Erwägung liefern. Die Japaner, die Engländer oder Beide zusammen können es uns nehmen, wann sie wollen, und es an China zurückgeben (denn es zu behalten wäre unklug); dann würden wir natürlich keinen Pfennig herauskriegen, keine Konzessionen und keine offene Thür erhalten. Ist die Nachricht richtig, daß die chinesische Regirung sich jetzt in den Verhandlungen zurückhaltend zeigt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß sie schon mit solchen Möglichkeiten rechnet. Wer aber garantirt uns denn, daß wir unsere Auslagen zurückerhalten, daß uns versprochene Konzessionen, Eisenbahnbauten, Zollerleichterungen wirklich gewährt werden, wenn Kiautschou erst einmal abgegeben ist? Außer dem Versprechen, innerhalb einer bestimmten Frist eine bestimmte Summe zu erlegen, wird Deutschland nichts erhalten; es besitzt aber nach der Aufgabe von Kiautschou auch kein Mittel mehr, auf die chinesische Regirung zu drücken und die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen. Gerade dann würde sich der Mangel an politischen Freunden in empfindlichster Weise zeigen; wir würden ungeheuer an Gesicht verlieren, wie die Chinesen sagen, und nicht nur bei ihnen. Ob Das für uns heute noch ein Verlust wäre, mag Mancher bezweifeln; ich halte aber doch für sehr zweifelhaft, ob der Verlust an Gesicht kleiner ist, wenn wir ohne äußeren Zwang Kiautschou zurückgeben, als wenn wir diesen abwarten. Schließlich wird man nirgends, höchstens vielleicht in Deutschland selbst, glauben, daß wir aus Edelmuth oder nur, um uns größere Vortheile zu sichern, um moralische oder kul-

turelle Eroberungen zu machen, Kiautschou zurückgeben; überall wird man wissen, daß es nur geschieht, um nicht einmal der Drohung oder der Gewalt weichen zu müssen. Will man uns wirthschaftlich in Ostasien einschnüren, so wird man sich ja nicht mit Kiautschou begnügen und besonders Japan mit seinem immer mächtiger werdenden politischen Einfluß in China Alles daran setzen, um uns die Thür zu schließen und eben so wie unsere anderen Konkurrenten unser gesunkenes Prestige in Peking benutzen, um Deutschland auch vom Markt der Konzessionen zu verdrängen.

Ich habe von Kiautschou und seinen Vortheilen nie hoch gedacht; aber es jetzt, nur aus Besorgniß vor einer etwa eintretenden äußeren Nothwendigkeit, aufzugeben, scheint mir bedenklich. Danken wird uns Niemand dafür; und die jährlich geringer werdenden Kosten kommen nicht in Betracht. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika würden wir politisch keinen guten Streich spielen, wenn wir Kiautschou im Stich und sie mit ihren Philippinen allein ließen. Und gerade weil Jeder weiß, daß wir das Pachtgebiet nicht vertheidigen können und wollen, wäre die Wegnahme kaum eine Blamage. Gegen eine fremdenfeindliche chinesische Bewegung könnte man sich wohl einige Zeit halten. Steckt sich Japan dahinter, um uns so auszuräuchern, dann ist natürlich nichts zu machen. Noch scheint das Verhältniß der Deutschen zu den Schantungchinesen nicht schlecht zu sein. Will China uns aber nicht mehr, so wird die Regirung vielleicht nach beiden Mitteln greifen: fremdenfeindlicher Bewegung und japanischer Hilfe; scheinbar wider Willen, versteht sich. Der Chinese liebt den Japaner nicht, aber mehr als den Weißen. Werden wir zur Aufgabe des Pachtgebietes gezwungen, dann läßt sich daraus, wenn die Verhältnisse überhaupt günstig oder gestaltbar sind, eine politische und nationale Parole machen, deren Schwungkraft gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Betrachten wir deshalb die Kiautschoubucht ohne alle Hoffnungen, halten wir uns stets vor Augen, daß wir kein Mittel haben, weder politisch noch militärisch, sie zu schützen und uns zu erhalten, wenn eine der Mächte China, Japan oder England uns dort nicht mehr als Pächter sehen will. Es war ein Fehler, das Gebiet zu pachten; es aber aufzugeben, ohne sichere Vortheile dafür zu erhalten oder ohne direkt dazu gezwungen zu sein, wäre eben so unrichtig. Die freiwillige Aufgabe würde auch nach innen nicht günstig wirken: sie müßte Depression erzeugen, an der wir wahrhaftig genug haben. Die von außen aufgezwungene Nothwendigkeit dagegen würde eine Erbitterung schaffen, die man brauchen könnte. Allerdings nicht, um nach allzu lange schon gewohnter Art den Weltfrieden, internationale Civilisation und Kultur als das höchste aller Güter und als einziges „nationales“ Ziel zu preisen.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Der gesunde Menschenverstand.

Künstler und Banause: Das ist Pol und Gegenpol der menschlichen Gemeinschaft; Das ist der Ausdruck des Dualismus, zu dem sich bekennen muß, wer immer die Menschheit mit dem Maße kultureller Einheiten messen will.

Künstler ist, wer die Eindrücke der Welt genießend aufnimmt und in Genußwerthe umsetzt, einerlei, ob diese Genußwerthe in die Außenwelt projizirt werden (als Kunstwerke) oder ob sie als neuen Genuß heckende Momente die Vitalität der Imponderabilien steigern, die wir als Seele bezeichnen. Der Künstler lebt mit und in seinen Sinnen. Seine Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlswahrnehmungen sind der Inhalt seines Seins. Sein Schaffen (ob es nun mehr nach außen oder mehr nach innen wirken mag) ist seine Beobachtung, sein Denken die Kontrole seiner Beobachtung. Sein Verstand ist die ins Gehirn geleitete Vibration seiner Sinnesnerven. Die Bewußtheit des Künstlers ist also eine mittelbare. Sie resultirt aus der Umsetzung des von den Sinneserscheinungen bewirkten Genusses in die Registririnstinkte der kontrolirenden Vernunft.

Dem gegenüber ist die Bewußtheit des Banausen eine unmittelbare. Seine sinnlichen Beobachtungen wirken unter Außerachtlassung des Genußstadiums direkt in den Verstand. Sein Genießen ist erst eine Reproduktion der Denkfunktionen in das Triebleben. Seine Genußinstinkte stehen also in einem Abhängigkeitverhältniß zu seinem Denken und sind daher verkümmert. Der Banause ahnt diese Eigenschaft, und wenn er auch nicht weiß, daß sie es ist, die ihn so wesentlich vom Künstler unterscheidet, so weiß er doch, daß hier das Sprungbrett liegt, von dem aus er sich über das Thier hinausschwingen darf. Freilich: der Künstler funktionirt dem Thier viel ähnlicher als der Banause. Denn auch beim Thier ist die Vernunft von der Sinnlichkeit abhängig, nicht diese von jener. Der Unterschied ist aber folgender: der Genuß als Leitungdraht von der sinnlichen Wahrnehmung zur verstandesmäßigen Kontrole arbeitet innerhalb der einzelnen Thiergattungen ganz uniform und bewirkt daher bei gleichen äußeren Anlässen in ganz verschiedenen Thierindividuen ganz gleiche Gehirnvorstellungen und mithin ganz gleiche Entschließungen. Beim Künstler ist dagegen der von den Sinnesbeobachtungen ausgehende Genuß ein durchaus differenzirter, origineller, individueller und subjektiver. Daher fördert der gleiche äußere Vorgang bei verschiedenen Künstlerindividualitäten völlig verschiedene Schlüsse und Entschlüsse zu Tage. Die Wirkung einer bei oberflächlichem Hinsehen ähnlichen Nervenanlage ist also bei Thier und Künstler eine absolut unähnliche.

Viel mehr Aehnlichkeit mit der Reaktion des Thieres auf das äußere Geschehen weist dagegen die Wirkung auf, die die Vorgänge der Außenwelt auf die Vorstellungen und Entschlüsse des Banausen ausüben. Da bei ihm der Weg vom Sinneseindruck zur Ueberlegung die Station des Genießens nicht berührt und da das Genießen erst die individuelle Differenzirung ermöglicht (daß es beim Thier nicht differenzirt ist, ist eben das einzige Kriterium für die Minderwerthigkeit des Thieres gegenüber dem Menschen), funktionirt der Verstand des Banausen zunächst eben so uniform wie der des Thieres. Eine gewisse Differenzirung tritt erst ein, wenn sich die Vernunft dem Triebleben, das natürlich durch den Umweg, auf dem es erreicht wird, stark beeinträchtigt ist, verschwistert hat.

Die dunkle Erkenntniß dieses Zusammenhanges reizt nun den über keine

Genußhemmung stolpernden Verstand des Banausen, aus sich selbst im Gegensatz zu den individuellen Vorstellungen der Künstler eine Tugend herzuleiten und die Uniformität dieses Gattungwillens in einer Formel auszudrücken, in der kurz und programmatisch der Vorzug der unmittelbaren Banausenvernunft vor der Mittelbarkeit der Künstler-Reflexionen katechisirt wird. Die Formel heißt: Der gesunde Menschenverstand. Das Wort (Das sei gern zugegeben) ist mit gutem Bedacht gewählt. Gesund, Mensch, Verstand: drei Begriffe, in der That geeignet, in ihrer Zusammenstellung die zerknautschte Nichtigkeit der Banausität wie einen Luftballon zu blähen. Gesunder Menschenverstand! Kein banausischer Schmock konnte eine Phrase ersinnen, die die Phrasenbesessenheit des verschmockten Banausen phrasenhafter und verschmockter illustrirte.

Gesunder Menschenverstand! Nun ja: wie in der Journalistik der Unglücksfall bedauerlich, der Brand verherend, die Bezeichnung treffend, die Feier erhebend, die Ueberzeugung fest und die Ehrung wohlverdient ist, so ist eben der Menschenverstand gesund. Die Begabung des Journalisten ist die Begabung zum Epitheton. Gesunder Menschenverstand! Ward je einem nichtssagenden Wort ein nichtssagenderes Epitheton beigesellt? Der Banause als kompakte Masse ist Journalist κατ᾽ἐξοχήν und der Journalist als Einzelerscheinung ist der vollendetste Ausdruck des Banausenthumes.

Was liegt nicht schon Alles in dem Wörtchen „gesund“! Der ganze Max Nordau! Gesund: Das ist die Bezeichnung der Hilflosigkeit gegen Alles, was sich nicht registriren läßt, was anders ist, was sich nicht einfügt in das enge Netz des Gewohnten, was den Cirkel stört, der die Beschränktheit umschließt. Was man nicht dekliniren kann, sieht man als pathologisch an. Gesund: das Wort enthält den ganzen Bannfluch der Masse gegen den Einzelnen. Es zeichnet Den, der besonders ist, macht ihn zu einem Aussätzigen und Verworfenen. Eine thierische Angst, ein Hilferuf um Zusammenschluß, die erbärmliche Pöbelfeigheit, die blindlings mit Steinen schmeißt, alles Das liegt in der übertragenen Bedeutung dieser Vokabel. Alle demokratische Abgeschmacktheit kommt darin zum Ausdruck und zugleich die Abgeschmacktheit des Demokratismus überhaupt.

Was ist denn Das: gesund? Eine Definition wird sich immer nur negativ geben lassen. Im ursprünglichen Sinn bezeichnet es doch wohl nur die Abwesenheit von Eigenschaften, die die Einheit des Individuums stören. Einer, bei dem alle Organe und Sinne so funktioniren, daß die Persönlichkeit Herr über sich selbst bleibt, ist füglich gesund. Ein demagogisches Gleichnißkunststück aber erfindet kühn den Begriff vom gesunden Menschenverstand und will uns damit weismachen, gesund sein, bedeute für den Einzelnen die Abwesenheit von Eigenschaften, die ihn als nutzbringendes Glied des Gesammtorganismus entwerthen könnten. Hier macht sich also die Tendenz, die Persönlichkeit unter die Macht der Masse zu vergewaltigen, diese Tendenz des demokratischen Größenwahnes, in einer Vokabel Luft, hypnotisirt mit dieser Vokabel lange Generationen und zwingt den Künstler, auf dessen Kosten all die Mühe aufgewandt wird, sich mit Aufbietung leidenschaftlicher Kräfte gegen einen Wortwitz zur Wehr zu setzen.

Und dann der Menschenverstand. Warum Menschenverstand? Warum nicht einfach Verstand? Schmockchen weiß schon, warum. Indem der anthropocentrische Eigenwahn des Banausen gekitzelt wird, steigert sich ihm der Marktwerth seines Verstandes. Er wittert, daß er seine Ueberlegenheit gegenüber dem Thier betonen

muß, um seinem gesunden Verstand im Weltverkehr die nöthige Autorität zu sichern. Der Thierverstand läßt sich blindlings vom sinnlichen Trieb (und Das ist bei ihm der Erwerbstrieb zur Stillung der Begierden) leiten; der gesunde Menschenverstand aber rechnet, und was er ausrechnet, Das ist der materielle Nutzen, den er aus den Vorgängen der Umwelt für das Banausen-Individuum ziehen kann. Der gesunde Menschenverstand ist eine Handelsmarke, die ein um so werthvolleres Gut repräsentirt, je höher die Ziffer ist, in der sich ihre dem jeweiligen Organismus geleisteten Zweckdienste ausdrücken lassen.

Der gesunde Menschenverstand ist also eine Zweckmäßigkeit-Einrichtung. Sein Zweck ist, die materiellen, in Zahlenwerthen definirbaren Begierden zu steigern und aus ihrer höchstmöglichen Steigerung eine Ehrgeiz-Angelegenheit zu machen. Was außerhalb des zu berechnenden Nutzzweckes liegt, wird nicht mehr von der Handelsmarke geschützt. Daher liegt jede künstlerische Lebendigkeit, alles von der Vernunft nicht kontrolirte, unmittelbare Genießen jenseits vom gesunden Menschenverstand. Es ist zwecklos, entzieht sich dem solidarischen Interesse der banausischen Rechenkunst und ist daher verwerflich. Als Strafmittel gegen die selbstherrliche Außerachtlassung des von der Verstandeskonvention bedienten Nützlichkeitprinzips fungirt aber die Verweigerung der gemeinsamen Handelsschutzmarke, fungirt die Entziehung des Epithetons, das durch eine raffinirte Massenautosuggestion zum Wahrzeichen aller menschlichen Tugenden und Ehren, aller Einsicht und Größe aufgeblasen ist.

Das Banausenthum (und also die Menschheit fast in ihrer Gesammtheit) hat sich unter einer Formel geeinigt, die dadurch, daß sie den hochstaplerischen Zweckbegriff weihevoll umschließt, den zweckfremden Künstler auch formell der allgemeinen Verachtung preisgiebt und ihn von den Segnungen der von dieser Formel umzeichneten Wirksamkeit ausdrücklich ausschließt. Hier liegt der Werth des Wortes „gesunder Menschenverstand". Es beleuchtet das demokratische Prinzip, das Prinzip der Herrschaft des Majoritätwillens, in all seinem Glanz. Dem, der den Tanz um das Goldene Kalb einer Banausenschmockerei nicht mitmacht, bleibt das Gold des Kalbes, bleiben auch seine Koteletten versagt. Was das Phantom Zweck nicht als aller Weisheit letzten Schluß, nicht als Realität an sich anerkennt, wird des Prädikates entkleidet, an das sich Fürsten und Bauern, Gelehrte und Krämer angstvoll klammern, wie der Sonntagsreiter an die Mähne seiner Rosinante, wenn der Gaul Sprünge machen will.

Das Phantom Zweck ist der Vater des Phantoms Schuld; und zwar ist diese Lieblichkeit dem Schoß des gesunden Menschenverstandes entstiegen. Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlergehe und Du lange lebest auf Erden. Die Schuld wird ewig leben wie ihre würdigen Eltern und es wird ihr wohlergehen, so lange es noch Individuen geben wird, die gegen Zweck und gesunden Menschenverstand in böswilliger Eigenmächtigkeit remonstriren. Schuld und Strafe: auch sie sind Ausgeburten des gesunden Menschenverstandes, auch sie sind Zweckmäßigkeiten, die blindwüthige Banausität mit Kneifzangen aus dem schmierigen Leib ihrer Vokabelbesessenheit gehoben hat.

Der Schuld eng verschwistert ist die Gläubigkeit. Selbst sie, die doch ein Ausdruck der Religiosität, der subtilsten und persönlichsten Regungen der Menschlichkeit sein sollte, ist ein Substrat des gesunden Menschenverstandes, der es sich angelegen sein läßt, gerade da überall zu centralisiren, zu uniformiren und zu demokratisiren, wo seelische Qualitäten seine Zweckthätigkeit in Gefahr bringen könnten . . .

Die Suggestion des Wortes versagt bei Denen, die sie geschaffen haben, nur in einem Fall: in dem der Verliebtheit, dem einzigen Zustand, in dem der Banause die unmittelbare Wirkung der Sinneswahrnehmung auf das Triebleben verspürt; dem einzigen, wo so Etwas wie künstlerische Seelenhaftigkeit über ihn kommt. Der gesunde Menschenverstand macht aus der Verliebtheit keine Schuld; er belächelt sie nur. Denn er weiß: Das geht rasch vorüber und bedeutet nur eine partielle Entgleisung, die dem Gesammtorganismus keinen Schaden thun kann. Anders ists, wenn ein Banause eine Handlung begeht, die ihn vom Verstand gelöster triebhafter Neigungen allgemein verdächtig macht. Man bilde sich nicht ein, die Verfolgung sexueller Delikte, wie Kinderschändung, Vergewaltigung und ähnlicher, sei ein Akt, den die Gesammtheit zum Schutz der Persönlichkeit ausführt. Was der gesunde Menschenverstand hierbei als Schuld betrachtet, ist lediglich die Zweckwidrigkeit gegen den Gesammtnutzen. Daß es so ist, beweist die strafrechtliche Verfolgung der Päderastie, der Sodomie, der Kuppelei und so weiter. Alle diese Delikte erschweren die Kontrole Aller an Allem und sind deshalb undemokratisch, also verbrecherisch.

Die Schuld bei Eigenthumvergehen besteht dagegen nicht in der Verleugnung, sondern im Versagen des gesunden Menschenverstandes. Ein Banause, der stiehlt oder betrügt, ist ein schlechter Rechner. Er hat sein Risiko im Verhältniß zum Gesammtinteresse nicht richtig eingeschätzt. Der Zweck seiner That durchkreuzt den Nutzen der Allgemeinheit. Der gesunde Menschenverstand der Vielen erkennt darin eine Schuld und bestraft den gesunden Menschenverstand des Einzelnen.

Als der eigentliche Feind des gesunden Menschenverstandes ist aber der Künstler anzusehen. Der arbeitet bewußt gegen das Banausenthum, den Genußdilettantismus, der ihn mit einer lächerlichen Vokabel um jede Freude an seiner Produktion, um jeden Genuß am Leben und an der Welt zu bringen sucht. Noch lassen sich viele Künstler von dem trüben Glanz der Schmockphrase „gesunder Menschenverstand“ blenden. Noch ist vielen nicht klar geworden, daß diese Redensart eine niedrige, gemeine, banausische, kulturfeindliche, demokratische Falle ist, daß sie etwas Anderes bedeutet als klares Urtheil und gescheite Anschauung und daß es eine perfide Täuschung ist, diese Begriffe, wie es das Banausenthum mit Vorliebe thut, in seinen theuren gesunden Menschenverstand mit einzubeziehen. Die bewußte Emanzipation vom gesunden Menschenverstand ist die kulturellste Aufgabe der Künstlerschaft. Denn seine Ausrodung wird Denen, zu deren Ausrodung der ekle Vokabelfetisch bestimmt ist, doch nie gelingen.

München. Erich Mühsam.

Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren. Er ist freilich ein sehr bedeutender Mensch und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches (über Philosophie) geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte, immer am Besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe. (Goethe.)

Anatole France.*)

Anatole France hat ein langes, schmales Haupt, dessen Profil ein Wenig dem eines Pferdes gleicht. Um seine Augen liegen die Falten der Ermüdung. Verwegen jedoch muthet die „barbiche“ an, der Spitzbart, der eben so französisch das Kinn irgend eines Offenbachgendarmen zieren könnte. Den Schädel deckt eine leuchtende Mütze aus rother Seide, die Mütze eines Gelehrten oder eines Prälaten. Oft setzt er sich in grauem Schlafrock unter die Gemälde, die Marmorbilder, die bemalten Holzskulpturen seiner Bücherei. Dorthin entbietet er seine Jünger, die er mit der Weisheit eines großen Polyhistors aus den Tagen der Renaissance unterhält. Sein Haus steht in der Umgebung des Arc de Triomphe. Es ist das Heim eines verwöhnten Privatiers. Schon die Klingel verräth es: ein Stück altflorentinischer Bronze, ein Greifenkopf.

Anatole France ist am linken Ufer der Seine, Rue Malaquais 19, geboren worden. Er schreibt: „Ich bin Pariser an Leib und Seele; ich kenne alle Pflaster, verehre alle Steine von Paris.“ Das Kind sah den Louvre und die Tuilerien, das Palais Mazarin, das Land ruhmvoller Erinnerungen, den breiten Strom, das Gewimmel der alten Thürme. Sein Vater war der Buchhändler Noël Thibaut, der, am Quai Voltaire, Nummer 9, seinen Laden bestellte und seine bibliographischen Arbeiten mit dem Pseudonym France zeichnete. Er hatte unter Karl dem Zehnten gedient und huldigte ultramontanem Bürgerglauben; doch war er sanft und redselig wie alle Leute von Anjou. Die Mutter stand von einer „liebenswürdigen, ernsten Frömmigkeit“ nicht ab; sie war aus Brügge, war mystisch erregbaren Gemüthes und las religiöse Sagen. Im Livre de mon ami hat der Sohn ihrer gedacht. Träumerisch wurde er selbst, ein Stubenhocker, und plante, als sein Geist kaum flatterte, eine fünfzigbändige Geschichte Frankreichs. Man schickte ihn auf das College Stanislas, zu geistlichen Lehrern. Aber er wich ihnen aus und fand in Vergil und Sophokles verbotene Schönheiten. Darum waren die lateinischen Reden dieses Erben römischer Form nicht fehlerlos. Heftig zogen die griechischen Lyriker der Anthologie mit ihren verwirrenden Reizen ihn an.

Lange dauerte die stille Vorbereitung, die France im Pierre Nozière weiter schildert. Eine platonische Leidenschaft bemächtigte sich des jungen Menschen. Es gab da verzehrende Gefahren, deren Bewußtsein der Mann als Jean Servien geäußert hat. Dann trat er aus der Einsamkeit und fand Kameraden. Scheu ging er zu den lärmenden Sitzungen im Passage Choiseul, bei Lemerre, dem Verleger der Parnassier, die gegen Victor Hugo ergrimmt waren. Er schrieb etliche Sonette in der Gazette Rimée, zusammen mit Paul Verlaine, den er mit tiefer Rührung als Choulette im Roman Le lys rouge und in Gestas wieder erstehen ließ. „Vergoldete Verse“ hat er später seine eigenen Schulgedichte benannt, die dem Haupt der Sekte, Leconte de Lisle, mißfielen. Auch von politischem Zorn war er nicht frei. Durch eine Ode, in der das Vaterland von Augustus, dem „Mörder“, seine

*) Bruchstück aus einem Essay, den Herr Paul Wiegler dem von ihm klug und geschmackvoll übersetzten Roman „Die Bratküche zur Königin Pedauque“ von France vorangesetzt hat. Das feine Buch, das der glitzernde Geist des Voltaireschülers schuf, wird im Verlag von R. Piper & Co. in München nächstens erscheinen.

Söhne zurückbegehrte, veranlaßte er den raschen Untergang der Zeitschrift; die Polizei hatte Napoleon den Kleinen unter der Toga entdeckt. In einem anderen Blättchen schrieb France über Theater und Literatur, schrieb auch gemeinsam mit Ricard einen „Kammerdiener der Frau Herzogin", den man hervorgekramt hat, als die Schränke des Odéon gelüftet wurden.

Ein paar Jahre gehen hin, in denen er als Lektor und Beamter seinen Unterhalt erwarb: als Lektor der Firma Lemerre, die ihn für den Verdruß eines Prüfers von Manuskripten schlecht entlohnte, und als Beamter in der Senatsbibliothek, die sich hinter ihm wieder schloß, weil er sich mit der Hoheit des Unterbibliothekars Leconte de Lisle von Neuem zerzankte. Aber 1881 schuf er seinen Roman Le Crime de Sylvestre Bonnard, Membre de l'Institut, die traurige Geschichte eines Gelehrten, dessen Welt die Worte sind und der von der Zeit nichts weiß. Der ganze Anatole France ist dort. In Zukunft vermag er nur das Aeußere seiner spöttischen Scholastik zu wechseln.

Er ist ein Buchmagazin wie die offenen, heiteren Läden der Seinequais; ist keine Quelle, sondern ein Gefäß der Tradition. In diesem Sinn fühlt er sich als einen Klassiker und sagt, er lerne von Petronius mehr als von einem Zeitgenossen wie Mendès. Er war wie geschaffen zum Mitgliede der Akademie, die ihn sich holte, als Lesseps geschieden war, und die vergaß, daß er sie das Bureau der Eitelkeiten genannt hatte. Auch zu den Symbolisten hatte er Beziehungen. Die trauten ihm aber nicht recht und Einer von ihnen, Remy de Gourmont, hieß ihn sogar einen Neidhart. Manches Jahr ist er Kritiker des Temps gewesen. Die vier Bände der Vie littéraire zählen, trotz Petronius, zum Werthvollsten ihrer Art. Er hat seine Doktrin, die subjektive, in einem Artikel über Lemaître dargelegt, der Gleiches mit mehr Fröhlichkeit übte. „Es giebt", sagte Anatole France da, „objektive Kritik so wenig wie objektive Kunst; und Alle, die sich schmeicheln, in ihrem Werk etwas Anderes denn sie selbst zu sein, werden von der trügerischsten Philosophie genarrt. In Wahrheit kommt man nie über sich selbst hinaus. Das ist mit unser größtes Elend. Was gäben wir wohl, um eine Minute Himmel und Erde mit dem Facettenauge einer Fliege zu sehen oder die Natur mit dem rohen, einfachen Hirn eines Orang-Utang zu erfassen? Doch Das ist uns verwehrt. In unsere Person sind wir wie in ein ewiges Gefängniß begraben. Das Beste scheint mir, diesen grauenhaften Zustand guten Willens anzuerkennen und einzuräumen, daß wir von uns selbst sprechen, so oft wir nicht die Kraft haben, zu schweigen." Er machte Brunetière dadurch stutzig, daß er von einer rothbemalten Arche Noah, einem Spielzeug seiner Kindheit, plauderte, wenn er den zweiten Band der Geschichte des Volkes Israel behandeln sollte. „Ich hoffe, daß, wenn ich von mir spreche, Jeder an sich denkt"; und: „Ein guter Kritiker ist, wer inmitten der Meisterwerke die Abenteuer seiner Seele erzählt": Das sind seine Maximen. Nicht nur die Jungen waren ihm Vorwand, „Gelegenheit"; auch Kadmos, der semitische Ahnherr, Horaz und Shakespeare.

Groß ist sein Vorrath an Doppelgängern. Er hat Züge seines Bonnard, seines Abbé Coignard, seines guten Bergeret, den die ungetreue Gattin durch ihre Kleiderpuppe aus Weidengeflecht in der Gedankenwerkstatt aufstört, Züge seines sokratischen Doktors Trublet und seines Alterthumsforschers Langelier. Im Lys rouge bringt er sich gar mehrfach an, als Schriftsteller Paul Vence und als den

Bildhauer Dechartre, der kein richtiger Bildhauer ist. Ohne Reue wiederholt er sich. Die Bündel seiner Ideen sind ihm Alles, die Kunst ist ihm weniger. Daß er die Möglichkeit dramatischer Gestaltung nicht besitzt, ward mehr als einmal klar.

Anverwandt ist er einer weit größeren Gestalt aus dem neueren Frankreich: dem mit deutscher Metaphysik belasteten Professor der orientalischen Sprachen Ernest Renan. Von ihm hat France die milde philosophisch-theologische Lästerung. Wenn Renan im Akropolisgebet die „toten Götter" abgeschworen und seinen geheimsten Schmerz hingeströmt hat, so entlieh der Schüler für sein Buch Sur la Pierre Blanche ein Motto des Philopatris, des byzantinischen Schriftstellers, dessen Dialog einst als ein Dialog des Lukian galt: „Du scheinst auf dem weißen Stein geschlafen zu haben unter dem Volk der Träumer." Und dieser weiße Stein ist die Grenze von Licht und Finsterniß, von Leben und Tod, ist der ewige Sitz, an dem Religionen und Gedanken der Menschheit vorüberrauschen, hinaus in das Nichts. Selbst auf das Fachgebiet des Renanismus ist Anatole France gefolgt. Wie der Geschichtschreiber der Apostelzeit konfrontirt er das Heidenthum mit dem Christenthum, den dumpfen Glauben mit der lächelnden Ungläubigkeit. Es reizt ihn, ahnen zu lassen, wie klein die Gegenstände scheinen, um die der Kampf der Jahrhunderte wüthete. Sein „Prokurator von Judaea" ist in der „Zukunft" veröffentlicht worden. Eine andere Novelle beschäftigt sich mit Paulus, dem krummen, triefäugigen jüdischen Teppichweber, und dem Prokonsul von Achaia, Gallion, der ihn von seinem Tribunal fortwies. Unwillig zuckt Gallion die Achseln über den Synagogenstreit dieser Sabbathjuden, die alle Völker verdammen, und kehrt zu seinen römischen und griechischen Genossen, zu den Marmorbänken, zu Venus und dem Faun und der erwarteten Weltherrschaft des Herkules zurück. Auch mit Goethes adeligem Gedicht hat der Autor der Noces Corinthiennes, der nur den Phlegon benutzte, einen Wettbewerb versucht. Daphne heißt die Braut von Korinth, Hippias der Geliebte, den Feuer mit ihr verzehrt, und Kallista die harte Christin, die sich und die Ihren der Vernichtung weiht.

In einer Richtung ist Anatole France, da er das Mittelalter kennt und liebt, über Renan weggeschritten: in seinem Verhalten zur späteren christlichen Legende. Aber er preist die Heiligen um ihrer Auflehnung und um der Sinnenlust willen, die sie trieb. „Refaire le rêve des âges de la foi" ist sein Wunsch. So erzählte er die Schicksale der frommen Sünder und Sünderinnen, der Demüthigen, der Verachteten. Die Frau aus Magdala streift er in der Novelle „Laeta Acilia". Eins seiner schönsten Bücher hat er der Thaïs gewidmet, die von der deutschen Aebtissin Hroswitha in ihrer dramatischen Moralität „Paphnutius" und von dem französischen Humoristen Gabriel Ranquet 1611 in dem kleinen Roman L'Exil de la volupté verherrlicht worden ist. Als Jüngling schon hatte France geschrieben: „En ce temps là vivait une femme au pays des Egyptiens, belle, et qu'on nommait Thaïs". Und 1890 erschien in Prosa seine heilig-unheilige Phantasie, die Maurice Barrès die Deutlichkeit der Vision bestaunen ließ und an Egyptens Skarabäen mahnte: „In die alten, seltsamen Formen dieses Tod duftenden Landes hat er einen der Träume gefügt, in denen er die Kunst, das Weib und den Genuß köstlich verbindet. Seine zarte Thaïs! Ai-je besoin de donner en passant un baiser à cette prostituée?" Der Paphnuce der also umschwärmten Dichtung, der die alexandinische Tragoedin Thaïs vom Philosophenmahl des Lucius Cotta in ein Weiberkloster führt,

ist der Simon Stylites der Heiligenbücher. Er lebt in Häßlichkeit, indeß die Dämonen, die Schakale der Gier, seine Hütte bevölkern, und sinkt in Häßlichkeit über den Leichnam der Thaïs, von der er ein ganzes Leben lang geträumt hat, ein Leben, das er einem Irrthum opferte. Das Alles trägt der Poet voll Einfalt vor, gemäß seinem Spruch aus den Noces Corinthiennes: „C'eût été manquer du sens de l'harmonie que de traiter sans piété ce qui est pieux."

Hier redet der France, der im Livre de mon ami dabei verweilt, wie er als Kind dem Beispiel eben jenes Simon Stylites, des Sankt Nikolaus von Patras, des seligen Labrus habe gehorchen wollen. Jedoch es hat sich ihm nicht minder die Ueberraschung eingeprägt, die ihm widerfuhr, als sein Vater ihn für diesen zu lebhaften Eifer strafte. Diese Ueberraschung ist bedeutsam. Sie hat ihn auf Voltaires Pfade geschickt. Mehr Haß empfindet er gegen die Kirche als in seinem Herzen der abtrünnige Priester von Tréguier. Er haßt den Jehova, der die geflügelte Schlange des Paradieses, die Söhne des Kain und die orphischen Philister überwand. Er wird ein boshafter Rationalist des achtzehnten Jahrhunderts und seine atheistische Thierfabel von Riquet, dem Hunde des Bergeret, verhöhnt den dürftigen Gottesbegriff der Menschheit. Spottend nennt France die Vorstellung von der sittlichen Macht der Religion ein ungeprüftes Trägheiturtheil, so dreist wie jener Theaterbesucher, der, auf die Gewohnheit pochend, zwanzig Jahre dem Billetkontroleur der Comédie nur hinwarf: „Der verstorbene Scribe": und vermöge dieses Namens sich freien Eintritt erschlich. Vom Cynismus steigt France zur feinsten Skepsis wieder auf. Flüchtiges Gekritzel auf einer Kalkmauer sind die Erlebnisse der Menschen, wie die „grafitti", die Sudeleien, wodurch die Gassenjungen Bergerets eheliches Ungemach verkünden. Die Historie ist Ballast. Die Weltchronik, die für den Prinzen Zemire zwölf Kamele anschleppten, wird in den einzigen Satz zusammengedrängt: „Sie wurden geboren, duldeten und starben." Alles Uebrige ist Illusion: „Toute époque est banale pour ceux qui y vivent."

Illusion ist die Unsterblichkeit, von der als ihrem Recht Frau Péchin, die Patientin des Doktors Formerol, die Tomaten kauft, nicht lassen will. Illusion ist der Gärtner Putois, eine unwirkliche Person, die Bergerets Mutter zuerst fingirt hat, um gegen die Einladungen einer Großtante häusliche Arbeiten vorzuschützen. Die Lüge wird fortgelogen, Putois wird ein Taugenichts und ein Scheusal, er wächst zum Mythos, der die Völker schreckt und dem sie Altäre errichten. Illusion ist die Friedlichkeit der Natur, die uns die Blüthe nicht vor dem Tode wie den Insekten, sondern zu Beginn schenkt. Illusion ist der Wille, den wir nur voraussetzen, weil die mechanistischen Ursachen des Handelns sich uns entziehen. „Gewiß", sagt der Doktor Trublet in der Histoire comique bei der Bestattung des schlechten Komoedianten Chevalier, der aus Liebesgram Selbstmord begangen hat, „sind die moralischen Ideen dumm. Doch da wir dumme Thiere sind, passen sie wohl für uns. Man vergißt Das immer. Es sind dumme, erhabene, heilsame Ideen. Die Menschen haben gefühlt, daß sie ohne Ideen Alle toll werden müßten. Sie hatten nur zwischen Dummheit und Raserei die Wahl." Illusion ist die Wahrheit. Blaue, rothe, grüne, gelbe Wahrheiten drehen sich auf ihrem Lichtrad, das in einer Parabel den Heiligen Messer Giovanni in der Nacht vor seinem Flammentod umgaukelt; nirgends ist sie weiß, nur durch die Vermischung der schwingenden Farben. Unrein ist sie, löslich und verweslich wie alles Lebendige.

Geister von der skeptischen Bodenlosigkeit des „Sophisten“ Anatole France sind stets gefährdet. Selbst die wenigen Literaten, die nicht aus seiner Kritikerzeit ihm grollten, deuteten an, daß er sie betrübe. Vor zwölf Jahren äußerte Bernard Lazare: „Er hat die Seele jener Griechen der Decadence geerbt, die die Wahrheit zu putzen, die Lüge zu schminken und von Beiden zu leben wußten. Im Schriftthum spielt er die Rolle eines Sängers aus der Sistina; von ihm hat er die reine Stimme und die Unentschlossenheit. Ohne Mißvergnügen lauscht man ihm; doch flößt er mehr Interesse ein als Bewunderung.“ Und Barrès, der Neo-Dilettant, huldigte ihm 1893 als dem weisesten und am Wenigsten weisen Zeitgenossen, der sehr tief sei und sehr frivol, ein Verderber und ein Erzieher. Doch leicht wog der Argwohn, bis France von sich aus die Gefahr eingestand. Bis er, der „spaßende Benediktiner“ von gestern, rief: „Glaubt mir, der ich sie anbete, der ich lange Zeit ohne Vorbehalt mich ihnen hingab: die Bücher töten uns.“ „Staubnester“ waren sie ihm plötzlich, „denen, sobald man sie aufschlägt, gleich Motten der Zweifel und die Unruhe entfliegen.“ Er focht gegen die „Ataraxie“, die im Garten Epikurs ihm behagte.

Er gelangte etwa zu der „natürlichen Religion“, die Renans erste Form war, zu einem humanitären Optimismus, der die Ironie abschwört. Er hat die Utopie nicht vermieden, die stets nur von dünnblütigen Naturen angebaut wird, und ist in das Jahr 2270, in einen sozialistischen Staat gewandert. Nicht viel hatte er mehr zu bieten, da Sublimität sich rasch erschöpft. „Vieux bouquiniste“ schimpften ihn die Feinde des Kapitäns Dreyfus; höflicher hatte einst ihr Haupt Lemaître seine Schwäche beurtheilt, indem er sich auf die Künstlichkeit der japanischen Landschaft bezog: „Für Anatole France spiegeln die Dinge sich dreimal wieder; außer daß sie in einander sich spiegeln, spiegeln sie sich in den Büchern, ehe sein Geist sie fängt.“ Die Schlachten um Dreyfus mußten seine Individualität und deren Werthung schädigen; denn er war zu sehr Verneiner, um mit Jaurès und Pressensé von den Tribünen herab bejahen zu können. Mit einer Erinnerung an Renan spricht noch Bergeret von der souverainen Wissenschaft, vom Gedanken, der nicht auf den Marktplätzen proklamirt werde; und der Abbé Coignard dürfte nicht gänzlich sterben, der gegen die scharfe Trennung von Mensch und Gorilla stritt. Unwesentlich ist, daß der Akademiker France schrieb, Zolas Monument sei ein Haufe Unraths und es wäre besser, wenn er nicht geboren worden wäre; während dem Dreyfusard France der selbe Romancier dann „ein glühender Idealist“, das „menschliche Gewissen“ war. Unwesentlich ist ferner, daß er einem Obersten von Rouen beipflichtete, der gegen Hermants antimilitaristischen Offizierroman mit Verbrennung der Exemplare und mit Gefängniß für die Soldaten wüthete. Aber man hatte auch seine Einleitung zu den Reden von Combes nicht zu überschätzen. Und gut wird es sein, wenn man Zweierlei als die Ernte der politischen Jahre betrachtet: die satirischen Typen des Präfekten Worms-Clavelin und des römischen Klerus aus der Histoire Contemporaine und die schlichte Novelle vom Grünkramhändler Crainquebille, zu der France seine französischsten Gaben gesammelt hat: die Dialektik und die Stimmung der Halbtrauer, die volle, ungeistige Trauer nicht ist.

Für die „Rôtisserie de la Reine Pedauque“ wurde im deutschen Text eine gelinde alterthümliche Färbung angestrebt. Das Werk stammt aus dem Jahr 1893.

Paul Wiegler.

Selbstanzeigen.

Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophirens. Wien, Josef Lenobel.

Die Schrift handelt vom Philosophiren Spinozas, nicht von dessen Philosophie. Philosophiren heißt: erleben, dann erst und in zweiter Linie: begrifflich formen. Ich habe versucht, das philosophische Erlebniß, das dem spinozischen System zu Grunde liegt, psychologisch klarzulegen und kulturhistorisch zu interpretiren. Zu zeigen war, daß der sogenannte Pantheismus Spinozas, weit entfernt, auf äußere Impressionen zurückzugehen, durchaus nur Expression inneren Geschehens, daß sein Ausgangspunkt nicht in der Natur, sondern im Denken zu suchen sei. Die nähere Ausführung dieser Auffassung erforderte nach einer kurzen, allgemein psychologischen Einleitung eine kulturhistorische Darlegung, in der das Verhältniß Spinozas zur scholastischen Philosophie in neuartiger Weise beleuchtet wurde. Ich versuchte, darzuthun, daß die Scholastik trotz der von ihr geleisteten Rationalisirung des religiösen Erlebens niemals zum philosophischen Bewußtsein ihrer eigenen Ziele gelangen konnte, daß es vielmehr eines ihrer Art völlig entgegengesetzten Erlebens bedurfte, um die in ihr vorhandenen Motive zu bewußter Gestaltung zu bringen. (Streifblick auf das durchaus analoge Verhältniß des Artisten Plato zu der dialektischen Kultur des sokratischen Kreises.) Vermochte ich mit Nietzsche diese allmähliche Rationalisirung des religiösen Erlebens nicht anders denn als Folgeerscheinung einer unbewußten Degeneration der Instinkte im mittelalterlichen Menschen zu deuten, so erschien mir die spinozistische Apotheose des Logischen gegenüber dem Thatsächlichen als ein Vorgang, der nur durch das Vorwalten einer ausgesprochenen Instinktnatur verständlich sei, dessen Erklärung also nur aus dem Gegensatz der Persönlichkeit des Philosophen zu den ihm aufgedrungenen scholastischen Bildungelementen gegeben werden könne. Die Schrift versucht, die prinzipielle Bedeutung dieses Gegensatzes an dem thatsächlich gegebenen Einzelfall als typischen Widerstreit zwischen Erkennen und Sein überhaupt zu demonstriren, wobei die verschiedenen Formen des philosophischen Erlebens als die möglichen Ausgleichsversuche zwischen diesen beiden Polen aller Entwickelung gezeigt werden. Der letzte Theil meiner Schrift ist dem Bemühen gewidmet, die skizzirte Auffassung durch eine Interpretation eines vielumstrittenen Grundbegriffes der spinozischen Philosophie, des Begriffes der „adäquaten Idee", zu stützen.

Lundenburg. Professor Dr. M. E. Gans.

Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen. Mit dem Bildniß Wereschtschagins nach einer Büste von Reinhold Felderhoff. Berlin, Verlag von Karl Curtius. 1907.

Im Gegensatz zu den Enthüllungen und Uebertreibungen, in denen ein großer Theil unserer Literatur über das Zarenreich schwelgt, will dies Buch mit persönlichen Eindrücken und Erfahrungen Beiträge zur Kenntniß der russischen Volksseele liefern, wie sie sich in jüngster Zeit auf dem Gebiet der sozialen und politischen Kämpfe, der literarischen und künstlerischen Entwickelung offenbart hat. Wir sind in Westeuropa von dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges eben so sehr wie vom Verlauf der revolutionären Bewegung im Bereich der sarmatischen Ebene über-

rascht worden. Ich kenne Rußland, habe es nach allen Richtungen, bis zur Küste des Stillen Ozeans, bereist und durfte in meinem Buch „Auf der sibirischen Bahn nach China“ den baldigen Ausbruch der Feindsäligkeiten zum Mindesten für sehr wahrscheinlich halten, während offiziell das Gegentheil behauptet wurde. Diese Stimmung klingt in dem neuen Buch bei der Betrachtung des russischen Mushiks, der Zustände im Fernen Osten und der russischen Flotte weiter; die „Weißen Nächte“ Petersburgs dienen als Motiv. Das Leben und Wirken des Komponisten Tschaikowskij zeigt sich als eben so interessantes wie räthselhaftes Problem, das psychologisch noch lange nicht erschöpft ist, während die Freundschaft mit Wereschtschagin mich in die Lage versetzte, diesem originellen Charakterkopf eine scharfe Beleuchtung auch als Mensch zu Theil werden zu lassen. Das moskauer Künstlerische Theater, dessen Leistungen in Berlin so viel Aufsehen machten, Maxim Gorkij, Anton Tschechow und Leonid Andrejew treten aus den Bestrebungen der jüngsten Generation hervor. Anton Rubinstein und Iwan Turgenjew werden in ganz persönlich gehaltenen Situationen geschildert. Von den früheren Literaturgrößen kommen Wassili Shukowskij, der Erzieher Alexanders des Zweiten, und D. W. Grigorowitsch, der Begründer der russischen Dorfgeschichte, zu ihrem Recht. Daneben findet man Eindrücke aus Petersburg, aus der Krim und dem Kaukasus. Die Charakteristik des Zaren Nikolaus des Zweiten berührt den eigentlichen tragischen Punkt in der neusten Entwickelung Rußlands, die einen Peter den Großen oder eine Katharina verlangte und das Gegentheil von diesen Kraftnaturen auf dem Thron sah. Die humoristisch gehaltene Einleitung, die zwei volksthümliche Figuren aus dem klassischen Roman „Tarantaß“ des Grafen Sollogub wieder aufleben läßt, weist auf die Schwankungen und Gegensätze hin, die unserem östlichen Nachbarreich bis zum Beginn geordneter Zustände vermuthlich noch längere Zeit beschieden sein dürften.

Eugen Zabel.

Dein Buch. Leipzig, Verlag von Kurt Wigand.

„Ich weiß jetzt, daß es Menschen giebt, die nie in der Wirklichkeit sich zurecht finden, deren Leben eine Jagd nach Unerreichbarem ist, deren einziges Streben nach unendlichen Weiten geht, in denen sie sich verlieren können. Eine Sehnsucht ist es, die solcher Menschen Seelen kraftlos herumirren läßt; und diese Sehnsucht schweigt erst, wenn die Seele wieder in ihre Heimath Einzug gehalten hat . . .“ Das ist das Endergebniß der Frau, deren traumhaftes Suchen nach Glück ich in „Dein Buch“ schildern wollte. Die Männer glauben, Frauenseelen zu kennen, und meist sind sie es, die sich an die Schilderung komplizirter Frauencharaktere wagen. Aber sie sehen nur das Komplizirte und finden da, wo für sie das Räthsel anfängt, pathologische Momente. Die Frau kann weiter fühlen. Ist es doch immer ein Stück ihres eigenen Ich, das sie in einer anderen Frauenseele wiederfindet. Ich habe den Versuch gewagt, den geheimsten Regungen einer solchen komplizirten Frauenseele, die man so gern mit dem Ausdruck „übersensibel“ abthut, nachzuspüren, habe versucht, dieses Menschenkind so, wie es an mir vorübergegangen ist, in seiner „komplizirten Einfachheit“ zu schildern. Und ich wollte damit einen Typus zeichnen, der in so mancher Frau schlummert und den wir nur nicht zu erkennen in der Lage sind, da der graue Alltag und das eiserne Muß ihn nicht zum Bewußtsein seiner selbst kommen läßt. „Dein Buch“ soll ein Versuch sein; ob er mir gelungen ist?

Grunewald. Orla Holm.

Der Zinsfuß.

Daß Johannes Miquel die Wandlung unserer Zinsenverhältnisse nicht mehr erlebt hat, ist schade. Was hätte dieser Finanzminister, der einst die Aera des dreiprozentigen Zinsfußes eröffnete, wohl zu der Schaffung eines $4^1/_2$ prozentigen Pfandbrieftypus gesagt? Das Deutsche Reich, entfernt sich trotz seiner großartig entwickelten Wirthschaft, immer weiter von Miquels Zinsfuß; und nun hat sogar eine deutsche Hypothekenbank für nöthig gehalten, $4^1/_2$ prozentige Obligationen auszugeben. Daß dieser Vorgang besprochen werden mußte, ist klar; ob der große Aufwand von ira und studium, den wir hinnehmen mußten, wirklich zu rechtfertigen ist, wird erst durch die Nachwirkung der Emission erwiesen werden. Da die im Umlauf befindlichen Pfandbriefe deutscher Institute seit Jahr und Tag erhebliche Kurseinbußen gebracht haben (man beziffert die Differenz mit 300 Millionen Mark auf nominal 9 Milliarden Obligationen gewiß nicht zu niedrig), ist die Furcht begreiflich, nach der Einführung höher verzinslicher Papiere könne das Kursniveau der $3^1/_2$- und 4 prozentigen Effekten noch niedriger werden. Der Betrag von 10 Millionen Mark, um den es sich bei der Deutschen Hypothekenbank handelt, giebt zu ernsten Befürchtungen, die bei einer größeren Emission berechtigt wären, freilich noch keinen starken Grund. Wie sich die Pfandbriefinstitute zu der Neuerung stellen werden, weiß man noch nicht. Sie haben die Frage, ob sie der Deutschen Hypothekenbank folgen werden, ziemlich diplomatisch beantwortet; mit Recht: die Entscheidung hängt ja zunächst von der Entwickelung der Geldverhältnisse ab. Eine Hypothek, die heute $4^1/_2$ Prozent bringt, würde, selbst bei einer Abschlußprovision von 1 bis 2 Prozent, keinen Gewinn ergeben, da die Vergütung nur einmal gewährt wird und die übrigen Jahre, in denen die Hypothek stehen bleibt, keine Zinsenüberschüsse brächten. Heute sind in Berlin Erste Hypotheken, die zur Anlage von Institutsgeldern geeignet sind, zum Satz von $4^3/_4$ bis $4^7/_8$ Prozent zu finden. Allerdings wird es sich da fürs Erste wohl nur um vereinzelte Objekte handeln; auch der Darlehennehmer will natürlich die Gestaltung der Geldverhältnisse abwarten, ehe er mit hohen Zinsen seinen Boden noch mehr belastet. Ich wies neulich schon darauf hin, daß eine Erhöhung der vom deutschen Grundbesitz jährlich aufzubringenden Hypothekenzinsen um ein halbes Prozent einen Mehraufwand von 200 Millionen Mark pro Jahr erfordern würde. Eine Aenderung des Zinsfußes im Immobiliargeschäft ist also keine Kleinigkeit. Der berliner Baumarkt ist in einen Zustand der Stagnation gerathen, der an sich, wie mir scheint, noch nicht schädlich zu sein braucht, sondern dazu dienen kann, daß unsichere Kantonisten der Spezies „Bauunternehmer“ beseitigt und neue Elemente dieser Art dem Markt ferngehalten werden. Ein wirklicher Rückgang müßte im Interesse der in den berliner Terrainunternehmen steckenden Kapitalien mit allen erreichbaren Mitteln vermieden werden. Die guten Chancen, die das Wachsthum Berlins der Grundstückspekulation bot, haben zu der bekannten Steigerung der Bodenpreise geführt. Die Terraingesellschaften sind daran nicht nur aktiv, sondern auch passiv betheiligt. Sie haben die Grundstücke zu dem von den Vorbesitzern „normirten“ Werth übernommen. Erst wenns ihnen gelingt, die Terrains als Bauplätze abzustoßen, können sie die in dem Besitz ruhenden Gewinne realisiren. Jeder Aktionär trägt also das Risiko der hohen Grundstückpreise, bis die Bebauung der Parzellen die Möglichkeit rationeller Aus-

nutzung bietet Wird sehr lange nicht gebaut, so sind die Verluste an Kapital und Zinsen beträchtlich. Unter solchen Umständen mußte man die Erklärung der Deutschen Hypothekenbank, daß sie mit ihrem auffälligen Beschluß dem Baugeschäft auf die Beine helfen wollte, schon gelten lassen.

Im Allgemeinen ist für absolut einwandfreie Erste Hypotheken der Zinsfuß von 4½ Prozent so außergewöhnlich hoch, daß man annehmen muß, er werde nicht lange in Geltung bleiben. Wenn nun aber die Hypothekenbanken, ohne zwingende Gründe, also ohne die Sicherheit, ausreichendes Material an Beleihungen zu 4½ Prozent und darüber zu finden, große Posten 4½prozentiger Pfandbriefe ausgäben, so könnte ihnen passiren, daß sie nicht nur durch die Erhöhung der Zinsenlast ihre Einnahmen schmälern, sondern auch (weil die niedriger verzinslichen Obligationen zurückströmen) mehr oder minder große Einbußen an ihrer Liquidität erleiden. Daß eine Anspannung der vorhandenen Mittel jetzt schon die Nothwendigkeit ergebe, neue Pfandbriefe à tout prix zu schaffen, wird von den meisten Hypothekenbanken einstweilen bestritten. Bleibt noch die Frage, ob, angesichts der stark gesunkenen Kurse der 4 prozentigen Obligationen, ein 4½ prozentiges Papier dem Publikum so große Annehmlichkeiten bietet, daß es einen Anreiz zum Austausch der niedriger verzinsten gegen die höher verzinslichen Pfandbriefe darin fände. Für eine 4½ prozentige Schuldverschreibung der Deutschen Hypothekenbank hat man 1010 Mark zu zahlen und bekommt nach fünf Jahren 1000 Mark dafür wieder Das ergiebt also einen Verlust von 2 Mark jährlich oder eine Verkürzung der auf je 1000 Mark nominal entfallenden Jahreszinsen von 45 auf 43 Mark gleich 4⅓ (statt 4½) Prozent. Ein vierprozentiger Pfandbrief, der heute 98 steht und die ziemlich sichere Aussicht hat, mindestens wieder den Parikurs zu erreichen, giebt 4⅓ Prozent. Das ist also kein Unterschied, der zu Gunsten 4½ prozentiger Papiere spräche. Diese Erkenntniß ist wichtig; sie wird das Entsetzen vor der neuen Zinsfußaera und ihren möglichen Begleiterscheinungen mindern. Die Thatsache, daß nur die neuen Käuferschichten, nicht aber auch die Besitzer der älteren Anleihen im günstigsten Fall auf eine vortheilhafte Rente aus hoch verzinslichen Anlagepapieren rechnen dürfen, sollte das Publikum abhalten, neue Werthe gegen die alten auszutauschen. Die 3½ prozentige Reichsanleihe hat seit Jahresfrist 9, die 3 prozentige 7 Prozent verloren. Wer die Papiere mit 101,50 oder 89,50 gekauft hat, verliert heute, wenn er verkauft, 90 oder 70 Mark am Stück von nominal 1000 Mark. Kauft er sich dann einen 4½ prozentigen Hypothekenpfandbrief, so muß er, wenn er 3½ prozentige Reichsanleihe hergiebt, rund 90 Mark, nicht so viel, wie er verloren hat, zulegen, um auf 1000 Mark 10 Mark mehr Zinsen im Jahr zu bekommen. In achtzehn Jahren erst würde er also das durch den vorzeitigen Verkauf und Austausch seines 3½ prozentigen Papieres Verlorene hereingebracht haben. Dieses Beispiel lehrt, daß unter den heutigen Verhältnissen ein Austausch scheinbar besser verzinster gegen schlechter verzinsliche Effekten seine Bedenken hat. Verzinsung ist nicht Rentabilität; die Rente der im Kurs zurückgegangenen 3- bis 4 prozentigen Papiere ist natürlich nicht schlechter, sondern besser geworden. Die dreiprozentige Reichsanleihe giebt bei einem Kurs von 90 eine Rente von 3⅓ und bei 83 eine von 3⅗ Prozent; bei der 3½ prozentigen Anleihe giebt der Parikurs eine Rente von 3½ Prozent, der heutige Preis von 93 mehr als 3¾ Prozent. Dazu kommt, wie schon gesagt, noch die Kurschance; denn das durch einen späteren Verkauf zu höherem Kurs gewonnene Kapital muß dem Erträgniß zugeschlagen werden. Mit offenem Auge sieht man, daß der

heutige Kurs der deutschen Anlagewerthe den Kauflustigen mindestens eben so sehr reizen muß wie der verführerisch glänzende Rekordzinsfuß von 4½ Prozent.

Die Stadtgemeinden haben keinen Grund, sich zur Wahl des Ausnahmetypus verleiten zu lassen. Elberfeld, hieß es, habe für alle Fälle sich die Möglichkeit gesichert, neuen Kapitalbedarf durch Ausgabe einer 4½prozentigen Anleihe zu decken. Nur für alle Fälle, sagte man, um das Staunen zu beschwichtigen; nur um fürs Aergste gerüstet zu sein. Wenn wir wirklich 4½prozentige Stadtanleihen bekämen, wären die Kommunen selbst daran schuld. Sie haben in diesem Jahr den Geldmarkt allzu sehr in Anspruch genommen. Entweder hat manche Stadtgemeinde früher nicht richtig disponirt und Nothwendiges zu lange zurückgestellt oder sie sorgt jetzt für Bedürfnisse, deren Befriedigung bis in eine Zeit besserer Geldmarktverhältnisse hinausgeschoben werden könnte. Kaum ein Tag vergeht ohne die Ankündung einer neuen Stadtanleihe. Kein Wunder, daß die Banken bei ihren Submissiongeboten immer kühner werden und sich schon nicht mehr scheuen, für ein 4prozentiges Papier einen Uebernahmepreis von 97 zu bieten. Das ist in der letzten Zeit mehrmals vorgekommen. Im Februar 1906 erhielt Berlin für eine 3½prozentige Anleihe noch 99¼ Prozent; heute bieten Finanzkonsortien für ein 4prozentiges Papier 2¾ Prozent weniger. Die Banken denken sich: „Außergewöhnliche Zeiten rechtfertigen außergewöhnliche Preise“. Und die Stadtgemeinden lassen sich nicht abhalten, immer neue Offerten einzufordern. Während des ganzen Jahres 1906 sind für 250 Millionen Mark Kommunalanleihen auf den Markt gebracht worden; im ersten Halbjahr 1907 sinds bereits 300 Millionen, und wenn Alles noch in diesem Jahr realisirt wird, was schon genehmigt ist, so wird das Jahr mit einem Gesammtergebniß von mehr als einer halben Milliarde an neuen Stadtanleihen abschließen. Der Nominalbetrag der im ersten Halbjahr 1907 emittirten Industriepapiere ging nicht über 146 Millionen hinaus; wir bekamen aber für 150 Millionen neue Hypothekenpfandbriefe. Mit solchen Ansprüchen kommen die Städte in einer Zeit, wo der Durchschnittsdiskont der Reichsbank nicht weit von 6, der Privatwechselzinsfuß auf 5 Prozent angelangt war. Da den städtischen Sparkassen durch die niedrige Verzinsung der Einlagen (die berliner Sparkasse zahlt auch heute noch nicht mehr als 3 Prozent) neuerdings viel Geld entzogen wird, verlieren die Kommunalfinanzen auf der einen Seite, was sie auf der anderen Seite aus dem Erlös ihrer Anleihen gewinnen. Durch den schlechten Preis, den sie dafür von den Uebernahmekonsortien erhalten, und durch die hohe Verzinsung wird allerdings die Deckung des Einnahmeausfalles bei den Sparkassen vereitelt. Ob die Erhöhung des Sparkassenzinsfußes zu empfehlen wäre, ist zweifelhaft. Die städtischen Sparkassen sollen und wollen mit den Banken nicht konkurriren; und da sie an ihrem Besitz deutscher Anleihen jetzt große Kursverluste erleiden, werden sie kaum Lust haben, ihre Zinsfußpolitik zu ändern.

Viele kleine Sparer, die sonst nur voll scheuer Ehrfurcht an den Bankpalästen vorübergingen, wollen ihr der Sparkasse gekündigtes Kapital für die kommenden Jahre der Depositenkasse einer Bank anvertrauen. Durch diesen Zuzug aus den Kreisen des kleinen Publikums wächst natürlich die Verantwortung der Banken. Sie müssen sich unter allen Umständen möglichst liquid halten und dürfen die Kreditgewährung nicht so weit treiben, daß sie selbst in eine Geldklemme gerathen könnten. Die berliner Großbanken hatten, nach der letzten Bilanz, zusammen mehr als 1200 Millionen Mark Depositengelder; ungefähr 170 Millionen mehr als im vorigen Jahr. Im nächsten

Jahr wird das Plus vermuthlich größer sein: das aus den Sparkassen geholte Geld kommt hinzu und der Zusammenbruch kleiner Häuser sichert den Banken neue Kunden. Wachsen die Depositengelder, so wächst aber auch die Sorge um ihre Verzinsung. Heute zahlen die größten Banken für täglich kündbares Geld 3½ Prozent. Die wollen verdient sein. Das Diskontiren von Wechseln bringt jetzt „nur" noch 4¼ Prozent, würde also allein knapp Zinsen und Verwaltungspesen decken. Das Lombardgeschäft dagegen wirft 6½ Prozent ab; damit läßt sich eher behaglich auskommen. Oft hört man, es sei ungerecht, daß die Banken von Kunden, mit denen sie in Kontokorrentverkehr stehen, 3 Prozent mehr Zinsen verlangen, als sie ihnen selbst geben. Ist der Vorwurf berechtigt? Nicht ganz. Wenn der Kunde Geld von der Bank braucht, ist er gewöhnlich in einer anderen Situation als die Bank, die sein Geld als Einlage nimmt; und eine Aktiengesellschaft wird sich freiwillig niemals mit dem kleinsten Nutzen begnügen. Daß der Lombardzinsfuß der Reichsbank fürs Erste festgehalten wird, läßt sich also rechtfertigen; auch bleibt den lombardirenden Banken ja stets das Risiko, die verpfändeten Werthpapiere behalten zu müssen. Oft kaufen Leute, die ein Bankkonto auf Grund einer baren Einlage haben, Effekten, deren Anschaffungwerth weit über den eingezahlten Betrag hinausgeht. Die Bank muß also auf einen Theil der Werthpapiere Vorschuß leisten. Gehen nun die Kurse zurück, so wird der Kunde ersucht, die beliehenen Effekten abzunehmen; kann ers nicht, so muß die Bank die Papiere, die nur mit erheblichem Verlust zu verkaufen wären, behalten. Das könnte gefährlich werden, wenn es in allzu großem Umfang geschähe. Doch die Leiter unserer Banken sind zu vorsichtige Leute, als daß sie diese Vorschußgeschäfte zu weit ausdehnen könnten. Jetzt hüten sie sich besonders vor über den Herbst hinaus reichenden Abmachungen; denn zu diesem Termin wollen sie möglichst liquid sein. Um dieses Ziel zu erreichen, werden sie selbst zur Verpfändung von Werthpapieren gezwungen sein und so einen Theil ihrer eignen Zinsengewinne wieder einbüßen. Der starke Kursrückgang der deutschen Anleihen und der Verzicht auf große Emissionen: noch zwei Umstände, die für den Gesammtertrag des Bankgeschäftes von Bedeutung sind.

Ob der Zinsfuß, wie man hofft, im Herbst niedriger wird, ist noch ungewiß. „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt"; die Gestaltung der Geldverhältnisse hängt also auch vom Ausfall der Ernte ab. Die Landwirthschaft ist nicht nur als zahlungfähige Käuferin der Industrie gerade jetzt sehr willkommen, sondern spielt auch auf den Effektenmärkten eine Rolle. Besonders für den Absatz der Hypothekenpfandbriefe ist die ländliche Kundschaft sehr wichtig. Wird die Ernte so gut, wie man vielfach annimmt, dann ist, vom Hypothekenmarkt aus, auch eine Wirkung auf die Zinsverhältnisse zu erwarten. Aus Amerika kommen noch immer nicht die ersehnten Heilsbotschaften. In der vorigen Woche sah es, nach dem Ironmonger, auf dem Eisenmarkt recht übel aus. Und Aller Augen warten bei uns ja nun einmal auf den Segen von drüben. Kommt er? In den Vereinigten Staaten ist der Geldbedarf der Eisenbahnen nicht kleiner geworden; aber der Erfolg der Emissionen ihrer Papiere läßt nach, wie das Fiasko der Union Pacific gezeigt hat. Noch ist Amerika Goldgeber; doch tauchen die üblichen Finanztratten von drüben nach und nach schon wieder auf und bald wird man abermals von der „Gefahr des Goldexportes nach Amerika" reden. Eine Herabsetzung des Reichsbankdiskonts, auf die einstweilen kaum zu hoffen ist, könnte nach Alledem nur die Bedeutung eines Meteoriten haben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 10. August 1907.

Zwei Kaiser.

Auf Deck.

Das eben ist der Sinn des paulinischen Wortes aus der anderen Epistel an die Thessalonicher: ‚Ihr aber, lieben Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun!‘ Der da hält die sieben Sterne in seiner Rechten und wandelt mitten unter den sieben goldenen Leuchtern, hat vor den falschen Aposteln gewarnt und Denen das Heil verheißen, die geduldig um seines Namens willen arbeiten und nicht müde werden. Der Herr des Friedens giebt ihnen Frieden auf allen Wegen und auf allerlei Weise. Und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unserer Sonntagsbetrachtung zurück; zu Pauli Ermahnung an die Galater: ‚Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! Denn einst werden wir auch ernten ohne Aufhören.‘ Nicht müde und nicht verdrossen. Rührt Euch! Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen! Amen.“

„Sehr schön und feierlich. Gerade in dieser Kürze. Kein Brimborium, das zu den alten Sachen doch nur paßt wie eine blanke Tresse auf den Waffenrock, der dreimal Pulver gerochen hat. Fromm und schneidig. Hausmannskost für den Soldatenmagen. Solches Sonntagsmahl servirt den Leuten kein Pope.“

„Keiner. Ein Bischen bekam ichs bei den Galatern mit der Angst. Ein Vers weiter: und wir hielten an der Stelle, wo befohlen wird, Gutes zu thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Griechisch-Orthodoxe sind doch nicht unsere Genossen in Christo. Wäre peinlich geworden.“

„Stimmt. So halb und halb sind sies übrigens. Unter Kameraden macht das Schisma nicht so viel aus. Ekliger wärs geworden, wenn wir da, wo die vier Sendschreiben der Offenbarung Johannis erwähnt wurden (Das mit den Sternen und Leuchtern meine ich), bis an die Lehren der Nikolaiten

gerathen wären, die der Theologe haßt. Geht auf die pergamenischen Heidenchristen, so sich nicht enthielten vom Götzenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei. Gegen die Kleiderordnung. ‚Von welchen, so Ihr Euch enthaltet, thut Ihr Recht.‘ Der Name hätte wie bombe glacée geschmeckt. Aber bei S. M. braucht man vor solchen Geschichten nicht Angst zu haben.“

„Versteht sich am Rand. Nur: die ganze Richtung paßt mir nicht. Der Gedanke, Alles, was wir an Kähnen hier aufbringen konnten, den Leuten zu zeigen, die ihre Schiffchen verloren haben. Impression plutôt pénible. Kommt mir vor, wie wenn Einer den Gast, dem der einzige Junge gestorben ist, von seinen sechs strammen Bengeln empfangen ließ. Nicht sicher, ob der Andere für die gut gemeinte Aufmerksamkeit den richtigen Sinn hätte.“

„Ist angebrachtermaßen erwogen worden. Aber wie lag denn der Kasus? Die russische Majestät ließ auf Anhieb merken, daß ihr eine Entrevue angenehm sein würde. Vielleicht, weil gerade jetzt über das Techtelmechtel mit England so viel geredet wird. Oder um die Franzosen an der empfindlichen Stelle zu kitzeln. Jacke wie Hose. Wieder Finischer Meerbusen? Nicht zu machen. Mußte Gegenbesuch sein. Dann war der Weg ziemlich weit; zu weit für eine kurze Mitternachtvisite à la Bjoerkoe. Deshalb schlug S. M. dreitägigen Aufenthalt vor. Drei Tage wollen aber ausgefüllt sein. Nur reden? Dann heißts wieder, wir hätten Rathschläge zur Behandlung der Bombenschmeißer und der p. t. Duma gegeben. An Land können die hohen Herren sich, aus bekannten Gründen, nicht frei bewegen. Blieb Flotte mit Torpedopolizei. Reine Luft garantirt. Hübsche Bilder, Segelpartien und das geehrte Publikum in beruhigendem Abstand. Daß wir uns nicht aufplustern und sie nicht beschämen wollen, wissen die Oestlichen. Au controleur: uns kanns nur lieb sein, wenn auch sie bald wieder kräftig losbauen. Erstens der lieben Vettern wegen. Zweitens, weil man dann und wann einen Braten haben kann. Mit dem bei Schichau gebauten ‚Nowik‘ waren sie sehr zufrieden. Für Kähne, Panzerplatten, Geschütz und Munition wäre uns ein ansehnlicher Posten gewiß. Vor allen Dingen aber mußten wir für die Unterhaltung des Gastes sorgen. Ist erreicht. Manöver und Illumination: aus Morgen und Abend wird der dritte Tag. So zutraulich war der Selbstherrscher in partibus infidelium bei uns noch nie. Und daß er sich, zum ersten Mal seit bald vier Jahren, wieder amusirt, draußen, unter der deutschen Flagge, macht sich nicht übel. Nur nicht immer glauben, daß wir an Gehirnschwund leiden. Alles überlegt. Wenn die gute Laune anhält und keine gaffe dazwischen kommt, sagt er zu Haus: ‚Zucht ist da drüben und uns haben sie gern‘. Mehr wird nicht verlangt.“

„Einverstanden, Excellenz. Und lumpig bescheiden wollen wir auch nicht sein. Je klarer der Augenschein unsere Stärke beweist, um so besser. Die Niederlagen haben den Hang zur Ueberhebung nicht ganz beseitigt. Am Liebsten betrachtet man uns noch immer als einen achtbaren Vasallenstaat, der nicht zu viel Unabhängigkeit markiren darf. Nachklänge aus alter Zeit. Vor hundert Jahren war, etwas weiter nördlich, Alexander unser allergnädigster Protektor. Hochsommer 1807, als Königin Luise in Tilsit war und Napoleon an seine Barras-Phine schrieb, die Königin kokettire mit ihm, von dem ihre Künste aber abglitten wie Wasser von Wachstuch, und die famose Kaiserin brauche also nicht eifersüchtig zu sein. Bodenlos frech. Anno York konnte Diebitsch den bon prince spielen. Der erste Nikolaus fühlte sich als Landespapa Preußens und war bereit, gegen deutsches Einigungstreben mit den Männern der französischen Februarrevolution ein Bündniß zu schließen. Sechzig Jahre knapp: ein Pappenstiel. Auch unserem alten Herrn saß, bei seiner Pflichttreue, diese Devotion im Blut Er hatte die Düppeler Schanzen und Königgraetz schon hinter sich, als er ‚mit Thränen in den Augen‘ für den Georgij Erster dankte. Diese Ehre habe er nicht zu erwarten gewagt. Noch in dem Brief an Albrecht ganz außer sich über das ‚ungeheure Glück‘. Seine Seligkeit lasse sich in Worten gar nicht ausdrücken. Der Bruder müsse seinen Pour Le Mérite an den Zaren schicken. Das verwächst nicht so schnell. Darum ists nützlich, wenn die Leute von Zeit zu Zeit sehen, was aus uns geworden ist und was wir zu bieten haben.“

„Besonders jetzt, wo sie glauben, wir steckten bis an die Nasenspitze im Wurstkessel. Wenn nur die Zeitungonkels nicht wieder die Kiste vernageln! Nach Bjoerkoe schrieben sie, der Zar habe den Besuch erbeten, weil er Rath brauche. Seitdem wurde S. M. für alle Schwankungen der inneren Politik Rußlands verantwortlich gemacht und in den Westprovinzen fragten die Krämer, die ein paar Rubel hinter sich gebracht hatten, wenns allzu bunt wurde: ‚Wann kommt Wilhelm mit seinen Grenadieren?‘ Sehr schädlich, weil man den schreckhaften Herrn mit so verletzender Vorstellung von uns abdrängen konnte. Offiziös war die Sache diesmal leidlich vorbereitet. Kein Abkommen in Sicht; nur freundschaftliches Beisammensein; nicht die allergeringste Neigung, die russischen Alliancen zu lockern. Ein Bischen dick unterstrichen; als solle man hinter der Polterabendableugnung doch Etwas wie Hochzeit wittern. Aber im Ganzen ziemlich befriedigend. Wenigstens auf der Hauptfront; die Nebenmanöver sind hoffentlich nicht aufgefallen (Preßbureau ist ja längst keine Gefechtseinheit mehr). Aber die Vorhut schwärmt schon wieder zu weit aus. ‚Der Zar scheint förmlich aufzuleben. Seine Bewegungen sind angeregt.

Sein Gruß ist elastisch.‘ Als ob er vorher ein geprellter Frosch gewesen wäre. Lebt in Peterhof und Zarskoje Selo sehr behaglich und ist an Verschwörerchosen so gewöhnt, daß er, wie in der schlimmsten Zeit selbst Witte erzählt hat, gar nicht mehr dran denkt. Taktlos und blitzdumm. Noch dümmer, ihn sagen zu lassen, mit unserer Flotte könne man den Erdball bezwingen. Solches Zeug wird natürlich sofort Dringend nach London depeschirt und bringt uns nichts ein als die Blamage einer Berichtigung und neues Mißtrauen im Westen."

„Na, den King brauchten sie nicht erst zu alarmiren. Der hatte wohl schon Lunte gerochen. Am selben Tag, wo wir hier unsere schwimmende Herrlichkeit zeigten, hatte er hundertachtundachtzig Kriegskähnchen im Solent versammelt. Avis au spectateur: Zählt mal nach, was Deutschland hat, und fragt Euch dann, wessen Freundschaft einträglicher wäre. Die Inszenirung war diesmal überhaupt nicht von schlechten Eltern. Zuerst: der französische Generalstabschef Brun in Petersburg. An der Grenze feierlich empfangen. Grand mit allen Chicanen. Ein richtig gehender Generallieutenant, sonst Rußlands Militärbevollmächtigter in London, dem Gast zugetheilt. Zehntägiger ‚Gedankenaustausch‘ zwischen den Generalen Palitzin und Brun. Empfang beim Kaiserpaar. Lagerbesuch bei Nikolai Nikolajewitsch. Truppenbesichtigung und Parademarsch. Zweitens: offiziöses Telegramm, daß die englisch-russische Verständigung fertig ist. Drittens: Flottenschau nordwestlich von Wight; vierundzwanzig Seemeilen mit Kriegsschiffen bedeckt; Schweden als Gäste. (Paßt auf, Skandinaven!) Mehr war beim besten Willen nicht zu leisten."

„Nee. Denn die beiden Konsorten befreundete und verbündete Republik konnte nicht demonstriren. Die steckt in einer schwarzen Serie. Böse Schießresultate. Auf dem Saint-Louis sind von zwölf Geschossen elf dicht vor der Mündung geplatzt; auf Suffren, Carnot etc. pp. nicht besser. Auf der Couronne ist eine Kanone in Stücke gegangen und hat drei Mann getötet. Alle paar Wochen wird ein großes oder kleines Schiff defekt und die nicht auf Clemenceau Eingeschworenen halten schon die ganze Marine für werthlos."

„Wundert mich nicht. Seht Euch ihre Marineminister an! Einen davon hatten wir ja, als Muster ohne Werth, bei uns. Lockroy; ein guter Mann, der seinen Landsleuten nette Gesangspossen geschrieben haben soll und dem, zum Dank, dann die Flotte anvertraut wurde. Admiral Gervais (Der von Kronstadt) war ihm ein unbequemer Passagier; General De La Rocque, der sich nichts abhandeln ließ, wurde ihm noch lästiger. Und seine Nachfolger? Lanessan, Pelletan, Thomson. Lauter radikale Politikusse. Auf Sachkenntniß wird nicht gesehen; nur auf echte Parteifarbe. Was würden wir erleben, wenn

ein rother Demokrat, Ledebour oder wie die Brüder sonst heißen, an Tirpitzens Stelle käme? Gute Gesinnung lehrt noch nicht schießen. Auch nicht das Material mit der gehörigen Vorsicht abnehmen. Die Mannschaft kann sich sehen lassen. (Trotzdem natürlich Anarchisten und Antimilitaristen drunter sind; daß große Kähne im Hafen plötzlich in die Luft gehen, kann nicht immer nur Folge unglücklicher Zufälle sein.) Aber mit dem Material haperts. Flausen, daß sie den Leuten alte Munition gegeben haben; nach unseren Begriffen undenkbar. Sie sind schlecht bedient. Auch die Landarmee. Feldgeschütz und Belagerungartillerie zu schwer. Infanteriewaffe rückständig. Artillerie arbeitet, wie gesagt, mit zu schweren Gewichten und ist deshalb nicht rasch zu bewegen und in Feuerbereitschaft zu bringen. Ueber Munition ließe sich auch Allerlei sagen. Nur natürlich, daß die Generale und Admirale kaum noch zu halten sind. Hagron, Michal, Metzinger, Mallarmé; jetzt Péphau, der brester Seepräfekt. Rennet, rettet, flüchtet. Draußen merkt mans. Patriotismus und Elan können viel ersetzen, aber nicht Alles; und fehlen schließlich auch anderswo nicht. Mit Civilisten und Parlamentsgeneralen an der Spritze ..."

„Fleckts nicht. Bei uns wurden schon diverse Mäuler zerrissen, als der Prinz Kösters Erbe wurde. Passe vorzüglich zum Geschwaderexerzirmeister, nicht aber ganz oben hinauf; schwerer Schlag, wenn unter einem Hohenzollern auf der Flotte Etwas passire. Sehe draußen doch nicht so friedlich aus, daß man unsere ganze Seemacht dem hohen Herrn anvertrauen könne. So gefährliche Instrumente seien nicht für Prinzen. Aehnlich demokratisch Angefärbtes. Als ob S. M. sich seine Leute nicht ansähe! Was wir an Bord haben, ist tiptop. Das hat noch Keiner bestritten. Besser als die Riesenmaschinen des King. Wollen abwarten, ob in dem Dreadnoughttyp nicht zunächst schon die Heizer vor die Hunde gehen. Auf unseren Kahn mit den sechzehn Achtundzwanzigern halte ich jede Wette. ‚Erdball bezwingen‘: Blech. Aber fürs Auge und fürs Herz kriegen die Russen hier schon einen Happen; und gegen den allié ..."

„Der Herr des Friedens gebe ihnen Frieden auf allen Wegen und auf allerlei Weise! Nur keine Politik, meine Herren Kameraden; nichts, was auch nur nach dem Pfropfen von dieser unbekömmlichen Flasche schmeckt."

„Höchst gescheite Warnung. Ist Tschirschky eigentlich hier?"

„Kein Bein. Regirt in Berlin. Hat von Swinemünde wohl die Nase voll. Von hier kam, im August 1902, ja die Depesche an den Prinzregenten von Bayern. Tschirschky war Reisebegleiter für hohe Politik; und der Kanzler (der die Bescherung in Bayreuth erfuhr) soll ihm damals die kalte Schulter gezeigt haben. Die Erinnerung an ein mißglücktes Debut liebt Keiner. Uebrigens wozu? Familiäre Sache; und der Obermime ist ja selbst zur Stelle."

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Bitte um etwas plötzliches Spalier. Oder Paarung. Morgen, Durchlaucht!“

„Reckt sich, streckt sich der bonner Husar ... Im Couplet wars freilich der potsdamer. Hat Einer der Herren noch die Wegner im rothen Atilla gesehen? Keiner. Man kommt sich nachgerade schon wie eine bessere Mumie vor.“

Sakuska.

„Dieser protestantische Gottesdienst ist merkwürdig. Nüchtern wie ein deutscher Inspektor. Eigentlich nichts für Oblomow. Trotzdem gepackt. Das erste Mal! Und dann: einen Kaiser als Popen sieht man nicht alle Tage.“

„Der macht Alles. Denkmale und Querschotten. Lieder und Dampfmaschinen. Das neue Mützenmodell und den Grundriß für eine Kirche. ‚Amme weggeschickt, stille selbst.‘ Alter Witz. Natürlich auch Prediger.“

„Mir imponirts, Hühnchen. Als Einem von draußen, der auf der Schattenseite solcher Qualitäten nicht, wie bei Nekrassow die Witwe unter dem Eisszepter des Königs Moroz, zu erfrieren braucht. Rasche Auffassung, Energie und der Wunsch, in die Dinge hineinzugucken: was will man mehr? Interesse ist Talent, Kinder. Unser Peter Alexejewitsch hats auch nicht anders gemacht. Unser Unglück; aber ein Herr, dem die Monomachenmütze nicht über die Ohren fiel. Und dabei Doktor von Oxford, parbleu! Der, Katharina und Alexander Alexandrowitsch: das Beste, was unser armes Land an der Spitze hatte; das Stärkste wenigstens. Ueber die Vielseitigkeit und Beschäftigungsucht der Anhalterin haben die Franzosen auch Witze gerissen. Ein Kerl war sie doch. Inzwischen hat die Welt sich geändert? Pas tant que ça. Einen, der immer zu sehen ist, sich um Alles kümmert, zu reden giebt und zeigt, daß er nicht auf den Kopf gefallen ist, haben die Leute noch immer gern. Woran liegts denn bei uns? (Nichts Ausländisches jetzt und nichts Süßliches: reinen Wodka; danke.) Die Bureaukratie ist unter Alexanders Knute eher besser geworden. Da hat auch Sergej Juliewitsch (nur nicht gleich spucken!) ganz gut gewirkt. An das Bischen Diebstahl ist Jeder so gewöhnt, daß ers wie eine Staatsnothwendigkeit hinnimmt. Anderswo sackt der Tshinownik auch ein, was er kriegen kann. Unsere halten Einem die hohle Hand unter die Nase. Orient! Der Padischah und seine Verwandten geniren sich ja auch nicht. Das ginge. Aber der Selbstherrscher fehlt. Das geht nicht. Stellt Euch vor, daß ein paar Professoren oder Advokaten von Alexander Alexandrowitsch eine Verfassung gefordert hätten. Das Gesicht! Im Zoologischen Garten hätte er die Narren für Geld sehen lassen. An Den wagte sich aber Keiner. Der hatte das Maß.

„Die echt russischen Männer haben das Wort. Hört Micha, den Propheten! Aber sucht Euch bequeme Sitze. Denn bis der Flügelmann der Schwarzen Hundertschaft bei seinem Pobedonoszew ist, vergeht ein Weilchen.“

„Richtig errathen. Dem möchte ich wirklich ein Loblied singen. Der wußte, was Rußland braucht und verträgt. Daß sich da nichts abhandeln läßt, wenn die Rechnung nicht in die Brüche gehen soll. Der war ehrlich und stark und dachte nie daran, populär zu werden. Setzte sich furchtlos für das Nöthige ein und verachtete das Exportrussenthum. Wenn Jeder, der auf ihn Etwas hält, zur Schwarzen Sotnie gehört: meinetwegen. Der Name kommt von den Bauern. Die waren in den Versammlungen der dunkle Haufe. Wer mich zu ihnen zählt, macht mich stolz. Sie geben uns Brot, bestellen unsere Erde, säen unsere Kraft. Auf sie hoffe ich. Alle echten Russen habens gethan. Karamsin, Aksakow, Dostojewskij; sogar der Heiland von Jasnaja Polnaja. Altes Eisen? Kadeten und Sozialisten erzählens. Für Die giebts nur den großen Gorkij. Allgemeines Stimmrecht! Nieder mit der Autokratie! Toute la lyre. Rußland muß sich entwickeln wie andere Länder. Siehts denn eben so aus? Schlimmer, sagen sie, kann es nicht werden. Abwarten. Zerfall des Reiches in slavische Republiken: lieber die schlechteste Centralverwaltung.“

„Lords und Gentlemen, sollen hier in der Messe so schwierige Sachen gemacht werden? Haltet Euch an Rheinlachs und pommersche Rauchsangwaare. Das ist leckere Realität. Alles Grübeln und Schelten hilft nicht vorwärts. Unsere Troika läuft und wir wissen weder, ob der nächste Relaisposten bereit sein, noch, wo sie halten wird. Daß Michael Andrejewitsch noch hoffen kann, ist ein Glück für ihn. Vor Port Arthur haben wirs verlernt. Ehe die russische Staatsmaschine in Gang kommt, fressen uns Alle die Würmer; uns und das nächste Geschlecht. Wir sind ja nicht auf den Reichsausguck kommandirt. Maraschino! Das Süßeste, was Ihr habt! Die drei kleinen Kreolinnen ...“

„Findest Du noch irgendwo auf den Inseln. Bis dahin sollen sie ruhen. Hier sind alte Herren, für die Venus ein verblichener Stern ist. Und unser Freund Micha hat uns am Ende noch allerlei Wichtiges zu erzählen.“

„Danke. Zwei Predigten wären für einen Vormittag zu viel. Wer die Augen aufthut, muß ja sehen, was für uns hier zu lernen ist. Ordnung, Pflichtgefühl, Selbstvertrauen. Die achtundzwanzig Schiffe sind nichts Besonderes. Nur, daß Alles am Schnürchen ist, wie nach uralter Tradition. Wo es dem Vaterland gilt, nimmt Jeder den Dienst als die persönlichste Sache. Und in keiner Messe werdet Ihr hören, daß nichts zu hoffen sei und man sich deshalb an die erreichbaren Süßigkeiten halten müsse. So sind nur wir. Weil wir dem

fremden Auge die Wunden zeigen und unser Elend noch viel ärger schildern, als es wirklich ist, glaubt das Ausland, wir würden nie wieder genesen. Aberglaube. Laßt die Ernte gut werden, die Geschäfte weiter gedeihen und die Regirung den Eisenbahnbau beschleunigen: dann gelingts den städtischen Schreiern nicht mehr, das Land aufzuwiegeln. Wenn es die Faust eines Herrn fühlt. Die hat gefehlt, seit Alexander starb. Wie standen wir damals in der Welt! Trotz Allem, was drinnen faul war, geschah draußen nichts Wichtiges ohne unsere Zustimmung. An Batjushkas Leine war auch Witte ein nützlicher Minister. Später rechnete er mit der Thatsache, daß bei dem jungen Kaiser immer der Letzte Recht behielt, und meinte, wenn er laut schreie, könne nachher keine andere Stimme ins Ohr des Herrn dringen. Mein Urtheil über ihn ist nicht so hart wie das von Scharapows ‚Diktator‘ gefällte. Der verdammt ihn, als den Urheber der Revolution, mit Haut und Haar, nennt seine Finanzverwaltung das Unglück Rußlands, den Friedensschluß von Portsmouth eine Felonie und deutet an, daß der Graf wegen Hochverrathes vor Gericht müßte, wenn ihn nicht die gestohlenen Dokumente schützten, mit denen er den Zaren im Ausland kompromittiren kann. Das ist selbst für eine Satire zu schwarz gemalt. Sergej Julitsch wollte parlamentarischer Minister, Premier nach englischem Begriff, also der eigentliche Regent sein und ist für den Popen Gapon so gut wie für das unselige Manifest vom siebenzehnten Oktober verantwortlich. Noch für manches Andere. Daß er bewußt das Reich geschädigt habe, ist aber nicht zu beweisen. Auch unwahrscheinlich: er wollte ein starkes Rußland regiren, nicht ein schwaches. Jetzt sehen ihn hundert Millionen mit Scharapows Augen, fluchen ihm und vergessen, wie er gearbeitet und was er zu seiner Entlastung anzuführen hat. Alexander hielt ihn fest im Zaum. Nikolai Alexandrowitsch bewunderte ihn, bis er ihn hassen lernte. Die eigene Mutter glaubte ja nicht, daß der ‚Herr Oberst‘ für die Rolle des Autokraten ausreiche, und hatte mit Woronzow deshalb den Verfassungentwurf vorbereitet. Da langte die Widerstandskraft noch. Nicht mehr, als die Fehlschläge gekommen waren. Der gute, weiche Herr gab nach. Und der Minister, der keine starke Hand mehr über sich sah und selbst das Aeußerste durchgesetzt hatte, gönnte dem Kaiser nur noch den Schein der Herrschaft. Nicht an Verstand hats gefehlt (die Ausländer, die Nikolai Alexandrowitsch für einen Schwachkopf halten, sind ganz falsch unterrichtet); auch nicht an edler Absicht. Wenn die genügte, wären wir vornan. Nur an Willenskraft. In der Politik und im Feld an Initiative. Die russische Krankheit. Seine Hohe Excellenz haben vorhin ja Oblomow genannt. Hier könnten wir kurirt werden. Der Deutsche, der immer vorwärts strebt, nicht

eine Stunde seinen Vortheil vergißt, bei seinem Bier nüchtern bleibt und nie das Bedürfniß empfindet, von einer steilen Klippe in den Abgrund zu starren, ist uns unausstehlich. Wir fragen, wo die Dichter und Denker geblieben seien, die Menschen aus dem himmelblauen Deutschland unserer blöden Jugendträume; und weinen vor Freude, wenn wir wieder zu Haus sind und sehen, wie ein trunkener Kaufmann im Slavianskij für dreihundert Rubel Porzellan zerschlägt oder wie ein zugewanderter Lieutenant seine letzte Banknote zerreißt, die Hälfte der hübschesten Zigeunerin schickt und sagen läßt, die andere Hälfte werde sie unter seinem Kopfkissen finden. Der Kaufmann hat den Gewinn aus Nishnij verpraßt; der Lieutenant muß bis zum nächsten Löhnungtag hungern, betteln oder stehlen. Wir aber weinen vor Freude. Denn wir sind wieder in Rußland. Wir fühlen wieder den süßen Schwindel über dem Abgrund. Ein nach der Vernunft geregeltes Leben schreckt uns mehr als der Tod. Der ist vielleicht ganz dicht vor uns: also schnell einen tiefen Zug aus dem Becher! Der Deutsche versteht uns nicht. Er trinkt, weils ihm schmeckt. Wir trinken, um uns zu berauschen. Von erfüllter Pflicht zum Bier und vom Bier rasch wieder zu neuen Pflichten. Der Tatar, der wackelnd sein Gebet singt, ist unserer Seele näher. Hier erkennt man, was Wille und Pflichtbewußtsein vermag."

„Amen. (Keinen Bissen mehr. Zwei Frühpredigten machen satt; aber durstig. Und wenn wir trinken, weils uns schmeckt, sind wir ja auf dem Pfad zur Tugend.) Erstens also gehts ohne Selbstherrschaft nicht. Da nun aber zugegeben ward, daß der unentbehrliche Selbstherrscher nicht immer zu finden ist, sehen wir uns vor die Aufgabe gestellt, ohne Ochsenschwanz Oxtailsoup zu kochen. Was nur ein Schwarzkünstler kann. Zweitens sollen wir in die Zeit zurück, wo ein Bojar die höchste Auszeichnung darin sah, vom Kaiser zum Deutschen ernannt zu werden. Glückliche Reise! Daß die echt russischen Menschen uns ins Deutsche übersetzen wollen, war mir neu. Dann doch lieber ins Französische. Besseres Klima; und man weiß, was Einen erwartet."

„Auch nicht viel Nützliches. Ich kann Beiden nicht zustimmen. Wir müssen in unserer Haut bleiben; aber die Glieder mehr rühren. Wir sind mit Danton und Robespierre aufgewachsen, haben Fahnen herausgehängt, als 1870 Siege Bazaines und MacMahons gemeldet wurden, trauerten, als es anders kam, freuten uns närrisch, als wir uns endlich offen den Parisern verbrüdern durften, und werden, in unserer Generation, die Franzosenschwärmerei nicht mehr ganz los. Wer das Bündniß unnatürlich nennt, hat die Geschichte verschlafen. Eingebracht hats uns aber nicht so viel, wie wir erwartet hatten. Roschdestwenskij weiß ein Lied davon zu singen. Er brauchte nicht ins Feuer (oder konnte erst die breitesten Löcher stopfen), wenn die Republik nur bei

Dem blieb, was sie selbst als das Recht neutraler Staaten bis 1904 anerkannt hatte. Doch England drückte in Paris durch, was es wollte. In unserem Unglück waren wir allein. Frankreich suchte sich neue Freundschaft. Seitdem denken wir etwas kühler über die Jakobiner. Müssen aber zugeben, daß unsere Enttäuschung erst die Folge der französischen war. In Frankreich hoffte man, wir würden zur Rückeroberung der verlorenen Provinzen helfen oder, nachher, wenigstens Revanche für Faschoda schaffen. Daraus wurde nichts; trotzdem bei vollen Gläsern oft die Losung ausgegeben war; zu oft. Als wir zur Kanaleinweihung in Kiel waren, lud Admiral Skrydlow die französischen Kameraden der höheren Grade zu sich aufs Flaggschiff und feierte im Voraus den Tag, der die beiden Flotten wieder, zu minder friedlichem Zweck, in der Kieler Bucht vereint sehen werde. Als wir nüchtern geworden waren, gaben wir einander das Wort, nicht darüber zu reden. Jetzt, nach zwölf Jahren, wissen wir kaum noch, woher die Erbitterung gegen Deutschland kam. Wir haben dem Nachbar, der Nachbar hat uns gute Dienste geleistet. Unsere waren, 1807 und 1870, werthvoller. Daß man uns 90 den Vertrag kündigte und nach der englischen Seite abschwenkte, mußte verstimmen. Aber während des mandschurischen Krieges hat Deutschland sich freundschaftlich benommen (das amtliche; und die Preßschimpferei ergäbe in beiden Ländern ungefähr die selbe Summe). Wenn wir nicht immer nur den Zweifrontenkrieg gegen Mitteleuropa vorbereitet hätten, wären wir in Asien besser gerüstet gewesen. Und wenn die Deutschen früher eingesehen hätten, daß ein starkes Rußland ihnen den einzigen Rückhalt gegen britische Bevormundung bietet, wäre uns mancher Aerger erspart worden. Jetzt sieht die Welt anders aus als vor drei Jahren. Ob das Spiel auf dem gelben Brett endgiltig verloren oder remis ist: wir müssen die alten Freundschaften pflegen. Rußland und Deutschland haben in den letzten Jahren die schlechtesten Geschäfte gemacht. Auch daraus entsteht Solidarität. Gerade in diesen Tagen der anglo-russischen Verständigung mußten wir höflich sein. Sonst hätte es ausgesehen, als wollten auch wir uns gegen das Deutsche Reich wenden; wie Alles, was mit König Eduard paktirt. Undankbar ist der ‚Herr Oberst‘ nicht; was Ihr auch gegen ihn sagen mögt. Er hat die Doggerbank, Shantung und Portsmouth nicht vergessen. Darum sind wir hier.“

„Wären aber, Mannschaft und Offiziere, zehnmal lieber in Toulon oder Marseille. Trotzdem Kaiser Wilhelm sich an Huld gar nicht genug thun kann und seine Marine offenbar angewiesen hat, sich uns von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Trotzdem hier mehr Ordnung ist, besser geschossen wird und Explosionen nicht zu fürchten sind. Vom Strand kommt ein kalter Wind. Dieses Volk liebt uns nicht. Hat uns, trotz Tilsit und Sedan, nie geliebt.“

„Dennoch sind wir gut ausgekommen. Voilà. Liebe ist um Mitternacht sehr angenehm. Bei Tag ist ein anständiges Verhältniß zu dem Starken vorzuziehen. Frankreich ist reizend, läßt aber auch von Weitem leise Anzeichen beginnender Desorganisation erkennen. Niemand will dienen. Der Mann nicht Soldat oder anderem Befehl blind untergeben, die Frau nicht Mutter sein. Kann wieder anders werden, sobald die Mode von 1789 zum dritten Mal aufgetragen ist. Jeder Tag hat seine Sorge. Hin möchten Alle. Habt Ihr in dem deutschen Witzblatt das Bild ‚Le kaiser à Paris' gesehen? Davon träumt er, heißts drüben. Wer weiß? Wenn unser Väterchen mitginge ...“

„... käme er unter die intimsten Freunde unser Bombenkerle. Glauben Sie, daß ein Minister des Inneren für seine Sicherheit bürgen könnte? So heiß ist die Liebe. In Paris möchte man uns zu gottlosen Republikanern, in Berlin zu deutschen Pflichtmenschen und Dauerarbeitern machen. Dort wird der elegante Barbar verhätschelt und seine Staatsform gehaßt; hier ist die Regirung warm und das Volk kalt. Dort sollen wir der Riese Ilja mit der Wunderwaffe sein, der gegen Bezahlung Schädel spaltet; hier der Wilde, der ungeheure Waarenmengen abnimmt und bezahlt. Wie weit ists mit uns gekommen!“

„Schänkt ihm ein! Er hat noch nicht genug. Was verlangt die taschenkenter Heldenseele eigentlich? Mein Athem reicht nicht zur Aufzählung all unserer Bündnisse und Freundschaften. Frankreich, Deutschland, England, Oesterreich, Türkei, Italien, Dänemark, Japan, China, Persien ... ouf! An jedem Finger ein Ring. So gut ists uns noch nie gegangen. Nach Niederlage und Revolte. Als das Reich Ruriks schon totgesagt war. Iswolskij sorgt dafür, daß alle Töpfchen auf dem Feuer bleiben. Der ist behutsam und kennt das afghanische Sprichwort, das warnt, hastig in allen Löchern herumzustöbern, weil dabei Quetschungen zu holen sind. Jetzt läuft er ängstlich herum und will hindern, daß irgendein Wörtchen falle, an dem Franzosen oder Engländer sich stoßen könnten. Betont den caractère essentiellement familier de l'entrevue. Nun noch eine erträgliche Duma: und wir wären aus der Noth.“

„Die Reichstroika hält noch nicht. Stolypins Wahlgesetz ist überhastet worden. Der Kaiser wollte es im Reichsrath ausarbeiten und die Duma erst nach dem Frühjahr 1908 wählen lassen. Dann wäre es möglich gewesen, jede Bestimmung genau zu prüfen und eine ‚Volksvertretung' herauszusieben, mit der sich leben ließ. Der Ministerpräsident fand die Zwischenzeit für Europa zu lang und behauptete, sein Entwurf biete jede denkbare Garantie.“

„Und da gab der Allerhöchste wieder nach. In zwei Jahren dreimal Wahlen und drei unbrauchbare Parlamente ... Die Minister haben reine Hände und plagen sich redlich. Aber der Wille des Selbstherrschers fehlt.“

Immediatvortrag.

„Ich kann nicht umhin, zu bedauern, daß in dem Trinkspruch Seiner Majestät der Ausbau unserer Flotte erwähnt worden ist. Alles war so genau abgewogen und auf einen Ton gestimmt, den man einen konventioneller Herzlichkeit nennen könnte. Daß Eure Majestät die Freundschaft der Häuser und Völker ‚überliefert‘, Seine Majestät sie ‚unveränderlich‘ nannten, macht keinen irgendwie wesentlichen Unterschied. Die sicher aufrichtigen Wünsche für unseren Flottenbau werden im Westen immerhin Aufsehen erregen. Wenn eine Großmacht einer anderen solche Wünsche ausspricht, hofft sie, eines Tages sich ihr zum Kampfe verbünden zu können. Solche Hoffnung und die ihr entsprechende Furcht, selbst für eine ferne Zukunft, aufkommen zu lassen, liegt weder in den Intentionen des erhabenen Herrschers, dem die Menschheit das haager Friedenswerk dankt, noch auf der Linie unserer Interessen.

Rußland erlebt, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, eine weltgeschichtliche Stunde. Was Eurer Majestät erlauchten Ahnen nicht gelang, ist nun gelungen: die rückhaltlose, loyale Verständigung mit Großbritanien. Wer will heute zu ermessen wagen, ob Kaiser Alexander der Erste alle einwirkenden Umstände und Entwickelungmöglichkeiten nach ihrer ganzen Tragweite würdigte, als er, vor hundert Jahren, das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser der Franzosen schloß? Für einen Irrthum wären seine Bevollmächtigten, die Fürsten Kurakin und Lobanow-Rostow, verantwortlich, deren Gegenkontrahenten Bonaparte und Talleyrand hießen; und dem höchstseligen Selbstherrscher ließe sich im äußersten Fall die rühmliche Schwachheit nachsagen, daß er die Leuchtkraft des Genies überschätzt hat. Immerhin hat der dritte Theil der tilsiter Abmachungen, der Bündnißvertrag vom siebenten Juli 1807, die Beziehungen der mächtigsten Land- und der stärksten Seemacht in einer Weise vergiftet, die unheilbar schien. Napoleon, der sich damals auch mit den Titeln des Königs von Italien und des Rheinbundesprotektors schmücken durfte, hatte die Alliance ausdrücklich als offensive et défensive bezeichnet. Offensiv und defensiv zunächst gegen England, dann gegen die Hohe Pforte. Eure Majestät wollen sich des Artikels 4 und der folgenden in Gnaden erinnern. Rußland soll in London seine Vermittlung anbieten. Ist man dort bereit, alles seit 1805 Frankreich und dessen Verbündeten Abgenommene zu restituiren und den Flaggen aller Mächte volle Freiheit und Gleichberechtigung auf den Meeren einzuräumen, dann bekommt der König von England, als Entschädigung für das französische, holländische, spanische Kolonialgebiet, das er herausgeben muß, Hannover zurück. Kann Rußland, mit seinem ganzen Einfluß, diese Bereitwilligkeit in London nicht erreichen, dann folgt ein Ultimatum, die Abberufung des Ge-

sandten, die Kriegserklärung. Die Höfe von Kopenhagen, Stockholm, Lissabon werden von Frankreich und Rußland aufgefordert, ihre Häfen den Briten zu sperren und den Kriegszug mitzumachen; weigern sie sich, so sind sie als feindliche Mächte zu behandeln. Der selbe Versuch soll mit allem Nachdruck am wiener Hof gemacht werden. Eure Majestät wollen geruhen, wahrzunehmen, daß schon der große Ahnherr sich ‚für die Ruhe der Welt‘ in diesem Vertrag besorgt zeigt und die Absicht ausspricht, d'employer toutes les forces de son empire pour procurer à l'humanité les bienfaits de la paix. Doch bleibt die Thatsache bestehen, daß England sich von einer gefährlichen Koalition bedroht sah, der erst die Mitwirkung des Selbstherrschers aller Reussen den europäischen Charakter und die Weihe der Legitimität gab. Dazu kam, daß Budberg den Englischen Gesandten glauben ließ, Kaiser Alexander sehe gerade in Britanien die ihm am Engsten verbündete Macht, und daß der junge englische Offizier Robert Wilson, der als postillon d'intrigues et de corruptions in Petersburg lebte, nach London berichtete, Alexander werde Napoleon in der entscheidenden Stunde im Stich lassen. So wurde Windsor getäuscht. Am siebenten November kam dann der Blitzstrahl: die petersburger Regirung brach alle Brücken ab und erklärte sich schroff gegen England. Die Enttäuschung war furchtbar. Der Eindruck lange nicht zu verwischen.

Der Ahn, dessen glorreicher Name in des Urenkels erhabener Person, allen guten Russen zur Freude, wiederaufgelebt ist, hat es ein Menschenalter hindurch erfahren. Die franko-russische Freundschaft war längst in Abneigung verwandelt; und das Whig-Ministerium hatte sich, von dem Irrwahn geleitet, dadurch an Kraft zu gewinnen, dem aus der Julirevolution entstandenen Frankreich verbündet. (So schnell, darf ein treuer Diener hierbei wohl bemerken, wechseln im Drang politischer Nothwendigkeiten Liebe und Haß.) Dieser Entschluß, schrieb Brunnow an Nikolais Majestät, hat das System europäischer Politik arg gestört. ‚Die Beziehungen der Staaten werden nicht mehr von ihren wahren Interessen bestimmt, sondern von Sympathien der Oeffentlichen Meinung. Europa ist in zwei Lager getheilt. Der Heiligen Alliance stehen die revolutionären Mächte gegenüber.‘ Auch wenn auf England noch zu rechnen gewesen wäre, hätte Kaiser Nikolai sich nicht aus der Solidarität der konservativen Interessen gelöst. Doch die hohe, selbstlose Friedensliebe, die auch ihn auszeichnete, ließ ihn noch einen Versuch, so schwer er ihm wurde, wagen. Zwischen den Völkern des Westens, die mit ihrer Freiheit prunkten, hatte der alte Haß fortgewuchert. Der Franzose traute dem Briten, der Brite dem Franzosen nicht; und die Regirenden waren machtlos gegen dieses eingewurzelte Gefühl. Als Frankreich in Marokko, der alten Zwietrachtstätte, wieder

einmal Streit bekam, mußte es sich mäßigen, weil England Miene machte, einzugreifen. Der Bund schien gelockert. Während der Verhandlungen über den Meerengenvertrag waren Palmerston und Wellington für eine anglo-russische Verständigung über Asien nicht zu haben gewesen. Vielleicht war jetzt mehr zu erreichen, wenn der Kaiser selbst sich bemühte. Er ging nach London, huldigte der Königin Viktoria und bewährte sich als den Ersten Ritter des Weltfriedens. Sogar zu den eben so taktlosen wie verleitlichen Sammlungen für die polnischen Flüchtlinge stiftete er eine große Summe und zeigte sich auch hier wieder von allen kleinlichen Regungen frei. Vor Lord Aberdeen lobte er das Ziel der Westmächte. Vergebens. Britanien hatte die tilsiter Drohung nicht vergessen.

Doch was ich nur stammelnd in das Gedächtniß meines erhabenen Herrn zurückrufen könnte, ist in unvergänglichen Worten ja in einem Dokument bewahrt, das der Geschichte angehört: in dem Rechenschaftbericht, den Graf Nesselrode zum fünfundzwanzigjährigen Regirungjubiläum des Kaisers Nikolai erstattete. ‚Eure Majestät sind der Repräsentant des monarchischen Gedankens, der Hort der Ordnung und der unparteiische Vertheidiger des europäischen Gleichgewichtes geworden. Wo ein Thron wankte, eine von subversiven Lehren unterhöhlte Gesellschaft dem Zusammenbruch nah schien, war der mächtige Arm Eurer Majestät zu spüren. Der verhängnißvolle Bund, der das liberale England dem Juli-Frankreich vereinte, mußte mit aller Kraft unschädlich gemacht werden. Wir hatten mit Britanien schwierige und hitzige Händel wegen des afghanischen Reiches. Noch länger dauernde wegen der streitigen Meerengenfrage. Endlich gelang es, den Bund der Westmächte zu lockern, der allen konservativen Gewalten gefährlich und besonders unserer Politik feindlich gewesen war. Sous le nom spécieux d'entente cordiale hat er dann noch eine Weile fortvegetirt; aber die alte Bedeutung nicht wiedergewonnen.‘ Doch alle Versuche, Englands Mißtrauen, Englands Haß von uns abzuwenden, blieben noch fruchtlos. Stets fanden wir es auf unserem Weg; überall war es der Freund unserer Feinde. Ich darf die Aufzählung der Daten sparen; sie sind Eurer Majestät besser als dem eifrigsten Diener bekannt. Und seit zwei Jahren ist auch die entente cordiale wiederhergestellt; diesmal auf der Grundlage gemeinsamer Antipathie. Nicht ganz so bedrohlich für uns wie vor sieben Jahrzehnten (denn Frankreich ist schon durch finanzielle Rücksicht gehindert, antirussische Unternehmungen zu fördern) und wiederum doch bedrohlicher (denn unsere Waffen waren im Fernen Osten nicht vom Glück begünstigt und das militärische Prestige hat, wenn auch nur für kurze Zeit, darunter gelitten). Daß es in dieser Zeit gelungen ist, zuerst mit Japan, dann mit England eine Regelung der asiatischen Fragen zu erreichen, wird ein Ruhmestitel meines

Herrn bleiben. Wie Nikolai der Erste, wird auch sein Urenkel, wenn nach Dezennien gesegneter Herrschaft sein Arm ermattet, dem Erben das Reich lassen: ‚stark, selbständig, Allen ein Schutz, Keinem zur Last und den Russen zur Freude.‘

Wir haben nicht geworben, sondern sind aufgesucht und artig gebeten worden, uns nicht länger fern zu halten. Wir haben kein Reichsinteresse geopfert und uns friedlich, aber nicht schwach gezeigt. Die Weisheit Eurer Majestät hat nicht gewollt, daß wir über neue Freundschaft alte vernachlässigen. Die Kaiser Alexander und Nikolai empfanden für Preußens Könige wie für Verwandte; noch in seiner letzten Stunde hat Nikolai der Große diesem Gefühl erschütternden Ausdruck gegeben. Auch wäre es unklug, Stützen wegzubrechen, die man bald wieder brauchen kann. Nicht immer hat das Deutsche Reich, das ohne unsere Hilfe nach Jena und vor Sedan nicht entstanden wäre, sich dankbar erwiesen. Um seinen alten Gegner Gortschakow nicht triumphiren zu lassen, verschloß Fürst Bismarck unserem gerechten Anspruch sein Ohr. Die Rachsucht kleiner Menschen reicht nicht bis an die Seele meines hohen Gebieters. Deutschland und Oesterreich sind die uns nächsten und die konservativsten Mächte Europas. Frankreich, das vor anarchischen Zuständen nicht sicher ist, hat uns nicht gefragt, ehe es sich den Mächten verbündete, die damals unsere Feinde waren. Noch leben wir unter der von Brunnow 1838 so greifbar in ihren verabscheuenswerthen Zügen geschilderten Herrschaft Oeffentlicher Meinungen. Englands Parlament braucht ja nicht stets dem Wink des Königs zu gehorchen. Die starken Monarchien bleiben unsere natürlichen Alliirten. Deshalb waren diese Tage nöthig; und ihr ungetrübter Verlauf kann dem Ansehen der russischen Reichsmacht nur nützlich sein. Jede überschießende Gefühlsäußerung müßte aber Unheil stiften. Im Sinn Eurer Majestät war ich mit äußerster Vorsicht ..."

Bilanz.

„Rußland hat dem Preußenstaat geholfen, als ihm das Messer des Korsen an der Kehle saß. Rußland hat Preußen nicht gehindert, auf die deutsche Frage die einzig mögliche Antwort zu geben. Als Alldeutschland wieder nach Frankreich hinein mußte, gab Kaiser Alexander preußischen Feldherren hohe Orden und ernannte den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Marschällen seiner Armee. Nach den ersten Schlachten erbot er sich zu freundschaftlicher Vermittlung. Auch andere Stunden kamen; denn Fürst Gortschakow, der russische Kanzler, hätte den Sieg der Franzosen lieber gesehen. Selbst er aber mußte, seit wir auf der Pontuskonferenz den Russen gute Dienste geleistet hatten, zugeben: ‚Gegen preußische Animosität hätten wir das Recht, im Schwarzen Meer die Stärke unserer Flotte ohne Einspruchsmöglichkeit zu

bestimmen, nicht zu erstreiten vermocht.' In Versailles trieb Odo Russell zu unfreundlicher Behandlung Rußlands; auch der Kronprinz war, unter britischem Einfluß, solchem Wunsch zugänglich. König und Bundeskanzler vereitelten die englische Absicht, ‚Rußland eine Ohrfeige zu geben.' Als der alte Herr die Friedenspräliminarien unterzeichnet hatte, schickte er aus dem Glarienpalast Ludwigs des Vierzehnten an den Zaren Alexander den Zweiten eine Depesche, in der es hieß, Preußen werde nie vergessen, daß dem Kaiser von Rußland die Begrenzung des Krieges zu danken sei. ‚Gott segne Dich dafür. Dein stets dankbarer Freund Wilhelm.' Am selben Februartag kam die Antwort: ‚Ich bin glücklich, im Stande gewesen zu sein, als ergebener Freund meine Sympathie zu beweisen. Möge die Freundschaft, die uns verbindet, das Glück und den Ruhm unserer Länder sichern.' Solche Erinnerungen verpflichten. Das russische Kaiserhaus hat uns in dunklen Stunden die Treue gehalten. Ob die russische Demokratie für uns zu haben wäre, ist mindestens zweifelhaft. Die Russen werden ihr Haus bestellen, wie es ihnen nützlich scheint. Wir freuen uns, wenn das gute Verhältniß der beiden Kaiserhöfe vor Aller Augen bestätigt wird, und können, als Deutsche, nur wünschen, daß der Zar Herr in seinem Land bleibt. Rußland ist ein Käufer, für den wir schwer Ersatz fänden; unsere nächste und beste Kolonie. Ist da Ruhe und Ordnung, so können wir zufrieden sein. Doktrinäre sind nicht befugt, Lebensinteressen ihres Volkes zu schädigen.

Einen neuen Vertrag haben wir nicht erstrebt; nicht einmal gewünscht. Die europäischen Mächte gruppiren sich je nach dem Bedürfniß der Stunde. Jetzt denken sie mehr an den Stillen Ozean (Japan-Amerika) und an den Balkan (Italien-Oesterreich) als an centralere Konflikte. Rußland ist Herr seiner Geschicke. Wir sind nicht so thöricht, es von Frankreich abzusprengen zu wollen, und wünschen ihm Glück zu jedem Vertrag, den der in England noch herrschende Liberalismus gladstonisch-cobdenischer Färbung ihm gewährt; bevor dieser Vertrag nicht die Meerenge der Parlamentsphraseologie passirt hat, ist er nicht als Ereigniß zu betrachten. Uns könnte er in keinem Fall schrecken. Verträge sind Hülsen; auf den Inhalt kommt es an. Werthvolle Verträge beruhen auf Interesse oder auf Freundschaft; wo sich Beides vereint, braucht der Inhalt nicht einmal die papierne Schale. Wo solcher Inhalt fehlt, freuen sich nur Pedanten des Geschriebenen. Beim ersten Kanonenschuß platzen die Papierdüten und die Staaten thun, was ihr Interesse gebietet. Rußlands und Deutschlands Interesse widerstreiten einander nicht; an keinem Punkt. Die Dynastien sind befreundet, die Völker können einander ertragen, wenn auch eins das andere mäkelt. Wir werden den beiden östlichen Kaiserreichen immer in ehrlichem Handel zur Seite stehen und erwarten das Selbe von ihnen. Mehr nicht. Ein

russischer Diplomat hat seinem Kaiser den guten Rath gegeben: Ne demandons pas à nos alliés plus que leur amitié n'est en état de tenir! Die drei Kaiserreiche haben die selben Märkte, die selben Polenschmerzen, fast den selben Kampf um die Massenmacht. Sie können eine ganze Strecke zusammengehen. Auch im Bereich der Türkei, deren Liquidation sie nicht, wie die drei stärksten Westmächte, drängend herbeisehnen. Wir sind vollauf befriedigt, wenn wir uns auf Rußland und Oesterreich verlassen können. Beistand gegen mögliche Koalitionen fordern wir nicht von ihnen, die mit sich zu thun haben. Sechzig Millionen Deutsche kommen allein durch. Wer uns für anschlußbedürftig hält, irrt. Wir sitzen still und arbeiten. Morgen ist auch noch ein Tag. Unsere politische Losung ist die Nikolais des Ersten: Noli mi tangere!

Da wir nicht nach Anschluß langen, haben wir auch nicht daran gedacht, den Kaiser von Rußland um eine Vermittlung bei Frankreich zu ersuchen. So eifrig davon, mit Berufung auf den angeblichen Wunsch unseres Kaisers, in Paris feierlich einzuziehen, geredet wird: wir wären gar nicht in der Lage, einen Vermittlungvorschlag anzunehmen. Der Weg ist offen und braucht nicht erst durch europäische Verkehrsbeamte gangbar gemacht zu werden. Wir fordern von Frankreich nichts und wollen es keinem seiner Freunde abspannen. Frankreich fordert von uns, daß wir ihm zwei schöne Provinzen wiedergeben, die das deutsche Schwert dem Reich zurückgewonnen hat, und daß wir ihm ferner Marokko zu beliebiger Verwendung überlassen. Die erste Forderung ist undiskutirbar; so lange die Deutschen ihr Reich wahren, wird von einer Aenderung des frankfurter Friedensvertrages nicht die Rede sein; der Mächtigste wäre nicht mächtig genug, sie gegen die Lebenden und die Toten durchzusetzen. Die zweite Forderung trifft keinen so empfindlichen Nerv der Nation. Wir wollen in Marokko nicht herrschen und werden da nicht viel Seide spinnen. Die Französische Republik ist Grenznachbar, hat auf diesem steinigen Boden manchen Sohn verloren und schrumpft als mohammedanische Macht zum Gerippe, wenn sie nicht endlich mit dem Maghzen fertig wird. Eben erst sind wieder in Casablanca Franzosen geschlachtet worden. Der Sultan kann nichts dagegen thun. Die Republik darf es nicht dulden, wenn sie nicht Algerien auch noch aufs Spiel setzen will. Thun wir ihr den kleinen Gefallen. Un beau geste! In Europa würde es uns Applaus einbringen und Frankreich würde es nie vergessen; wäre vielleicht versöhnt und spräche nicht mehr von den verlorenen Provinzen. Warum also nicht? Wir gelten als starre, steife Gesellen, mit denen nicht gut zu hausen ist. Die Gelegenheit, uns ohne große Unkosten als nation généreuse zu zeigen, bietet sich nicht oft. Europäerblut ist geflossen. Da müssen alle taktischen Bedenken schweigen. Frankreich hat das Recht, sich seine Rache zu nehmen und sein Ko-

lonialreich zu sichern. Der Zar vermittelt. Und Europa hat künftig Ruhe. Daß wir in Marokko Dummheiten gemacht haben, ist doch unbestreitbar.'

Unbestreitbar. Die werden durch neue Dummheiten aber nicht getilgt. Frankreich hat jetzt den Konflikt, den es haben wollte. Der Republik und dem Königreich Spanien ist in Algesiras das Recht zuerkannt worden, in Casablanca und anderen Hafenstädten Polizeitruppen zu organisiren. Warum ists nicht geschehen? Zeit genug war, seit die Akte ratifizirt ist. Jetzt ist die Stadt von den Franzosen beschossen und besetzt worden. Und wir sollen ein Blankoaccept geben und, um guten Willen zu zeigen, Gefälligkeiten anbieten? Wer so räth, kennt die neuste Geschichte nicht. Bismarck hat, um Frankreich zu versöhnen, so viel gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Wenn er auch nur die geringste Schwierigkeit machte, bekam die Republik Tunis nicht. Er wünschte, daß sies bekomme. Graf Saint-Vallier hat sich bei seinen Besuchen in Friedrichsruh und Varzin von der thatkräftigen Realität dieses Wunsches überzeugt. Tunis wurde französisch. Vier Jahre danach schwebte der schlimme Streit um Tongking. Die Franzosen wollten um jeden erschwingbaren Preis aus dem Wespennest heraus. Wer konnte helfen? Bismarck. Nie würde die nation généreuse solchen Dienst vergessen. Er wurde geleistet. Trotz Langson zogen Li-Hung-Tschang und Tseng sanfter klingende Saiten auf ihre Instrumente. Trotz dem Sieg über Europäer zeigte China sich mild. Nun naht eine neue Aera deutsch-französischer Beziehungen! Ja: eine noch bösere. Weil er sich mit den Deutschen eingelassen habe, wurde Jules Ferry gestürzt. Von der nation généreuse verwünscht. War Bismarck dupirt worden? Unwahrscheinlich. Er dachte wohl: ‚Entweder wirds besser und wir brauchen das Kriegsbudget nicht mehr so schwer zu belasten oder Alles bleibt, wie es war, und ich habe dann wenigstens eine klare Situation'. Die kam auch; und blieb bis heute: über Boulanger und Delcassé bis zu Clemenceau, dem Mann, der Ferry als den Deutschen Verpflichteten gestürzt hat. Probatum est. Wir thuns nicht wieder. Seitdem sind zweiundzwanzig Jahre vergangen. Der Krieg liegt weiter hinter uns; der Revanche aber glaubt Frankreich sich jetzt näher als 1885. Daß wir in Algesiras die Nervenruhe verloren, war schädlich genug; wenn wir noch einmal muthig zurückwichen, würde nicht unser Edelsinn gepriesen, sondern unsere Schwachheit verhöhnt. Und nächstens Lothringen gefordert.

Ueber Marokko wird das Europäische Konzert sich äußern, in dem wir nur eine Stimme haben. Der Einfall, die beiden Kaiser hätten eine Aktion zur Versöhnung Frankreichs geplant, kommt aus der Kinderstube."

❦

Hans Pahlen.*)

Hans Pahlen hatte schwarzes Haar, eine gelbliche Hautfarbe und eine Nase, die weit aus dem Gesicht herausschoß. Seine Stirn stieg gerade und hoch auf und seine blauen Augen blickten unruhig flackernd und erstaunt in die Weite. Eine heftige Lebhaftigkeit, eine nervöse Hast war in ihm. Nie saß er still, beständig quirlte er umher; es hatte den Anschein, als flüchte er fortwährend vor sich selbst. Man erzählte zwar, daß er zuweilen, wenn er allein zu Haus war, still vor seinem Schreibtisch saß und Stunden lang mit versonnenen Blicken hinaus in die Ferne schaute. Jemand wollte ihn sogar einmal schluchzend an seinem Schreibtisch getroffen haben; aber so unwesentliche Züge kommen wirklich nicht in Betracht.

Hans Pahlen war ein Spaßvogel. Mit breiten, fleischigen Händen gestikulirte er lebhaft in eckigen Bewegungen und erzählte die seltsamsten Geschichten, die gewagtesten Abenteuer, die absonderlichsten Anekdoten; er war von einer tiefen Albernheit. Einst hatte einer seiner Freunde ihm den Namen „Hans Quast" gegeben. Dieser Name hatte die Runde gemacht und war lange Zeit an ihm haften geblieben.

... Würde ich einmal heirathen: Das müßte ein Fest geben! Alle Häuser der Ludwigstraße müßten geschmückt werden mit Blumen, mit Lilien, Seerosen, arktischem Mohn und Glockenblumen; dazwischen verstreut schwer duftende Tuberosen. Die Straße müßte mit kostbaren persischen Teppichen bespannt werden, in die mit Seide und Silber riesenhafte Fabelthiere gestickt sind; andere wiederum müßten einen dichten Wald von Blumen und Sträuchern mit Granaten und Lotosblumen darstellen. Wunderschöne Knaben in rothem Sammet bilden Spalier und halten Weihrauchschalen in den Händen. Und dann der Hochzeitzug! Voran zwei Knaben, in weiße Seide gekleidet, die an goldenen Ketten einen Löwen mit einer nie gesehenen Mähne führen. Auf dreizehn Dromedaren folgt die Kapelle: voran drei Harfenspieler; Paukenschläger, Trompeten- und Flötenbläser ziehen hinterdrein. Nach einer Pause folgen dreizehn prachtvolle Leoparden, die an unentwirrbar verschlungenen Ketten, in denen Türkise aufblitzen, von abermals dreizehn blonden Jungfrauen geführt werden. Wieder ein Zwischenraum. Dann ziehen auf prächtigen, weißen, arabischen Hengsten, deren Schweife bis auf die Erde reichen, Posaunenbläser vorüber, die in strahlende Silberpanzer gekleidet sind. Und dann das Brautpaar. Auf zwei weißen Elephanten, deren Rüssel in zartem Rosa auslaufen und die mit aromatischen Oelen parfumirt sind (die sollen die Melancholie aus der Seele bannen), muß das Brautpaar reiten. Mit ihren gutmüthigen, blauen Augen blicken die Elephanten verständnißvoll zur Seite; sie ahnen sehr wohl, daß sie auf ihrem breiten Rücken zwei festlich geschmückte Menschen hinein in das Glück tragen.

Die Braut hat tiefschwarzes Haar, das bis auf den weißen Rücken des Elephanten herabfließt, und trägt auf der Stirn einen Riesenopal von seltener Größe und phantastischem Farbenspiel. Ihr Kleid ist gestickt aus Fäden von Silber und Seide, in das milchige Kymophenen eingeflochten sind; eine breite Borde von leuchtendem Roth bildet den Saum; hinter einem Schleier aus dünner, dämmeriger Gaze verhüllt sie ihr Gesicht. Ich aber trage eine goldene Rüstung, besetzt mit

*) Eine Probe aus dem Bändchen „Excentrische Liebes- und Künstlergeschichten", das im August bei Staackmann in Leipzig erscheint.

Karfunkeln aus glühendem Scharlach und Rubinen. Direkt hinter uns fährt in einer Kutsche aus lauterem Gold, bespannt mit vier Apfelschimmeln, die von unsichtbarer Hand gelenkt werden, der Erzpriester, ein Mann mit weißem Gesicht, langem weißen Bart, halb gutmüthigen, halb schelmischen Augen und von sagenhaftem Alter. Hinterher kutschirt ein Taxameter; drinnen sitzt ein Heilgehilfe, demüthig und mager, der mit den Armen eine riesengroße Flasche mit brausendem Brom umklammert hält, für den Fall, daß dem hohen Herrn in der goldenen Kutsche einmal schlecht werden sollte, was immerhin leicht zu befürchten ist, da der hohe Herr an Altersschwäche leidet . . . Solche Geschichten erzählte Hans Pahlen.

Ein anderes Mal erzählte er:

Denken Sie, welches Abenteuer ich erlebt habe. Vorgestern fuhren Freunde von mir nach Genua. Ich hatte versprechen, sie auf den Bahnhof zu begleiten und ich war auch eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges schon auf dem Bahnhof. Da sehe ich sie kommen, Beide in Reisekostümen, bepackt mit Koffern, Handtaschen und Hutschachteln. Mir wurde bei diesem Anblick recht melancholisch zu Muth, denn, offen gestanden, ich wäre sehr gern nach Genua mitgefahren; aber es ging nicht, es ließ sich nicht machen. Melancholische Stimmungen aber wollen die Menschen nicht; so lange man nicht allein ist, gebietet es der Takt, sie zu betäuben, zu übertönen, zu ersticken. Mich packte also plötzlich eine krampfhafte Fröhlichkeit, eine Ausgelassenheit, ein Uebermuth: und ich ließ mich zu den absonderlichsten Späßen hinreißen. In meiner tollen Laune fiel mir ein: Ich fahre mit, ich fahre so weit mit, wie das Geld reicht, das ich in der linken Tasche meines Portemonnaie habe. Entschlossen schritt ich auf den Schalter zu, leerte, ohne hinzusehen, die linke Tasche meines Portemonnaie, zählte dem Beamten neun Mark und fünfunddreißig Pfennige hin und sagte, nicht ohne einen gewissen Grad von Freundlichkeit: „Herr Beamter! Um Zehn fährt ein Zug nach Verona, nach Genua, nach Mailand und Florenz. Es ist ein recht angenehmer Zug; er fährt schnell und behaglich Man kann wohl sagen, es ist gewissermaßen eine Lust, mit diesem Zuge zu fahren. Ich möchte meine letzte Barschaft aufwenden, um einmal mit diesem angenehmen und behaglichen Zug fahren zu können. Geben Sie mir ein Billet Zweiter Klasse zu diesem Zug für neun Mark fünfunddreißig." Dem Beamten schienen solche Wünsche noch nicht oft vorgetragen worden zu sein. Es erwies sich, daß er ein eigensinniger Kopf war, der durchaus kein Verständniß für die Wünsche des reisenden Publikums hatte. Er verstand mich nicht und wollte mich auch nicht verstehen, dieser Starrkopf. Er steckte seinen vierschrötigen Schädel zum Schalterfenster heraus und sah sich, Hilfe suchend, nach allen Seiten um.

Da schrie ich ihm ins Gesicht: „Ich bin nicht so verrückt, wie Sie glauben." Der Beamte fuhr zurück und stieß sich den Kopf an dem Fensterrahmen. Endlich, nach langen Auseinandersetzungen, gelang es mir, ihn zu bewegen, mir eine Fahrkarte auszuhändigen. Er nannte eine Stadt, deren Namen ich nicht verstand. „Acht Mark siebenzig" sagte er unwirsch. „Kaufen Sie für den Rest Ihren Kindern ein Spielzeug," rief ich ihm nach und lief davon, denn es war höchste Zeit.

Meine Freunde waren höchst belustigt über diesen absonderlichen Einfall. Ich zeigte dem Schaffner meine Fahrkarte, drückte ihm eine Mark in die Hand und bat ihn, mir zu sagen, wann ich aussteigen müsse. Meine gute Laune, meine Albernheit, mein Uebermuth wuchsen und strömten auf meine Freunde über, rissen

sie mit fort. Wir kamen auf die absurdesten Einfälle. Einmal versuchte ich, während der Fahrt im Coupé Kopf zu stehen; es gelang vortrefflich. Darauf schlug ich vor, man solle einmal versuchen, wer die meisten Cigarren zu gleicher Zeit rauchen könne. Ich brachte es auf fünf. Einer meiner Freunde aber, dessen Mund mehr in die Breite ging, vermochte sieben Cigarren auf einmal im Mund zu halten und paffte das schmale Coupé so voll, daß wir einander kaum noch erkennen konnten. Dann kam Einer von uns auf den Einfall, Stiefel und Strümpfe auszuziehen und die Cigarre zwischen den Zehen zu halten.

Wir waren wohl zwei, drei Stunden gefahren, als der Zug plötzlich hielt, der Schaffner ins Coupé trat und meldete, daß ich jezt aussteigen müsse. Ein paar rasche Händedrücke, ein paar Wünsche für die Zukunft, das Läutewerk der Station erschallte: und der Zug fuhr weiter, hinaus in die Nacht. Ich aber blieb allein zurück; auf dem Bahnhof einer Stadt, die ich nicht kannte, deren Namen ich nicht einmal wußte. Ich frage den Inspektor, wann der nächste Zug zurückfahre. Drei Uhr fünfzehn. Jetzt war die Uhr halb Eins. Ich trete also aus dem Bahnhof heraus und lege mich auf dem Abhang der Landstraße, die in die Stadt führt, zum Schlafen nieder. Ich schlief sofort ein und schlief lange und tief. Es war schon hell, als mich Jemand kräftig an der Schulter rüttelt.

„Sind Sie tot?“ fragte ein bärtiger Mann.

„Danke, nein,“ antwortete ich erwachend. Es war ein himmelblauer Tag und die Sonne schien mir hell ins Gesicht. Ich hatte natürlich den Zug verschlafen. Die Uhr war Sieben. Ich ging zurück zum Bahnhof und wartete verstimmt und ärgerlich den nächsten Zug ab. Um zwei Uhr nachmittags traf ich wieder hier ein.

Solche bizarren Geschichten erzählte Hans Pahlen.

Es begab sich wohl manchmal, daß Jemand, der ihn gut und lange kannte, unzweideutig erklärte: „Herr Pahlen, da ist wieder Alles gelogen.“ Hans Pahlen fühlte sich jedesmal durch eine solche Verdächtigung tief beleidigt und erwiderte dann mit einem treuherzigen, offenen Blick: „Gnädige Frau, ich lüge nie.“

Ueberall sah man ihn gern. Er hatte seine Stellung in der Gesellschaft. Seine Freunde luden ihn ein, begrüßten ihn jedesmal herzlich; er mußte verrückte Geschichten erzählen und sie lachten über ihn. Niemals war er schlechter Laune.

Plötzlich aber geschah es, daß er alle Einladungen absagte. Man sah ihn nicht; Niemand wußte, wo er war. Einige seiner nächsten Freunde wurden allmählich besorgt; sie suchten ihn auf; aber Niemand öffnete ihnen. Dann bekam eines Morgens sein vertrautester Freund folgenden Brief:

„An Alle, die es angeht.

Ich bin ein Spaßvogel, nicht wahr? Ein Schwänkemacher, ein Possenreißer, ein Witzbold; nicht wahr, ist es nicht so? Weshalb liebtet Ihr mich, meine Freunde, weshalb kamt Ihr so oft zu mir, weshalb batet Ihr mich so häufig zu Euch? Weil ich Eure Grillen fing, nicht wahr? Weil ich mit meinen närrischen Späßen Euch belustigte und Eure Verdauung durch meine Albernheit förderte. Schon, wenn Ihr mich von fern auf der Straße sahet, lachtet Ihr, weil Ihr Euch der letzten komischen Geschichte entsannet, die ich Euch erzählt hatte. Und wenn ich neben Euch stand, klopftet Ihr mir freundschaftlich auf die Schulter und fragtet: Nun, Lieber, was giebt es Neues? Und wenn Ihr so fragtet, dann waret Ihr gierig auf eine neue Albernheit. Und ich gab sie Euch; ich habe Euer Lachbedürfniß stets in

Ehren gehalten. Ich habe Euch niemals enttäuscht. Und ich werde Euch auch am Schluß noch einen guten Witz hinwerfen. Ihr sollt nicht sagen, daß ich am Ende meines Lebens aus der Rolle gefallen sei.

Aber seht, meine Freunde, Ihr seid undankbar gegen mich gewesen. Ihr hießet mich, Euch lachen machen; aber Ihr fragtet niemals nach meinen Stimmungen, nach meinen Bedürfnissen und sorgtet Euch niemals um den Hintergrund, dem mein Narrenspiel entströmte. Ihr fragtet niemals: Ist es Lust oder Schmerz, die ihn so albern und übermüthig machen? Ist es Jubel oder Verzweiflung? Wart Ihr zu dumm oder zu träg dazu? Ich weiß es nicht und ich will es nicht mehr wissen. Aber Etwas sollt Ihr in dieser Stunde noch von mir wissen: Ich verachte Euch; ich habe Euch immer verachtet. Und diese Verachtung hat mich stark gemacht gegen das Glück und gegen das Unglück. Was man erkennt, ist der Verachtung werth. Was man verachtet, kann uns niemals mehr Lust und Schmerz bereiten. Ich war stark in meiner Verachtung. Nun aber bin ich schwach und voll glühender Sehnsucht. Das Bild eines erhöhten und siegreichen Lebens mit seiner verklärenden Kraft lockte mich, verführte mich, verleitete mich zur Anbetung. Die Erkenntniß dieses Bildes ward nicht getrübt vom Ekel; es ließ, je weiter ich in dieses Bild eindrang, die Sehnsucht überschäumen über alle Ränder. Ein mit Rosen umkränzter Pfeil hatte mich getroffen und sein Gift meine Verachtung in eine enthusiastische Leidenschaft, in einen bacchischen Drang verkehrt.

Es war ein Weib. Das Weib eines Anderen. Ihr Müden, Ihr Nüchternen, Ihr Vertrockneten und Alltäglichen wißt nichts davon. Ihr, die Ihr Euch täglich badet in kleinen, behaglichen Glücksmomenten, wißt nicht, was es heißt, Verzicht zu leisten auf den Frieden, die Ruhe, die Heimath, die ich nah sah, für mich, der ich einmal um dieses Glück mit heiliger Inbrunst warb. Ich verlor das Gleichgewicht, ich versank in Verzweiflung und spielte vor Euch die Komoedie, um deren willen ich Euch schätzenswerth erschien. Aber ich will nicht verzichten, will nicht weiter die klägliche Rolle eines Spaßvogels spielen. Ich habe genug. Meine Sehnsucht soll frei werden; ich will sie befreien aus dem unzulänglichen Körper, in dem sie quälend sich vergeblich müht und ihre Reinheit und Schönheit Schaden leiden könnte. Sie soll frei werden und ihre Flügel sollen in die Weite rauschen, in die Höhe, in die Unendlichkeit, eins werden mit dem Geist. Hans Pahlen."

Hans Pahlens Freund hatte diesen seltsamen Brief mit wachsendem Erstaunen gelesen. Was sollte er bedeuten? Wollte Hans Pahlen sich töten? War er vielleicht schon tot? Sollte dieser Possenreißer wahrhaftig solcher Empfindlichkeit und Sentimentalität fähig sein? Er ging in die Wohnung Hans Pahlens. Die Thür war verschlossen. Er holte einen Schlosser und ließ sie aufbrechen. Auf dem Korridor stand ein kleiner Tisch; darauf lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand: „Meine Wohnungschlüssel liegen im Arbeitzimmer. Die Leiche befindet sich in der Badewanne. Hans Pahlen."

Das war Hans Pahlens letzter Witz.

Paris. Otto Grautoff.

Nietzsche als Synthetiker.

Nietzsche gilt als Aphoristiker. Man bewundert mit Recht die Meisterschaft, mit der er diesen Stil anwendet, wie er mit Hilfe dieses Stils alles Schwerste und Tiefste wie auch alles Zarteste seiner Innenwelt auszudrücken weiß. Es ist aber nicht bekannt, daß Nietzsche in Wahrheit an seiner aphoristischen Natur litt, daß er Aphoristiker wider Willen war. Man hat wohl gelegentlich darauf hingewiesen, daß seine äußeren Lebensumstände, vor Allem seine Krankheit, die ihn an zusammenhängender Arbeit hinderte, zu dieser Ausdrucksweise geführt haben. Doch diese Betrachtung trifft nicht das Wesentliche. Nietzsche vermochte auf Grund seiner inneren Anlage nicht über den aphoristischen Stil hinauszukommen. Er hat es gewünscht. Er hat mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft danach gestrebt. Es ist ihm nicht geglückt. Nietzsches Produktion verbirgt bei allem äußeren Glanz, bei den erstaunlichen Leistungen, die sie aufzuweisen hat, dennoch eine große Tragik. Er selbst freilich spricht in seinen Werken immer sehr stolz von seinem Aphorismus. „Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der Ewigkeit; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt, — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt." Man darf sich durch solche Worte nicht täuschen lassen. Nietzsche war zu stolz, um seine Schwäche (wenn es eine Schwäche ist) einzugestehen. Er verleugnete den ständigen Kampf, den er mit sich selber kämpfte. Dieser Kampf aber, der seine Produktion beherrschte, hörte darum nicht auf. Nietzsche wollte aus der Aphoristik heraus. Dieser Selbstwiderspruch hat ihn aufgerieben.

Dies ist wohl die wichtigste Einsicht, die aus dem Studium der Manuskripte Nietzsches zu gewinnen war. Wer meine Arbeiten über Nietzsche kennt, wird mir Glauben schenken, wenn ich erkläre, daß es mir nicht an Verehrung für Nietzsche gebricht. Ich vermuthe, daß die große Wärme, mit der ich mich für Nietzsche einsetzte, Frau Förster-Nietzsche in erster Linie veranlaßt hat, mich zur Herausgabe des Nachlasses Nietzsches heranzuziehen. Aber ich bin der Meinung, daß die große Liebe zu einem Gegenstand nicht nothwendig den klaren, kritischen Blick trüben muß. Es ist nothwendig, jeden Genius in seiner eigenthümlichen Größe zu begreifen. Gerade Nietzsches Individualismus legt uns die Pflicht auf, jeden Menschen, zumal aber einen großen Menschen mit seinem eigenen Maß zu messen. Der objektive Bestand der Manuskripte Nietzsches, die Art, wie er gearbeitet, was er gewollt, was er erreicht hat, zwingen einen gewissenhaften Forscher zu dem Bekenntniß, daß Nietzsche nicht ein reiner Aphoristiker war, daß er es mit innerem Widerspruch war. Die Werke der ersten Periode Nietzsches stellen sich als geschlossene Einheiten dar. Sie sind es aber nur auf den ersten, oberflächlichen Blick. Eine tiefere Kritik sieht überall die aphoristische Entstehung durchblicken. Bei dem verhältnißmäßig leichten Stoff, da Nietzsche hier noch im Wesentlichen fremde Gedanken entwickelt, ist es ihm gelungen, eine leidliche Einheit herzustellen. Aber auch hier schon liegt die Größe nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen. In seiner zweiten Periode überließ sich Nietzsche dann ganz der aphoristischen Neigung. Im Hintergrunde aber schwebt ihm selbst hier das Ideal der Synthese vor, wie zahlreiche Pläne, Entwürfe aller Art beweisen. Vom Zarathustra an zielt Nietzsche mit aller Entschlossenheit auf eine einheitliche Gestaltung seiner Gedankenwelt ab. Der Grund hierfür

war, daß Nietzsches Gedanken thatsächlich sich zu einer gewissen Einheit gerundet hatten, die nothwendig auch eine einheitliche Darstellung erheischte. Nietzsches Philosophie bevorzugt gewisse Gebiete, während sie andere vernachlässigt oder ganz aus dem Auge läßt. Für die Gebiete aber, für die sich Nietzsche erwärmte, hat er wirklich nicht anders als andere Philosophen ein zusammenhängendes Band, einen geschlossenen Charakter gefunden. Widersprüche, Unebenheiten giebt es auch bei anderen Philosophen trotz ihrer systematischen Darstellung. Die Architektonik Kants verbirgt, wie mir kürzlich ein Kenner Kants wie Nietzsches mit Recht bemerkte, sachlich nicht weniger Widersprüche als Nietzsche mit seiner abgerissenen und sprunghaften Darstellung. Auch Simmel behauptet mit gutem Grund, Nietzsches moralische Aphorismen ließen sich zu einer lückenlosen Einheit zusammenfügen. Aber gerade diese innere, sachliche Einheit mußte in Nietzsche das Verlangen erwecken, Das, was ihn so bewegte, auch in einem einheitlichen Bild zu zeigen. Er war zu sehr Künstler, um nicht die gewaltige Wucht, die überlegene Kraft des geschlossenen Stils zu erkennen. Auf der anderen Seite hinderte ihn gerade seine große künstlerische Begabung, diesen Plan auch auszuführen. Nietzsche war künstlerisch reizbar im höchsten Grade. Er unterlag jedem unmittelbaren Eindruck. Was vor seinem inneren Auge auftauchte, packte ihn mit ganzer Gewalt. Und so wurde er von Augenblicksbildern hin und hergezogen. Er vermochte sich ihrer nicht zu erwehren. Manchmal gelang es ihm, seine Gedankenwelt mit einem Blick zu überschauen; ein deutlicher Plan stand vor ihm. In solchen Augenblicken empfand er das reichste Glück. Dann war er Herr über sich selbst. Wenn es aber zur Ausführung ging, blieb er sofort wieder im Einzelnen stecken. Er setzte hier an, er setzte dort an. Wenn er sich aber sammelte, nahm sein Gesammtplan schon wieder eine andere Gestalt an. Zur Ausführung kam er nie. Wir danken diesen Umständen die wunderbarsten Einzelbilder, die die deutsche Literatur und vielleicht die Literatur überhaupt besitzt. Denn Nietzsche hielt sich durch die Vollendung im Einzelnen für das Scheitern aller seiner großen Entwürfe schadlos. Nur müssen wir die Thatsache hinnehmen, daß Nietzsche über sich selbst hinauswollte, daß er bewußt oder unbewußt an einem inneren Zwiespalt bei seinem Schaffen litt.

Dieser Konflikt kommt naturgemäß zu besonders starkem Ausdruck bei dem großen Hauptwerk, der „Umwerthung aller Werthe", das Nietzsche seit dem „Zarathustra" plante. Bei der Ausgabe dieses Werkes oder der vorhandenen Fragmente wäre in der Einleitung der rechte Ort gewesen, diese Verhältnisse klarzulegen. Als der Band zum ersten Mal erschien, schrieb ich eine Einleitung, die vorsichtig, wie es die Rücksicht auf Frau Förster-Nietzsche, welche ganz andere Vorstellungen von dem Schaffen ihres Bruders hat, erforderte, hierüber Auskunft gab. Frau Förster-Nietzsche unterdrückte damals diese Einleitung, was zu unserer endgiltigen Trennung führte. Auf diese Weise ist das wichtigste Ergebniß der Bearbeitung von Nietzsches Nachlaß niemals in die Oeffentlichkeit gedrungen und sehr schwere Irrthümer über Nietzsches Produktion haben sich deshalb festgesetzt. Inzwischen hat mein Bruder, Dr. August Horneffer, in dem bei Eugen Diederichs erschienenen Buch „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller" über Nietzsches Arbeitweise Aufklärung gegeben. In dem selben Verlage habe ich kürzlich ein Schriftchen „Nietzsches letztes Schaffen" erscheinen lassen, in dem ich Nietzsches Arbeit an der „Umwerthung" in ihren wechselvollen Phasen auseinandersetze. Eine unvorein-

genommene Kritik muß zu dem Ergebniß kommen, daß Nietzsche vermuthlich eine wirkliche Vollendung seiner „Umwerthung" niemals erreicht hätte, daß er einzelne Theile seines Stoffes als Einzelpublikationen ganz wie bisher an die Oeffentlichkeit gebracht hätte. Diese mochten den Namen der „Umwerthung" tragen; mit den ursprünglichen Plänen der „Umwerthung" hätten sie nichts gemein gehabt. Völlig ausgeschlossen ist aber, daß Nietzsche in der kurz bemessenen Zeit, die ihm nach der Vollendung des „Antichrist" bis zu seinem Zusammenbruch noch zur Verfügung stand, ein weiteres Buch der „Umwerthung" oder gar die ganze „Umwerthung", wie Frau Förster-Nietzsche seit einiger Zeit behauptet, zu Stande gebracht hätte. Diese Behauptung ist für Denjenigen, der das Material kennt, so ungeheuerlich, daß im Grunde eine Diskussion überflüssig ist. Es ehrt die Schwester als Schwester, daß sie die Vollendung der „Umwerthung" wünscht, aber einer nüchternen Kritik gegenüber können diese Wünsche nicht Stand halten; sie zerschellen an den nackten Thatsachen. In dem genannten Schriftchen bin ich der Behauptung der Frau Förster-Nietzsche entgegengetreten. Sie hat hierauf in der „Zukunft" vom achten Juni 1907 erwidert. Ich gehe auf ihre Gegengründe in aller Kürze ein.

Die einfachste Zeitrechnung lehrt, daß Nietzsche außer Dem, was uns erhalten ist, nichts mehr hat schreiben können, wenigstens nichts Umfassendes, kein Buch der „Umwerthung" mehr oder auch nur einen größeren Theil eines solchen Buches. Im Monat September des Jahres 1888 verfaßt Nietzsche den Antichrist. Mitte Oktober beginnt er „Ecce homo". Hier glaubt Frau Förster-Nietzsche vierzehn Tage für die Abfassung eines weiteren Umwerthungbuches festzustellen. Es ist völlig ausgeschlossen, daß Nietzsche in dieser kurzen Zwischenzeit irgendetwas Bedeutenderes ausgeführt oder auch nur in Angriff genommen hätte. Einzelne Aphorismen mag er in seine reichen Sammlungen eingetragen haben; denn Nietzsches Produktion stand niemals still. Aber eine zusammenhängende Arbeit nach der gewaltigen Expansion des „Antichrist", im unmittelbaren Anschluß daran ist undenkbar. Wir haben aber ein ausdrückliches Zeugniß von Nietzsche gerade in Bezug auf den „Antichrist" und die sich unmittelbar anschließende Zeit. Er spricht in einem Briefe in Bezug auf den „Antichrist" von den „tiefen Pausen und Distraktionen, die ein solches Buch selbst hygienisch nothwendig mache." Frau Förster-Nietzsche hat eben eine völlig falsche Vorstellung von der Arbeitweise ihres Bruders. Im Einzelnen sprühte Nietzsche von Gedankenblitzen. Und so leicht, wie sie in seinem Kopfe entsprangen, flossen sie auch auf das Papier. So füllten sich seine Manuskriptbücher unglaublich schnell. Daraus schließt Frau Förster-Nietzsche, so leicht sei Nietzsche alles Schaffen geworden. Aber so leicht ihm die aphoristische Produktion wurde, so schwer ward ihm die zusammenhängende, konzentrirte Arbeit. Das ist keine Herabsetzung Nietzsches. Daher auch der laute Jubel, das überschwängliche Glück, wenn er ein Werk vollendet hat. An den „Antichrist" schließt, nur durch kurze Tage von ihm getrennt, als nächstes größeres Werk „Ecce homo" an. Aber wir wissen auch von bestimmten Arbeiten, die Nietzsche in dieser Zwischenzeit vornahm. Er ergänzte die „Götzendämmerung". Vor Allem fertigte er das recht umfangreiche Druckmanuskript des „Antichrist" an. Frau Förster-Nietzsche freilich behauptet, dies sei schon im September in Sils-Maria entstanden. Das ergebe sich aus dem Papier, das Nietzsche verwendet habe. Dies ist einer der Gründe, die für Frau Förster-Nietzsche typisch sind. Mit solchen Gründen ist schwer zu diskutiren. Als ob Nietzsche

bei den zahlreichen Manuskripten und Heften, die er bei seinen Uebersiedelungen mit sich nehmen mußte, nicht auch leeres Papier hätte mit sich nehmen können (falls nämlich die Herkunft des Papiers überhaupt erweislich ist)! Das Druckmanuskript zum „Fall Wagner“ war Nietzsche als unleserlich zurückgeschickt worden; er mußte es noch einmal schreiben. Seitdem verwendete er auf die Druckmanuskripte die größte Sorgfalt, die viel Zeit erforderte. Das wird klar, wenn man die ganz außerordentliche Kurzsichtigkeit, an der Nietzsche litt, in Betracht zieht. Es ist nicht anzunehmen, daß Nietzsche außer der sachlichen Herstellung des „Antichrist“ im September auch noch das Druckmanuskript verfertigt habe. Aber auch hier kommt uns Nietzsche wieder mit einem ausdrücklichen Zeugniß zu Hilfe. Ende September meldet Nietzsche den „Antichrist“ immer nur als „fertig“, Mitte Oktober aber meldet er ihn als „druckfertig“: er hat inzwischen also das Manuskript fertiggestellt. Dies Alles vergegenwärtige man sich und man wird einsehen, daß zwischen dem „Antichrist“ und „Ecce homo“ von Anfang bis Mitte Oktober kein größeres Werk anzusetzen ist.

Mitte Oktober beginnt Nietzsche „Ecce homo“. Es ist aus der glücklichen Stimmung heraus entstanden, die die Vollendung des „Antichrist“ bei ihm auslöste. Frau Förster-Nietzsche macht darauf aufmerksam, daß „Ecce homo“ ohne Vorarbeiten in kürzester Zeit entstand. Sie glaubt, Aehnliches von einem Umwerthungbuch, dem letzten positiven Buch, Dionysos, dessen Vollendung sie besonders sehnlich zu erweisen wünscht, annehmen zu dürfen. Aber sie übersieht hierbei, daß ein wesentlicher Unterschied ist zwischen einer Autobiographie und Selbstkritik und einem objektiven philosophischen Werk. Nietzsche liebte die Selbstbeobachtung von je her. Schon in den Einleitungen seiner Werke, von der „Geburt der Tragoedie“ bis zur „Fröhlichen Wissenschaft“ aus dem Jahr 1886, hat er so bedeutsame Proben hiervon gegeben, daß die verhältnißmäßig schnelle Abfassung einer neuen Selbstkritik nicht überraschen kann. Aber auch „Ecce homo“ wurde durchaus nicht in so kurzer Zeit hergestellt, wie Frau Förster-Nietzsche angiebt. Um die Mitte Oktober begann Nietzsche das Werk, Anfang November schickte er zum ersten Mal ein Manuskript an die Druckerei. Daraufhin nimmt Frau Förster-Nietzsche den ganzen November für Arbeiten an der „Umwerthung“ in Anspruch. Doch unmittelbar oder sehr bald nach der ersten Absendung des „Ecce homo“-Manuskriptes arbeitete Nietzsche am „Ecce homo“ weiter. Es ist Nietzsche mehrfach so gegangen, besonders in diesem letzten Jahr seiner Schaffenszeit, daß er ein Werk für abgeschlossen hielt, daß es aber nur scheinbar fertig war, daß er sehr bald Ergänzung auf Ergänzung nachlieferte. Hierin dokumentirt sich eben seine mangelhafte synthetische Kraft, die mit dem strömenden Reichthum seiner Einzelproduktion in keinem Verhältniß stand. So hatte er ein ursprüngliches Manuskript der „Götzendämmerung“ am siebenten September abgeschickt. Aber den ganzen Abschnitt „Was den Deutschen abgeht“ schickte er Mitte September nach. Ein letzter Nachtrag ging erst im Oktober ab. Aehnlich war es Nietzsche mit dem „Fall Wagner“ ergangen. An die ursprüngliche Schrift schloß er nachher eine Nachschrift an, dann eine zweite Nachschrift, schließlich einen Epilog. So hatte auch das ursprüngliche Manuskript des „Ecce homo“ einen sehr viel geringeren Umfang als das jetzige vollendete. Frau Förster-Nietzsche erzählt selbst, daß Nietzsche ursprünglich sehr viel engere, begrenztere Absichten mit dem „Ecce homo“ hatte als später. Es ist völlig ausgeschlossen, daß das heutige „Ecce homo“ in der Zeit vom fünfzehnten Oktober bis Anfang

November entstanden sein könnte. Der Haupttheil des Buches muß erst nachher, im November, entstanden sein. Frau Förster-Nietzsche erzählt, daß Nietzsche sich das Manuskript Anfang Dezember zurückschicken ließ, daß er es noch einmal durcharbeitete, jedes Wort auf die Goldwage legte und es mit einem Schluß versehen, nach zwei Tagen an die Druckerei zurückschickte. In diesen zwei Tagen, wo er noch dazu das alte Manuskript prüfte, kann er die Ergänzungen nicht gemacht haben. Wann hat er sie gemacht? In der Zwischenzeit. Der Monat November ist noch durchaus dem „Ecce homo“ zuzuweisen. Am zwanzigsten November schreibt Nietzsche an Brandes, daß er am „Ecce homo“ arbeite. Die Arbeit griff auch nach dem „Antichrist“ hinüber, der aus Anlaß des „Ecce homo“ wesentliche Umarbeitungen erfuhr. „Ecce homo“ wuchs eben Nietzsche aus einer kleinen, bescheidenen Sache, nur für seine Freunde bestimmt, zu einem gewaltigen Werk aus. Diese Umwandlung hat sich wesentlich erst im November vollzogen, wie der Brief an Brandes beweist. Der Dezember kommt nach Frau Förster-Nietzsches eigener Rechnung nicht mehr in Betracht. Wenn noch ein Umwerthungbuch geschrieben worden wäre, hätte es im Herbst des Jahres 88 sein müssen. Dieser ist aber durch „Antichrist“ und „Ecce homo“ völlig ausgefüllt. Wie mangelhaft die Argumentation der Frau Förster-Nietzsche ist, erhellt aus ihrer Erklärung, welches Buch denn Nietzsche neben „Antichrist“ und „Ecce“ noch geschrieben habe. Es soll natürlich das schwerste, positivste sein, „Dionysos“, zu dem Vorarbeiten kaum vorhanden sind, das noch dazu das letzte der vier von Nietzsche geplanten Bücher ist. Warum? „Weil es in Nietzsches damalige Stimmung so gut passen würde.“ Das sind Frau Förster-Nietzsches Gründe. Auf der selben Höhe stehen auch ihre Zeitberechnungen, ihre Beurtheilung des Möglichen und Wahrscheinlichen.

Nun aber besteht die merkwürdige Thatsache, daß Nietzsche in dem schon citirten Brief an Brandes vom zwanzigsten November, wo er von seiner Arbeit am „Ecce homo“ schreibt, die „Umwerthung“ erwähnt, die „fertig vor ihm liege“. Früher hat Frau Förster-Nietzsche in der richtigen Einsicht, daß Dies eine offenbare Unmöglichkeit ist, diese Bemerkung auf einen Irrthum Nietzsches, auf eine Folge übermäßigen Chloralgenusses zurückgeführt. So schreibt sie noch im Jahr 1905 in ihrer Erklärung zu diesen Briefen. Jetzt will sie diese Bemerkung als wörtliche Wahrheit nehmen. Beide Extreme sind falsch. Daß Nietzsche, nachdem er Anfang Oktober erst den „Antichrist“ fertig hatte, nachdem er inzwischen das „Ecce homo“ geschrieben, am zwanzigsten November nicht noch drei Bücher von dem Umfang des „Antichrist“ vollendet haben kann, muß auch Frau Förster-Nietzsche anerkennen. Deshalb begnügt sie sich mit noch einem Buch. Sie sieht nicht ein, daß hiermit gar nichts gewonnen ist; daß Nietzsches Bemerkung eben so räthselhaft bleibt. Denn die „Umwerthung“ soll „fertig“ sein. Ich erkläre Nietzsches Bemerkung so, daß er hiermit nur den „Antichrist“ gemeint hat, den er, mit dem Untertitel „Umwerthung aller Werthe“, herausgeben wollte, und daß er darum die „Umwerthung“ für fertig erklärt. Frau Förster-Nietzsche giebt zu, Ende Dezember habe Nietzsche vielleicht den „Antichrist“ einzeln herausgeben wollen. Sie irrt; schon am achtzehnten Oktober erklärt Nietzsche in einem Brief, daß der „Antichrist“ einzeln erscheinen solle. Da er aber einzeln erscheinen sollte, müsse er, so beschloß Nietzsche im November, als „Umwerthung“ schlechthin erscheinen. Die Entrüstung der Frau Förster-Nietzsche über eine solche Behauptung ist sehr erklärlich. Aber in ihrer Entrüstung giebt

sie mir ein entscheidendes Dokument in die Hand: ein Citat aus „Ecce homo", das ich bisher nicht citiren durfte. Nietzsche erzählt im Anschluß an die „Götzendämmerung", die ihm nur ein Zwischenspiel war: „Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werkes und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der Umwerthung an." Nietzsche erzählt dann weiter, wie er in Sils-Maria daran gearbeitet, wie er Ende September nach Turin übergesiedelt und die Arbeit fortgesetzt habe. Er schreibt: „Ohne Zögern und ohne mich einen Augenblick abziehen zu lassen, ging ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werkes noch abzuthun. Am dreißigsten September großer Sieg; siebenter Tag; Müßiggang eines Gottes am Po entlang." Hier wird nicht vom ersten Buch der „Umwerthung", sondern von der „Umwerthung" schlechthin gesprochen. Die Vollendung des Werkes wird auf den dreißigsten September angesetzt. Viele Zeugnisse aber liegen vor, die zu beweisen scheinen, daß Ende September der „Antichrist" vollendet wurde. Also ist für Nietzsche um die Zeit, als er diesen Passus des „Ecce homo" schrieb (und Das war um die Zeit des Briefes an Brandes) die „Umwerthung" mit dem „Antichrist" identisch. Dies Zeugniß hat mir bisher für meine Beweisführung gefehlt.

Die Entscheidung aber giebt das Manuskript des „Antichrist", dessen Titel ausdrücklich lautet: „Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe". Wenigstens eine Weile hat diese Fassung bestanden. Später wurde sie nochmals geändert. Frau Förster-Nietzsche spottet darüber, daß ich dies Blatt so wichtig nehme. Aber ich denke, für die Beurtheilung eines Werkes ist das Manuskript entscheidend. Es ist sehr bezeichnend, daß noch ein anderes Titelblatt mit dem ursprünglichen Titel: „Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christenthumes. Erstes Buch der Umwerthung aller Werthe" vorhanden ist. Warum hat Nietzsche diesen Titel verworfen? Weil er eben „Antichrist" und „Umwerthung aller Werthe" gleichsetzen wollte. Nun aber weiß Frau Förster-Nietzsche die seltsame Thatsache zu erzählen, daß auch auf dem zweiten Titelblatt ursprünglich eine römische I gestanden habe, daß aber diese I wegradirt worden sei. Ich gestehe, daß mir diese Radirerei äußerst romanhaft vorkommt, und zwar aus dem Grunde, weil die I an der Stelle, wo sie steht, gänzlich sinnlos ist und weil ich mir schwer vorstellen kann, daß sie von Nietzsche stammt. Jedenfalls hat diese I, die dort einmal gestanden haben soll, mit den übrigen Titelbezeichnungen nicht den geringsten Zusammenhang. Es soll dort gestanden haben: „I. Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe." Das wäre widersinnig. Entweder müßte es heißen: „Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe. I." Oder: „Umwerthung aller Werthe. I. Der Antichrist." „Der Antichrist" aber zwischen I. und „Umwerthung aller Werthe": Das ist unverständlich. Hier steckt ein Räthsel, das noch der Lösung bedarf. Wenn man bedenkt, daß im Nietzsche-Archiv alle Herausgeber vor uns, Gast, Koegel, Seidl, in die Manuskripte Nietzsches hineingeschrieben und daß erst mein Bruder und ich mit dieser seltsamen Tradition gebrochen haben, so kann ja allerlei Merkwürdiges mit diesem Bogen geschehen sein.

Aber Frau Förster-Nietzsche fährt schweres Geschütz auf. Am Anfang des „Ecce homo" erwähnt Nietzsche den „Antichrist" nicht als „Umwerthung" schlechthin, sondern als erstes Buch der „Umwerthung". Ganz richtig; damals, Mitte Oktober, war der „Antichrist" noch das erste Buch. Der Entschluß Nietzsches, den „Antichrist" als „Umwerthung" schlechthin herauszugeben, reifte in der zweiten Hälfte des

November, als er die eben erwähnte Stelle des „Ecce homo“, die für meine Auffassung spricht, und den erwähnten Brief an Brandes schrieb. Nun freilich berichtet Frau Förster-Nietzsche (und Das ist eine neue Thatsache), daß Nietzsche Anfang Dezember das Manuskript des „Ecce homo“ sich zurückkommen ließ und die Stelle nicht änderte. Was beweist Das? Daß Nietzsche eben vierzehn Tage später den Plan, den „Antichrist“ allein als „Umwerthung“ zu bezeichnen, wieder fallen gelassen hat. Man muß sich vorstellen, wie bei Nietzsche in der letzten Zeit vor seinem Zusammenbruch Alles vibrirt, wie ein Plan den anderen jagt. Wer Das außer Acht läßt, kann zu keinem richtigen Urtheil kommen. Es handelt sich ja nur um die richtige Interpretation der Briefstelle, wo Nietzsche die „Umwerthung“ als fertig erklärt, also um die Frage, ob daraus das einstmalige Vorhandensein weiterer Umwerthungbücher zu schließen ist. Die einzig richtige Interpretation aber ist die, daß Nietzsche Ende November unter der fertigen „Umwerthung“ den „Antichrist“ verstand. Diese Auffassung wird durch Dokumente gestützt.

Manches ließe sich hier noch hinzufügen. So, zum Beispiel, daß Nietzsche im letzten Jahre, ganz im Gegensatz zu seiner früheren Zeit, auf einmal sehr redselig in Bezug auf seine Produktion wird. Hatte er früher immer sehr sorgsam über seine Pläne geschwiegen, so spricht er im letzten Jahr sehr offen über seine Absichten, und nicht nur in Briefen an seine nächsten Freunde, sondern an alle möglichen Adressaten. So hat er in verschiedenen Briefen Mitte September erzählt, daß er mit dem „Antichrist“ „zur Hälfte“ fertig sei. Wenn er im November ein weiteres Buch der „Umwerthung“ schon wesentlich gefördert hätte, so kann man mit Sicherheit schließen, hätte er nicht einmal, sondern wiederholt hiervon in Briefen Mittheilung gemacht. Unter dem Einfluß der hereinbrechenden Krankheit nehmen alle persönlichen Aeußerungen Nietzsches aus dieser Zeit den Charakter der Ruhmredigkeit an. In dieser Stimmung hätte er sich den Triumph, von einer weiteren Fortsetzung der „Umwerthung“ zu erzählen, nicht entgehen lassen. Und Eins noch bleibt zu bedenken, wenn man Nietzsches Arbeitmöglichkeit in dieser Zeit abwägt. Das sind die außerordentlich zahlreichen Briefe, die er in dieser Zeit geschrieben hat. Mit fast allen Menschen, zu denen er von früher her Beziehungen hatte, nimmt Nietzsche in der letzten Zeit die Korrespondenz in erweitertem Umfang wieder auf. Sein ganzes Wesen ist eben zuletzt verändert. Nietzsche aber schrieb nicht Briefe, wie Andere Briefe schreiben; wenigstens nicht in diesem letzten Jahr. Er legte jedes Wort auf die „Goldwage“. Es ist eine interessante Thatsache, daß Nietzsche alle Briefe, auch die einfachsten, anspruchlosesten, auch diejenigen, die den Eindruck der Unmittelbarkeit machen sollten, erst im Konzept entwarf. Wenn er an seine Mutter schreibt und sie bittet, ihm Thee zu schicken, arbeitet er diesen Brief erst aus. Er litt zuletzt geradezu an einem krankhaften Stilgefühl. Er konnte sich selbst nicht genug thun. Ich vermuthe, daß Nietzsche im letzten Jahr, abgesehen von den letzten krankhaften Ausbrüchen, überhaupt keine Briefe abgeschickt hat, die er nicht vorher entworfen hatte. Bei der großen Zahl der Briefe aber, die er um diese Zeit schrieb, ist ersichtlich, welche Zeit sie ihn gekostet haben müssen.

Das Entscheidende aber bleibt, daß Frau Förster-Nietzsche die gesammte Arbeitweise Nietzsches falsch beurtheilt, daß sie die Spannung, die zwischen Nietzsches aphoristischer Arbeit und seinen synthetischen Absichten bestand, nicht begreift. Leider hat, wegen der verfehlten Ausgaben, auch kein Anderer eine klare Vorstellung von

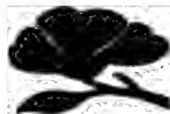
diesem Verhältniß. Nur eine Ausgabe, wie sie mein Bruder und ich in den vorhin genannten Schriften empfohlen haben, könnte die Grundlage zum Verständniß dieses Problems sein, eine Ausgabe nämlich, die vollständig und ganz wortgetreu die Manuskripte Nietzsches, wie sie vorliegen, ohne ordnenden Eingriff, zum Abdruck bringt. Eine solche Ausgabe würde Nietzsches tragische Produktion vor Aller Augen enthüllen. Dann würde man erkennen, wie unmöglich die behauptete Vollendung der „Umwerthung" ist. Den „Antichrist" konnte Nietzsche ziemlich leicht abfassen. Denn er beruhte auf Jahre langen Vorarbeiten. Die Kritik des Christenthumes hatte er von je her mit Erfolg geübt. Dies Buch war rein negativer, kritischer Natur. Auf ganz andere Schwierigkeiten mußte Nietzsche stoßen, wenn er zu den mehr positiven Büchern weiterschreiten wollte. Er hat Das offenbar gefühlt. Das „Ecce homo" bedeutet eine Art Flucht vor der gigantischen Aufgabe, die er vor sich sah. Bis zur Vollendung hätte es noch eines langen, heroischen Kampfes bedurft.

Daß Nietzsches Größe durch diese Thatsachen irgendwie litte, kann ich nicht finden. Die Geschichte der Philosophie würde seltsam aussehen, wenn die Bedeutung der Philosophen nur nach ihrer systematischen Darstellung gemessen würde. Dann müßte einer der bedeutendsten, Sokrates, nur eine sehr geringe Stelle einnehmen. Allen, die Nietzsche Mangel an synthetischer Kraft vorwerfen, braucht man nur Sokrates entgegenzuhalten. Die Bedeutung Nietzsches liegt nicht in seinen Ergebnissen, sondern in dem Charakter seiner Philosophie als solcher. Er hat eine neue Art der Philosophie erfunden. Er hat das Band zwischen Philosophie und Leben wieder inniger geknüpft. Er hat hierfür den Ausdruck, daß er eine ganz neue philosophische Sensibilität eingeführt habe. Das sind Leistungen, neben denen Mängel der Ausführung versinken.

Man kann also Alle, die durch die Nachricht von der vollendeten, aber verlorenen „Umwerthung" geängstigt worden sind, beruhigen. Nietzsche hat nichts außer dem Erhaltenen verfaßt; äußere wie innere Gründe beweisen Das zwingend. Auf die übrigen Einwände von Frau Förster-Nietzsche einzugehen (daß ich an Schwerfälligkeit des Geistes leide, daß nur materielle Interessen mich mit Nietzsche verknüpften), lohnt nicht der Mühe. Mit den von ihr angeführten Autoritäten kann Frau Förster-Nietzsche niemals die vom Nietzsche-Archiv hergestellten Ausgaben decken. So weit diese Herren nicht bestimmte Bände selbst herausgegeben haben, werden sie zweifellos und mit Recht die Verantwortung für die Arbeiten des Nietzsche-Archivs ablehnen. Völlig unrichtig ist, daß wir an eine Kontrole für unsere Arbeiten gebunden waren. Wir haben gern mit den Herren, die dem Archiv nah standen und sich für die Ausgabe interessirten, gesprochen. Als eine Kontrole wurde es von keiner Seite aufgefaßt. Daß der Plan der Ausgabe von Rohde stammt, bezweifle ich. Frau Förster-Nietzsche liebt es, die Autorität Verstorbener anzurufen. Ist es richtig, so beweist es nur, daß Rohde die Schwierigkeit der Sache, da er den Stoff nicht genügend kannte, nicht übersehen hat. Uebrigens liegen auch briefliche Aeußerungen von Rohde vor, wo er sich über das Archiv der Frau Förster-Nietzsche lustig macht. Daß Nietzsche mit dem Verhalten seiner Freunde nicht zufrieden war, ist mir wohlbekannt. Frau Förster-Nietzsche lese die Seiten 63 und 64 meiner Schrift. Ich wehre mich nur dagegen, daß Frau Förster-Nietzsche die Aussprüche Nietzsches einseitig gegen Overbeck verwendet. Die Freunde vermochten ausnahmelos, von dem Schüler Peter Gast abgesehen, der unter dem ständigen persönlichen Ein-

fluß des Meisters stand, mit Nietzsche nicht mitzugehen. Den anderen Freunden Nietzsches streut Frau Förster-Nietzsche Weihrauch. Overbeck allein soll der Schuldige sein, während gerade er allein von den älteren Freunden Nietzsche menschlich die Treue wahrte. Frau Förster-Nietzsche sucht das Verhältniß zu Overbeck auf jede Weise herabzusetzen. Es soll nur eine Zufallsfreundschaft gewesen sein. Als ob Nietzsche überhaupt eine so lange dauernde Zufallsfreundschaft haben konnte. Overbeck war Theologe. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß Nietzsche mit einem Theologen so intim befreundet war? Reichen hier nicht auf wundersame Weise Vergangenheit und Zukunft einander die Hand? Das sollte nicht der Betrachtung werth sein, in Nietzsches Biographie keinen Platz behaupten dürfen? Wenn man dann noch hört, daß Overbeck früher mit Treitschke nah befreundet war, daß er Treitschke für Nietzsche zu interessiren suchte und, da ihm Das nicht gelang, sich Treitschke entfremdete, also gleichsam Treitschke für Nietzsche opferte, dann wird Einem die Zurücksetzung Overbecks in der Darstellung der Frau Förster-Nietzsche immer unbegreiflicher.

Leipzig. Dr. Ernst Horneffer.



Meuternde Aktionäre.

Die Aktie sollte das Kapital demokratisiren, sollte verhüten, daß in die Hände Weniger ein Monopol gelegt wird. Große Vermögen sind imposante Kapitalanhäufungen im Besitz Einzelner; aber das Kapital wächst hier in die Höhe, nicht in die Breite, wie die moderne Wirthschaft es braucht. Durch Tausende von Kanälen muß den Trägern des Wirthschaftlebens, den großen industriellen, Handels- und Transportunternehmungen, der Leben spendende Goldstrom zufließen. Das Geld muß decentralisirt werden, nicht koncentrirt. Deshalb wurde die alte Form der Aktie neu gegossen und die Demokratie des Miteigenthums geschaffen. Man glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben und für immer gegen die Gefahr ungesunder Thesaurirung gesichert zu sein. Doch ists anders gekommen. Die Aktie ist zum Werkzeug des Großkapitals geworden; Bankenkoncentration und Industrietrusts haben alle Spuren der demokratischen Epoche des Aktienwesens verwischt. Heute haben wir eine Oligarchie, die mit Schillers edlem Polen spricht: „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen". Der Großaktionär, die Bankenkonsortien, die Emissionhäuser: da sind die Träger der Gewalt. Der gewöhnliche Wald- und Wiesenaktionär ist ein kümmerliches Gewächs, das kaum das Leben hat, weil die Großen ihm die Sonne nehmen. Aber die kleinen Aktionäre, die unter den Sammelnamen der „Minorität" fallen, wollen ihre schlechte Lage nicht länger dulden. Sie haben Fürsprecher gefunden und meutern nun. „Schutz für die Minderheit der Aktionäre!": Das könnte, in fetten Buchstaben, über einem rothen Plakat stehen, das sonst noch allerlei Gutes für den Zukunftstaat verspricht. Man will diesen Schutz durch einen rücksichtlosen Kampf gegen die Plutokratie erreichen. Der Einfluß „plutokratischer Cliquen" auf

die Aktiengesellschaften muß beseitigt werden; nur wenn der Unternehmergewinn vertheilt wird, kann sozialer Friede werden. Man sieht: die „demokratische" Seele der Aktie regt sich wieder. Aber sie erscheint in einem aus alten Flicken zusammengesetzten Gewand. Kommunisten haben eben einen schweren Stand, wenn sie sich mit Dingen wie Aktie und Börse beschäftigen; sind sie konsequent, so muß ihr Ceterum censeo stets lauten: „Das Kapital muß getheilt werden!" Jetzt ist man wieder beim Kommunistischen Manifest angelangt; und Das hat der Aufsichtrath, haben die Großbanken und der Hiberniastreit verschuldet. Im Aufsichtrath, heißts, sitzen Vertreter der Banken, die mit den Aktionären machen, was sie wollen. Die Bedingungen der Emission werden vorher zwischen Verwaltung und Finanzkonsortium vereinbart und der Beschluß der Generalversammlung ist dann nur noch ein Späßchen. Die erforderliche Majorität wird vorher zusammengebracht und die Minderheit behält nur das Recht, sich zu wundern und zu Allem Ja und Amen zu sagen. Solche Moritthaten geschehen täglich. Ergo: Die Minorität muß geschützt werden!

Bietet das Gesetz keine Hilfe? Das Handelsgesetzbuch bedroht im Paragraphen 312 Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtrathes mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20000 Mark, wenn sie absichtlich zum Nachtheil der Gesellschaft handeln. Man sollte meinen, daß diese Bestimmung nebst den Strafgesetzbuchsparagraphen über Diebstahl, Unterschlagung und Betrug, ausreiche und eine Erweiterung der gesetzlichen Zwangsmittel entbehrlich sei. Ungetreue und unehrliche Verwaltungmitglieder sind von dem Paragraphen 312 bedroht; es kommt nur darauf an, ihn richtig zu interpretiren. Staub sagt in seinem Kommentar, daß die Absicht der Benachtheiligung nur dann als vorliegend erachtet werden kann, wenn beabsichtigt wird, für die Gesellschaft eine Vermögensminderung herbeizuführen, nicht, um ihr zu nützen, sondern, um Zwecke zu erreichen die außerhalb der Gesellschaftinteressen liegen; stets sei die Gesammtlage ins Auge fassen. Gegen diese Vorschrift wird oft genug verstoßen, besonders von Denen, die zu den lautesten Rufern im Streit gegen die plutokratische Cliquenwirthschaft gehören. Beweis: Hibernia Bei der letzten Kapitalserhöhung soll gegen den Paragraphen 312 gesündigt worden sein. Wie war die Sache? Im Dezember 1906 beschloß eine Generalversammlung, das Aktienkapital der Bergwerksgesellschaft Hibernia um 10 Millionen Mark abermals zu erhöhen, und zwar durch Ausgabe von 4½ prozentigen Vorzugsaktien zum Kurs von 103 Prozent, unter Ausschluß des Bezugsrechtes der Aktionäre. Der Vertreter des Fiskus hatte 120 Prozent für die Aktien geboten und sich bereit erklärt, sie den Aktionären zum Bezug anzubieten. In der Ablehnung dieses Angebotes durch das die Mehrheit repräsentirende Bankenkonsortium erblicken die Verfechter der Minoritätinteressen eine absichtliche Schädigung des Gesellschaftvermögens (um 1,70 Millionen) und sagen, gegen Verwaltung und Aufsichtrath seien deshalb die Strafbestimmungen des Paragraphen 312 anzuwenden. Eine noble Gesellschaft würde die Anklagebank zieren, wenns zu einem solchen Prozeß käme: Fürstenberg, Schwabach und andere viri illustrissimi. Ankläger wäre der Fiskus. In diesem Fall hat, als Minorität, ja der Staat einmal die Macht des Kapitals gespürt; und da ists recht pikant, daß auch diesem armen Unterdrückten ein Rächer aus den Reihen der Kommunisten erwuchs. Hat die Verwaltung der Hibernia absichtlich eine Vermögensminderung herbeigeführt, nicht, um der Gesellschaft zu nützen, sondern, um Zwecke zu erreichen, die außerhalb der Gesellschaftinteressen liegen? Um die Hi-

bernia kämpfen zwei Parteien: die Banken, die ihr die Freiheit erhalten wollen, und der Staat, der das Unternehmen für sich haben will. Wäre die Verstaatlichung ein Vorteil für die Gesellschaft? Das ist hier die Frage, deren Beantwortung das Urtheil über die Gesammtlage bestimmt. Der Blick auf diese Gesammtlage lehrt aber, daß es sich weniger um einen vermögensrechtlichen Akt als um einen geschickten Schachzug handelt, den eine der beiden Parteien gethan hat, um ihre Position zu stärken. Das rein kapitalistische Interesse tritt da in den Hintergrund. Man giebt nicht $4\frac{1}{2}$ prozentige Vorzugsaktien zu 103 Prozent aus, wenn man die Absicht hat, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen; und einem seiner Sinne mächtigen Menschen kann der Fiskus nicht einreden, er habe geglaubt, daß ihm Jemand solche Aktien zu 120 abnehmen werde. Bot er einen abnorm hohen Preis, dann war ihm nur darum zu thun, die Gegner ins Unrecht zu setzen. Die Offerte war nicht ernst zu nehmen; wäre sie angenommen worden, dann hätte die Regirung durch die Höhe des Kaufpreises das Vermögen des preußischen Staates geschädigt. Sie also, nicht die Hiberniaverwaltung, wäre dann anzuklagen.

Was soll nun geschehen, um Minderheiten zu schützen? Man möchte dem Paragraphen 282[1] des Handelsgesetzbuches den folgenden Wortlaut geben: „Jedem Aktionär muß auf sein Verlangen ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechender Betrag der neuen Aktien zugetheilt werden. Eine andere Verfügung über diesen Antheil ist nur nach ausdrücklicher oder stillschweigender Verzichtleistung des Aktionärs gestattet.“ Jetzt lautet der Schlußsatz: „so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist“. Auch jetzt kann also das gesetzliche Bezugsrecht des Aktionärs nur durch einen Generalversammlungbeschluß beseitigt werden. Ein solcher Beschluß gilt als Willenserklärung der Aktionäre. Diese ist demnach schon vorgesehen und braucht nicht erst, wie die Reformer wollen, in das Gesetz eingefügt zu werden. In der Generalversammlung herrscht natürlich die Mehrheit; deren Majestätrecht wird durch die Aenderung des Paragraphen angetastet. Was soll aus der Generalversammlung werden, wenn die Minderheit sich der Mehrheit nicht mehr zu fügen braucht? Wen würde es freuen, wenn 20 Millionen Mark Aktienkapital mehr als 30 vermöchten? Höchstens den geschworenen Feind der „Plutokratie“, der sich vergnügt die Hände reibt, wenn die Großen mal Eins auf die Mütze bekommen. Aber nach solchen Ressentiments regirt man in einem geordneten Staatswesen einstweilen doch nicht.

Auch durch die Abschaffung des Aufsichtrathes wäre nichts Nützliches zu erreichen. Die Möglichkeit der Cliquenbildung bliebe, auch wenn die viel gescholtene Instanz verschwände. Die Banken, die in Beziehungen zu Aktiengesellschaften stehen, brauchen in deren Aufsichtrath schließlich ja gar nicht vertreten zu sein: den erwünschten Einfluß sichert ihnen der Aktienbesitz. Mit all diesen Vorschlägen ist nichts Rechtes anzufangen. Solche Art der Kriegführung gegen die großkapitalistischen Unternehmungen ist lächerlich. Beseitigt die Finanzkonsortien: und packt nachher getrost ein; denn die kleinen Aktionäre werden nie im Stande sein, den Bedürfnissen der Gesellschaften zu genügen. Wenn ein Aktienunternehmen Geld braucht, wendet es sich heute an die ihm befreundeten Banken, die ihm entweder Kontokorrentkredit geben oder einen Betrag neuer Aktien oder Obligationen gegen feste Bezahlung übernehmen. Die Gesellschaft braucht sich um die Modalitäten der Kapitalbeschaffung nicht zu kümmern. Die Banken tragen das Risiko der Emissionen. Würden die „Ausbeuter-

cliquen" beseitigt, so müßten die Aktiengesellschaften selbst für den Erfolg der Emissionen sorgen. Der Weg des Bankkredites wäre ihnen sehr erschwert; meist hätten sie nur die eine Möglichkeit, durch Schaffung neuer Effekten das zum Weiterbetrieb erforderliche Kapital aufzubringen. Bekanntlich hängt aber der Erfolg neuer Emissionen wesentlich von dem Zustande des Geldmarktes ab. Die Gesellschaften wären also nie sicher, das ihnen nöthige Kapital wirklich zu bekommen. Solche Ungewißheit müßte den Geschäftsgang lähmen. Die Leiter einer Industriegesellschaft haben mit den technischen und kaufmännischen Anforderungen des eigenen Geschäftes genug zu thun und sind für die bei Emissionen zu leistende Arbeit selten richtig vorgebildet. Würden sie trotzdem, weil kurzsichtige Neuerer den Einfluß der Banken beseitigt sehen wollen, zu solcher Arbeit gezwungen, so müßte das laufende Geschäft darunter leiden. Das „Interesse der wirthschaftlichen Entwickelung des Deutschen Reiches" fordert also, daß man der „Plutokratie" ihr Recht läßt, so lange nicht erwiesen werden kann, daß die Gesammtheit der kleinen Aktionäre die wachsenden Kreditansprüche von Handel und Industrie stets sicher zu befriedigen vermag. Noch ein Bedenken: was würde nach dem „Sturz der Plutokratie" aus den Kursen? Können die kleinen Aktionäre etwa einen jähen Kursfall hindern? Bisher konnte es nur die Intervention der Banken. Das braucht man ihnen nicht als sittliches Verdienst anzurechnen; müßte es wenigstens aber erwähnen. Unsere Wirthschaft braucht große Kapitalien; die kann sie nur bei den Banken finden. Die Entwickelung drängt zur Centralisation und zwingt den kleinen Aktionär, sich mit der Rolle des Zuschauers zu bescheiden. Er hat, wie die Großaktionäre, Antheil am Gewinn, muß sich aber, mag er sich dadurch noch so sehr zurückgesetzt fühlen, meist dem Willen der Mehrheit fügen. Jeder Unternehmer hat ein Risiko zu tragen; und Niemand wird bestreiten, daß das Risiko der Finanzkonsortien größer ist als das des einzelnen Aktionärs. Der Größe des Wagnisses muß auch der Umfang der Rechte entsprechen. Schlimm genug, daß man diese Gemeinplätze erst zeigen muß. Und ist die Minderheit denn wirklich ganz wehr- und machtlos? Nach dem Handelsgesetzbuch kann eine Minderheit, die den zwanzigsten Theil des Aktienkapitals vertritt, die Einberufung einer Außerordentlichen Generalversammlung erzwingen. Aktionäre, die den zehnten Theil des Grundkapitals repräsentiren, können, wenn sie bestimmte Bilanzsätze bemängeln, durchsetzen, daß die Genehmigung der Bilanz vertagt wird. Die selbe Minderheit kann auch Revisoren bestellen und Regreßansprüche erheben. Das sind immerhin nicht unbeträchtliche Rechte. Minderheiten können der Gesellschaft recht lästig werden; zum Beispiel: durch Vertagung der Bilanzannahme die Dividendenzahlung verzögern und den Ruf der Gesellschaft schädigen. Solche Chicanen sind nicht so selten, wie Mancher glaubt. Was eine Minderheit vermag, haben ja die Ansbacher mit ihrem Feldzug gegen die Bayerische Bodenkreditanstalt in Würzburg gezeigt. Ist solche Aktion weniger hart zu tadeln, weil sie von den schwächeren Aktionärgruppen ausgeht? Bis man die Rechtsordnung umgestülpt hat, wird der Stärkere stets mehr Rechte haben als der Schwächere, Hundert mehr sein als Eins. Vor einem Aufsichtamt für Aktiengesellschaften (nach dem Muster des Kaiserlichen Aufsichtamtes für Privatversicherung) bewahre uns der Himmel. Das wäre nicht nur eine Vormundschaft für die Verwaltung, sondern auch eine für die Aktionäre. Und Leute, die sich selbst unter polizeiliche Kontrole stellen, sind jedenfalls wunderliche Heilige. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 17. August 1907.

Kriegsphilosophie.

Heinrich von Treitschke war groß in der Liebe und stark im Haß. Die „Goldene Mittelstraße" wandelte er nie; und die von stärkster Leidenschaft geschwellte Rede, die brausend sich über den Hörer ergoß, glättete sich selten zu jener abgeklärten Ruhe und Heiterkeit, die den vom Sturm und Drang des Tages erregten Menschen so wohlthuend umfängt. Sicher war Treitschke auch weichen, sentimentalen Stimmungen unterworfen, was nicht erst durch den Hinweis auf seine (an sich schwachen) Gedichte (Studien; Vaterländische Gedichte) bewiesen zu werden braucht; aber sein Herz gehörte nicht der Lyrik, sondern der Epik und der Dramatik. Das Waffengeklirr mythischer Vorzeit, das die großen epischen Dichtungen erfüllt, berauschte sein Ohr. Und an den Halbgöttern der Urzeit, die das Schicksal der Menschen nach ihrem langen, ungebrochenen Willen kneteten, an den großen Männern der Geschichte, die über das dunkle Gewimmel in den Tiefen emporragten und dem Haufen ihren Willen aufzwangen, konnte sein begeistertes Auge sich nicht sattsehen. Der Kampf um hohe Ziele, Charaktere, die sich in heftigen Leidenschaften entladen, Epochen, die einer großen Zukunft auf mühsam verschlungenen Wegen langsam entgegenreifen, die ewig bewegte See des politischen Lebens, das sich nie vollendet, von Aufgabe zu Aufgabe weiterstürmt und keine Zeit vergönnt, sich des Erreichten, unter schweren Opfern und Martern Eroberten zu freuen: Das waren die großen Gegenstände seiner Feder und seines politischen Interesses.

Kann es da verwundern, daß seine Urtheile oft ungerecht sind, sein Wort oft unverdient strafend züchtigte oder lobend übertrieb? Er war zur Parteinahme geboren; sein leidenschaftlich pochendes Blut trieb ihn dazu. Die kühle Entfernung von den Dingen, aus der die historische Unbefangenheit geboren wird, hat er nie angestrebt. Konnte er nie anstreben wollen, ohne seine Kampf-

natur zu verleugnen. Seine besten Gaben vermochte er daher in der höheren Publizistik am Erfolgreichsten zu verwerthen: dort, wo er mit der Gewalt der phantasievollen Rede und der Gluth seiner Ueberzeugungen für ein großes nationales Werk eintreten und den Thatmenschen, die es herbeiführen halfen, beistehen konnte. Was er daher vor 70 leistete, als Schrittmacher der werdenden deutschen Einheit und Helfer Bismarcks, was ein Mann von dieser historischen Kultur und dieser zündenden Beredsamkeit leisten mußte, um im Inneren Deutschlands die centrifugalen Kräfte des Partikularismus niederzuringen: Das bleibt Treitschkes Ruhm für ewig. Man muß in unbeschränktestem Sinn ultramontan sein, um angesichts solcher Lebensleistung unverdrossen an Treitschke herumzumäkeln und seine Anschauungen an den Pranger zu stellen. So las ich jüngst wieder in einem katholischen Blatt, daß Treitschkes Art, den Krieg „gewissermaßen" als moralische Nothwendigkeit zu preisen, im höchsten Grade unchristlich und auf jene unter Protestanten so häufige Gewohnheit zurückzuführen sei, ein innerliches Heidenthum mit nach Christlichkeit schielenden Worten zu verdecken. Mag sein. Ich weiß nur Dieses: daß viele gläubige Katholiken die unbedingte Rechtfertigung des Krieges durch den unbedingten Papisten Joseph de Maistre nicht kennen, einen Mann also von überragender geistiger Kraft und begreiflicher Autorität in gebildeten katholischen Kreisen; und ich weiß ferner, daß weder Katholiken noch sehr, sehr viele Protestanten Treitschkes Ansichten über den Krieg wirklich kennen. Schade darum. Sie haben Charakter und Zusammenhang und verdienen gerade während der Tagung der haager Friedenskonferenz gewürdigt zu werden. Ich gebe sie zunächst getreu wieder, gedrängt und möglichst ohne kritische Zwischenbemerkungen: und bin überzeugt, daß der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift katholischen Blättern gestatten wird, sie auch ohne Angabe der Quelle abzudrucken . . .

In dieser Welt der Arbeit hat sich eine Theorie der blinden Friedensseligkeit herausgebildet, die weder dem Wesen der Natur noch dem des Staates entspricht. Denn „unfühlend ist die Natur". Und der Staat? Hat er sich von seiner natürlichen Grundlage so weit entfernt, daß Spinozas Axiom nicht mehr gilt: Ein Ding hat nur so viel Wirklichkeit, wie es Macht besitzt? Unpolitische, an rousseauscher Sentimentalität leidende Köpfe glauben an ein gesellschaftliches Nebeneinander ohne Reibungen; an ein sich solidarisch fühlendes Menschengeschlecht, in dem die volklichen Unterschiede verblassen und der Drang der einzelnen Gruppen nach Selbstbehauptung schwindet; an das Erstarken des Mitleides, das allmählich einen unwiderstehlichen Ekel vor dem unsäglichen Kriegselend erzeugen und so den Krieg selber immer seltener, die Friedenszeiten immer länger, die Friedensarbeit immer ersprießlicher machen wird. So leuchtet am Horizont dieser scheinbar unvermeidlichen Entwickelung der ewige Friede auf. Im Zusammenhang dieser Anschauungen haben die Begriffe des Vater-

landes, der nationalen Ehre keinen Platz, zählen die besonderen nationalen Aufgaben nicht, die aus den besonderen historischen, geographischen, wirthschaftlichen Bedingungen des bisherigen nationalen Lebens und der besonderen Rassenbegabung abgeleitet zu werden pflegen. Das seien traurige Ueberreste mittelalterlicher Barbarei. Treitschkes Kampfnatur, seine in der nationalen Eigenheit wurzelnde Kraft bäumt sich gegen diese „Wahngebilde" auf. Er brandmarkt sie als politische Gedankenlosigkeit und bedauert, daß Kant, der große Immanuel Kant, den Glanz seines Namens dazu hergegeben habe, sie in Kurs zu bringen: der große Metaphysiker sei eben ein unpolitischer Kopf, in diesem einen Punkt ein Kind der verweichlichenden und verweibenden Aufklärung gewesen. Nur einzelne quäkerische Schwärmer, ruft er aus, wollen nicht sehen, wie wunderschön das Alte Testament die Herrlichkeit des heiligen und gerechten Krieges preist. Und statt Kant in seinen Schwächen zu bewundern, sollten wir lieber auf die tiefen und großen Gedanken zurückgreifen, die Fichte und Hegel über den Krieg ausgesprochen haben ... Hier kann ich eine Bemerkung oder vielmehr eine Berichtigung nicht unterdrücken: Was Treitschke als Gedanken Fichtes und Hegels wiedergiebt, ist der Kern der naturalistischen Staatsrechtstheorie, deren Väter Thomas Hobbes und Baruch Spinoza sind. Der große holländische Jude wird erwähnt, der unerbittlich scharfsichtige Engländer wird übergangen. Auch wird Kants philosophischer Entwurf „Zum ewigen Frieden" von Treitschke ganz falsch eingeschätzt. Er stammt zwar erst aus dem Jahr 1795, einer Zeit also, wo in dem Riesengehirn des Philosophen die Lichter sacht zu verlöschen beginnen. Aber die architektonische Kraft seiner Grundgedanken wirkt ungebrochen fort; und aus den „Zusätzen" spricht eine durch moralische Absichten so völlig unverdunkelte naturrechtliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens, daß es fast den Eindruck macht, als ob der Historiker bei der Lecture des Entwurfes über die Präliminar- und Definitivartikel nicht hinausgekommen sei. Doch Das ist hier Nebensache: es kommt auf die Grundanschauung an. Welche ist sie?

Mit dem Begriff des Staates ist der Begriff der Selbstbehauptung so gut gegeben wie mit dem der Persönlichkeit. Das Wesen des Staates liegt in der Macht; der Staat ist ein Zweckverband, um seine Machtfülle zu steigern. Er ist das zu einer souverainen Macht organisirte Volk; sein erster Beruf ist daher der Schutz gegen äußere und innere Feinde. Bei reifender Gesittung gesellen sich dieser elementarsten Aufgabe des Staates andere, höhere Kulturzwecke bei; aber ohne Gerichte gegen die Störer der inneren Ordnung, ohne Waffen gegen den fremden Staat, der sich zum eigenen feindlich stellt, diesen an der Entfaltung seiner materiellen und geistigen Kräfte und Eigenheiten zu hindern trachtet: ohne solche Mittel des Selbstschutzes und der Selbstbehauptung giebt ein Staat sich selbst auf. Der Krieg ist daher, als äußerstes und letztes Mittel dieser Selbstbehauptung, eine politische Nothwendigkeit. Und wie die

realen Dinge einmal liegen, ist auch in alle Zukunft die Vorstellung einer Menschheitentwickelung nicht denkbar, bei der alle nationalen und Rassenverschiedenheiten, alle Absonderungen staatlicher Art (die immer wieder die Keime zu Spannung, Feindschaft, Reibung enthalten) verschwinden. Im Gegentheil: die Entwickelung, die natürliche so gut wie die gesellschaftliche, geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von der Einheit zur Vielheit; ihr Wesen ist Differenzirung. Die Möglichkeit, daß diese Differenzirung sich innerhalb der Nationalstaaten immer weiter fortsetzen könne, bis zu dem Punkt, daß der Staat in lauter selbstbewußte Individuen zerbröckelt, faßt Treitschke überhaupt nicht ins Auge: mit Recht, da er historisch, nicht abstrakt philosophisch denkt und die Entwickelung der geschichtlichen (wie auch der natürlichen) Welt beweist, daß Tendenzen der angedeuteten Art Zeiten des Niederganges, der Anarchie, nicht Perioden der Aufwärtsbewegung, gesteigerter Ordnung also, im Gefolge hatten. Für Treitschke ist der Staat eine jedem Einzelwesen, jeder Berufsgemeinschaft, jedem Lokalverband überlegene höhere Einheit, er erkennt ihm das Recht und die Würde einer sittlichen Persönlichkeit zu, die, um existiren und sich entfalten zu können, zu allen Zeiten unter dem Zwang übermächtiger Umstände das Recht beansprucht hat, über das Leben der Einzelwesen verfügen zu können, und ihnen den Opfermuth als höchste sittliche Pflicht auferlegt. „Wie der einzelne Mensch, so bilden auch die Völker, je höher sie aufsteigen, die Eigenart ihres Charakters um so schärfer aus. Wie jeder ganze Mann, jeder Meister befugt ist, sich in der kleinen Welt, die er beherrscht, allen anderen Männern gleich zu dünken: eben so und mit weit besserem Recht glaubt jedes große Volk, daß es keinem anderen Volk nachstehe, denn es weiß, daß von den tausend und abertausend sittlichen Kräften, welche die reiche Menschengesittung bilden, irgendeine gerade auf seinem Boden die höchste Entfaltung erlangt hat."

Treitschke konstatirt immer wieder, daß das Selbstbewußtsein der Nationen erstarkt und darum, trotz der engeren Verkettung der Interessen aller Kulturmenschen, trotz der Annäherung ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten und Umgangsformen, trotz ihrer unauflöslichen Verkettung in die Weltwirthschaft und der dadurch erzeugten Abhängigkeit des Einen vom Anderen der Krieg schwerlich jemals von der Erde verschwinden kann. Denn die ewigen Dinge sind in ewigem Werden, Staaten entstehen, Staaten vergehen; und nicht einmal für Europa läßt sich eine endgiltige Form des Staatensystems auch nur erdenken. Entspricht diese Auffassung nicht den positiven Verhältnissen und wirksamsten politischen Tendenzen? Oder hat sie, seit Treitschke sie niederschrieb, thatsächlich eine Abschwächung erfahren? Es giebt tausend Mittel, den ewigen Widerstreit der Menschen zu schlichten; noch sind sie nicht entfernt erschöpft: und daraus erwachsen den Regirten und Regirenden täglich neue soziale, politische, diplomatische Aufgaben. Aber es giebt Verwickelungen, bei denen der Krieg allein die heillose Verwirrung der Geister, den unauflöslichen Widerstreit der

Interessen endgiltiger, also sittlicher zu beseitigen und den Frieden länger zu verbürgen vermag als der faule, durch Advokatenkniffe herbeigeführte Kompromiß.

Natürlich ist der Krieg, der große und gerechte Krieg ein Aeußerstes. „Jahrzehnte lang", bekennt der Historiker, „haben wir Männer der preußischen Partei uns müde geschrieben, um zu zeigen, daß Preußen allein die sittliche Kraft besitze, Deutschland neu zu ordnen; der Beweis dafür ward erst auf den Schlachtfeldern Böhmens erbracht." Das heißt: den gerechten nationalen Krieg sendet das Schicksal; dem müssen wir in Demuth uns beugen. Freilich erweckt auch der gerechte Krieg die gemeinen Triebe im Menschen; er bricht plötzlich herein und erscheint den gesitteten Völkern zunächst als eine Aufhebung aller natürlichen Ordnung. Aber sprießen nicht auch bei lange fortgesetztem Frieden allerhand Laster auf und gedeiht da nicht sittliche Fäulniß? Sind Habgier und Schwindel, Genußsucht und mit den ekelhaften Mitteln des Ränkespiels, der Scheelsucht, der Verleumdung, des Treubruches, der Advokatenlogik operirende Selbstsucht ästhetisch und sittlich annehmbarer als die Laster des Krieges? Ja, von hier aus gesehen, kommt man leicht dazu, den Krieg als eine Hohe Schule der Mannbarkeit und sozialen Tugenden zu preisen und von dem Krieger mit Luther zu rühmen: sein Amt sei „göttlich und der Welt so nöthig und nützlich als Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk."

Wenn Treitschke vom Krieg in hohen Tönen spricht, als treuer Sohn eines Volkes, das sich unter unsäglichen Schwierigkeiten das Recht auf eine unbedingte nationale Selbständigkeit erkämpfte, so darf man nie vergessen, hinzuzufügen, welche Art Krieg er meint und wie er den gerechten nationalen Krieg begrifflich bestimmt. Als letztes Mittel einer frivolen Staatskunst verabscheut er ihn wie nur Einer; und er wird nicht müde, zu sagen, daß in einem gebildeten Volk, dessen Heeresverfassung sich auf allgemeiner Wehrpflicht aufbaut, ein gemeiner Landsknechtsgeist gar nicht aufkommen kann, und zu ermahnen, daß der einmüthige Wille eines freien Volkes, zum Beispiel: des englischen zur Zeit Olivers Cromwell, die Macht der Bayonnette stets noch zu brechen gewußt hat. Thatsächlich betrachtet die große Mehrheit des deutschen Volkes das Heer nicht als unangenehmen Fremdkörper, sondern eher als Schule der Mannheit: es ist populär, obwohl seine Erhaltung schwere Opfer heischt.

Endlich ist ein dummer und wahrheitwidriger Vorwurf zurückzuweisen, den man immer wieder erhebt, um Treitschke bloszustellen. Nie hat er, nicht einmal in dem ersten Begeisterungtaumel über hart erfochtene Siege, ein schlagfertiges Heer als letzten Endzweck des Staats- und Gemeinschaftlebens bezeichnet; er hat es nie anders denn als Vorbedingung betrachtet, die eine friedliche Kulturarbeit innerhalb des Staates überhaupt erst möglich macht. Preußen war nie ein Militärstaat im rohen Sinn des Wortes, hat weniger Kriege geführt als irgendeine andere Großmacht. „Nur einmal regirte in der deutschen Haupt-

stadt der Säbel; und diese kurze Epoche des berliner Belagerungzustandes, die neben den verwandten Erfahrungen der anderen Hauptstädte immerhin sehr mild erscheint, gilt heute jedem Denkenden als eine Schmach, als eine häßliche Störung der streng bürgerlichen Rechtsordnung, die sonst immer in Preußen herrschte." Ich weiß nicht, woher man das Recht nimmt, den großen Publizisten als blindwüthigen Anbeter einer selbstherrlichen Soldateska hinzustellen; seine Vorliebe für die Darstellung der kriegerischen Episoden in der preußischen Geschichte reicht zur Begründung dieses Rechtes nicht aus.

Eine andere Auffassung vom Kriege, ein anderer Begriff als der blos chimärische vom Ewigen Frieden ist freilich möglich, wie ja überhaupt die allgemeine weltgeschichtliche Orientirung Treitschkes ihre Lücken und Einseitigkeiten hat. Als Historiker konstruirt er aus Erfahrungen für (künftige) Erfahrungen, schließt er von Einzelnem auf Einzelnes; als Publizist verdichtet er Erfahrungen zu einem Standpunkt, der zugleich Maßstab und Richtunglinie für individuelle Zwecke ist, gegen andere Standpunkte blind macht und Dem, der ihn vertritt, nicht einmal die Freiheit läßt, andere Standpunkte als dialektische Nothwendigkeiten zu begreifen. Das philosophische Verfahren, das einzelne Faktum als Symbol des Zeitlosen zu begreifen, übt er nie. So faßt er den Staat immmer als sittliche Persönlichkeit, dem der Wille zur Selbstbehauptung eben so eingeboren ist wie dem Einzelwesen der Drang, in seinem Wesen zu beharren (in esse suo perseverare). Aber die sittliche Persönlichkeit ist einer der abgeleitetsten Begriffe, die existiren, und die Form der Wirklichkeit, auf die er Bezug hat (eben der Staat), ein ganz spätes, bewußte Theilnahme und Arbeit am sozialen Geschehen voraussetzendes Entwickelungprodukt des Gemeinschaftlebens. Diese langsame und späte Entwickelung, die parallel läuft mit der Entwickelung von der Thierheit zur Bewußtheit hat die Sittlichkeit nicht zur Voraussetzung, sondern zum Ziel: da Sittlichkeit ohne Bewußtheit ein Unding ist. Das meinten die Philosophen, wenn sie sich fragten, nach welchem Modus der status naturalis in den status civilis, das Naturrecht in das Staatsrecht übergehe. Diese Verwandlung ist ja gekommen; wäre, mit Kant zu reden, sogar möglich in einem Volk von Teufeln, wenn sie nur Verstand haben. Jener Uebergang ist ja nicht eine Frucht des Willens zu moralischer Besserung, sondern des Mechanismus der Natur, die den Menschen zwingt, sich unter Zwangsgesetze zu begeben und den Friedenszustand, in dem die Gesetze Kraft haben, fortwährend als Urfaktum seiner gesellschaftlichen und sittlichen Existenz anzuerkennen. Die Entwickelung des vergesellschafteten Menschen macht nun aber nicht bei der Verwandlung des Naturrechtes in das Staatsrecht Halt, sondern treibt zur Bildung des Völkerrechtes, womit doch wenigstens die Tendenz gegeben ist, die Reibungen unter den Völkern durch Veranstaltungen zu beseitigen, ähnlich denen, durch die der „Widerstreit der unfriedlichen Gesinnungen" innerhalb einer

einzigen Volksgemeinschaft geschlichtet wird. Von dieser Tendenz auf den Ewigen Frieden spricht Kant; er fordert nur, man solle sie bejahen, hat aber nirgends gesagt, daß diese ins Unendliche verlaufende Bewegung in endlicher Zeit beendet sein könne. Darum nennt er den Glauben an dieses Ziel der Kulturbewegung eine regulative Idee. Treitschke hat kein Recht, Kants Arbeit als dialektische Spielerei wegzuschieben.

Trotzdem sind Treitschkes Gedanken über den Krieg aus einem Guß, charaktervoll selbst in ihren Irrthümern und Uebertreibungen, von einem starken politischen Instinkt getragen und, vom Standpunkt des im Positiven, Wirklichen, Phänomenalen lebenden Historikers, folgerichtig zu Ende gedacht. Man kann sie gerecht nicht beurtheilen, wenn man ihre Herkunft aus der großen Wendung der preußisch-deutschen Geschichte unberücksichtigt läßt, die Treitschke als unermüdlicher Wecker und Warner, als leidenschaftlich theilnehmender und mitwirkender Zeitgenosse durchlebt hat.

Dr. Samuel Saenger.

Düsterer Abend.

Die Segel trieben mit der Bö,
Die letzte Sonne übergoß
Sie feurig und der Abend floß
In schwarzen Schleiern aus der Höh'.

Die Fischer stießen an den Strand.
In rundgebauchten Körben lag
Des heißen Tages Mühertrag,
Lebendig gleißend bis zum Rand.

Gleich Räubern blickten, hart und fest,
Die Fischer hinter sich, voll Gier.
Das Meer war wie ein wildes Thier,
Das schlafend sich belisten läßt.

Wien. Camill Hoffmann.

Carducci.

Die moderne italienische Dichtung hat in Deutschland nur wenig Beachtung gefunden. Das muß um so mehr auffallen, als die Entwickelungsgeschichte der beiden Nationen im vorigen Jahrhundert sehr ähnlich war. Hinderte Vorurtheil und Verständnißlosigkeit die Bekanntschaft? War der deutsche Volksgeist zu sehr mit sich selbst beschäftigt? Das wäre seltsam in einer Zeit, wo ein poetischer Kosmopolitismus die Deutschen in den fernsten Zonen, den entlegensten Zeiten, bei den fremdesten Völkern heimisch zu machen unternahm und ihre Dichter in der Tracht des indischen Brahmanen, des arabischen Märchenerzählers, des persischen Rhapsoden sich so frei und sicher wie in der heimischen zu bewegen suchten. Dennoch sind die Namen eines Foscolo, Pindemonte, Monti, eines Tomaso Grossi, Giusti, Leopardi, Berchet, Stecchetti, Panzacchi, Pascoli der großen Mehrzahl der gebildeten Deutschen nicht viel mehr als ein leerer Klang, wecken in ihnen, wenn überhaupt irgendwelche, nur unklare Vorstellungen. Selbst als Giosuè Carducci, kurz vor seinem Tode, den Nobelpreis erhalten hatte, blieb er in Deutschland ein fast völlig Unbekannter.

Ein Hauptgrund dieser Vernachlässigung liegt wohl in der Sprache. Französisch und Englisch sprechen Viele. Italienisch Wenige so gut, wie zu mühelosem Genießen nöthig wäre. Die Dutzendmeister der Uebersetzungskunst aber scheuen den mühevollen Versuch, diesen Musengarten zu plündern; neben den Blüthen stehen da allzu spitzige Dornen. In der italienischen Lyrik haben die Reize der Sprache eine so überwiegende Bedeutung, daß ohne hohen Sinn für stilvolle Anmuth und ohne den Schweiß einer langen, ernsten Kunstbemühung die Schwierigkeiten dichterischer Nachbildung nicht zu bemeistern sind. Die Dutzendübersetzung würde ein fadenscheiniges Gedankengewebe von nüchterner Rhetorik ohne Duft und Schmelz bieten. Und doch wird die Uebersetzungskunst noch lange des Vermittleramtes zwischen Italiens und Deutschlands Dichtung zu walten haben; denn nur sehr allmählich scheint die ehrenvolle Stellung, die Italien sich im Kreis der Nationen wiedererrungen hat, auch der Verbreitung seiner Sprache und geistigen Kultur nützlich werden zu sollen.

In Carducci hat Italien einen der starken Geister verloren, die als Dichter, Propheten und Kämpfer während der denkwürdigen Erhebung des italienischen Volksgeistes groß geworden sind und, tief von ihr ergriffen, fruchtbar auf sie zurückgewirkt haben. Da der Dichter über Das, was auf seine Entwickelung bestimmend einwirkte, in früher zerstreuten, jetzt zum großen Theil gesammelten Prosaschriften selbst deutlich gesprochen hat, empfiehlt es sich, aus dieser reinen Quelle zu schöpfen, in ihr das Bild seiner Persönlichkeit zu suchen. Aus einem Sammelbande, den er unter dem Titel „Selbstbekenntnisse und Schlachten“ herausgab, erfahren wir, daß er am siebenundzwanzigsten Juli

1835 in den toskanischen Sümpfen (Maremme) geboren war. Sein Vater, ein vielverfolgter Karbonaro aus Florenz, hatte es dort bis zu der kümmerlichen Stellung eines Medico condotto (Gemeindearztes) gebracht. Der Junge war kräftig, heilte sich vom Maremmenfieber durch Streifzüge auf die waldigen Höhen und kam dann ins Geistliche Gymnasium der Scolopi von Florenz. Schon früh las er die Alten, das „Befreite Jerusalem" von Tasso, die „Geschichte der Französischen Revolution" von Thiers, die „Römische Geschichte" von Rollin, die „Hölle" von Dante. Besonders gefielen ihm und den vertrautesten Kameraden Thiers und der gute Rollin; in Pantomimen, bei denen es natürlich nicht ohne Steinwürfe und Stockschläge abging, stellten sie die Kämpfe der Römer und französischen Jakobiner dar. „In diesen Vorstellungen", schreibt Carducci, „wurde die historische Wahrheit nicht mit dem Pedantismus eingehalten, der die dramatische Wirkung zu verderben pflegt. Mit welchem Hagel von Kieseln bewarf ich eines Tages Caesar, der eben den Rubikon überschreiten wollte! Diesmal mußte sich der Tyrann mit seinen Legionen flüchten (wohin, weiß ich nicht) und die Republik ward gerettet. Aber am nächsten Tag überfiel mich Caesar in einem Gebüsch; er behauptete, es sei der Wald der Furien und er selbst sei Opimius. Ich wehrte mich zwar gegen den Anachronismus und gab mich für Scipio Aemilian aus; er ließ mich wie einen Gracchus von seinen Bogenschützen heranziehen und unbarmherzig durchhauen, trotzdem ich verlangte, er solle wenigstens der Geschichte treu bleiben und mir gestatten, mich von meinem Sklaven umbringen zu lassen. Wie diese verruchten Bogenschützen auf mich einschlugen und wie sie dabei lachten! Ich rächte mich übrigens bald; und hielt mich nun sogar an die Geschichte: ich erstürmte einen Stall, der die Tuilerien darstellte, und ließ der Volkswuth gegen die Schweizer Ludwigs des Sechzehnten freien Lauf."

Der Vater Giosuès war Manzonianer, also katholisch gesinnt, und liebte diese klassischen Reminiszenzen nicht. Er sperrte seinen Sohn ein und gab ihm drei Bücher zu lesen: die „Katholische Moral" von Manzoni, die „Pflichten des Menschen" und das „Leben eines Heiligen". Die Folge war vorauszusehen: Carducci faßte einen „katilinarischen Haß" gegen diese unbedeutenden Werke. Er stellte sich ans Fenster und sagte klassische Verse auf, während seine Feinde, die Schützen des Opimius und die Schweizer Ludwigs des Sechzehnten, ihn von der Straße her auslachten und mit Aepfeln bewarfen. Zugleich mit dem Sinn für Poesie erwachte in dem Knaben schon früh die Schaffenslust; im zwölften Jahr schrieb er Verse. „Doch", schreibt er weiter, „den wirklich ersten Schritt mit der festen Absicht, zu sündigen, die freilich nicht zur Ausführung kam, that ich im Jahr 1852. An einem Julitag hatte ich den Muth, in allen Metren, die mir durch den Kopf gingen, eine romantische Novelle zusammenzuschreiben. Ich betitelte sie ‚Liebe und Tod'. Ein Bischen

von Allem war darin: ein Turnier in der Provence, der Raub der Königin des Turniers durch den Sieger, einen italienischen Ritter, eine Flucht mit Zwiegesprächen bei Mondschein unter Tannen, der Bruder der nicht mehr jungfräulichen Jungfrau, der die Liebenden in Neapel einholt, ein Duell, der Tod des Liebhabers und die Einkleidung der Liebhaberin als Nonne, ihr allmählich beginnender Wahnsinn und darauf folgender Tod."

Carduccis erste Gedichtsammlung, die 1857 unter dem Titel „Juvenilia" herauskam, stieß auf den lebhaftesten Widerspruch; einstimmig tadelte man die Sprache und bestritt ihm alles poetische Talent. Wirklich enthalten die „Juvenilia" noch vieles Minderwerthige; als Form herrscht das überlieferte Sonett vor und in der sapphischen Ode ist durchweg der Reim angewandt. Diese Gedichte sind fast alle so unreif wie die meisten leipziger Gedichte Goethes. Die Sonette, die Carducci an Goldoni, Metastasio, Monti schreibt, sind Gymnasiastenpoesie; selbst in der Form schwach, ohne Einheit, ohne das konzettistische Zusammenfassen, das ein Sonett erfordert.

Im Jahr 1860 erhielt Carducci, nachdem er schon in Pistoja öffentlich, in Florenz privatim als Lehrer thätig gewesen war, einen Ruf als Professor der Klassischen Literatur an die Universität Bologna. Zunächst vertiefte er sich nun eifrig in philologische Studien, mit dem Vorsatz, der Dichtung für längere Zeit zu entsagen. Früchte dieser gelehrten Studien, die hauptsächlich auf die italienische Literatur des Trecento und der folgenden Jahrhunderte gerichtet waren, sind zahlreiche Ausgaben älterer Dichtwerke und literarhistorische Untersuchungen. „Ich ging den Dingen aus dem Weg und nahm, um mich von jeder Versuchung zu befreien, ein kaltes philologisches Bad und hüllte mich in das Leichentuch der Gelehrsamkeit. Süß war mirs, inmitten all des hohlen Geschwätzes von ‚Neuem Leben' mich mit den vermummten Schatten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu unterhalten. Und ich befuhr die Küsten des toten Mittelalter-Meeres, aus dessen bleigrauen Wassern noch die Ruinen der versunkenen Stadt heraufschimmern. Die blauen Blumen der Romantik, die den schlüpfrigen Uferabhang verdecken, berauschten mich nicht bis zur Entkräftung; wie die der Legende zerfielen sie zu Asche, wenn man sie pflückte; auch die großen gläsernen Augen der mystischen Circe machten mich nicht krank, die starr aus tiefem Abgrunde heraufblitzten. Zur selben Zeit studirte ich, um ein Gegengewicht zu haben, die revolutionären Bewegungen in der Geschichte und in der Literatur. Und so entstand nach und nach in meinem Innern nicht eine Umbildung, aber eine Abklärung, die mich wunderte und tröstete. Wie sehr war ich mit mir zufrieden (Verzeihung!), als ich mich überzeugte, daß mein eigensinniger Klassizismus nichts Anderes sei als eine gerechte Abneigung gegen die literarische und politische Reaktion von 1815 und daß ich mich dabei auf viele berühmte Denker und Künstler berufen konnte!"

Diese innere Wandlung findet ihren Ausdruck in einer zweiten Gedichtsammlung, die 1867 unter dem Titel „Levia gravia“ herauskam. Der Thatendrang läßt den Dichter nicht in stumpfen Quietismus versinken. Er findet noch genug zu thun in einer Welt, wo der Schmerzensschrei der Menschenbrust laute Anklagen gegen den Himmel erhebt, wo der Eine aus der Schmach des Anderen Gewinn zieht, wo Gewalt unter der Maske des Rechtes und der Betrug oft genug unter der Priesterbinde das Feld behauptet. Und er sieht eine blutigrothe Wolke zum Himmel schweben, Vergeltung heischend für all das Unrecht auf Erden, er hört das Weinen verzweifelnder Mütter und verschmachtender Säuglinge, die Seufzer der Mädchen, die um den Preis ihrer Ehre das Leben fristen, den Aufschrei Derer, die nicht mehr glauben und aus Verzweiflung ins Verbrechen abirren, und ermahnt seine Lieder, sich ins Rollen des Donners und ins Tosen des Sturmes zu mischen: „Der Freiheit Geist regt seine Waffen schon, Dein Lied sei, Muse, ihm Drometenton!“

In den Jahren 1869 und 70 trieb Carducci eifrig deutsche Studien; er übersetzte aus Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, Platen und Heine. Von Heine wählte er mit Absicht die bissigsten, schneidendsten Verse. Sie waren ihm sympathisch, denn er selbst strotzte von dem grimmigen Hohn, von der ätzenden Ironie, die uns bei Heine hinreißen und verwunden. Aber Carducci hatte eine Eigenschaft, die dem Deutschen fehlte: tiefen sittlichen Ernst. Während Heine den Spott um des Spottes willen trieb, schwingt Carducci die Geißel im Sinn Juvenals. Die Leser mögen manchmal laut auflachen, wenn seine feingeschmiedeten Verspfeile treffen; er selbst lächelt kaum. Glühender Patriotismus und starre republikanische Ueberzeugung bestimmen Carduccis ganze poetische Thätigkeit. Er ist nicht graziös und frivol, sondern herb und schroff. Als Sohn der toskanischen Maremmen erinnert er an die alten Bolognesen, die Berge von Gold ausschlugen, um Enzo in Haft behalten und ihre Rache an dem verhaßten Staufergeschlecht kühlen zu können; an jenen Filippo Strozzi, der bei Montemerlo wider Cosimo de' Medici focht und sich im Gefängniß selbst den Tod gab, nachdem er Vergils Vers an die Mauer geschrieben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Wenn man Carducci den Heine Italiens nennt, so gilt das Wort nur in sehr bedingtem Sinn.

Vorzügliches leistet er als Uebersetzer in den volltönenden, mäßig deklamatorischen Versen, die Klopstocks und Platens etwas rhetorisirende Gedichte wiedergeben. Man vergißt bei diesen schwungvollen Kadenzen, daß man es hier mit Uebersetzungen zu thun hat, und nimmt einige Stellen, an denen Carducci den Gedanken des Originals nicht völlig treu erfaßt hat, gern in den Kauf. In der freien Auswahl der Versmaße verfährt er wie ein geistreicher und empfindender Künstler, der, der Verschiedenheit seines Materials sich völlig bewußt, nur mit den diesem Material eigenthümlichen Mitteln den Sinn des

Urbildes wiederzugeben unternimmt. So übersetzte einst Wieland, statt im steifholprigen, undeutschen Hexameter Klopstocks, die Episteln des Horaz im bequemen Verse des „Nathan“; so übertrug Schiller den Trimeter des euripidischen Dialogs und die kunstvollen lyrischen Versmaße der Monodien in einfache, zum deutschen Metrum gewordene fünffüßige Jamben und in volltönende Reime, ähnlich denen seiner Chöre in der „Braut von Messina“.

Carduccis Studium der deutschen Literatur trug wesentlich zu der inneren Entwickelung bei, die ihn so rasch auf die Höhe führte. In den „Odi barbare“ konnte er dann der italienischen Literatur eine neue lyrische Form schenken.

Einen merklichen Fortschritt zeigen bereits die Nuove Poesie (1873). Auch sie sind meist agressiv, wie die früheren Gedichte. Daß ein Mann, der Jahre lang eine so schroff antimonarchische Gesinnung offenbart hat, trotzdem eine Professur bekleiden konnte, ist ein schöner Beweis für die Freiheit der Italiener von heute. Zwar schwebte damals gegen Cavallotti, den Satiriker, der das Haus Savoyen so oft gekränkt hatte, ein Prozeß wegen Majestätbeleidigung; aber im Allgemeinen mußte die italienische Regirung duldsam gegen eine Partei sein, die das Vaterland mitbegründet und miterstritten hatte, und man hütete sich, einen Mann von der Bedeutung Carduccis anzutasten, wenn auch seine Gedichte Brandfackeln glichen, die er in die Herzen der italienischen Jugend schleuderte. An die Jünglinge wendet er sich in der Einleitung zu den „Neuen Gedichten“:

Für Euch mein Leben! Mir sei es genug,
Mich im vergessenen Grab zu bergen;
Bekämpfet tapfer jeden frechen Trug,
Tyrannen und Tyrannenschergen!

Die politische Satire ist freilich nicht seine stärkste Seite. Humor im eigentlichen Sinn besitzt er nicht; seine Satire ist grausam und bissig bis zum Aeußersten und bietet nur zu oft statt der witzigen Pointen, die bei einem anderen Toskaner, Guiseppe Giusti, so unerreichbar sind, Wendungen von einer Grobheit, die in dem melodischen Idiom doppelt auffällt. Carducci hat, ich weiß es wohl, nicht den Ehrgeiz, ein Dichter für Mädchenschulen zu sein. Er giebt sich gern als einen modernen Rabelais. Aber er ist im Grund so wenig rabelaisisch wie die Zeit, für die er schreibt. Selbst wenn die Rabelaisiade bei einem Dichter heiter und natürlich ist, wie bei Heine, so ist es nur der Witz, der sie uns noch genießbar macht. Nun fehlt es aber Carducci an Witz wie an Heiterkeit. Aus all seinen Gedichten spricht ein cholerisches Temperament und bei seinen Trivialitäten merkt man noch dazu die Absicht: er will die sittsamen Leute ärgern. Wenn sein Zorn die Schranken bricht und überschäumt, dann addio, roba mia: die klassischen Formen, die er sich angewöhnt hat, genügen ihm nicht, denn im Grunde sind sie noch etwas kalt und nebelig und er will klar sprechen, will schimpfen, kann es aber nicht, denn er vermag den

alten Kram auch nicht von sich zu werfen. „Ich sehe ringsum Sklaven und Tyrannen", ruft er. Wo sind denn die Tyrannen im heutigen Italien? Die Tyrannophobie, die Heine im feudalen Deutschland mißfiel und die ihn bei Körner und Herwegh so verdroß, würde ihm unbegreiflich vorkommen in unserem Lande, wo gewiß viel Elend und Eselei walten, aber so wenig Tyrannei, daß ein Tyrannengeißler, wenn er auf der Straße einen Minister oder Unterstaatssekretär trifft, der einen Anflug von Literatur hat, Gefahr läuft, von diesem Ungeheuer mit einem melodischen „mio caro" angeredet und Arm in Arm ins nächste Kaffeehaus geführt zu werden; wo der Mensch, den er an den Pranger gestellt hat, ihm womöglich mit einem strahlenden Lächeln sagen wird, er sei der größte Dichter oder Redner des Jahrhunderts.

Gefühle von der Art der politischen Entrüstung Carduccis dürfen nicht an der Wirklichkeit kleben bleiben; der Dichter muß sie künstlerisch verklären; und er darf sich namentlich nicht in den Dienst der Partei stellen. Auch von dem Gefühl selbst muß der Dichter sich befreien: Zorn und Entrüstung mögen Gegenstand der Poesie sein wie Schmerz und Liebe; aber Gegenstand, nicht Ausdrucksmittel. Auch Dante war ganz Parteimann; aber die Erbitterung ging nie mit ihm durch. Carducci kommt oft gar nicht aus dem Zorn heraus. Ein Homer und ein Shakespeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menschen und Dinge, wie sie sind, und sprühten nicht unausgesetzt Flammen gegen die „Tyrannen". Das ist Sache des Apostels und des Tribunen. Wenn der Dichter sich durchaus „auf die Zinne der Partei" stellen will, so mag ers immerhin thun, wenn er sich dadurch auch, zugleich mit der Billigkeit, der höheren Einsicht begiebt: aber dann wähle er wenigstens einen Parteistandpunkt, der eine künstlerische Auffassung erlaubt. Unbegreiflich ist, wie ein Denker, ein Historiker oder ein Künstler, der diesen Namen verdient, allen Ernstes Jacobiner sein kann. Zur Noth begreift man noch, daß dies prosaisch nüchterne Ideal, dessen Verwirklichung die unumschränkte Herrschaft der Mittelmäßigkeit stabiliren würde, in der Zeit der Julirevolution Menschenhirne begeistern konnte: einen französischen Dichter wie Auguste Barbier, dessen Grundzug tribunizische Rhetorik ist, einen aus preußischem Junkerthum geflüchteten Widerspruchsgeist, halb Romantiker, halb Jude, wie Heinrich Heine. Aber ein Klassiker wie Carducci sollte doch wahrlich den Anachronismus nicht begehen, seiner eigenen Natur nicht so weit untreu werden, daß er sich vor der Déesse Raison, dem Être Suprême oder auch vor dem Mene Tekel der Liberté, Égalité, Fraternité in den Staub legt. Mich dünkt, daß Heine, noch mehr als Barbier, es unserem Toskaner angethan hat. Diese Seite Heines scheint Carducci besonders imponirt zu haben; und seine Nachahmungen dieser schon im Original falschen Manier gehören nicht zum Glücklichen in seiner Dichtung: wir werden der repubblica vergine, der repubblica santa (der Republik

Robespierres und Gambettas) bald genug müde. Sehr gelungen scheinen mir dagegen die Uebersetzungen der „Weber“ und des „Kaisers von China“. Hier ist klassische Form; und Carducci ist sein Leben lang Klassiker geblieben.

Mehr als in allen früheren Leistungen tritt seine Bedeutung als Bannerträger des Klassizismus in der Sammlung hervor, die er von 1876 bis 1898 unter dem Namen „Barbarische Oden“ in die Welt geschickt hat. War schon in seinen Erstlingen der Einfluß der antiken Literatur unverkennbar, so geht der Dichter in den „Odi barbare“ noch einen Schritt weiter und versucht, auch die metrischen Formen des Alterthumes wiederzugeben. Ob sich dieses Problem, das übrigens schon seit Jahrhunderten Theorie und Praxis in Italien beschäftigt, in einer romanischen Sprache überhaupt lösen läßt, brauche ich hier nicht zu erörtern; angedeutet sei nur, daß die antiken Versmaße auch in Carduccis Nachbildung durchaus nicht so streng genommen sind wie in der deutschen Sprache und daß besonders die Distichen manchmal kaum noch das klassische Vorbild erkennen lassen. Wichtiger jedoch als diese formale Frage, die in Italien schon eine ziemlich umfangreiche Literatur hervorgerufen hat, ist der große Fortschritt, der sich im Inhalt dieser Oden zeigt. Die italienischen Landschaftbilder Carduccis heben sich sehr günstig von den konventionellen Schilderungen landläufiger Lyrik ab; sie haben wirkliche Lokalfarbe, sind nicht nur durch und durch italienisch, sondern, je nachdem, toskanisch, umbrisch, römisch. Mit welcher Meisterschaft Carducci Das darstellt, was die Malerei eine historische Landschaft nennt, zeigt sich besonders in der sapphischen Ode „An den Quellen des Clitumnus“:

Dort am Fuß der Berge im Eichenschatten
Aus den Quellen strömt Dein Gesang, Italia!
Ja, es leben Nymphen allhier und Götter
Weihten dies Lager!

Alles schweigt nun, Alles! Vereinsamt bist Du,
O Clitumnus!

Nicht mehr netzt die heilige Fluth die stolzen
Opferstiere, wenn sie Trophäen Romas
Nach den Tempeln würdiger Ahnen brachten.
Keine Triumphe

Feiert Roma, keine! Aus Galilaea
Stieg zum Kapitol ein Fremdling, warf ein
Kreuz Rom in die Arme und sprach: „Das trage!
Trags und gehorche!“

Weinend flohn die Nymphen in ihre Flüsse,
In den Mutterschoß der gebräunten Rinden,
Oder wehten klagend als feuchte Wolken
Hoch um die Berge,

Als ein Trupp von seltsamen Leuten durch die
Leeren weißen Tempel, die Säulentrümmer,
Litaneien singend, in schwarzen Kutten
Langsam heranzog.

Wie viele seiner Zeitgenossen, vereinte Carducci klassische und romantische Elemente; romantisch ist er in seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, klassisch in seiner Vergötterung der Antike. Romantisch ist auch die wunderbare Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Gefühle, das vollständige Aufgehen in Phantasiegebilde, — Eigenschaften, die durchaus unserer Zeit gehören und in denen Carducci eine merkwürdige Uebereinstimmung mit deutscher Gefühlsweise zeigt. Den Italienern war die Vorzüglichkeit der Form stets die Hauptsache; daher kann auch das tiefste Gefühl den Dichter Carducci nicht so weit hinreißen, daß er die Form auflöst. Selbst wo es ihm gelingt, mittelalterlich fromme Legenden oder Invokationen nachzudichten, ist er immer südlich klar und bestimmt. Auch die antike Mythologie, die bei Heine immer durch den verschleiernden Nebel zweier Jahrtausende angesehen wird, tritt bei Carducci nackt und hell in festen Umrissen hervor. Kein nordischer Mondschein wirft sein flimmernd unsicheres Licht auf ihre Marmorgestalten, wie auf Heines Bacchus und seine Bacchanten. Die Kobolde gar, Elfen und Wichtelmännchen, der ganze deutsche Hexenspuk ist Carducci eine fremde Welt. Wohl empfindet er die Größe des Mittelalters; ihn aber reizt nur das Antike im Mittelalter: in der Form der präzise, knappe Ausdruck des Trecento, im Inhalt der Streit des römischen Kaiserthumes gegen die alten lateinischen Republiken.

In der Ode „Vor den Caracalla-Thermen" zeigt sich der Dichter wieder für Rom begeistert; er verachtet das Moderne, das, vom Standpunkt des Künstlers betrachtet, in dem ruhmvollen Vergleich weit zurückstehen muß. Man fühlt, das Heidenthum des Mannes ist keine Rolle, in die er sich hineingedacht hat; es ist Natur und Wahrheit, wenn er ausruft:

Halte die neuen Menschen
Fern von hier und ihre Alltäglichkeiten!
Heilig sei dies Grausen uns; denn hier schlummert
Roma, die Göttin.

So dichtet, so fühlt nur ein Gläubiger. Die unvergleichliche Macht des Alterthumes spricht wieder einmal unmittelbar zu uns und wir möchten den beneidenswerthen Sprecher für einen der Günstlinge der Kamenen halten, von denen Horaz singt: Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotunda Musa loqui.

Mailand. Paolo Zendrini.

Modernes Weltbürgerthum.

Die Rechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ist unter dem Einfluß von Herder, Hugo und Savigny besonders gern historische Bahnen gewandelt. So reich die wissenschaftliche Ernte sein mag, die wir dieser Richtung verdanken: für das praktische Rechtsleben hat sie auch nicht entfernt den Ertrag geliefert, den die naturrechtliche Methode des achtzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Zwar hat man noch in den neunziger Jahren in den Hörsälen von Deutschlands Hohen Schulen oft recht geringschätzig von dem Naturrecht gesprochen, unbekümmert darum, daß die Rechtswissenschaft doch in erster Reihe eine praktische Wissenschaft ist und daß die Praxis des Rechtslebens in den eigentlichen Kulturländern des europäischen Festlandes auf Gesetzbüchern beruhte, die auf dem Boden des Naturrechtes gewachsen sind. Der landrechtliche Jurist in Preußen hat trotzdem gewußt, was er an dem Gesetzbuch Friedrichs des Großen hatte, und nur mit wehmüthigem Herzen hat er es im Jahr 1900 weggelegt. Aber die Schäden der historischen Schule blieben darum nicht aus. Denn in den Verhältnissen des Lebens trat ein gewaltiger Umschwung ein und hier mußte gegenüber den ungeheuren Aufgaben neuer Rechtsbildung eine wissenschaftliche Richtung versagen, die zunächst nach dem „Woher" der geltenden Normen fragte und, um mit Feuerbach zu reden, dabei über dem Gedanken an das Recht den an das Richtige vergaß Es ist das unauslöschliche Verdienst von Anton Menger, in glänzender Weise dargelegt zu haben, wie sehr die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft unter der bisherigen historischen Methode verkümmert sind. Das Naturrecht hatte den Feudalismus gebrochen. Die Rechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts mußte sich auflehnen gegen die Schäden des Kapitalismus. Für Tausende und Abertausende unseres Volkes war an die Stelle des alten status, des Geburtverhältnisses abhängiger Landarbeit, der contractus, der freie Dienstvertrag in der aufblühenden Industrie, getreten. Nun kam es darauf an, den industriellen Arbeitvertrag zeitgemäß auszugestalten. Niemand war so sehr berufen, diese Entwickelung vorzubereiten wie der Jurist. Denn schließlich ist es eine Frage einfacher Gerechtigkeit, ob der Unternehmer, dem der volle Arbeitertrag zufällt, den Arbeiter bei Krankheit und Unfall mittellos auf die Straße werfen darf. Aber wer von den berühmten Privatrechtsjuristen hat sich denn nun mit diesen Problemen beschäftigt? Wie unendlich viel Fleiß und Scharfsinn ist auf die Unterscheidung von Korreal- und bloßen Solidar-Obligationen verwandt worden, einen Unterschied, so wenig durch die Natur der Dinge gefordert, daß unser Bürgerliches Gesetzbuch ihn mit Recht einfach fallen ließ! Wie seltsam muthet es uns an, daß Windscheid auf Grund römischer Marktbräuche und ihres Niederschlags im Corpus Juris dem Käufer von Spannvieh ein Rücktrittsrecht geben wollte, wenn ihm nicht der Aufputz des Viehes mitgeliefert wird!

Das Beispiel Bluntschlis, der in seinem Entwurf eines Gesetzbuches für den Kanton Zürich zuerst eine Arbeitordnung für Fabriken festgestellt und damit ein neues Rechtsinstitut für alle Kulturvölker angeregt hat, ist leider nur zu vereinzelt. Auf diesem Boden ist dem Juristen nicht nur für das soziale Recht die Führung entglitten, sondern auch für das internationale. Was dort Nationalökonomen, menschenfreundliche Unternehmer, Kirchenfürsten und Praktiker der Politik an Rechtsforderungen aufgestellt haben, Das haben hier die Pazifisten gethan. Es ist hohe Zeit für die deutsche Wissenschaft, statt hochmüthig auf solches Treiben herabzusehen, die

Anregungen zu verarbeiten, die von da aus zu uns gekommen sind. Denn das Völkerrecht kann zu seiner Fortentwickelung die Untersuchung Dessen, was sein soll, am Wenigsten entbehren. Ist es doch unter allen Rechtsdisziplinen die jüngste, der weiteren Ausbildung bedürftigste. Hugo Grotius, der Vater des Völkerrechtes, ist auch der Vater des Naturrechtes gewesen. Das Völkerrecht rein rechtshistorisch und dogmatisch behandeln, heißt nichts Anderes als die Entfernung dieser Pflanze aus ihrem natürlichen Nährboden. Wir haben es hier mit dem Schlußstein des ganzen Rechtsgebäudes zu thun: die Umwälzungen in den internationalen Beziehungen der Gegenwart sind nicht geringer als die sozialen Umwälzungen im Innern der Staaten. Die fortgeschrittene Technik und die darauf fußende Entwickelung des Verkehrs hat die Staaten in ungeahnter Weise aus ihrem Einzeldasein herausgerissen. Sollen wir uns nun aber wirklich darauf beschränken, immer nur zu registriren, wenn wiederum das positive Recht einen Fortschritt gemacht hat, wenn wiederum ein neuer Staatenverein, eine neue internationale Behörde begründet ist? Ist es nicht vielmehr die Aufgabe der Rechtswissenschaft, aus dem Gewordenen und Werdenden das Zukünftige zu erkennen und so der Entwickelung neue Ziele zu geben? Erst wenn die Rechtswissenschaft hier die bisher geübte Zurückhaltung fallen läßt, wird sie und werden ihre Vertreter wieder denjenigen Einfluß auf die Politik gewinnen, den sie früher besessen haben. Wenn sich unter Jellineks Führung die Betrachtung des Staates von Labands Dogmatik fort wieder mehr zur Politik hingewandt hat, so werden wir dieser Methode erst recht bedürfen, wo es sich um ein neues Zeitalter des internationalen Lebens handelt.

Machen wir aber einmal den Versuch, aus der Fülle der Erscheinungen in Bezug auf das internationale Leben der Gegenwart die Grundtendenz zu entwickeln, so erkennen wir trotz allen hemmenden Faktoren in Gestalt des Nationalismus und Imperialismus das allseitige Streben der führenden Geister, ein neues Zeitalter des Kosmopolitismus heraufzuführen. Heute freilich kann es sich dabei nicht um ein Weltbürgerthum handeln, wie es Schiller und Goethe vertraten, denn eine lebendige Staatsgesinnung gehört wenigstens für die Gebildeten zu den dauernden Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Wohl aber dringt die Erkenntniß durch, daß gerade die letzten Ziele des Staates in unserem Zeitalter nur zu erreichen sein werden durch die Verknüpfung der Staaten. Die neue Parole wird heißen: Je mehr Staatsgesinnung, um so mehr Weltbürgerthum. Und ihr Ziel kann nur eins sein: die internationale Organisation!

Ob sich schon jetzt eine obligatorische Schiedsgerichtbarkeit für alle internationalen Streitigkeiten, ob sich bei der thatsächlichen Vorherrschaft Englands heute schon eine allgemeine Beschränkung der Rüstungen erreichen läßt: Das vom Standpunkt des Gelehrten aus zu beurtheilen, wäre vermessen. Was sich aber erreichen ließe, die Zusammenlegung der zahllosen Staatenvereine, die in den letzten Jahrzehnten zu den verschiedensten Kulturzwecken, wie Verkehrs- und Gesundheitwesen, Schutz des geistigen Eigenthums u. s. w., begründet sind, zu einem großen Staatenbund der Kulturstaaten. Dieser müßte sein ständiges Organ haben, das zugleich über die heute schon zahlreichen internationalen Behörden die Aufsicht führte. Hätte man sich hier erst gewöhnt, ständig mit einander zu arbeiten, so würde man ganz von selbst allmählich den Gedanken fallen lassen, eines Tages wieder auf einander zu schießen. Man klagt oft und nicht ohne Grund, den Deutschen von heute fehlten die Ideale. Ich nenne Euch eins, dem Ihr zustreben sollt: „Modernes Weltbürgerthum.“

Marburg. Professor Dr. Walther Schücking.

❦

Für Strauß.

Irre ich nicht, so beabsichtigt Herr Dr. Georg Göhler mit seinem umfangreichen Aufsatz „Richard Strauß“, beim Leser die Ueberzeugung zu hinterlassen, daß er nun den „ersten Musiker der Gegenwart“, den „Erben oder gar Ueberwinder Wagners“ seines falschen Nimbus entkleidet und seine wahre Nichtigkeit deutlich aufgezeigt, ihn für immer an den ihm in Wahrheit gebührenden Platz gestellt habe. Da mag man sich nun fragen, ob denn wirklich Richard Strauß so ganz geschlagen oder vernichtet ist, wie der Kritiker meint. Im Wesentlichen giebt Göhler eine Summe von nicht gerade erschöpfenden Einzelrezensionen in systematischer Anordnung (a Lieder, b Orchesterwerke, c Bühnenwerke); ihnen ist als Thesis eine kurze Charakteristik von Straußens Künstlerpersönlichkeit vorangestellt; neue Gesichtspunkte hierzu werden in den „historisch-kritischen“ Darlegungen nicht gewonnen. Ich will also das Gesammtbild betrachten, das schließlich als Ergebniß bestehen bleibt; und da sehe ich, daß sich zu einem solchen Bilde nur insgesammt drei Züge zusammenfinden: technische Meisterschaft, Witz, erotische Sinnlichkeit. (Oder soll man als vierten „keine Erfindung“ hinzufügen?) Ob Richard Strauß in der That nur diese drei Züge besitzt, will ich nicht beurtheilen, bezweifle aber, daß man die Mehrzahl der „Straußianer“ bereit finden wird, gegen diese Andeutung eines Portraits das vorläufig jedenfalls sehr viel ähnlichere und überzeugendere Götzenbild vom großen Führer der Moderne einzutauschen. Und Dies war ja wohl eigentlich der Zweck, den Göhler im Auge hatte.

Zunächst seien mir nun zu diesen drei Zügen einige Bemerkungen gestattet. Gestützt auf „Schopenhauers richtige Kunstlehre“ gelangt Göhler zu dem Ergebniß, daß der Erotiker Strauß die Grenzen der Würde überschreite und seine Musik darum „direkt ordinär wirken“ müsse. Nach wenigen Sätzen kann er dann nicht umhin, auszusprechen, daß Wagners Tannhäuser-Bacchanale wohl im Ausdruck das Stärkste ist, was je an erotischer Musik geschrieben wurde. Um nun aber den bayreuther Meister nicht auch (und in noch höherem Maße) zu diskreditiren, verläßt er den eingeschlagenen Gedankengang und fährt fort, in Wagners Musik sei die gewagteste Erotik, in „Tannhäuser“ wie auch sonst, vor gemeiner Wirkung geschützt durch die Besonderheit der dichterisch-dramatischen Situation, an die hier die Musik gebunden sei: also, worauf es mir ankommt, durch rein außermusikalische Bedingungen. Das muß dann aber auch für Strauß gelten: lediglich das Außermusikalische der Situation ist es, auf Grund dessen bei der inkriminirten Orchesterszene in der „Feuersnoth“ von „Prostitution der Kunst“ gesprochen werden kann (denn wäre nicht mindestens das Musikalische dabei „Kunst“: es ist klar, daß dann auch von einer Prostitution der Kunst nicht mehr die Rede sein könnte). Mag also sein, daß Dies richtig ist; durch ein „außerordentlich feines“ Nietzschecitat wird es wiederum bekräftigt: die erotischste Musik wirkt nicht an sich gemein (wie man frei nach Schopenhauer annehmen müßte), sondern erst auf Grund eines Außermusikalischen, an das sie gebunden ist. Davon mag der Musikdramatiker Strauß getroffen werden; gegen seine erotische Musik als Musik ist damit nichts ausgesagt. Daß ich persönlich einen ausgesprochen sexuell-sinnlichen Zug bei Strauß niemals als störend (oder nur als eigentlich hervorstechend) empfunden habe, halte ich in diesem Augenblick für belanglos; und auch für gleichgiltig, wie sich Schopenhauer

und Nietzsche zu dem eben aufgezeigten Widerspruch ihrer Meinungen verhalten würden; für bemerkenswerth aber, daß hier Göhler, indem er Beide so eifrig citirte, in einen bedenklichen Konflikt gerathen ist: mag nun „Schopenhauers richtige Kunstlehre“ doch nicht so ganz richtig oder nur nicht ganz richtig angewandt worden sein: sicher ist, daß der wohlvorbereitete Hieb gegen Straußens musikalische Erotik unwirksam geworden ist, da er, nach Göhlers eigener Folgerung, am Schwersten gerade den Meiste treffen würde, durch dessen Beispiel Strauß ad absurdum geführt werden sollte. Es kann also sein, daß seine Erotik „direkt ordinär“ ist. Nur: Dr. Göhler hat es keineswegs dargethan.

Was weiter die „technische Meisterschaft“ angeht, so versage ich mir, die gerechte Würdigung der straußischen Instrumentirkunst nachzuholen, die in dem langen Artikel nirgends Platz finden wollte (ich will ja nicht einen Aufsatz „Richard Strauß“ schreiben); feststellen will ich aber, daß Göhler irrt, wenn er als Ergebniß seiner kurzen Darstellung ausspricht: „Sättigung des Klanges, Wirkung des ganzen Orchesterkörpers kann man aus diesen Partituren am Bequemsten lernen“. Thatsache ist, daß aus den Werken keines Lebenden schwerer zu lernen ist; freilich auch, daß sein Name immer wieder herangezogen wird, um jede orchestrale Ueberladenheit, jeden willkürlichen Mißbrauch der Instrumente, jede Zumuthung, die an Hörer wie Ausführende gestellt wird, zu rechtfertigen. „Ich habe noch keinen jüngeren Komponisten kennen gelernt, der nicht vor allen Dingen von mir Sanktion von ‚Kühnheiten‘ zu erlangen gedachte“: dieses Wort Wagners kann Strauß gewiß in vollem Umfang für sich in Anspruch nehmen. Es fehlt ja nicht an Orchesterbeflissenen, die als „Moderne“ gelten wollen, weil sie unabläßig straußische Partituren nach neuen „Effekten“ durchstöbern, um diese in ihren eigenen Werken fleißig anzubringen; aber nur dem Unkundigen oder Voreingenommenen kann verborgen bleiben, wie wenig solche Stümpereien von Straußens Orchestertechnik aufgenommen haben.

Einer ähnlichen Korrektur bedarf, was über seine „musikalische Satzweise“ gesagt wird. Zunächst einmal: findet Göhler sie (in den Orchesterwerken) so leicht und flach, dann schien mir doch die Sachlichkeit die Erwähnung von zwei sechzehnstimmigen A-capella-Chören zu fordern, in denen sich jedenfalls ein technisches Können bewährt, das selbst den Vergleich mit einem Bossi nicht zu scheuen braucht. Dann aber wieder: wäre sie in der That so „kinderleicht“, woher käme es dann, daß, so Viele es auch versuchten, noch Keiner sie sich anzueignen verstand, daß die zahllosen Nachahmungen so wenig Aehnlichkeit mit ihrem Vorbild besitzen? Da sich Göhler so eingehend mit der Genesis des straußischen Schaffens beschäftigte: merkte er denn gar nichts von der prinzipiellen Umwandlung, die sich hier allmählich vollzog, nichts davon, daß Strauß in unabläßiger Entwickelung (deren retrospektive Verfolgung er freilich nie unternommen haben mag) immer mehr die Wege der „korrekten“ analytischen Polyphonie verließ und sich mit der selbstherrlichen Rücksichtslosigkeit Dessen, der sich seiner bewußt ist, zu einem gänzlich neuen Stile durchrang, für den die Salomepartitur ein Beispiel vollendeter Meisterschaft bedeutet? Glaubt er ernstlich, eine solche Erscheinung zu erklären, wenn er darin die frivole Laune eines Sensationlustigen erblickt, einmal zu versuchen, ob man nicht in derselben Art komponiren könne, wie Max Liebermann oder Slevogt malen, um dadurch „den Eindruck genialer Kühnheit zu machen“? Herrn Dr. Göhler gefällt die neue Schreibweise Straußens nicht, sie ist ihm unappetitlich und er hält sie für

kinderleicht: denn es ist leicht, ohne Gesetz zu schreiben; und von Verstößen gegen das Gesetz wimmelt es ja bei Strauß: gegen das Gesetz nämlich, das er vorfand. Nun wird behauptet, in seinen Werken sei ein neues Kunstprinzip erstanden, es walte darin ein neues Gesetz, neue Werthe seien geschaffen, neue Begriffe zu prägen. Und ich frage: Konnte Göhler dieser Möglichkeit überhaupt gerecht werden, so lange er sich begnügte, den „Neuen“ an den alten Werthen zu messen, nach den alten Begriffen zu beurtheilen, den Musiker der Gegenwart nach den Begriffen des Wagnerepigonenthums? Hat Das Sinn gerade Einem gegenüber, der von diesen Begriffen loskommen will? Wagnerisch gedacht ist Das gewiß nicht. „Wollt Ihr nach Regeln messen, was nicht nach Eurer Regeln Lauf, der eigenen Spur vergessen, sucht davon erst die Regeln auf“: hätte Göhler diese Lehre Wagners mehr beherzigt, er hätte sich gewiß sonst weniger auf Wagner berufen und, wenn es gilt, über Strauß zu reden, sich mehr und vorurtheilloser mit Strauß befaßt und mit Dem, was bei ihm wirklich oder vermeintlich neu ist. Ist Richard Strauß der große Künstler, der kühne Neuerer, oder ist er es nicht? Hier war es eben nöthig, den alten, erprobten Standpunkt zu verlassen und den „neuen“ straußischen zu ergründen, sich die Begriffe der „neuen Richtung“, wenn auch nur provisorisch, anzueignen, ihre Bedingungen wie ihre Ziele zu erforschen, ihre Werthe zu prüfen und nun mit dem also erweiterten Blick die Persönlichkeit in ihr Innerstes zu durchdringen; und dann (aber auch nur dann) konnte sich zeigen, ob wirklich all dies Neue so nichtig, in Wahrheit nur ein Scheinneues war; und wie es mit der Persönlichkeit bestellt ist, die man nun verstehen gelernt hatte; und all das Andere, was der Kritiker noch erweisen wollte. Wie Der aber verfuhr, konnte er höchstens zu der Erkenntniß gelangen, daß sich Straußens Kunst eben nicht in die starren Regeln pedantischer Epigonenästhetik einzwängen läßt; und darin darf er sich gewiß mit dem von ihm so heftig Bekämpften völlig einig wissen. Das „Märchen von Strauß als dem Ueberwinder Wagners“ aber konnte dadurch sicherlich nicht beseitigt werden. Was kümmert es Den, der fest und unbeirrt vorwärtsschreitet (oder es nur zu thun scheint und meint), was kümmert es ihn und seine Anhänger, wenn die Vergangenheit hinter ihm herruft: „Wir erkennen Dich nicht an“? Er wird sich höchstens umwenden und erwidern: „Natürlich nicht, denn Euch habe ich ja überwunden“; wenn es ihm nämlich wichtig genug ist. Mir fällt hier eine kleine Anekdote ein. Nur zwei Sätze: „Isidor, ich wett', Du findst mer nich'?“ „Sarah, ich wett', ich such' Der nich.“ Dr. Göhler hat in der Absicht, Strauß zu bekämpfen, in Wahrheit eigentlich nur seine guten alten Dogmen mit Eifer gegen ihn vertheidigt. Hat aber Strauß sie angegriffen? Oder will er sie angreifen? Giebt es überhaupt unter allen „Modernen“ einen Vernünftigen, der sie bestreitet? Eine „Wagnerfrage“ gibt es für Musiker nicht mehr, so wenig wie eine Bach- oder Beethovenfrage. Dann lasse man aber endlich Wagner in Ruhe. Es ist an der Zeit, daß wir nicht Wagner, aber das Wagnerepigonenthum überwinden, aufhören, uns fortwährend zu fragen, ob wir auch mit Wagners Forderungen in Uebereinstimmung bleiben. Ist also etwa Strauß nicht „fortschrittlich im Sinn Wagners“ (ist „im Sinn Wagners“ überhaupt ein Fortschreiten über Wagner hinaus möglich?), vielleicht ist er es in einem anderen, weiteren. Woher weiß Dr. Göhler, daß es die Aufgabe unserer Zeit ist, an Wagners Werk fortzuarbeiten? Hält er nicht für denkbar, daß es unserer Zeit gemäßer ist, zu Richard Wagner den Abstand zu gewinnen, der jeden Großen von all Denen trennen muß, die mit wah-

rem Nutzen in seinem Geist wirken sollen, und daß vielleicht ein Musiker, der in diesem Sinn fortschreitet, eine historisch zweckvollere Aufgabe erfüllt, als die wäre, der Strauß, nach der Meinung seines Kritikers, nicht genügt haben soll?

Gewiß ist es ja viel schwerer, die Zusammenhänge, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen, aufzufinden, als die zu erkennen, die verschiedene Stadien der Vergangenheit mit einander verbinden (wie es auch schwer ist, für Faktoren der Gegenwart und der Vergangenheit giltige Vergleichspunkte zu wählen); wenn darum auch „bewiesen“ wird, daß Strauß so ganz anders ist als die „Großen“ der Vergangenheit: vielleicht unterscheidet er sich für unseren Blick, der ihn in der grellen Beleuchtung des Tages betrachtet, nicht mehr von den Großen von ehemals, als sich all Diese vielleicht ihren Zeitgenossen von den Großen früherer Zeiten zu unterscheiden schienen. Sicherlich sind die Menschen immer selten gewesen, die verstanden, ihre eigene Zeit historisch richtig zu beurtheilen, und ein wahrer Historiker wird sich kaum je einfallen lassen, Geschichte der eigenen Gegenwart zu schreiben. Jedermann sein Recht: die leblose, vollendete Vergangenheit dem Historiker, das Leben aber, die unablässig bewegte Gegenwart Denen, die im aktiven Leben stehen, den Schaffenden, den Männern der That. Und wußte Göhler, da er Strauß so wenig achten kann, unter allen Schaffenden unserer Tage nicht Einen, den er dem unrechtmäßigen Beherrscher der Gegenwart entgegenstellen konnte? So lange er keine frischeren Kräfte ins Feld zu stellen hat als die Lisztschule, die in Wahrheit kaum mehr existirt, und die Hüter der bayreuther Tradition (diese Beiden sind es ja auch, deren Standpunkt er fortwährend, offen und latent, vertritt), so lange zweifle ich, ob er Straußens Stellung irgendwie erschüttern kann . . .

Und wären auch die Waffen, über die er verfügt, brauchbarer, seine Doktrinen zeitgemäßer, anpassungfähiger, als sie sind. Sonst pflegt man die dogmatische Behandlung einer Frage ja wohl den Fachwissenschaften zu überlassen; und die halten sich mit Recht von Zeitfragen fern. Und neben der Wissenschaft hat es stets große Männer der That und Erfahrung gegeben, deren Lehren Kraft gewinnen unmittelbar aus der Machtvollkommenheit Dessen, der sie aufstellt. Wessen sind aber die Gesetze, die wir von Göhler zu hören bekommen: sind es die wagnerischen oder sind es seine eigenen? Beiden ist Strauß nicht unterthan. Den wagnerischen nicht, davon war schon die Rede; und Dr. Göhler contra Strauß? Ich weiß nicht, ob Dr. Göhler in der That gesonnen ist, seine Persönlichkeit gegen die von Richard Strauß einzusetzen. An manchen Stellen scheint es beinahe so; ich war vielleicht nicht der einzige Leser, dem es seltsam schien, wenn der Kritiker hier Strauß eine Kasuistik der dem absoluten Musiker erlaubten Programme vorlegt, so eine Art Kompendium: „Was darf ich als absoluter Musiker komponiren?“ Oder etwa, wenn er sich erbittert: „Kein einziger der Vorwürfe seit ‚Tod und Verklärung‘ überhaupt geeignet für ein stilvolles Orchesterwerk“. Man fühlt sich an den Lehrer erinnert. Hätte Strauß rechtzeitig gefolgt, er wäre vor schlimmen Verirrungen bewahrt geblieben.

Alles in Allem: ich glaube nicht, daß Richard Strauß nun so gänzlich besiegt und geschlagen darniederliegt, wie sein Kritiker wohl annimmt. Man muß abwarten, ob einem Stärkeren gelingen wird, ihn endgiltig zu besiegen.

München. Klaus Pringsheim.

Herr Hofkapellmeister Dr. Göhler, der diese Replik gelesen hat, findet darin keinen Anlaß, seinem Aufsatz (der ihm mißverstanden scheint) ein Nachwort folgen zu lassen.

Ferdinand Cortez.

I. Die Stadt Tenochtitlan.

Schwarz glomm ihm das Auge, sein Antlitz war bleich,
Blank war sein Schwert und wuchtig sein Streich.

So jagt er die Kiele aufs zackige Riff,
Daß sie die Brandung zu Scheiter zerschliff.

So warf er sich kühn in den Strudel hinein:
Vierhundert nur sprangen hinter ihm drein.

So trat er bei Veracruz auf den Strand
Und pflanzte das wahre Kreuz in den Sand.

Und ist dies Land wie das Westmeer groß,
Ich fass' es und lass' es nicht wieder los!

Fortsprengten sie, wachsam und wohlbewehrt,
Und wer sich nicht beugte, den traf das Schwert.

Und wo sein Helmbusch wogte im Kampf,
Da fuhr in die Feinde ein Schreckenskrampf.

Aufdrohten Berge voll Rauch und Eis.
Da neigte sich ihm ein Kazikengreis.

Er brachte Labung, Speise und Trank
Und zwanzig Mädchen, jung und schlank.

„Helft uns, wir sind ein bedrücktes Geschlecht,
Zu unsrer Rache und unserm Recht!

Dort hinter den Bergen wetzt ihren Zahn
Die Riesenspinne Tenochtitlan.

Sie lauert im Salzsee, grausam und stark,
Und trinkt unser Blut und frißt unser Mark.

Zehntausend der Unsern Jahr um Jahr
Verbluten auf Huitzilopochtlis Altar.

Und weigern wir ihr den schnöden Tribut,
So regt sie die Klauen in rasender Wuth.

Dann spinnt sie uns ein und saugt uns aus,
Zerstampft das Feld und verwüstet das Haus.

Die Sonne hat unsern Jammer erblickt
Und Euch, ihre Söhne, zu uns geschickt.

Ihr fliegt auf Kindern des Windes daher,
Tragt Blitz und Donner auf Euerm Speer.

An Eurer Haut zerbricht unser Pfeil:
Unsterbliches Leben ward Euch zu Theil!

Erbarmt, erbarmt Euch unsrer Noth
Und schlagt die Spinne Tenochtitlan tot!"

„Wir werden sie binden mit Kraft und List
Für unsern Kaiser und Gott, den Christ!

Und Euch zum Segen und uns zum Glück!"
Die zwanzig Mädchen wies er zurück.

Doch als er nachts nach den Bergen aufbrach,
Malinche, das Fürstenkind, sprang ihm nach.

Wohl brach er die Fesseln, die sie trug;
Sein Blick in stärkere Banden sie schlug.

Sie lief sich die Füße wund beim Troß.
Da hob er sie vor sich auf sein Roß.

Er lehrte sie beten zu Gott, dem Herrn,
Und senkte ins Herz ihr des Glaubens Kern.

Da keimte und wuchs er auf gutem Grund;
Still küßte er sie auf den heißen Mund.

Vier Tage und Nächte durch Wunden und Zwang
Er sich zur Höhe des Passes rang.

Hier hielt er im knirschenden Firnenschnee.
Tief unten saß die Spinne im See.

Stumm hockt sie im faulen, schlammigen Nest.
Acht Füße klauen am Ufer sich fest.

Acht Dämme hält sie ins Land gekrallt,
Zwölf Könige beugen sich ihrer Gewalt.

Zwölf Völker fronen dem Blutgesetz:
Von Meer zu Meer spannt sie ihr Netz.

Von Blutgier ist ihr Leib gebläht:
Weh Dem, der ihr in die Fäden geräth!

Vom Gifte ihr Kiefer strickt und strotzt:
Weh Dem, der ihrem Wüthen trotzt!

Qual sproßt und Tod, wohin sie beißt:
Weh Dem, der ihr das Netz zerreißt!

Laßt fliegen das Banner, die Faust am Knauf!
Das Fußvolk sitzt hinter den Reitern auf!

Vorwärts! in Reihen gesetzt zu Dritt!
Malinche, die Fürstin, zur Rechten ihm ritt.

Sie stießen zu Thal im sausenden Schwung,
Die Spinne duckt sich zum grausamen Sprung.

Steif glotzen die Augen ihr, starr und stier,
Die Flanken zittern und beben voll Gier.

Sie sandte zur Nacht den Meuchelmord:
Malinche ward seines Schicksals Hort.

Und vor dem Dolch, der das Leben raubt,
Bewahrte sie dreimal des Freundes Haupt.

So sicher lief seines Glückes Rad:
Als Sieger und Herr betrat er die Stadt.

Feig schmiegte sie sich seinem zwingenden Blick;
Er stampfte den Eisenfuß ihr ins Genick.

Er griff ihren König und hielt ihn in Haft
Und herrschte gewaltig mit List und Kraft.

Er heischte Treuschwur, Zins und Sold
Und Gold für seinen Kaiser, Gold!

Rothgoldne Geschmeide und glänzenden Staub:
Die Götter Tenochtitlans blieben taub.

Er stürzte den blutigen Götzen vom Stuhl
Dreihundert Stufen hinab in den Pfuhl

Und pflanzte auf Huitzilopochtlis Thron
Das christliche Kreuz mit dem Menschensohn.

Da raste auf die Spinne im Zorn,
Vom Tempeldach brüllte das Muschelhorn.

Sie riß sich empor aus dem Schreckensschlaf:
Den eignen König zu Tode sie traf.

Sie biß sich selber die Beine entzwei;
Die Wasser des Sees, nun wogten sie frei.

Weh Euch, Ihr Weißen! Nun wahr Dich, Held!
Nach Deinem Blute lechzt eine Welt!

Kein Stern die tiefe Sturmnacht durchbricht:
Rückwärts! Die Reihen haltet dicht!

Geschlossen und lautlos gings über den Damm:
Von tausend Booten gährte der Schlamm.

Von tausend Pfeilen sauste die Luft,
Wer sank, Der fand eine feuchte Gruft.

Ein Mann gegen tausend! Weh Dem, der stürzt!
Schon sind ihm Fessel und Banden geschürzt.

Die Nachhut drängte mit würgender Hast,
Schwer schleppte sie sich an des Goldes Last.

Stoß, Strudel und Wirrsal, wirbelndes Knäul:
Aufkreischt des Nachtkampfs gräßlicher Gräul.

Freund gegen Freund, Feind gegen Feind!
Der Himmel in Strömen darüber weint.

Laßt Euch nicht fangen zu teuflischer Pein!
Sie schlachten Euch auf dem Opferstein!

Die Brücke brach. Da machten sie Kehrt
Und haben sich wie Löwen gewehrt.

Schwarz ist die Nacht, wie der Hölle Schlund;
Sinkt Keiner, der nicht todeswund.

Es bricht der Degen, das Pulver zerweicht:
Schon hat die Vorhut das Ufer erreicht.

Wo bleiben die Andern? Zurück den Steg!
Da wirft sich Malinche ihm in den Weg:

„Halt ein! Bleib bei uns! Dein Werk verweht!
Auf Dir allein unsre Hoffnung steht!“

Und weinend hielt er am Ufer die Wacht:
Das war die große Trauernacht

Und als er am Morgen sein Häuflein zählt:
Elf hatten von Zwölf den Tod gewählt.

Die Handvoll stieß er, zum Keil geballt,
Quer durch den feindlichen Waffenwald.

Und als er blutend vom Pferde stieg,
Hielt er in den Fäusten Rettung und Sieg.

Zwei Finger sprangen ihm wo ins Gras,
Malinche pflegte ihn, bis er genas.

Und sind unsre Schwerter auch schartig und stumpf,
Wir schleifen sie scharf, Du Spinne im Sumpf!

Wir kommen wieder! Sei auf der Hut!
Du sollst ertrinken im eigenen Blut!

Tenochtitlan tanzte im Siegerspott,
Im Wasser erwachte der steinerne Gott.

Er kroch, umjauchzt von der Priester Chor,
Aus seinem schlammigen Bett hervor.

Aufstöhnten unter dem Felskoloß
Die dreißig Treppen zum Tempelschloß.

Sechs Stunden erklom̃en er den Stufenberg,
Für Huitzilopochtli ein mühsälig Werk.

Verschnaufend hielt er oben an,
Ein Grimmen ihm durch die Glieder rann.

Wild schrie er, als er die Fäuste hob:
Das Christenkreuz in Splitter zerstob.

II. Das letzte Opfer.

Um Huitzilopochtli, den großen Geist,
Hoch auf des Heiligthums Spitze
Die Schaar der Priester jubelnd kreist;
Er thront auf goldenem Sitze,
Zehn Ellen klaftern ihm Arm und Bein,
Beringt mit funkelnden Erzen,
Er hält auf den Knien eine Schale von Stein
Voll zuckender Menschenherzen.

Weit über den See wirft grellen Glanz
Ein Heer von Fackeln und Lampen,
Es rast das Volk im Taumeltanz
Auf Straßen und Tempelrampen;
Das Muschelhorn tobt, die Pauke stöhnt,
Es klirren Schwerter und Speere:
Aus tausendmal tausend Kehlen dröhnt
Ein Lied zu seiner Ehre.

Heil, Huitzilopochtli, Du Stärkster im Krieg,
Du brachst der Feinde Tücke!
Heil, Huitzilopochtli, Dein ist der Sieg!
Du stampftest die Weißen in Stücke!
Nimm hin die Opfer und trink' Dich satt!
Freu' Dich an unseren Tänzen!
Laß weiterhin über die treue Stadt
Den Stern Deiner Gnade glänzen!

Stumm thront der Gott und störrisch steif
Strafft sich sein trotziger Nacken,
Schwer drückt ihn ein goldner Kronenreif,
Bespickt mit spitzigen Zacken.
Mit Köcher und Bogen ist er bewehrt;
Am Leibgurt aus goldenen Knochen
Hängt ihm Tenochtitlans bestes Schwert,
Aus einem Onyx gebrochen.

Und plötzlich stockt der wirbelnde Kreis
Verzückter, zuckender Glieder;
Der Hohepriester, ein zitternder Greis,
Wirft vor dem Gotte sich nieder:
Trink, Huitzilopochtli, das schäumende Blut!
Schirm' uns, sonst sind wir verloren!
Hilf, Huitzilopochtli, die weiße Brut
Steht wieder vor unsern Thoren!

Schon zweihundert Weiße ließen den Stolz
Auf Deinem Opferaltare;
Nun stoßen ihre zwölf Häuser von Holz
Vom Ufer herüber wie Aare:
Sie speien Wunden, Feuer und Tod,
Daß Ketten und Mauern weichen!
Du größter der Götter, sieh unsre Noth
Und gieb ein Zeichen, ein Zeichen!

Stumm thront er, auf seinem Antlitz liegt
Des Zornes schattende Wolke,
Sein Blick starr in die Ferne fliegt,
Hoch über dem betenden Volke:
O sei uns gnädig, Du große Kraft!
Scheuch' unsre Furcht und Aengste!
Heut schlürfst Du der Weißen besten Saft,
Heut blutet der Letzte und Längste!

Wild toben die Hörner, laut schreitet den Gang
Das alte blutdürstige Drama:
Nackt und gefesselt liegt auf der Bank
Diego de Guadarrama.
Sechs Fuß ist er hoch und wie im Spiel
Schlug er die Todesquarten,
Er betete wenig und fluchte viel
Und liebte Würfel und Karten.

Das Auge zuckt ihm wie harter Stahl
Tief unter der borstigen Braue,
Wirr hängt ihm das Haar, die Lippen sind fahl,
Die Muskeln gestrafft wie Taue,
Eiskalter Schweiß die Stirne ihm netzt:
Die schwarze Jaspisklinge
Der greise Oberpriester wetzt,
Daß er das Werk vollbringe.

Da bäumt sich das Opfer, die Fessel bricht,
Diego entreißt ihm das Messer:
Caramba! Und über den Haufen sticht
Ein Stoß den Menschenfresser.
Ein starrender Schrecken! Das Volk bricht los,
Daß man aufs Neue ihn fettet:
Ein Griff, ein Sprung! In des Gottes Schoß
Hat er sich hinaufgerettet.

Und tausend Fäuste drohen wild
Empor zum steinernen Gotte,
Wie sturmgepeitschte Brandung schwillt
Die Wuth der rothen Rotte:
Zermalm' ihn, Du Großer! Den Frechen zerknick',
Daß er Dich fürder nicht schände!
Steif thront der Gott, stier ist sein Blick
Und stumm sind seine Hände.

Es kocht um den Gott ein Waffenmeer,
Diego in Stücke zu fetzen,
Doch schwirrt kein Pfeil und fliegt kein Speer,
Aus Furcht, den Gott zu verletzen;
Durch alle Straßen schreit der Alarm
Die wuthanstachelnden Töne;
Den Fremdling beschirmt ein mächtiger Arm:
Der Gott verließ seine Söhne.

Diego flucht und vom Götzen herab
Stößt er das Opferbecken,
Es stürzt und schmettert und gräbt ein Grab:
Und Dreizehn müssen sich strecken;
Dann wirft er hinunter mit wuchtigem Schwung
Der Krone wildzackige Masse
Und knirschend kartätscht ihr wirbelnder Sprung
In den Feind eine blutige Gasse.

Die ganze Stadt hält ihn umstrickt,
Schon wiehern am Ufer die Rosse,
Aus Huitzilopochtlis Köcher schickt
Er schwirrende Todesgeschosse.
Dann reißt er das Schwert aus dem goldnen Gurt
Und schwingt es in mordenden Primen,
Und wo das Schwert auf die Schädel surrt,
Da blühen Todesstriemen

Schon dröhnt die Trompete drüben laut,
Schon sammelt die Trommel die Reihen;
Tenochtitlans Volk um den Tempel sich staut:
Es gilt, den Gott zu befreien!
Wie hart der Feind die Stadt auch umkrallt,
Wie nah seine Schiffe schon streifen:
Das ganze Volk um den Tempel sich ballt,
Diego, den Einen, zu greifen.

Drei Stunden hielt er oben Stand,
Daß Blut und Funken stoben,
Ihn schirmte Huitzilopochtlis Hand,
Bis sich die Sonne erhoben:

Da stieg am Ufer das Kreuz empor
Im Wallen des Pulverdampfes
Und unter den Hufen rollte hervor
Der blutige Teppich des Kampfes.

Er rollte und deckte zum letzten Mal
Die Straße mit glühenden Fresken,
Mit flatternden Flammen und zuckender Qual
Und düsteren Blutarabesken;
Brand, Raub und Gewalt enthüllte er, trug
Den Tod auf jede Schwelle:
Zu Huitzilopochtlis Füßen schlug
Er die letzte, gewaltigste Welle.

Diego de Guadarrama sprang
Aufjauchzend vom Gotte herunter,
Und wo sein steinernes Schwert sich schwang,
Da färbte der Teppich sich bunter;
Er hat seiner Folter Pein und Plag
Mit wuchtigen Strichen beschrieben:
Er schlug zu Tode an diesem Tag
Sechshundertzwanzigundsieben.

III. Des Kaisers Dank.

Auf seinem Palast zu Cuyoacan
Saß Ferdinand Cortez, der kraftvolle Mann.

Er thronte gewaltig in Würde und Pracht,
Zehn Völker beugten sich seiner Macht.

Treu war ihm sein Glück in Schlachten und Strauß,
Es hielt auch im Frieden treu bei ihm aus.

Zur Rechten saß ihm lächelnd und mild
Malinche, das holde Frauenbild.

Schlug Wunden wo sein heftiger Streich,
Sie deckte darüber die Hände weich,

Und schnaubte Rache sein herrischer Zorn,
Sie nahm ihm bittend Stachel und Dorn.

So ruhte auf ihrer Väter Land
Stark und gerecht seine machtvolle Hand.

Wer ihm die Treu hielt, den schützte sein Schwert:
Er ward wie ein Gott der Götter verehrt.

Wer trotzte, den traf wie ein Wetterstrahl
Sein Hauptmann Gonzalo de Sandoval.

Weithin, wo das Meer an die Küsten blaut,
Dehnt sich das Reich, vom Glücke bethaut.

Es kennt nicht Grenzen nach Süd und Nord,
Es blüht wie ein Garten von Ort zu Ort.

Wer wägt das Gold, das die Felsen durchwirkt,
Das Silbererz, das sich im Boden verbirgt!

Wer schätzt der edlen Gesteine Glanz,
Der weiten Wälder tiefschattenden Kranz!

Wer zählt das Volk, das den Garten bewohnt
Und König Carlos von Spanien front!

Einst hat Dich die Noth aus Spanien gehetzt:
Sieh, Kaiser Karl, wie reich bist Du jetzt!

Fest steht Dein Reich in der Stürme Wehn,
Es sieht die Sonne nicht untergehn.

Dir schenkte Ferdinand Cortez, der Held,
Zur alten Welt eine neue Welt!

Carlos die Sonne, Cortez der Stern:
Er war der Diener seines Herrn.

Sechs Jahre strahlt ihm des Kaisers Gunst,
Er herrschte sechs Jahre mit Kraft und Kunst.

Er schickte ihm Schiffe, zum Rande bepackt
Mit Perlen und Silber, Gold und Smaragd.

Dort, wo er Tenochtitlan einst zertrat,
Stand Mexiko auf, die prächtige Stadt.

Und wo der Blutgott die Herzen fraß,
Das Kreuz auf ragenden Thürmen saß.

So hielt er in Glück und Reichthum Rast
Zu Cuyoacan in seinem Palast.

Weit flog sein Blick hin zum Horizont,
Weit über die Lande, vom Frieden besonnt.

Da fand er ein Lächeln, still und klar,
Das erste Lächeln seit sieben Jahr.

Da wölkt sich das Bild: die Straße herauf,
Von Osten her, jachtert ein Reiterhauf.

Gonzalo de Sandoval springt vom Roß,
Im staubigen Panzer betritt er das Schloß.

„Erfüllt, o Herr, ist Dein Gebot:
Christoval Olid, der Rebell, ist tot.

Der Herr von Oaxaca bückte sich tief
Und küßte des Kaisers Siegel und Brief.

Der König von Costaclan wies uns den
Zahn,
Zehntausend und er bedeckten den Plan.

Es lohten empor seine Städte in Gluth,
Da brach auch des stolzen Maxixcas Muth.

Der Letzte, der sich nicht beugen wollt',
Jetzt schickt er Dir Sklaven, Gewänder
und Gold.

Dem Kaiser aber versagt er den Eid.
Wer kennt den Kaiser? Der Kaiser ist weit.

Dich kennt er und Deiner Kanonen Knall,
Dir will er dienen als treuer Vasall."

Da flammte sein Blick wie ein zuckender Blitz
Da fuhr er im Zorne von seinem Sitz.

„Der Freche! Da wir ihm brachen den Speer,
Jetzt setzt sich der Schlaue mit Worten zur
Wehr.

Laß Boten laufen! In Demuth und Reu
Schwör er dem Kaiser, dem Kaiser die Treu.

Doch trotzt er weiter, dann trifft ihn die
Schmach
Zu schmachten im tiefsten Kerkergemach.

Weh über Den, der frevelnd schmäht
Des Kaisers geheiligte Majestät!

Er ist der Gerechtigkeit Hort und Halt!
Von Gottes Gnaden stammt seine Gewalt!"

Da tritt ein bleicher Mann in den Saal,
Die Augen unstet, die Lippen schmal.

Er kommt mit schleichendem Priestertritt
Und bringt das Schweigen des Unheils mit.

Malinches Lächeln erstarrt zu Eis,
Gonzalo quillt es zum Herzen heiß.

„Graf von Estrada ich wähnte Euch weit!
Vergaßt Ihr, daß Ihr geächtet seid?

Von Cortez gefestet um Blutschuld und
Brand,
Gefestet zehn Meilen weit über den Strand!

Mordbrenner und Bube, Feigling und
Schuft!
Schon morgen baumelt Ihr hoch in der
Luft!

Liebwerther Obrist, leicht biet' ich Euch
Trutz,
Ich steh' in des Kaisers allmächtigem Schutz.

Dem Kaiser trug ich die Klagen vor,
Der Kaiser lieh mir sein gnädig Ohr."

Und aus des Mantels Nähten trennt
Er Kaiser Carlos' Pergament.

„Prüft Alle das Siegel: das Siegel ist echt!
An Ferdinand Cortez, der Krone Knecht.

Dein Hochmuth spricht unsrer Hoheit Hohn,
Du sitzt wie ein König auf Deinem Thron!

Du bist selbstsüchtig und herrischen Sinns
Und schmälerst willkürlich der Krone Zins,

Raffst für Dich selber der Krone Zoll,
Kränkst Unsre Getreuen mit Haß und Groll.

Die Weißen strafst Du an Leben und Leib,
Die rothen Männer beschützt Dein Weib.

Hier unser Befehl: Verstoß' diese Frau!
Auch bist Du dem Heiligen Vater zu lau.

Wir rufen Dich ab von Deinem Werk!
Zu hoch schwoll der Klagen erdrückender Berg.

Wir machen Dir schnellste Eile zur Pflicht,
Dir harrt zu Sevilla strenges Gericht!

Dem Herrn von Estrada verleihn wir Dein Amt,
Bis man Dich freispricht oder verdammt."

Da warf Gonzalo das Schwert auf den Tisch:
„Ein Wort, Herr, und ich zerreiße den Wisch,

Ein Wink: und ich schlage den schurkischen Hund,
Daß ewig verstummt sein Lügenmund."

Da flog durch den Saal Malinches Schrei:
„Trotze dem Kaiser und mach Dich frei!

Was willst Du den falschen Worten traun!
Da steht Dein Volk: auf das mußt Du baun!

Wir dürsten nach Freiheit, Rache und Ruhm,
Entreiß uns dem spanischen Sklaventhum!

Horch hin, schon jauchzen sie siegesfroh:
Heil Cortez, dem Kaiser von Mexiko!"

So stand auf zwei Augen der Welten Geschick.
Nur Den von Estrada durchbohrte sein Blick.

Nicht einen Augenblick hat er geschwankt:
„Ich werde thun, was mein Kaiser verlangt.

Ich reiße entzwei der Verleumdung Netz.
Noch gilt in Spanien Recht und Gesetz.

Ich laß Euch das Land im Frieden und Glück.
Hütet Euch, Graf, ich kehre zurück!"

Er wählte zur Küste den kürzesten Steg..
Viel Thränen flossen auf seinen Weg.

Das Volk lag in Jammer, Angst und Gebet,
Wie wenn ein Kaiser zu Grabe geht.

„Lebwohl, Malinche, und sei getrost:
Bald bringt mich zurück ein glücklicher Ost.

Gonzalo, Du Treuer, nimm sie in Hut,
Du stehst mir für sie mit Leben und Blut

Lebwohl! Lebwohl! Es war ein Traum!
Mein Sein zerrinnt in eitel Schaum.

Auch ich will in meine Heimath gehn,
Wir werden uns nie mehr wiedersehn!"

Das Schiff entsprang in der pfauchenden Bö,
Malinche stand auf der Klippe Höh.

Sie breitete weit ihre Arme aus:
„Ich komme, Ihr Götter, ich komme nach Haus!

Mein Leid mit tausend Gewalten mich zieht
Zu Euch, Ihr Väter, die ich verrieth!"

Ein Sprung, ein Strudel, schäumend und jach ...
Gonzalo de Sandoval warf sich ihr nach.

Und rauschend entrissen die Wogen das Schiff
Des trauernden Feldherrn dem zackigen Riff.

Wohl blieb er von den Ketten verschont,
Mit denen man Christoval Colon belohnt.

Er bog vor seinem Kaiser das Knie,
Der Spruch des Gerichts doch wurde ihm nie.

Er harrte und hoffte Jahr um Jahr,
Schwach wurde sein Arm und weiß sein Haar.

Verlassen, vergessen, verbittert und krank,
So starb er. Das war des Kaisers Dank.

Hamburg.

Ewald Gerhard Seeliger.

Standard Oil.

Das Bundesgericht in Chicago hat den amerikanischen Petroleumtrust, die Standard Oil Company, wegen Uebertretung des Antitrustgesetzes in 1463 Fällen zu einer Geldstrafe von 29,20 Millionen Dollars verurtheilt. Die allerfettesten Steuerprozesse haben in Deutschland selten mehr als eine Million Mark an Bußen und Nachzahlungen ergeben; die Riesenziffer von über 116 Millionen Mark durfte also einiges Aufsehen machen. Man widmete dieser Millionenpön Leitartikel im politischen Theil und ergeht sich noch immer mit Behagen in allerlei Berechnungen, zu denen die Aesthetik der Zahl im Besonderen und im Allgemeinen Anlaß bietet. Wer kann sich vorstellen, was 116 Millionen Mark sind? Allenfalls wird Einer, der die berühmten hellbraunen Ziegelsteine auf den Zahltischen der Reichsbank liegen sah, sagen: 116 solcher rechteckigen Papierhaufen, die zusammen eine Fläche von vielleicht fünf Quadratmetern bedecken. 116 Bände von je 1000 Seiten: Das ist die papierne Bedeutung der Millionen. Welche Geheimnisse sie sonst noch in sich bergen, lehrt die Geschichte der Standard Oil Company. Roosevelt contra Rockefeller: so müßte das Zeichen dieser Prozeßakten lauten; denn im Petroleumtrust will der wackere rough rider das ganze System des amerikanischen Kapitalismus treffen. Er ist nicht Kommunist, denkt nicht an die Vergesellschaftung des Eigenthums, sondern schwärmt nur für die Einführung einer sauberen Geschäftsmoral ins Dollarland. Bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals in Minneapolis hat er jüngst einen dringlichen Appell an die Besitzer der großen Vermögen gerichtet. Seid ehrlich, ehrlich, ehrlich! Ob während dieser Rede Thränen geflossen sind, ward nicht gemeldet. Der Redakteur des Arizona-Kicker will gesehen haben, daß einige anwesende Besitzer „großer Vermögen" über Teddys kindliches Gemüth Thränen gelacht haben. Die Antitrustgesetzgebung ist Roosevelts eigenste Schöpfung. Ob sie ihn, der im nächsten Jahr vom Präsidentenstuhl steigen soll, lange überleben wird? Jetzt ist man drüben etwas unruhig und fürchtet neue Anklagen gegen die Bahngesellschaften, von denen jede, wie der Mann auf der Straße zu sagen pflegt, „Dreck am Stecken" hat. Wenn dann ähnlich judizirt wird wie in Chicago, können die Aktionäre sich freuen: die Dividendenbeträge, auf die sie hofften, werden „verstaatlicht" und die Verwaltungmitglieder wandern nach Sing-Sing. Reserven für „außergewöhnliche" Fälle dieser Art giebts nicht; die Aktionäre müssen also die hohen Geldstrafen aufbringen. Das ist ein ganz neues Moment; daran muß man fortan denken, ehe man amerikanische Eisenbahnaktien kauft. Der deutsche Besitzer solcher Aktie ist doch gewiß unschuldig an den Geschäftspraktiken des Großaktionärs Rockefeller, Harriman, oder wie der Drahtzieher sonst heißen mag. Trotzdem muß er für das Handeln dieses fernen Großen mit aufkommen. Roosevelts Feldzug wird jedenfalls nicht dazu führen, daß amerikanische Papiere leichter im Ausland unterzubringen sind. Unsere Banken sind von dieser Campagne denn auch gar nicht begeistert.

Natürlich hat die Standard Oil Company gegen das Urtheil Berufung angemeldet. Manche glauben an einen Systemwechsel beim Rockefeller-Trust, weil der Generaldirektor H. H. Rogers entlassen und durch Henry C. Frick ersetzt worden ist. Rogers war die Unverfrorenheit in Person. Als der Vorsitzende der Abtheilung für eingetragene Gesellschaften beim Handels-Departement, Garfield, über den Petroleumtrust Bericht erstattet hatte, wies Rogers in schroffem Ton alle Be-

schuldigungen zurück und nannte die Behauptung, die Standard Oil Company habe das Gesetz übertreten, unwahr und ungerecht. Die Gesellschaft habe keine geheimen Raten von den Eisenbahnen bezogen. Das wagte der Herr Generaldirektor zu behaupten, obwohl schon erwiesen war, daß dem Trust von der berüchtigten Chicago and Alton-Bahn in mehr als sechshundert Fällen ein Frachtsatz von 7½ Cents für 50 Kilo bewilligt wurde, während die übrigen Verfrachter 19½ Cents zahlen mußten, und daß in achthundert Fällen das Verhältniß 6 gegen 18 Cents gewesen war. Rogers gehört zu den Großaktionären der Standard Oil und sein Kollege John D. Archbold ist mit etwa 8 Millionen Dollars an dem jetzt 98,30 Millionen Dollars betragenden Aktienkapital des Trusts betheiligt. Ob rebus sic stantibus dem Direktorenwechsel ein Umschwung im System folgen wird, ist zweifelhaft. Nicht ganz unerheblich ist dabei noch die Frage, was der berühmte, verhaßte Hauptkontroleur der Standard Oil, John D. Rockefeller, zu einem Einschwenken ins Moralische sagt. Johnny ist heute ein schwerkranker Mann. Wie lange ihm noch vergönnt sein wird, Teddy und die amerikanischen Gerichtshöfe zu foppen, wissen nur die Götter. Aber selbst wenn der Mann, der schon als fünfundzwanzigjähriger Anfänger einem Eisenbahnkönig die kecke Frage zu stellen wagte: „Do you something green in my eye?", selbst wenn dieser Tyrann stirbt, ist das System Rockefeller noch nicht tot. Die Erben, an ihrer Spitze John, der Sohn, und William Rockefeller, der Bruder, der schon jetzt 30 000 Aktien des Trusts besitzt, werden geneigt sein, die Politik des großen Mannes fortzusetzen. Den Aktionären ist sie nicht schlecht bekommen; die Standard Oil Company hat in den Jahren 1903 bis 1906 Reinerträge von 81, 61, 57 und 65 Millionen Dollars erzielt und daraus Dividenden von durchschnittlich 40 Prozent ausbezahlt. Seit dem Jahr 1898 sind 380 Millionen Dollars an Dividenden vom Petroleumtrust bezahlt worden; und Rockefeller, der etwa ein Drittel des Aktienkapitals besitzt, hat in diesen acht Jahren 120 Millionen Dollars (also beinahe eine halbe Milliarde Mark) geschluckt. Solchen Giganten des Kapitals könnte nur ein Herkules neue Wege weisen. Wäre die Standard Oil Company eine große Aktiengesellschaft und nicht mehr, so könnte man durch Säuberung der Verwaltung die Geschäftsführung bessern; der amerikanische Petroleumtrust steht aber zu allen kapitalistischen Großmächten der Vereinigten Staaten in nahen Beziehungen. Der Bericht des Handelsamtes hat festgestellt, daß die Standard Oil Company am Stahl-, Kupfer-, Fleisch- und Tabaktrust durch Aktienbesitz interessirt ist. Die Kapitalsumme, die von Rockefeller und der Standard Oil-Gruppe kontrolirt wird, hat ein Demokrat, der für ein Gouverneursamt kandidirt, auf 5200 Millionen Dollars (mehr als 20 Milliarden Mark) geschätzt. Davon kommen 400 Millionen Dollars auf Lebensversicherungsgesellschaften, 2000 auf Eisenbahnen, 1800 auf verschiedene Industrien, 160 auf Lokalbahnen, 110 auf Gas und Elektrizität, 195 auf Bergwerke, 180 auf Banken, 180 auf Telephonanlagen und 40 Millionen Dollars auf Schiffahrtunternehmen. Daß es bei solchen Ziffern auf ein paar Millionen mehr oder weniger nicht ankommt, ist klar. Die Zahlen sollen nur ein halbwegs zuverlässiges Bild von der Macht des amerikanischen Petroleumtrusts geben. Und dieser Kolossus soll nun plötzlich moralisch werden? Der bostoner Bankier und Börsenmakler Thomas W. Lawson, der mit seinen Aufsätzen über die „rasende Finanz" vor zwei Jahren in einer amerikanischen Zeitschrift Aufsehen erregte und den Anstoß zu der Enquete über die Lebensversicherungsgesellschaften

gab, veröffentlichte nach der letzten newyorker Börsenpanik einen Roman, der das Treiben der Standard Oil-Männer schildert. „Broadway 26" ist der an der newyorker Börse gebräuchliche Name der Standard Oil, deren Haus diese Straßennummer trägt. Wenn Broadway 26 einen Coup plant, zittern alle Großen und Kleinen, denen die Mittel erlauben, einen Sitz in Wallstreet zu halten. Lawson mag übertrieben haben; selbst wenn man seine Schilderungen aber alles romantischen Beiwerkes entkleidet und sich nur die Thatsachen herausdestillirt, bleibt immer noch genug übrig, was einen Mitteleuropäer in starres Staunen versetzen kann. Roosevelts Vorgehen ist nicht geringer zu schätzen, weil es sich gegen eine unbezwingbar scheinende Uebermacht richtet. Aber hat der Präsident auch die wirthschaftliche Entwickelung der Union ernsthaft bedacht? Und glaubt er wirklich an dauernden Erfolg?

Der Krieg gegen die Standard Oil hat große Aehnlichkeit mit dem Kampf gegen Tammany. Dieser berühmte newyorker Klub wurde als Hauptsitz der Korruption von der gesammten „anständigen" Presse der Union leidenschaftlich bekämpft. Die Regirung schien mitzukämpfen; aber der Senator Mark Hanna, der (inzwischen gestorbene) „kingmaker", gehörte zu Tammany: und so blieb schließlich Alles beim Alten. Wirds beim Petroleumtrust anders werden? Wirft man ihm „Vaterlandlosigkeit" vor, so darf er dieses Tadels lachen. Er ist amerikanisch bis auf die Knochen; und manches Unternehmen, das zu ihm gehört, ist der Regirung intim befreundet. Die National City Bank, eins der angesehensten amerikanischen Finanzinstitute, hat dem Schatzamt oft gute Dienste geleistet, obwohl (oder: weil) es zum Standard Oil-Concern gehört. James Stillman, der Präsident dieser Bank, ist der Schwager Rockefellers. Frank A. Vanderlip, ihr Vicepräsident, ist der Vorkämpfer für die Idee einer amerikanischen Centralnotenbank. Was er über die Mängel des amerikanischen Notenbankensystems und über die Nothwendigkeit einer Reorganisation gesagt hat, wiegt manches Vergehen der Standard Oil auf. Wenn die Beziehungen zur National City Bank aufhörten, wäre es für die Bundesregirung nicht gut. Ein Institut, das über eine ständige Goldreserve von 50 Millionen Dollars verfügt und bei den Emissionen der Regirung Dienste zu leisten vermag, ist nicht leicht zu ersetzen; und unter den angesehenen Finanzinstituten des Landes sind nicht viele, die gar kein Geldinteresse am Petroleumtrust haben. Auch der einflußreichste Eisenbahnmann, E. H. Harriman, gehört zu den Standard Oil-Leuten. Er ist der Hauptkontroleur der Southern und der Union Pacific. Die Aktien dieser beiden Gesellschaften sind in Deutschland stark gekauft worden. Das giebt dem Verhältniß der Bahnen zur Standard Oil eine für uns besonders wichtige Nuance. Noch zwei andere Bahnunternehmen, deren Shares in Deutschland verbreitet sind, gehören zu der Interessensphäre des Trusts: die Atchison und die Pennsylvania-Bahn. Henry C. Frick, der neue Generaldirektor der Standard Oil, sitzt in der Verwaltung der Pennsylvania. Die hat vor Jahren, unter Vanderbilts Leitung, versucht, sich aus der Umklammerung des Trusts zu befreien und ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Sie gründete die Empire Transportation Company und ließ durch diese „Scheingesellschaft" Tankwagen, Röhrenleitungen und Raffinerien bauen und kaufen. Rockefeller roch sofort den Braten und hetzte die anderen Eisenbahngesellschaften gegen die Pennsylvania. Die mußte die unglaublichsten Kunststücke machen, um Oel zur Beförderung zu bekommen und Frachteinnahmen für sich herausrechnen zu können. Schließlich beförderte sie Petroleum umsonst und zahlte sogar noch acht Cents für das Barrel, um überhaupt Oel in

den Tankwagen nach den Hafenplätzen fahren zu können. Die konkurrirenden Eisenbahnen erlitten bei diesem Spiel natürlich Riesenverluste, die aber von Rockefeller und seinen Leuten getragen wurden. Die Pennsylvaniabahn mußte sich unterwerfen und ihren ganzen Petroleumkram, Tankwagen, Röhren und Raffinerien, an Rockefeller verkaufen. Dieses „Geschäft" war dann Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung, bei der aber nichts herauskam. Ein böses Omen für die neusten Prozesse.

Auf der Kontrole der Transporteinrichtungen beruht, wie der Bericht Garfields hervorhebt, die Macht der Standard Oil Company. Da diese Einrichtungen den Mittelpunkt des amerikanischen Wirthschaftorganismus bilden, ist ein Angriff auf den Petroleumtrust gar nicht ernst genug zu nehmen. Die Eisenbahngesellschaften würden mit getroffen, sind es zum Theil schon und weitere Verurtheilungen werden erwartet. Die Gewährung geheimer Refaktien und Differentialtarife, die Frachtpolitik, die den Stärksten heimlich begünstigt: dagegen kann das Gesetz vielleicht helfen. Kein Richter aber vermag Etwas gegen das Monopol, das der Petroleumtrust auf die Röhrenleitungen hat. Die Pipe Lines gehören der Standard Oil Company; und alle Beschwerden der Konkurrenz über den so erworbenen Vorrang des Trusts bleiben unwirksam, so lange das Röhrenmonopol nicht auf legalem Wege zu brechen ist. Der Trust hat von den Oelfeldern nach den Verbrauchscentren und der Seeküste Röhren gelegt und berechnet für die Benutzung so hohe Gebühren, daß die unabhängigen Raffineure noch besser wegkommen, wenn sie die theuren Eisenbahnfrachten bezahlen. Die Standard Oil hat die freien Produzenten von dem Bau verwendbarer Röhrensysteme abzuhalten verstanden und verfügt jetzt völlig konkurrenzlos über einen wichtigen Oelbeförderungweg. Niemand kann den Trust zwingen, die Röhrenleitungen anderen Raffineuren zu Bedingungen zu überlassen, die einen Gewinn ermöglichen. Der Streich gegen die verbotenen Eisenbahnrabatte trifft also nur eine Seite des Trustmonopols. Die Standard Oil Company ist heute eben so stark, daß selbst ein Präsident der Republik ihr nicht viel anhaben kann. Ladon.

Wer den Transportdienst einer Eisenbahn besonders oft benutzt, macht sich gern auch besonders günstige Bedingungen aus. Geschieht es öffentlich, so ist kaum Etwas dagegen zu sagen; der große Kunde ist überall besser dran als der kleine. Meist aber geschieht es heimlich. Die Konkurrenten sollens nicht erfahren. Der Kunde zahlt zunächst für jeden Frachtposten den vollen Tarifpreis; am Ende des Jahres werden die von ihm aufgegebenen Frachtmengen addirt, nach dem Vorzugstarif berechnet und der große Frachtkunde erhält die Summe, die der Unterschied des ermäßigten von dem offiziellen Tarif für die Jahresleistung ergiebt. Das vollzieht sich im Stillen. Und diese Rückerstattung wird „Refaktie" genannt. Geheime Refaktien sind in vielen Staaten verboten: in Amerika durch die Sherman-Akte. Der Starke soll gehindert werden, sich auch heimlich noch Vortheile zu verschaffen, die dem Schwächeren unerreichbar sind. Die Eisenbahnverwaltung dürfte erklären: Wer uns eine bestimmte Frachtmenge als Minimum zusichert, zahlt die Sätze des ermäßigten Tarifes. Sie soll aber nicht Geheimverträge mit einzelnen Kunden schließen, die dadurch der Möglichkeit eines Monopols näher gebracht werden. Da handelt sichs also um einen der Versuche, die Uebermacht des Großkapitals zu brechen; um einen der Versuche, die viel Ruhm, bisher aber wenig Erfolg eingebracht haben. In welchem Umfang die Standard Oil Company, trotz der Sherman-Akte, die Refaktienwirthschaft getrieben hat, lehrt die ausführliche Darstellung der Tarbell. Diese ge-

scheite und fleißige Frau, die in zwei dicken Bänden Genesis und Entwickelung des Petroleumtrusts beschrieben hat, behauptet, er könne seine Weltmachtstellung nicht halten, wenn er an der Fortführung des Refaktiensystems verhindert werde. Möglich. Die Leute, die mit der United States Pipe Line, den Producers and Refiners, den Konkurrenten in Texas fertig geworden sind, überall große Firmen zu ihren Organen gemacht oder durch Unterbietung zu ruhmlosem Friedensschluß gezwungen haben, sind nicht so leicht niederzuringen, wie der in Büchern und reiner Theorie Lebende wähnt. Daß sie jetzt 116 Millionen Mark Strafgeld zahlen sollen, wird wie ein neues Evangelium bejubelt. Das Laster erbricht sich und die Tugend setzt sich zu Tisch. Weh Dem, der das Urtheil nicht als tapfersten Ausdruck edelster Weisheit preist: er ist ein schmutziger Knecht des Kapitalismus, ein Spießgeselle Rockefellers und taugt nicht in die Gemeinschaft der Tugendsamen, der Roosevelt im Strahlenkranz präsidirt. Ob das Urtheil haltbar ist, ob der Einzelrichter, der es fand und verkündete, nicht, wie manche Juristen sagen, den Begriff des zwischenstaatlichen Verkehrs und das Wesen der Aktiengesellschaft verkannt hat, ob nicht bei einer so ungeheuerlichen Strafe summum ius summa iniuria wäre: nach Alledem wird nicht gefragt. Die Korruptesten jauchzen besonders laut. Zu früh. Das Urtheil ist noch von zwei Instanzen zu prüfen. Der alte Rockefeller soll, als es ihm während einer Golfpartie mitgetheilt wurde, keine Miene verzogen und ruhig weitergespielt haben. Auch diese Suppe, dachte er wohl, kommt nicht so heiß, wie sie gekocht ist, auf unseren Tisch. Der Richter in Chicago hat, von seinem Standpunkt aus, ja ganz Recht. Der eine Schlag macht seinen Namen weltberühmt, giebt ihm von Alaska bis ans Kap Hoorn die Weihen höchster Popularität. Ein Kerl! Der fürchtet die Milliardäre nicht. (Warum sollte er?) Der zeigt den Trusttyrannen, was eine Harke ist. (Warum sollte er nicht?) Der reißt ihnen fast ein Drittel des Aktienkapitals aus den Fängen. Ihnen? Sollte der Mann wirklich naiv genug zu solchem Glauben sein? Wenn wir auch einen großen Theil der Aktien besitzen, wären wir doch nicht allein geschädigt. Mit uns wärens alle an unserem Trust irgendwie Interessirten; wäre es schließlich die ganze Welt großer Geschäfte. Il n'y a qu'un argent, sagt Rothschild. Der einem verständigen Trustmann mehr gilt als Roosevelt. Herr Theodor läßt sich von der Strömung treiben; wie Sherman, wie Elkins mit seinem Antitrustgesetz, wie Alle, die von demagogischen Künsten Etwas hoffen. Als Roosevelt das Erbe Mac Kinleys angetreten hatte, ließ er eine Botschaft ins Land ergehen, die unser Handeln pries; ohne unsere Leistung, meinte er da, wäre der beispiellose Aufschwung der amerikanischen Wirthschaft unmöglich gewesen. Das ist sechs Jahre her. Die Demokraten schienen nach ihren verunglückten Silberfeldzügen für eine Weile ohnmächtig. Da sie sich über Erwarten schnell erholten und Bryan bald wieder in überfüllten Sälen sprechen konnte, versuchten die Republikaner, ihnen die wirksamsten Schlagwörter wegzuschnappen. Wer weiß, wohin bei den Wahlen sonst die Stimmung neigte? Also: Gegen die Trusts! Gegen die Leute, die in unserem freien Land keine Selbständigkeit mehr dulden. Gegen das Häuflein, dessen Geldbesitz fast halb so groß ist wie das gesammte Nationalvermögen der Vereinigten Staaten. Das wirkt immer. Darüber konnten selbst die wildesten Demokraten nicht weit hinaus. Wir wurden von allen Moralpfaffen geächtet. Daß wir die Gefahren der Ueberproduktion und der Schleuderkonkurrenz ausschalten, immer wissen, was der Markt aufnehmen und verwerthen kann, Produktion und Organisation dem modernsten Bedürfniß anpassen: Alles war schnell vergessen. Auch unsere private Wohlthätigkeit. Die Unmöglichkeit, fähige Menschen am Fortkommen zu hindern. Wenn wieder Kerle auftauchen, die, wie mein Bruder Bill und ich, aus einer kleinen Oil Factory ein

Riesenunternehmen machen, müssen wir die Ohren steif halten. Daran dachte Niemand mehr. „Zweitausend Menschen hat der Whiskytrust brotlos gemacht!“ Die Zweitausend haben rasch wieder Arbeit gefunden; und wenn der Whiskytrust viertausend Hände sparen konnte, bewies er eben dadurch, wie rationell und billig seine Wirthschaft im Vergleich mit der anarchischen der Einzelbetriebe war. Doch Vernunft findet kein Gehör mehr. Der Herr Präsident, der sich einen Caesar träumt, ruft zum Kampf gegen uns; sieht in uns nicht mehr die Förderer des Nationalreichthums, sondern Schädlinge, wünscht, daß alle Staaten der Union mit Feuer und Schwert gegen uns wüthen, und behandelt uns in seinen Reden und Botschaften schließlich wie eine Räuberbande. Schilt im Reiterton den Gerichtshof, der Armour und Genossen nicht verurtheilt. Und stachelt den Pöbelinstinkt so klug, daß wir bald in einer Atmosphäre des Hasses leben. Nur zu begreiflich, daß sich jetzt in Chicago ein kleiner Richter, der nach Popularität lechzt, in seinem Stühlchen zurechtrückt und schnauzt, wir seien gefährlicher als Postdiebe und Falschmünzer. Zum Lachen. Was hat der Gerngroß für die Vereinigten Staaten gethan? Wir haben sie reich gemacht, kein noch so großes Risiko je gescheut und mit unserer Promotorenkunst das Land des Sternenbanners zur Weltherrschaft geführt. Nur Kinder wundern sich darüber daß Spähne fallen, wo gehobelt wird. Will man uns hier nicht mehr: in Rußland, Ostasien und anderswo läßt sich auch leben und Geld verdienen. Dann werden die Schreier sehen, wie weit sie ohne uns und unsere gehaßten Milliarden kommen. Dann giebts wilde Schlachten um den Petroleumpreis und den Vortheil haben die Deutschen mit ihren rumänischen Quellen. Obs Onkel Sam gefällt, wird sich zeigen. Vielleicht sehnt er sich bald wieder nach unserer verschrienen „Allmacht“, unserem „Staat im Staat“ zurück und findet die gerühmte Gewerbefreiheit noch weniger nützlich als das Trustsystem, das ihm doch recht ansehnlichen Profit gebracht hat. Schwere Erschütterungen kann unsere junge Wirthschaft noch nicht ertragen; gerade jetzt nicht, wo die Gefahr des Kampfes um den ostasiatischen Markt in beschleunigtem Tempo naht und die Japaner entschlossen scheinen, ein ernstes Wort mit uns zu reden, sobald sie ihre Kriegskähne ausgeflickt haben und mit Geschütz und Munition in Ordnung sind. Ein fühlbarer Rückgang unserer Wirthschaft: und wir haben die gelben Kerlchen auf dem Hals. Dieser Rückgang wäre aber unvermeidlich, wenn man uns abwürgt oder doch das Leben völlig verleidet. Morgan und mancher Andere hat das Treiben satt und will auswandern. Dann mag das Land mit Roosevelts Lorber seinen Hunger stillen. Daß Einer sich mit Haut und Haar dem Sozialismus verschreibt, ist zu begreifen. Kein Privateigenthum mehr. Alles Besitz der Gesellschaft, die auf ihre Kappe Geschäfte macht und das Futter vertheilt Darüber läßt sich reden. Aber Kampf gegen die Plutokratie? Alte Kinderei. Wer den Kapitalismus will, muß auch seine modernsten Formen wollen; selbst wenn er sie für Uebergangsformen hält. Zehntausend kleine Schweinereien sind nicht sauberer als eine große. Arbeit und Spesen zu sparen, ist immer nützlich. Der große Unternehmer ist zehnmal schlauer als Gesetzgeber und Richter: statt des einen gesperrten Weges findet er schnell mindestens drei andere, die an sein Ziel führen. Und die unangenehmsten Folgen der Geschäftsschädigung trägt nie er allein Die wälzt er auf die Konsumentenmenge ab. In Wallstreet sieht mans schon ein. Deroute als Folge des Feldzuges gegen die Trusts. Am Ende brauchen wir das Strafgeld nicht zu zahlen, also auch den Petroleumpreis nicht zu erhöhen, um die dreißig Millionen Dollars herauszuschinden. Die Suppe kommt nicht so heiß, wie sie gekocht wird, auf den Tisch. Und es wäre blanke Thorheit, sich durch solche Bagatelle etwa im Golfspiel stören zu lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 24. August 1907.

Wilhelms Höhe.

Villafranca.

Am fünften April 1906 sprach im Deutschen Reichstag der Kanzler: „Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebniß richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen. Wir haben wirthschaftliche Interessen in Marokko, in einem unabhängigen, bisher noch wenig erschlossenen, zukunftreichen Lande. Wir waren Theilhaber an einer internationalen Konvention, die das Prinzip der Gleichberechtigung enthielt. Wir besaßen aus einem Handelsvertrag die Rechte der meistbegünstigten Nation. Darüber nicht ohne unsere Zustimmung verfügen zu lassen, war die Frage des Ansehens der deutschen Politik, der Würde des Deutschen Reiches, in welcher wir nicht nachgeben durften. Was wir wollten, war, zu bekunden, daß das Deutsche Reich sich nicht als quantité négligeable behandeln läßt; daß die Basis eines internationalen Vertrages nicht ohne Zustimmung der Signatarmächte verrückt werden darf. Unseren Unterhändlern bin ich die Anerkennung schuldig, daß sie die deutschen Forderungen mit eben so viel Festigkeit und Zähigkeit wie Umsicht vertreten haben. Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Versöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereit finden lassen. Die Konferenz von Algeciras hat, wie ich glaube, ein für Deutschland und Frankreich gleich befriedigendes, für alle Kulturländer nützliches Ergebniß geliefert." („Lebhafter Beifall.") Zwei Tage nach dieser Rede wurde in der Bezirkshauptstadt der Provinz Kadiz, wo die Mauren einst in Europa eingebrochen waren und wo, am zwölften Juli 1801, England die Armaden

Frankreichs und Spaniens besiegt hatte, das Schlußprotokol unterzeichnet. „Unerschütterlich“ (auch dieser Satz ist in der Rede des Kanzlers zu lesen) „haben wir an dem großen Grundsatz der offenen Thür festgehalten, der neben der Wahrung des deutschen Ansehens uns in der ganzen Marokkoaktion geleitet hat und leiten mußte.“ Die Thür war offen. Deutschland aber brachte nicht mehr so viele Waaren ins Scherifenreich wie früher; im Hafen von Casablanca allein ist die deutsche Einfuhr um fast vier Prozent zurückgegangen. Noch an zwei anderen „großen Grundsätzen“ hatten die Vertreter des Deutschen Reiches in Algesiras unerschütterlich festgehalten. Die Souverainetät des Sultans durfte nicht geschmälert, die Integrität seines Landes mußte gewahrt werden. Bald ward erwiesen, daß der Sultan nicht nur über die Stämme, die seinen Vorfahren schon Wehrdienst und Steuer weigerten, keine Gewalt erworben hatte, sondern auch im Belad el-Maghzen, in dem seiner Hoheit unterthanen Bereich, fast völlig machtlos ist, für Ordnung und Sicherheit nicht zu bürgen vermag. Und die Integrität seines Landes? Als der französische Arzt Mauchamp (nicht ohne eigene Schuld, wie behauptet wurde) ums Leben gekommen war, besetzte Frankreich die Grenzstadt Udjda. Schon einmal hatte dort, nach dem Kampf gegen Abd el-Kader, die Trikolore geweht. Nicht lange. Auch jetzt sollte sie rasch wieder verschwinden. Herr Pichon, der Minister des Auswärtigen, sagte im Parlament: L'occupation sera essentiellement provisoire; elle durera jusqu'au jour où toutes les satisfactions demandées seront obtenues. Diese Rede lasen wir in den ersten Apriltagen. Jetzt naht der Herbst: und Udjda ist noch in französischem Besitz. Warum die Räumung beschleunigen? Die Einwohner von Udjda haben schon im Sommer 1903, als der Anmarsch des Prätendentenheeres sie bedrohte, Hilfe von Frankreich erbeten und sich bereit erklärt, die Oberhoheit der Republik anzuerkennen. Damals lehnte Delcassé den Vorschlag ab, weil er fürchtete, die im Grenzbezirk entstehende Agitation könne einzelne Großmächte verstimmen. Im April 1907 war zu solcher Besorgniß kein Grund mehr. Nach der ersten Meldung hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrath Lecomte artig erklärt, Deutschland werde der Okkupation von Udjda nicht widersprechen. Frankreich konnte sich also Zeit lassen, konnte, wenns nöthig schien, an noch sichtbarerer Stelle den Musulmanen zeigen, daß es die Kraft habe, auch wider deutschen Wunsch seinen Willen durchzusetzen. Die Algesirasakte? Die, hieß es im Frühling hier, schreckt nur noch furchtsame Kinder; das Schicksal des Präliminarvertrages von Villafranca wurde ihr prophezeit.

Juni 1859. Franz Joseph ist bei Solferino von den Franzosen zum Rückzug gezwungen worden. Benedek, der bei San Martino den Angriff der Piemon-

tesen abgewehrt hat, will auch gegen Louis Napoleon den Kampf wieder aufnehmen. Der Kaiser, der mit feuchtem Auge im Kriegsrath sitzt, widerspricht. Zwanzigtausend Menschen färben mit ihrem Blut das Schlachtfeld. „Lieber eine Provinz verlieren als noch einmal solche Gräuel sehen!" Die Lombardei wurde aufgegeben; das österreichische Heer ging nach Verona und hinter die Etsch zurück. Doch auch Napoleon war des Gemetzels müde. Der Krieg bot noch manche Schwierigkeit. Die Festungen im Mincioviereck schienen stark. Wenn die weltliche Herrschaft des Papstes gefährdet wurde, blieb der französische Klerus nicht ruhig. Alexander Nikolajewitsch, Frankreichs Freund, sah ärgerlichen Blickes auf die italienische Revolution. Jerome Bonaparte hatte keine Aussicht, den ihm vom Vetter zugedachten toskanischen Thron ersteigen zu können; nicht eine Stimme sprach, wo das Volk frei reden durfte, für den Fremdling. Und Preußen schien entschlossen, für die Integrität des österreichischen Gebietes zu fechten. Ohne Hoffnung auf russische Hilfe dem Ansturm aller deutschen Stämme trotzen? Das dünkte den nervösen Caesar allzu gefährlich. Und da Franz Joseph den Preußen einen Prestigezuwachs, den ein Sieg über Frankreich ihnen bringen mußte, nicht gönnte, war der Weg zum Frieden nicht weit. Freilich auch keine Zeit zu verlieren. Am neunten Juli schrieb Bismarck aus Petersburg an Schleinitz, der preußische Vorschlag (bewaffneter Intervention) sei von Gortschakow „avec empressement et sans phrase" angenommen worden. „Unter den russischen Militärs, auch denen der sogenannten deutschen Partei, ist übrigens die Stimmung gegen Oesterreich noch immer so, daß mir der Baron Lieven, ein älterer Herr und Chef des Generalstabes, gestern sein lebhaftes Bedauern über die Nachricht von einem Waffenstillstand äußerte, weil die Nemesis ihr Werk an Oesterreich noch lange nicht vollendet habe. Ich fürchte nur leider, daß dieser Göttin die Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit durch diese Pause nicht wird benommen werden. Oesterreich wird thun, was es kann, um das Vermittlungwerk scheitern zu lassen. Szechenyi sagt mir Das ganz offen, mit dürren Worten; und so lange Graf Rechberg Hoffnung hat, die Armee und die Finanzen Preußens für Oesterreich ‚ausnützen' zu können, wird er jedenfalls lieber versuchen, ob preußisches Blut Italien nicht wieder ankitten kann, ehe er es aufgiebt. Die Schläge, die uns treffen, thun ihm nicht weh; und sollte der Verbrauch unseres Vermögens den Bankerot nicht abwenden können, so ist Oesterreich dabei doch vielleicht im Stande, sich aus der gemeinschaftlichen Masse auf unsere Kosten schadlos zu halten. Ich fürchte, wenn wir Krieg machen, Oesterreichs Verrath mehr als Frankreichs Waffen." Zu dieser Probe kams nicht. Als Minister hätte Bismarck, nach Magenta und Solferino, wohl versucht, Oesterreich einzuschüchtern und ein

Bundesverhältniß herzustellen, das Preußen die ihm in Deutschland gebührende Macht gab. Dann wäre die Heilung ferro et igni vielleicht unnöthig gewesen. Als Gesandter mußte er dem berliner Befehl gehorchen. Thats aber ungern; denn die Zeit schien ihm einem Kriege gegen Frankreich nicht günstig. „Wir opfern uns für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab und es bekommt Luft. Wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Und wenn es uns schlecht geht, werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Wind und Jeder, dessen Residenz französische Einquartirung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten." Als Schleinitz den Brief vom neunten Juli erhielt, war der Gegenstand dieser Sorge schon weggeräumt; war in Villafranca der Präliminarvertrag unterzeichnet. Oesterreich, das von seinen zwölf Armeecorps neun schon in Italien hatte, konnte keinen zuverlässigen Ersatz heranziehen. Ungarn war unruhig, auf Magyaren und Kroaten im Feld nicht zu rechnen, für die neuen Corps nur ein Haufe schlecht gedrillter Rekruten verfügbar. Der Generalstab wußte kaum, woher er die achtzigtausend Mann nehmen solle, mit denen Oesterreich, nach dem Bundesrecht, Deutschland am Rhein vertheidigen müßte. Grund genug zur Nachgiebigkeit. Die Neigung mehrte sich noch, als der Franzosenkaiser in Villafranca Franz Joseph erzählte, Preußen habe in London und Paris vorgeschlagen, nicht nur die Lombardei, Modena, Parma, Toskana zu vergeben, sondern auch Venetien von Oesterreich zu trennen, und diesem Vorschlag die Zustimmung Palmerstons und Gortschakows gewonnen. Die Geschichte war, wie Persigny, Frankreichs Vertreter in London, bald verrieth, erfunden; wirkte aber auf die umdüsterte Seele des Habsburg-Lothringers, der in kurzer Regentenzeit draußen und drinnen so bittere Erfahrung gesammelt hatte. Die Verhandlung währte nicht lange. Dann diktirte Rechberg den Vertragsentwurf, den Louis Napoleon mit eigener Hand niederschrieb.

Die Lombardei wurde an Sardinien abgetreten. Venetien, Mantua und Peschiera blieben österreichisch. Die vertriebenen Fürsten von Toskana und Modena sollten ihre Throne wieder besteigen; doch dürfe zu dieser Wiedereinsetzung Waffengewalt nicht mitwirken. Reformen im Kirchenstaat, liberale Verwaltung Venetiens, ein italischer Staatenbund, dem Oesterreich angehören und der Papst präsidiren werde: all diese Punkte waren am elften Juli 1859 schnell erledigt. Die Details konnten auf der zürcher Konferenz in aller Ruhe besprochen werden. Wurdens auch. Als am zehnten November dann aber der endgiltige Vertrag unterzeichnet wurde, waren die wichtigsten Bestimmungen schon obsolet geworden. Venetien blieb zwar (bis nach König-

graetz) österreichisch. Doch das Schreckbild der Knechtung Italiens, das Cavour aus dem Ministerium trieb, stand nur noch auf dem Papier und nie kam der Tag, der Italien vom Papst, von Oesterreich und dessen Agnaten beherrscht sehen sollte. Die Boten Cavours, der nicht mehr verantwortlich, aber noch eine Macht war, eilten nach Florenz und Bologna, Parma und Modena und brachten die Ordre, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Rückkehr der alten Fürsten aber nicht zu dulden und durch Massenabstimmung die Vereinigung mit Sardinien beschließen zu lassen. Also geschahs. Vier Wochen nach Villafranca huldigten die vier Provinzen, wider den Willen des Papstes und der beiden Kaiser, dem König Victor Emanuel. Aus dem Vatikan kam der Bannstrahl, aus der Hofburg ein zorniger Protest; aus Paris? Louis Napoleon war der Mann des Plebiszits und durfte die Volksabstimmung nicht für nichtig erklären. Waffengewalt hatte er selbst ausgeschlossen; vielleicht, wie Franz Joseph, geglaubt, die vertriebenen Landesväter würden von jubelnden Schaaren zurückgeholt werden. Jetzt war nicht mehr viel zu thun. Als Ertrag der Aktion nur der vertiefte Zwiespalt der deutschen Stämme zu betrachten. Nicht in Oesterreich nur: auch hinter der Mainlinie hieß es, Preußens Zauderpolitik habe den Bundesgenossen geschädigt und die Reichsmacht geschmälert. Die Schwarzweißen, die gemurrt hatten, als die von der Erntearbeit einberufene Landwehr, ohne Etwas geleistet zu haben, heimgeschickt wurde, spürten, wie im Süden der Groll gegen sie wuchs, fühlten aber auch, wie das italische Beispiel die alten Einigungwünsche der Nation förderte, und schwankten thatlos zwischen quietistischen und großdeutschen Stimmungen. Mit Frankreich oder Sardinien, schrieb Bismarck an Gerlach, will ich nicht gehen, weil ichs im Interesse unserer Sicherheit für bedenklich halte. „Wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ist mir dabei, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, ganz gleichgiltig und nur eine thatsächliche, keine rechtliche Unterlage. Mit meinem eigenen Lehnsherrn stehe ich und falle ich, auch wenn er meines Erachtens sich thöricht zu Grunde richtete; aber Frankreich bleibt für mich Frankreich, mag Louis Napoleon oder Ludwig der Heilige dort regiren, und Oesterreich bleibt mir das Ausland, ich mag es bei Hochkirch oder vor Paris ins Auge fassen. Den Moment, wo man Sardinien gegen Frankreich den Rücken hätte stärken können, halte ich für vergangen oder zukünftig und wegen heimischer Personalverhältnisse für entfernt; ich halte es aber nicht für unerlaubt". So weit wars noch nicht. Napoleon, der in Plombières-les-Bains 1858, im Gespräch mit Cavour, dem Programm der Nationalpartei fast rückhaltlos zugestimmt, dann die Parole „Frei bis zur Adria" ausgegeben, nun aber mit Rom, Wien und

mit seiner eigenen Klerisei zu rechnen hatte, wollte die Wirrniß zuerst durch einen Kongreß der fünf Großmächte beseitigen lassen. Dafür war der Papst nicht zu haben. Der rührte sich nicht; reformirte auch den Kirchenstaat nicht. Eben so hielt Oesterreich es in Venetien. Wenn die Partner das in Villafranca Vereinbarte nicht ausführten, brauchte auch Frankreich sich nicht zu geniren; konnte es sich mit Sardinien verständigen. Noch während der zürcher Verhandlung ließ Napoleon eine Brochure schreiben, in der offen gesagt wurde, die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat sei dem Ansehen des Papstthumes eher schädlich als nützlich. Unter dem zürcher Vertrag war die Tinte kaum trocken, als diese Schrift erschien. Walewski ging und Thouvenel kam. Am neunten Februar 1860 schrieb Bismarck an Schleinitz: „Aus dem Mißbehagen, mit welchem ganz Europa ein vergleichsweise so unbedeutendes Vergrößerungsgelüsten Frankreichs wie das savoyische aufnimmt, läßt sich wenigstens abnehmen, daß ein so unverhältnißmäßiger Machtzuwachs Frankreichs, wie die Rheingrenze ihn gewähren würde, von allen Staaten, auch abgesehen von ihrem Verhältniß zu Preußen, lediglich im Interesse des Gleichgewichtes mit dem Schwert bestritten werden würde und daß wir uns mit diesem Popanz so sehr nicht einschüchtern zu lassen brauchen." Das Ziel Napoleons war also auch in Petersburg schon bekannt. Am vierundzwanzigsten Februar telegraphirte er an Victor Emanuel, er fordere Savoyen und Nizza, wenn der König sich nicht mit der Annexion von Parma und Modena und mit dem Vikariat in der Romagna begnüge. Diese Forderung stieß bei Cavour, der, als er die Demüthigung der Nation nicht mehr zu fürchten brauchte, wieder ins Ministerium getreten war, nicht auf Widerspruch. Noch einmal wurden die Provinzen zur Abstimmung gerufen: und im März war der König von Sardinien Herr über die Romagna, Toskana, Parma, Modena. Frankreich nahm Savoyen und Nizza und ließ, zu Palmerstons Wuth, erklären, erst damit habe es im Süden seine natürlichen Grenzen wiedergewonnen. Victor Emanuel war König von Italien, Nizza die Hauptstadt des Seealpenbezirkes, Frankreichs Besitz außerdem noch um die zweihundert Quadratmeilen Savoyens vergrößert. Acht Monate nach dem einträchtigen Plauderstündchen in Villafranca. Die Macht der Thatsachen hatte das von Rechberg adoptirte Angstkind Bonapartes zum Tod verurtheilt.

Casablanca.

Die Algesirasakte hat ein Bischen länger gehalten als der Bogen mit Rechbergs Diktat. Ein Bischen. Am siebenten April 1906 wurde das Schlußprotokol unterzeichnet. Am ersten April 1907 wehte die Fahne der Französi-

schen Republik über Udjda. Das Aktenpapier hatte einen Riß. Nicht der Rede werth. Ein Grenznest. Was da geschieht, braucht uns, deren Hauptinteresse an den Hafenstädten haftet, nicht zu bekümmern. Genirt aber auch den Maghzen nicht. Nöthigt ihn nicht zur Aufbietung aller Kräfte. War vielleicht nur eine Belastungprobe, die zeigen sollte, was Deutschland jetzt hinzunehmen bereit sei? Der sanfte Polenfürst an der Solferinobrücke blieb ruhig; und aus der Wilhelmstraße kam rasch das freundlichste Echo. König Eduard hatte es, als er in Paris war, vorausgesagt. Chi va piano, va sano. Uebereilung kann nur schaden. Der kluge Herr Jules Cambon, der sich in Spanien zum Spezialisten für marokkanische Angelegenheiten ausgebildet hat, löst in Berlin den Botschafter Bihourd ab und läßt merken, daß er Lust hat, über Frankreichs Wünsche und Bedürfnisse zu plaudern. In der Presse wird, hüben und drüben, von dem Streben nach „besseren Beziehungen", nach „Annäherung" und „Versöhnung" der beiden Völker geredet. Als Frühlingsanfang im Kalender steht, wisperts an der Seine von einem rauhen Wort, das an der Spree vor Offizieren gefallen sein soll; allzu ernst wirds nicht mehr genommen. Clemenceau hat im Palais Bourbon gesagt, er empfinde ganz wie General Bailloud (der sehnsüchtig vom Rachekrieg gesprochen hatte) und dürfe nur nicht dulden, qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement. Deutschland fordert keine Erklärung; findet die Sechsundzwanzigerrede des Generals Bailloud eben so harmlos wie den marokkanischen Marsch des Generals Lyautey. Von Osten her droht also kein Sturm. Da noch ein beträchtlicher Theil der Ernte zu bergen ist, braucht man auch gutes Wetter. Franko-japanische, russo-japanische entente; Separatbund der Mittelmeermächte (mit einem stillen Theilhaber). So viele Aussperrungversuche könnten die Berliner am Ende doch ärgern? Nein; nur müssen wir uns hübsch höflich zeigen. Die Herren Albert Honorius von Monaco, Gaston Menier und Eugen Etienne kehren mit guter Kunde heim. Als die anglo-russische Verständigung reif ist, wird der Deutsche Kaiser mit seiner Frau nach Windsor eingeladen; der Zar und der Britenkönig sagen ihm Besuche an; Eduard gedenkt in einem Yachtklubtoast plötzlich des Neffen. Seht den Himmel: wie heiter! Tag vor Tag versichern die Offiziösen, Deutschland sei in der bequemsten Lage, die es sich wünschen könne. Freunde ringsum; und der Dreibund gar stark wie im Mai seines Lebens. Jetzt oder nie. Wenn Clemenceau sich nicht einen glorious summer bereitet, muß er vor dem Winterfeldzug zittern. Der im südlichen Weinland gepflückte Lorber ist dann welk. Die schlechten Nachrichten aus Heer und Flotte haben Manchen verstimmt. Die Kapitalisten weh-

ren sich gegen den Einkommensteuerentwurf, den die Radikalen doch so lange verheißen haben. Soll der große Patriot, der Gambetta und Ferry gestürzt hat, etwa fallen wie ein Dutzendminister? Ein Erfolg auf dem Gebiet internationaler Politik, einer, der Armee und Marine wieder in die Sonne der Volksgunst bringt: und das Ministerium ist fürs Erste gerettet. Während der Kammerferien ist die Gelegenheit besonders günstig. Da kann die Aktion nicht von lästigen Interpellanten gestört werden; kann Jaurès nicht die Arie vom Menschenrecht singen. Deutschland? Die Versicherung, man wolle Frankreich keine Schwierigkeit machen, ist im Sommer feierlich wiederholt worden. Ein der Republik verbündeter Monarch war eben Wilhelms Gast; ein zweiter, noch mächtigerer wills morgen sein. Da schreckt kein Risiko. Und der Franzose will endlich wieder hören, daß seine Rüstung noch nicht verrostet ist. Le jour de gloire est arrivé. Am fünften August wird Casablanca beschossen und besetzt.

Ueber diese atlantische Hafenstadt, die Erbin einer alten Portugiesensiedlung, ist in Algesiras hitzig gestritten worden. Dürfen auch da Franzosen und Spanier die Polizei organisiren? Nein, sagte Deutschland; und hätte mit seinem Veto erreicht, daß die Organisation dem schweizerischen Inspektor übertragen werde, wenn es nicht gar zu rasch nervös geworden wäre. Um jeden Preis nur den Bruch vermeiden; lieber mag auch Casablanca in die frankospanische Machtsphäre fallen. Wieder ein Rückzug. Der sich jetzt schlimm gerächt hat. Wenn der Eidgenosse Oberst Müller (der ja nicht immer auf Urlaub zu sein braucht) eine Polizeitruppe auf die Beine gebracht hätte, wäre der casus belli nicht so leicht herbeizuführen gewesen. „Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Versöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereit finden lassen.“ Also sprach im Reichstag der Kanzler. Wer seinen Willen durchsetzt, zeigt sich eben so versöhnlich wie der Nachgebende. Die Konferenzmehrheit hatte für den deutschen Rückzug ein schmales Brückchen gebaut. Der Herr Inspektor erhielt das Recht, sämmtliche Polizeitruppen zu kontroliren. Die belanglose Konzession wurde von lächelnden Excellenzen gern gewährt. Seitdem sind sechzehn Monate verstrichen. Frankreich und Spanien haben Casablanca nicht mit einer Schutzmannschaft beglückt. Warum nicht, da das Privileg doch mit so zähem Eifer verlangt worden war? Geschäftsgeheimniß des Westconcerns.

Niemand rügte die Unterlassung. Die Provinz Schawia, das Hinterland Casablancas, schien, nach einer guten Ernte, nicht von Aufruhr bedroht und in den Hafenstädten fühlen die Europäer, die den Eingeborenen lohnende Ar-

beit schaffen, sich ziemlich sicher. Da wurden an Bauarbeiten beschäftigte Franzosen von fanatischen Musulmanen gemordet; mit ihnen spanische (und ein italienischer) Handlanger. Leider nichts Neues in Nordafrika; unter Berbern lebt sichs nicht so gemüthlich wie am Martyrberg (wo die Apachen aber auch manches heiße Herz kalt machen). Neu scheint nur die Gewißheit, daß der Sultan gegen solche Ausbrüche des Fremdenhasses nichts vermag. Abd ul Aziz wird sein Bedauern aussprechen, Entschädigung gewähren, ein paar braune Strolche hinrichten und ihre Köpfe durch die Straßen tragen lassen: und über ein Kleines wird Alles sein, wie es vorher war. Damit kann Frankreich sich nicht begnügen. Die Besetzung von Udsda hat auf den Maghreb nicht gewirkt: nun soll er die Geißel fühlen. Casablanca war nach dem Tag des Schreckens wieder ruhig geworden. Die Scherifentruppen hatten die Kabylen aus der Stadt gescheucht, Wachtposten vor die Häuser der Europäer gestellt und im Hafen wurde friedlich gearbeitet. In der Nacht vor dem fünften Augusttag kommt die Nachricht, ein französisches Geschwader werde noch vor Sonnenaufgang Truppen landen. Ist das Geschwader denn schon auf der Rhede? Nein. Nur der Kreuzer Galilée. Der schickt im Morgengrau fünfundsiebenzig Mann an Land. Die halten sich, unter der Führung des Fähnrichs Ballande, tapfer, sind aber natürlich zu schwach, um den Arabern Furcht einzuflößen. Ob sie zuerst schossen oder einen Angriff abwehrten, ist noch nicht festgestellt. Sicher nur, daß kurze Zeit nach der Landung ein wüstes Gemetzel entstand. Der Galilée überschüttet die Stadt mit Melinitgranaten; ihm gesellen sich nach ein paar Stunden der Kreuzer Du Chayla und ein spanisches Kanonenboot. Das Gesindel kriecht aus den Höhlen; von allen Seiten eilen empörte Kabylen herbei; was irgend zu erraffen ist, wird geraubt. Zwischen brennendem Gebälk häufen sich in den engen Straßen die Leichen. Um das nackte Leben zu retten, flüchten die Europäer auf die im Hafen liegenden Schiffe. Judenmädchen werden auf offener Gasse geschändet und, zu Dutzenden, von den Hamiten als Lustsklavinnen weggeschleppt. Wie gegen eine Feuer speiende Seefestung wüthen die Schiffsgeschütze gegen die unbefestigte, wehrlose Stadt... Im Haag tagt die Friedenskonferenz und Herr Bourgeois spricht vielleicht gerade über die Pflicht, den Krieg zu humanisiren.

Jeder neue Tag bringt nun neue Gräuelkunde. Die Kabylen schaaren sich zum Angriff und werden zurückgeschlagen. Scherifische Beamte werden als Förderer des Aufruhrs verhaftet. Aus Tanger, Mazagan, Mogador, aus allen Küstenstädten flüchten die Europäer; lassen Alles im Stich, was mühsame Arbeit ihrer Hirne und Hände erarbeitet hat. Sollen sie warten, bis aus den Scharmützeln eine Schlacht, aus der Judenverfolgung die Djehad gewor-

den ist, der Heilige Krieg, den ringsum schon die Marabuts predigen? Was nützt ihnen dann das Geschwader des Admirals Philibert und die Truppenmacht des Generals Drude, der bei Casablanca kampirt? Die islamische Wuth würde dieses Häuflein überrennen und die Granaten rissen mit den Berbern wohl auch manchen Europäer ins Grab. Sicheren Schutz böte nur eine Armee. Die ist einstweilen aber nicht zu erwarten. Clemenceau trinkt in Karlsbad seinen B unnen und Pichon, der Euryalos dieses Diomedes, betheuert, die Republik denke nicht an Eroberung, plane keine Expedition ins Innere, werde unter allen Umständen die Souverainetät des Sultans und die Integrität seines Reiches wahren. In Casablanca wie in Udjda. General Drude macht aus seinem Soldatenherzen keine Mördergrube. „Da wir den Gang der Dinge hier nicht voraussehen können, wissen wir heute auch nicht, welche Truppenzahl übermorgen nöthig sein wird.“ So spricht er; und verdirbt den pariser Politikern damit das Heuchelkonzept. Marokko ist nicht Tunis. Die Berberstämme, die sich nie fremden Eindringlingen unterworfen haben, werden im Dar el-Islam ihre Freiheit theuer verkaufen. Weicht Frankreich zurück, dann ist Algerien gefährdet. Wagt es den Kampf, dann muß es ihn in großem Stil führen. Daß Herr Pichon noch immer, mit tiefernster Miene, behauptet, der Wortlaut der Algesirasakte sei ihm Gesetz, versteht sich. Die Besetzung der beiden Städte hat die Oberhoheit des Sultans nicht angetastet, sondern seine Autorität gestärkt. Das Bombardement hat die offene Thür noch weiter geöffnet. Und die französischen Offiziere wollen, wenn der lauteste Lärm verstummt ist, das Scherifenheer drillen und die Polizei organisiren. Das gestattet die Akte. Fraglich war nur, ob alle Signatarmächte mit dieser Deutung zufrieden sein würden.

Nicht lange. Spanien zauderte ein Weilchen. Dachte wohl an die Presidios und an die Möglichkeit deutscher Intervention. War aber bald beschwichtigt und schickte fünfhundert Mann übers Wasser. Die britische Presse tadelte (freundlich) die Brutalität des Strafvollzuges, die dem Handel aller Europäer schaden kann, fand an der Sache aber nichts auszusetzen. Und Deutschland lobte ohne jeden Vorbehalt. Herr von Tschirschky, der in den bösen Tagen von Algesiras aus dem Dunkel getaucht ist (un malheur ne vient jamais seul), erklärte flink, die Republik habe in Marokko gehandelt, wie sie handeln mußte, und dürfe der deutschen Zustimmung sicher sein. Wars nicht wenigstens möglich, zu schweigen und in Berlin und Paris die Mittheilungen mit frostiger Höflichkeit aufzunehmen? Mußten gerade wir den lautesten Beifall spenden? Deutsche haben durch den französischen Eingriff Heim und Gut verloren. Ein paar Kriegsschiffe waren da nöthiger als bei der swinemünder Parade (und konnten

nicht schaden; denn seit der Konferenz haben die Franzosen das Fürchten vor deutscher Drohung verlernt). Nein: noch ehe ein zuverlässiger Bericht über die Vorgänge nach Deutschland gelangt war, hatte Herr Pichon sein Kompliment in der Aktenmappe. Keine europäische Macht würde also den Weg sperren. Der ist lang und beschwerlich; doch am Ziel wird die Mühe belohnt. Louis Napoleon sagte an der Hoftafel einst zum Lord Cowley, der England in Paris vertrat, der Bund der Westmächte habe eigentlich doch auch die Aufgabe, die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Britanien möge Egypten, Frankreich Marokko nehmen. Dem Premierminister Lord Palmerston paßte der Plan nicht. Jetzt kann er ausgeführt werden. Die Französische Republik hat nicht vergessen, was die Eroberung Algeriens gekostet hat, und wird nicht blind in ein Abenteuer rennen, das vielleicht gefährlicher würde als die Kriege in Indochina und am Baal. Sie braucht sich auch gar nicht zu beeilen. Der erste Streich wird im Maghreb heilsam fortwirken. Bis zum Tag von Casablanca hatten die Marokkaner und ihr Sultan gehofft, das Deutsche Reich werde ihnen aus der ärgsten Franzosennoth helfen. Nun sehen sie, was Frankreich vermag, und werden sich hüten, den Grenznachbar noch einmal zu reizen. Ohne solche Lehre ging es nicht weiter. Das müssen auch die radikalen Abgeordneten einsehen. Was Louis Philippe und Louis Napoleon vergebens erstrebten, haben wir erreicht; und dabei doch nicht, wie Delcassé, die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen. Heer und Flotte haben wieder ihre Schlagkraft bewährt und die Gunst der Menge zurückgewonnen. Schuldet das Vaterland uns nicht Dank? Wer uns stürzen, ersetzen will, ehe in Marokko Alles, aber auch wirklich Alles zu gutem Ende geführt ist und wir sagen können, que toutes les satisfactions demandées sont obtenues, Der nimmt das Gewicht schwerer Verantwortung auf sich. Und fallen wir, so preist das Lied uns den Enkeln als Mehrer des Reiches und Clemenceau thront neben Ferry in der Glorie.

Das ist der Humor der Geschichte. Daß Ferrys Todfeind den Weg geht, den der Tonkinois ging; und daß auch er ihn erst beschritt, als er der deutschen Zustimmung sicher sein durfte. Alles Andere war zu erwarten. Rouvier (der uns nie einen Marokkovertrag angeboten hat, nie einen anzubieten brauchte, weil ihn am Quai d'Orsay, bald nach der brüsken berliner Note, die tröstliche Botschaft erreichte, daß von Deutschland nichts mehr zu fürchten sei), der ins Auswärtige verschlagene Finanzmann hat in seinem Rechenschaftbericht vom Dezember 1905 gesagt: „Nicht nur die Grenznachbarschaft giebt uns in Marokko eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Einge-

borene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die Gemeinschaft des Glaubens, der Sprache und der Rasse bindet diese Bevölkerung an die Marokkos und läßt sie alle Erregungen mitempfinden, die im Nachbarstaate durch Anarchie oder durch das Walten einer feindlichen Regirung entstehen können. Deshalb dürfen wir fordern, daß im Scherifenreich eine der Tradition entsprechende und überall Gehorsam erzwingende Staatsgewalt wirksam sei; deshalb dürfen wir uns die Sicherheit schaffen, daß diese Staatsgewalt nie zu dem Versuch gedrängt werden kann, unser Gebiet zu bedrohen und die Ruhe unserer Kolonie zu stören. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann dadurch das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika unternommen und seitdem mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden." Mit diesem Programm, das nicht eines Haarstriches Breite von dem Delcassés schied, ging Frankreich nach Algesiras. Eine langwierige Komoedie begann. Die auf der Konferenz vertretenen Mächte thaten, als glaubten sie ernstlich an die Souverainetät des Sultans (den sie zugleich doch entwaffneten und unter internationale Polizeiaufsicht stellten), an die Einheit des Scherifenreiches (in dem hier Bu Hamara, dort Raisuli mehr Anhang hat als Abd ul Aziz), an die Möglichkeit, nach dem beschämenden Schauspiel europäischer Eifersucht das Heilige Land des Erdwestens noch in Ordnung zu halten. Was kommen mußte, kam. Die Macht des Sultans schwand mit jedem Mond, die Anarchie wucherte fort und der muslimische Haß waffnete sich gegen Frankreich. Dieser Zustand war unerträglich. Und die Meldung vom Galilée drum nicht nur im Urtheil des Figaro eine Heilsbotschaft.

„Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebniß richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen." So sprach im Reichstag der Kanzler. Wir waren tief gekränkt, weil der franko-britische Vertrag, dessen Inhalt wir vor dem Abschluß aus Delcassés Mittheilung genau kannten, uns nicht offiziell vorgelegt worden war. Das war der Anfang. Jetzt hat Frankreich zwei marokkanische Städte besetzt, ganze Quartiere zusammengeschossen, Gelegenheit zu Massenplünderungen gegeben, die Deutsche um Haus und Habe brachten, mit Granaten, Flintenkugeln und Bayonnettes an der Küste für sein Vorrecht gekämpft, Heiligthümer vernichtet und den Fanatismus des Islams gegen die Rumi gestachelt. Und wir beeilen uns, durch den beredten Mund Heinrichs von Tschirschky Einverständniß und Anerkennung aussprechen zu lassen. Das

ist das Ende. Vergleicht! Tadelt den Kanzler aber nicht allzu hart. Er hat Alles vorausgesagt. Schon im Juni 1905. Das beweisen Bihourds Berichte, die im Livre Jaune veröffentlicht worden sind. „Le Prince de Bülow m'a répété que le Gouvernement allemand tenait au maintien actuel de l'indépendance du Sultan et de l'intégrité de son Empire, tout en étant prêt pour la France à réserver l'avenir. Il m'a déclaré que l'Allemagne ne pouvait faire aujourd'hui ce qu'elle aurait certainement pu faire il y a un an et ce qu'elle pourrait peut-être faire dans un an. L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre. Il faut que l'indépendance du Sultan soit proclamée et qu'une organisation soit tentée par les Puissances. Si l'experience échoue, comme il est très possible, alors la France pourra assumer le rôle qu'elle souhaite. Le Prince a appuyé sur ce point. Er darf heiteren Auges vom Ende auf den Anfang zurückblicken.

Könnens auch die Franzosen? Die von Rouvier veröffentlichten Documents Diplomatiques (Paris, Imprimerie Nationale) geben nur eine Lustralbilanz; über die Jahrhundertwende hinaus braucht der Blick aber nicht zurückzuschweifen. In der Oase Tafilet, südlich vom Atlas, hatte sich im März 1901 eine Berbertruppe gebildet, die auf algerisches Gebiet übertrat und bei Timmimun die französischen Posten angriff. Sie wurde zurückgeschlagen; bald aber folgte ihr eine stärkere Horde und Herr Révoil, der die Republik in Tanger vertrat, glaubte, den scherifischen Repräsentanten Mohammed Torres sehr ernstlich warnen zu müssen. „Die Worte, die des Sultans Majestät an ihre Unterthanen richtet, werden sicher Gehör finden, sobald sie unsere Anwesenheit in der Nachbarschaft Marokkos nicht als eine Bedrohung des Landes und seiner Bewohner hinstellen, sondern als eine Bürgschaft des Friedens, der Sicherheit und des Gedeihens. Daß sie so aufzufassen ist, haben wir mehr als einmal der Scherifischen Regirung ausgesprochen und die Haltung unserer Behörden und Truppen hats seit dem Vertragsabschluß vom Jahr 1845 unzweideutig bewiesen. Wir sind entschlossen, dem in diesem Vertrag dem Scherifenreich zuerkannten Länderbesitz fern zu bleiben; und die Selbstlosigkeit unseres Handelns ist so fühlbar, daß unsere Erklärungen nicht als unaufrichtig verdächtigt werden können. Unter diesen Umständen brauchen wir kein Mißverständniß zu fürchten, wenn wir uns gegen die Angreifer selbst schützen und innerhalb der Rechtsgrenze, die der Vertrag uns giebt, das für die Sicherung unseres Gebietes Nöthige thun.“ Im April wird der Franzose Pouzet von Marokkanern getötet. Frankreich fordert Genugthuung und schickt zwei Schiffe

(Pothuau und Du Chayla) nach Tanger. Seit 1898, schreibt Révoil an Delcassé, „haben wir nicht ein einziges Mal von Marokko die Genugthuung erhalten, die wir nach allem uns Angethanen verlangen mußten. Weder für inkorrektes Handeln der scherifischen Diplomatie noch für die Angriffe, an denen (mindestens bei dem Ueberfall von Timmimun) der Maghzen mitschuldig war. Jetzt ist von marokkanischen Beamten unser Landsmann Pouzet getötet worden: und man wagt, ohne ein Wort des Bedauerns zu sprechen, uns die Bestrafung der Franzosen zuzumuthen, die Pouzets Begleiter waren. La mesure était donc vraiment comble et il serait difficile d'imaginer des conditons dans lesquelles l'attitude énergique prise par le Gouvernements français fût plus justifiée et, j'ajouterais, plus opportune." Amerika, Deutschland, England und Italien haben durch das „klassische Verfahren der Flottendemonstration" erreicht, was sie erreichen wollten. Frankreich hat bessere Rechtsansprüche und mehr Grund zur Klage als alle übrigen Mächte und darf nicht dulden, was sie niemals hinnehmen würden. Die Schiffe gehen von Tanger nach Mazagan und Herr Fumey, der Erste Dragoman der Französischen Gesandtschaft, überreicht dem Sultan die Forderung der Republik. Alle Bedingungen werden sofort angenommen und Révoil kann im Juni melden, daß alle wichtigen Streitfragen im Sinn Frankreichs beantwortet sind. Inzwischen hat der Maghzen beschlossen, nach London, Petersburg, Berlin und Paris eine Gesandtschaft abzuordnen. Als sie in Paris eingetroffen ist, fragt Fürst Radolin, ob diese Mission einen besonderen Zweck habe; in den Zeitungen sei von einen französischen Protektorate die Rede. Delcassé antwortet: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt sein soll, daß Frankreich, als Herrin von Algerien und Tunis, in Marokko eine privilegirte Stellung hat und behalten muß, so scheint diese Situation mir unzweifelhaft richtig dargestellt." Fürst Radolin ist mit dieser Auffassung des Ministers ganz einverstanden. „Rien de plus juste", sagt er; „tout le monde se rend compte de cette situation". Delcassé läßt dem Marquis de Noailles, dem berliner Botschafter der Republik, den Wortlaut dieses Satzes mittheilen: hält ihn also für wichtig. Zwei Jahre nachher hört der Maghzen wieder die alten Klagen; die algerische Grenze ist nicht geachtet, die Truppen Frankreichs sind angegriffen worden. Der Sultan läßt durch den Mund seines Ministers Si Abd el-Kerim Ben Sliman (der sich immer der französischen Auffassung zugänglich zeigt) sein Bedauern aussprechen und verheißt Abhilfe. Doch Delcassé glaubt der Verheißung nicht mehr, spricht in Noten an Herrn Saint-René Taillandier (der in Tanger Herrn Révoil abgelöst hat) offen von der Ohnmacht des Maghzen und erklärt,

die Republik müsse durch militärische Maßregeln ihr Ansehen und ihren Besitz selbst schützen. So schwankt die Stimmung bis in die Tage des franko-britischen Kolonialabkommens. Ende März 1904: Gespräch zwischen Delcassé und Radolin. „Wir werden die politische Verfassung und den Territorialbesitz Marokkos achten; aber wir müssen unser Grenzrecht, das immer wieder verletzt wird, wahren und die Ruhe im Land sichern. In welcher Form wir auch dem Sultan Beistand leisten werden: die Handelsfreiheit werden wir nicht im Geringsten antasten." „Le prince de Radolin a trouvé mes déclarations très naturelles et parfaitement raisonnables et m'a remercié vivement de les lui avoir faites". Der Inhalt des Gespräches wird den Botschaften in Berlin, London, Petersburg, Wien, Rom, Madrid mitgetheilt. Deutschland ist ruhig. Der Botschafter Bihourd meldet, die deutsche Presse bespreche das neue Abkommen ohne Besorgniß; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe zweimal gesagt, den deutschen Handelsinteressen drohe keine Gefahr. Auch der Kanzler habe im Reichstag sehr korrekt über die Sache gesprochen. „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr eine aktivere und kühnere Politik treiben wird. Dahin drängt ihn sein Charakter und der Wunsch, zu zeigen, daß Deutschland weder isolirt noch wehrlos ist. Er wird, wie ich annehme, also versuchen, in die Ordnung der marokkanischen Angelegenheiten einzugreifen; entweder indirekt, durch Beeinflussung der spanischen Politik, oder direkt, durch die Forderung, dem deutschen Handel zu gewähren, was dem englischen gewährt worden ist." Wie kam Herr Bihourd zu diesem Glauben? Als Herr Loubet nicht mehr Präsident der Republik war, hat er einem Journalisten erzählt, der Deutsche Kaiser habe im Frühjahr 1904 in drängenden Worten den Wunsch ausgesprochen, am Ende seiner Mittelmeerreise mit dem Präsidenten in Italien zusammenzutreffen. Victor Emanuel wollte die (nicht allzu schwere) Last der Einladung nicht auf sich nehmen. Vielleicht, weil er fürchtete, von Paris aus könne abgewinkt werden; vielleicht, weil seine Minister ihm sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich versagt und darob, erzählte Herr Loubet, sei der Kaiser ärgerlich geworden; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Der Präsident war bereit, Wilhelm, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen. Wenn Victor Emanuel die Rolle des postillon d'amour übernommen oder auch nur dem Zufall sacht nachgeholfen hätte, wäre der alten Europa ein Jahr des Mißvergnügens erspart worden. Trotzdem Delcassé, der Günstling und Freund Loubets, das Deutsche Reich, wie wir bald danach hörten, gröblich beleidigt haben sollte. Durch den Botschaftrath Lecomte konnte Herr Bihourd über

diese Vorgänge und Stimmungen genau unterrichtet sein. Er bleibt noch ruhig. Deutschland, sagt ihm Richthofen, hat in Marokko nur Handelsinteressen; und die sind, nach den Versicherungen der französischen Regirung, auch heute ja nicht gefährdet. So spricht der Staatssekretär im Oktober 1904. Vier Monate danach hört in Tanger der französische vom deutschen Geschäftsträger, Graf Bülow kenne den Inhalt des franko-britischen und des franko-spanischen Abkommens über Marokko nicht und lasse seine Politik schon deshalb nicht durch sie binden. Delcassé antwortet: Den Inhalt des ersten Abkommens kennt Fürst Radolin seit dem dreiundzwanzigsten März 1904; er hat ihn natürlich und vernünftig gefunden und mir für die Mittheilung herzlich gedankt; das zweite Abkommen habe ich, nach den Regeln der ausgesuchten Höflichkeit, die ich mir seit fast sieben Jahren zur unverbrüchlichen Pflicht mache, vor der Veröffentlichung zur Kenntniß der berliner Regirung gebracht. Taillandier legt in Fez die Liste der französischen Forderungen vor. Der größte Theil der Reformen, sagt der Sultan, ist annehmbar und kann in kurzer Zeit durchgeführt werden; einzelne scheinen mir bedenklich und müssen zunächst vom Maghzen erörtert werden. In der letzten Märzwoche wird Herr Bihourd unruhig. Weil der accord franco-anglais weder von der pariser noch von der londoner Regirung in Berlin offiziell vorgelegt worden ist, stelle man sich hier, als kenne man ihn nicht; der Plan des Kaisers, in Tanger zu landen, verrathe die Absicht, ein französisches Uebergewicht in Marokko nicht zu dulden. Noch glaubt in Berlin Mancher, England blicke, wie in den Zeiten Nelsons und Palmerstons, eifersüchtig über die Gibraltarstraße, wolle den Partner prellen und werde froh sein, wenn er gehindert werde, die am Atlas reifende Frucht zu pflücken. Sich also auch der Reise des Kaisers freuen. Die ist als Lied ohne Worte gedacht. Bringt aber eine Rede. „Mein Besuch gilt dem Sultan, in dem ich einen unabhängigen Souverain sehe. Das freie Marokko wird, so hoffe ich, unter der Oberhoheit des Sultans dem friedlichen Wettbewerb aller Völker, bei völliger Gleichheit aller Bedingungen, ohne Annexion und Monopol, geöffnet bleiben. Der Zweck meines Besuches ist, zu zeigen, daß ich entschlossen bin, Alles, was in meiner Macht steht, für die wirksame Vertretung unserer Interessen in Marokko zu thun. Ueber die dazu geeigneten Mittel werde ich nur mit dem Sultan, dem vollkommen freien Herrn dieses Landes, verhandeln. Damit die Ruhe nicht gestört werde, wird bei der Einführung der Reformen, die der Sultan beabsichtigt, mit größter Vorsicht zu verfahren und das religiöse Gefühl der Bevölkerung zu schonen sein.“ Der Botschafter der Republik weiß auch jetzt, was am berliner Hofe vorgeht. „In der Umgebung des Kaisers fehlt es nicht an

kriegerischen Stimmen, die behaupten, der Zweibund sei in der Mandschurei arg geschwächt worden und die Stunde deshalb einer Auseinandersetzung mit Frankreich günstig. Nach seiner Heimkehr wird der Kaiser, in Karlsruhe oder anderswo, vielleicht eine Rede halten, um seine Meinung über die Situation zu sagen.“ Das geschieht; Herr Lecomte hat das Kommende wieder pythisch geahnt. Im Mai wird, auf deutsche Anregung, von Fez aus die Einberufung einer Konferenz empfohlen. Die Cirkularnote, die diesen Vorschlag vom Maghzen bringt, ist das letzte Aktenstück, das Delcassé als Minister empfängt. Er hat, vielleicht nach sekreten Berichten, nicht an den Ernst deutscher Drohung geglaubt, dreimal das Angebot englischer Hilfe abgelehnt und in der Kabinetssitzung gewarnt, sich von dem berliner Bluff einschüchtern zu lassen. Vergebens. Er sollte geopfert werden. Mehr, war dem Ministerpräsidenten Rouvier gesagt worden, fordert der Kaiser nicht. Und trotzdem die Konferenz? Politik der Wilhelmstraße, heißts, nicht des Schlosses. Auch sagt der Kanzler ja, die Intervention der Mächte werde sich wahrscheinlich als unfruchtbar erweisen und dann könne Frankreich die ersehnte Rolle übernehmen. Vor der Konferenz müsse er den französischen Forderungen widersprechen; wenn die Republik seinem Wort traue und dem Konferenzplan zustimme, werde er ihren berechtigten Ansprüchen gern nachgeben. Die Zustimmung wird gewährt, nachdem die Kaiserliche Regirung sich verpflichtet hat, qu'il ne poursuivra à la Conférence aucun but qui compromette les légitimes intérêts de la France au Maroc ou qui soit contraire aux droits de la France résultant de ses traités ou arrangements. In dem Konferenzprogramm vom ersten August 1905 fordert Rouvier, die in Tanger, Larasch, Rabat und Casablanca zu schaffende Polizeitruppe solle aus marokkanischer Mannschaft und europäischen Instruktoren gebildet werden. Am dreißigsten August erklärt er sich, auf deutschen Wunsch, bereit, die Namen der Städte, in denen die Polizei so zu organisiren sei, aus dem Programm zu streichen. Suaviter in modo. Am fünften August 1907 wird Casablanca mit Melinitbomben beschossen. Bald danach liegen acht französische Kriegsschiffe vor den Scherifenhäfen.

Frankreich hat, was es haben wollte: die Möglichkeit, dem Sultan und dem Maghzen sich als eine Macht zu zeigen, die auf deutsches Geheiß nicht zu hören brauche, und zugleich sein Spezialgeschäft so zu führen, daß am Tag der Abwickelung nicht ein französisches, sondern ein europäisches Interesse auf dem Spiel steht. Dieses Ziel ward erreicht. Daß unterwegs unklug und grausam gehandelt wurde, genirt einstweilen nicht einmal die Vereinigten Sozialisten. Und die Fragen, ob die Fähnriche Ballande und Teyssier wirklich zwischen

Bayard und D'Artagnan einen Heldenplatz verdienen und ob es zwischen Franzosen und Spaniern zu ernstem Konflikt kommen werde, sind nicht sehr wichtig. Wer in Paris zum Heros geweiht wird, geht uns nicht an; und Kommandantenzank scheint, nach wie vor dem Kreuzzug Waldersees, von internationalen Aktionen untrennbar. Wir wollen uns nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Die Vorgänge lehren Beträchtliches. Marokko ist kein einheitliches, von einem Staatswillen geleitetes Reich, wie Europa sie kennt; ist die westislamische Glaubensgemeinschaft, in der mit Arabern die aus Hams Samen erwachsenen kräftigen Berbernstämme sich zusammenfinden (Amazirghen, Schelluh, Kabylen und Wüstenbewohner; im Ganzen fünf und sechs Millionen Menschen). Diese kriegerischen Schaaren sind weder von den Römern noch von den Arabern gebändigt worden und werden, wenn sie sich heute ducken, morgen wieder für ihre Freiheit fechten. Der Sultan ist nicht ein souverainer Landesherr, an dessen Willensregung das Schicksal des Landes hängt, sondern ein geistliches Oberhaupt, dessen Ohnmacht um so sichtbarer wird, je höher es sich zu weltlicher Herrschaft aufzurecken versucht. Internationale Eingriffe können hier noch weniger wirken als im ostislamischen Türkenreich, über dessen Grenze zwei Großmächte gucken; Hof und Behörden wissen im Orient nur allzu gut, wie leicht die an Konferenztischen und beim Becher gerühmte Einheit Europas zersplittert. Ordnung kann nur ein Starker schaffen, dem alle Anderen freie Hand lassen. Dieser Starke will Frankreich sein; das europäische Mandat, das ihm 1905 bestritten wurde, erzwingen. Drei Stimmen aus verschiedenen Lagern. „Frankreich ist die einzige Macht, die der marokkanischen Anarchie ein Ende bereiten kann. Diese Macht zu schwächen und zurückzudrängen, war in Algesiras die Absicht der deutschen Politik. Deren Fehler hat sich rasch gezeigt. Unser Eingriff war unvermeidlich. Das geben selbst die geschworenen Feinde unserer Politik zu. Die mißtrauischsten berliner Zeitungschreiber sind zu dem Geständniß gezwungen, daß nur die von uns gelandeten Truppen die Sicherheit der Europäer verbürgen konnten." (Das mag von offiziösen Eseln gesagt worden sein. Die Europäer haben durch die Landung an Besitz und Sicherheit mehr verloren als je durch einen Eingeborenenputsch. Weder in Berlin noch in London halten verständige Leute den Eingriff für nützlich.) „Man verlangt nur noch, daß wir die Vorschrift der Algesirasakte nicht überschreiten. Diese Akte hat sich aber, noch ehe sie völlig ausgeführt worden ist, als unzulänglich erwiesen. Sie hat Marokko, statt es den Europäern zu öffnen, nur noch feindsäliger gegen Europa gestimmt und den Glauben genährt, daß die Mächte den Eingriff Frankreichs, des einzigen Staates, der zu wirksamem Handeln fähig wäre, nicht dul-

den wollen. Man muß sich also zur Aenderung der Akte entschließen." So spricht Herr Anatole Leroy=Beaulieu, der die jungen Franzosen die sciences politiques lehrt und bei uns ein Nationalliberaler genannt würde. Derber packt der sozialistische Abgeordnete Gérault=Richard die Sache an. Konflikt zwischen Frankreich und Marokko? Unsinn. Giebts gar nicht. Alle Konsuln hatten unsere Vertreter gebeten, den braunen Kerlen einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Diesen Wunsch haben wir erfüllt. Warum auch nicht? So lange die Häfen am Mittelmeer und am Atlantischen Ozean ohne organisirte Polizei sind, haben Frankreich und Spanien dort für Ordnung zu sorgen. (Begreifst Du nun, Michel, warum diese Organisation in sechzehn Monaten nicht zu leisten, nicht einmal vorzubereiten war?) „Die Beschießung von Casablanca entspricht dem Buchstaben und dem Geist der Algesirasakte. Die Lektion hat gewirkt: seitdem sind die Rebellen ruhig." (General Drude, der noch am achtzehnten August von Arabern und Berbern angegriffen wurde, weiß es besser.) „Wir übernehmen jetzt die Rolle, die uns die Algesirasakte zuweist. Bis auf die Rekrutirung der marokkanischen Mannschaft und auf die Wahl der Uniform ist für die Polizeiorganisation Alles fertig". (Ungefähr so fertig wie in Frankreich für die Diktatur des Proletariates.) „Das vortreffliche Reformprogramm, das Saint=René Taillandier entworfen hatte, muß nach drei Jahren nutzlosen Streites wieder aufgenommen werden." (Nicht nur Delcassé triumphirt also, sondern auch das einst so hitzig geschmähte Programm Taillandiers, das der Konferenzplan für immer beseitigen sollte.) Nach dem Demagogen der Diplomat. Herr Gabriel Hanotaux, der als Minister des Auswärtigen deutschen Wünschen, so weit ers konnte, entgegenkam, will von ängstlicher Rücksicht jetzt nichts mehr hören. „Der Anfang ist gut, wenn man eine Politik der Eroberung plant; schlecht, wenn man, nach der Ankündung, sanftmüthig zu verfahren gedenkt. In einem quasi internationalisirten Marokko können wir keinen Finger rühren, ohne daß es aussieht, als suchten wir einen Sondervortheil. Wie kommen wir aus der Sackgasse? Ob auf dem Weg neuer Verhandlungen Brauchbares zu holen sein wird, ist recht zweifelhaft. Vielleicht wird sich uns bald nur ein gefährlicherer Weg bieten. Auch die aufrichtigste Bescheidenheit hat ihre Grenze. Wenn die Großmächte merken, daß wir Alle, Regirung, Kammern, Oeffentliche Meinung, uns in dem männlichen Entschluß vereinen, den Hohn unbotmäßiger Stämme nicht länger straflos zu lassen, wenn wir offen sagen, was wir wollen, mit kaltem Blute das Nothwendige vorbereiten, nichts verschweigen, aber auch von keinem Anderen Rath annehmen und uns selbst die Linie unserer Rechte und Pflichten vorzeichnen, dann werden wir wahrscheinlich

nirgends ernsten Widerstand finden. Man wird uns nicht aufhalten. Das Ende unseres Zauderns wird uns aus der ganzen Welt Achtung und Vertrauen eintragen. Et puis on causera. Der Weg ist nicht ohne jede Gefahr und kann uns in unbequeme Situationen bringen. Doch die diplomatische Arbeit wäre gar zu leicht, wenn sie stets eine grade, glatte Straße vor sich sähe, auf der kein Hinderniß zu fürchten ist. Und schließlich: wir werden wohl bald zur Wahl dieses Weges gezwungen sein; sinds vielleicht heute schon." Auch dieser in der Historikerschule erzogene Staatsmann, der immer zur Verständigung mit Deutschland bereit war, empfiehlt seinem Nachfolger jetzt rücksichtloses Handeln; auch ihm scheint festes Zugreifen nicht mehr gefährlich.

„Will man das Ergebniß unserer Marokkopolitik richtig würdigen, so muß man den Anfang mit dem Ende vergleichen." War Algesiras das Ende? Nein: erst der Anfang vom Ende. Im Jahr 1905 wollten wir der Französischen Republik das Recht auf eine Vormachtstellung in Marokko bestreiten. Nun nimmt sie sichs mit bewaffneter Hand, ruft laut, daß es ihr gebühre: und der Vikar der Wilhelmstraße beilt sich, zu erklären, daß kein vernünftiger Mensch dagegen Etwas einwenden könne. Und wenn Herr von Tschirschky zu dieser Erklärung (die als das wirkliche Ende deutscher Marokkopolitik zu betrachten ist) nicht vom Reichskanzler ermächtigt worden wäre, hätte der allein Verantwortliche ihm gewiß zu schleunigem Klimawechsel verholfen. Daß die Geheimräthe des Auswärtigen Amtes um die Erhaltung des Chefs bitten würden, war wohl nicht zu befürchten. Die sahen ihn lange genug an der Arbeit.

Villafranca war unvermeidlich, weil (das österreichische Generalstabswerk über den Krieg von 1859 hehlt die traurige Wahrheit nicht) die Wehrverfassung der Habsburgermonarchie rückständig geblieben war. Auch Casablanca ist ein Resultat, das der Nüchterne längst errechnen konnte. Casablanca mußte auf Algesiras folgen, wie auf die warschauer Konferenz einst die olmützer Demüthigung. Damals, sagt Sybel, „rollten manchem wackeren Kriegsmann bittere Thränen in den Bart. Preußen war gewichen!.. Da war denn freilich auf Preußens Ehrenschild ein dunkler Schatten gefallen. Die Achtung seiner Freunde sank; der Uebermuth der Gegner hielt seitdem Alles für möglich. Niemals hat der Prinz von Preußen den Eindruck dieser Tage vergessen. Aus tausend Stimmen erscholl der zornige Schmerzensruf, zum zweiten Mal sei das Werk Friedrichs des Großen vernichtet worden." Der Preußenstaat konnte den Krieg immerhin wagen; fraglich war nur, ob die militärische und die politische Leitung die zur Ausbeutung eines ersten Sieges nöthige Energie aufbringen würde „Friedrich Wilhelm der Vierte war erfüllt von

Geist und Selbstgefühl; aber auch seine wärmsten Verehrer haben ihn niemals für einen Realpolitiker oder eine soldatische Natur gehalten.“ An Völkern und Fürsten hat sich noch jeder Rückzug gerächt. Zornige Schmerzensrufe haben wir nicht nach Algesiras, nicht nach Casablanca gehört. Böllerschüsse und Glockengeläut, als käme ein Heer aus gewonnener Feldschlacht. Die Brandenburg und Manteuffel verstanden sich noch nicht auf die Kunst, eine Niederlage in einen Sieg umzufrisiren. Das geht heute flink. Nur hält die Frisur sich nicht lange. Der Tag ist nicht fern, der erkennen lehrt, daß Deutschland in Algesiras noch mehr verloren hat als Friedrich Wilhelms Preußen in Olmütz.

Badekuren.

San Sebastian in der Provinz Guipuzcoa. Aus Bern ist der Oberst Müller herbeigeeilt, um zu fragen, ob es nicht Zeit sei, das Amt des Generalinspektors der marokkanischen Polizei anzutreten. Der Botschafter Révoil, der am madrider Hof Herrn Jules Cambon abgelöst hat, lobt den Eifer des Eidgenossen. „Aber was wollen Sie drüben? Da hätten Sie zu thun, wenn der vom Grafen Welsersheimb vorgetragene deutsche Wunsch, Casablanca zur Residenz des Generalinspektors und zur Garnisonstadt einer schweizerischen Polizeitruppe zu machen, erfüllt worden wäre. Dafür war aber weder Rouvier noch Bourgeois zu haben (ein wahrer Segen; sonst hätten wir die Küste jetzt nicht unter Feuer); und Sie wissen ja, daß Deutschland auch an diesem Punkt nachgegeben hat. Sie, lieber Oberst, verkörpern in Ihrer anmuthigen Soldatengestalt die Konzession, die den geordneten Rückzug ermöglichte. Ihnen wurde vor anderthalb Jahren die Aufgabe zugewiesen, dem Maghzen und den Gesandtschaften über das Wirken der Polizei Bericht zu erstatten und die Begründung einlaufender Klagen zu prüfen. Die Geschäftslast wird Sie nicht erdrücken. Nun giebts aber noch gar keine franko-spanische Polizei. Wollen Sie die Rolle eines Inspektors spielen, der nichts zu inspiziren hat? Oder die Ferien lieber in Ihrer schönen Heimath genießen? Bon voyage, mon colonel!“ Der Oberst denkt dankbar des „brillanten Sekundanten“ und fährt Erster Klasse nach Bern.

Hotel Weimar in Marienbad. „Was habe ich Ihnen in Paris gesagt? Das französische Weltreich muß Ihr Block aus Felsenstein werden. Als Patriot sind Sie nach dem Absturz in den Panamasumpf wieder auf die Höhe gekommen. Die Thaten des Patrioten erwartet Ihr Land auf dem Gebiet internationaler Politik. Damals träumten Sie von einem Rachekrieg und klagten, als ich der francisque fureur abwinkte, daß alle Bündnisse Ihnen, in Ost und West, immer nur die Police einer Friedensversicherung einbringen, die

der Alliirte mit größerer Freude begrüßen müsse als Sie. Heute werden Sie zugeben, daß auch mit meiner Methode Manches zu erreichen ist; und nicht bereuen, ihr vertraut zu haben. Sie haben Fehler gemacht. Landung einer unzureichenden Truppenzahl; Beschießung einer offenen, wehrlosen Stadt; Metzelung der Araber, die Europäerwohnungen vor berberischen Angriffen geschützt hatten; Sünde wider das dem Politiker wichtigste Gebot, sich nie bei grausamem Wüthen ertappen zu lassen. Trotzdem steht Ihre Sache gut und wird, mag der Sultan Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid heißen, übermorgen die Sache Europas sein. Eine ernste Schlappe der weißen Vormacht würde das Land den Berberhorden ausliefern: schließlich müssen also selbst die deutschen Kaufleute, die jetzt schimpfen, Euch den Sieg wünschen. Ihr seid nervöses Volk und wolltet durchaus nicht glauben, daß von Berlin nichts zu fürchten sei. Glaubt Ihrs nun? Deutsche Häuser sind (wie ich höre, sogar von Euren Soldaten) geplündert, dem deutschen Handel die Kraftquellen verstopft worden: und Ihr bekommt Komplimente. Der kleine Delcassé, den Sie leider nicht riechen können, hatte Recht, als er warnte, sich bluffen zu lassen. Alte Duellregel: wer kneifen will, solls erst auf dem Kampfplatz thun; vielleicht kneift der Gegner schon vorher. Na, diesmal wart Ihr ja sicher. ‚Casablanca wird von mir hören.‘ Das Wort stammt aus anderer Zeit als das Versprechen, Euch in Marokko nicht mehr zu geniren. Die Erdkugel dreht sich; eppur si muove: auch Euer Galilée hats gemerkt. Habe ich im Winter etwa übertrieben? Sie konnten die Heeresziffer ruhig herabsetzen und dennoch in Nordwestafrika den Schlag wagen. Wenn die Stunde nur richtig gewählt war. Psychologie, Liebster. Hübsch bedenken, daß Mancher das Isolirsystem nicht lange erträgt und daß die Sehnsucht des Einsamen nicht nach dem Marktwerth der Freundschaft fragt. Warum sitzen wir behaglich in Sansibar, Witu, Uganda? Weil nach dem Manöverschnupfen von Narwa für unser Lächeln ein pretium affectionis geboten wurde. Warum schenken die Buren mir den größten Randdiamanten? Weil sie nach strenger Hungerkur endlich wieder aus der Schüssel schöpfen. Transvaal und Deutschland sollten unversöhnlich sein: und in beiden Ländern bin ich jetzt ein populärer Mann. Ewige Feindschaft, pflegte der alte Pam zu sagen, giebts eben so wenig wie ewige Bündnisse. Sie werdens auch noch erleben. Als Sie Ihr Kabinet bildeten und Iswolskij, weil das Ministerium Sarrien nicht mehr, das Ministerium Clemenceau noch nicht lebte, in Paris Tage lang keinen Beamten der Republik sah, hätten Sie nicht gedacht, daß eine Britenhand den franko-russischen Gurt wieder zur alten Festigkeit zusammenziehen werde. Nun hat der gute Onkel noch theurere Leckerei in der Geschenkschachtel. Ihr wißt gar

nicht, wie heiß der Nachbar im Osten Euch liebt. Marianne war im Hessenschloß das Hauptthema unserer Gespräche. Ça ira. Wenn Ihr den für die heikle Sache geeigneten Unterhändler findet. (Monaco hat keinen rechten Kurs mehr, seit er als Agent demaskirt ist; ich hätte ihn im Dunkel gelassen und ihm keinen Orden gegeben.) Cambon wird aus Norderney schon Etwas mitbringen, woran sich ein Fädchen knüpfen läßt. Die Allemagne prussienne (zu der Fürst Bülow im Innersten nicht gehört) mag ein Bischen lärmen. Auch die Allemagne française, deren Wirksamkeit Ihr Exkollege Rambaud als Historiker des Rheinbundes so anschaulich geschildert hat, ist aber noch nicht ausgestorben: und auf die dürfen Sie rechnen. Auf Sozialisten, Militärfeinde, Demokraten; auf Alles, was hofft, ein paar Wagenladungen republikanischer Freiheit über die Grenze schmuggeln zu können. Ich wette, daß die Verständigung mit Jauchzen empfangen wird, und sehe sie ziemlich nah. Dann braucht die Angst Eurer Rentiers nicht mehr zu schreien, Deutschland werde, sobald im Aermelkanal ein Schuß falle, die Republik als Geisel abschlachten. Das war ja die schwache Stelle der Entente. ‚Egypten haben wir weggegeben, Marokko bekommen wir nicht, Tongking und Madagaskar sind von den Japanern bedroht und Englands Kriegsschiffe schützen unsere Ostgrenze nicht vor dem deutschen Anprall'. Oft genug mußte ichs hören. Jetzt giebt die Inventur ein anderes Bild. Marokko ist Euch so gut wie sicher, mit Japan habt Ihr ein Bündniß und mit Deutschland könnt Ihr morgen eins haben. Ueberhaupt giebts nur noch gute Freunde und getreue Nachbarn. Dieser Umschwung hat Sie keinen Centime gekostet; mich eine Einladung, einen Besuch und zwei kurze Tischreden. Damit wäre die Nervenruhe eines Kleinbürgers noch nicht zu theuer bezahlt. Und daß man mir nachsagt, ich sei mit Deutschland nicht fertig geworden, mein System habe sich nicht bewährt und ich müsse deshalb ein neues versuchen, rührt mich nicht. Wer von solchem Futter satt wird, soll sichs schmecken lassen. I have that within which passeth show . . ."

Pyrophon.

Im Juni 1904 hat Onkel Eduard den Neffen besucht. In Kiel. Die Leibcompagnie des Ersten Garderegimentes fuhr von Potsdam nach Holtenau, um dem hohen Gast an der Schleuße Honneur zu machen. Alle Kriegsschiffe wurden illuminirt. Deck und Innenräume der „Hohenzollern" in Blumengärten verwandelt. Regatta, Galatafel, Salut, herzlicher Abschied. „Ein politisches Ereigniß von weittragender Bedeutung", lasen wir; „der Besuch des Königs hat deutlich gezeigt, daß die Verständigung mit Frankreich der deutsch-

englischen Freundschaft nichts von ihrer Innigkeit genommen hat.“ Spät erst erfuhren wir, daß in Kiel nicht Alles ganz glatt gegangen war. Zwei Jahre hielt sich Eduard dann fern; ließ alle Lockrufe so schroff ablehnen, daß Europa erschreckt aufhorchte, und sprach vor Fremden, vor Feinden Deutschlands harte Worte über den Neffen. Seine Tochter wurde just an dem Tage krank, wo sie vom Kaiser zu Tisch geladen war. Sein Bruder, der Mann einer Prinzessin von Preußen, mußte in Holtenau durch Ueberrumpelung gezwungen werden, dem Kaiser die Hand zu reichen. Der Britenkönig kam nicht zur Silbernen Hochzeit des Kaisers, nicht zur Hochzeit des Kronprinzen. Im August 1906 lud ihn Prinzessin Margarete von Preußen ins Schloß Friedrichskron. Da blieb er auf der Fahrt nach Marienbad vierundzwanzig Stunden und sah den Neffen wieder. Der empfing ihn, in der Uniform der Reitenden Jäger, schon auf dem Bahnhof. Besichtigung von Denkmalen, Fahrt nach Homburg, auf die Saalburg, Mahlzeiten, Konzert. Wörtlich sei wiederholt, was damals gedruckt wurde. „Die Begrüßung war ungemein herzlich. Der Kaiser küßte den König auf beide Wangen.“ „Nach dem Frühstück wurde auf der Schloßterrasse im Ton leichter Konversation über die schwebenden Fragen gesprochen.“ „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute (in Berlin) der Meinung, daß sie Vortheile bringen wird.“ „Während der Abendtafel tranken die Monarchen einander zu. Der Abschied war noch um einige Grade herzlicher als die Begrüßung. Bei der Abfahrt riefen beide Monarchen: Au revoir!“ „Die cronberger Entrevue hat, wie jetzt feststeht, materielle Fortschritte gebracht.“ „In zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen sind auf Schloß Friedrichshof auch die großen Fragen der Politik erörtert worden und wir wissen, daß Dies in einem Geist geschehen ist, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte.“ Wir: Das waren die Stilisten der Wilhelmstraße, die feierlich durch das Medium der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sprachen. Also intimer Verkehr und ein für die Reichspolitik ansehnlicher Ertrag. Jetzt ist der König wieder Gast des Kaisers gewesen: und staunend vernehmen wir nun, daß im vorigen Jahr die Temperatur nicht über den Nullpunkt gestiegen ist. Die selben Blätter, die im August 1906 in durchschossenen Zeilen die „ungemeine Herzlichkeit“ meldeten, sagen im August 1907, in Friedrichshof sei die Stimmung frostig gewesen. „Im vorigen Jahr waren König Eduard und Sir Charles Hardinge kühl, zurückhaltend, zugeknöpft; gestern war Alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man sieht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt.“ (Vossische Zeitung.) „In Cronberg fehlte der offene, freund-

schaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König heute einander begegneten. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermißt, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte all die feine Courtoisie, die sein eigenstes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn sein Herz nicht ganz dabei ist. Heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser." (Lokalanzeiger.) Beide Herren waren im vorigen Jahr also zur Verstellung gezwungen? Wer sagt den durch die Erfahrungen von 1904 und 1906 Enttäuschten nun voraus, was sie 1908 lesen werden?

Da der König diesmal zum Kaiser (nicht, wie in Cronberg, zu dessen Schwester) kam, mußten ihm alle bei Monarchenbesuchen üblichen Ehren erwiesen werden. Empfang und Einzug wurden sorgsam probirt. Bei der letzten Probe hatte ein Generallieutenant die Rolle des Königs zu markiren. Er kam in einem Sonderzug an, wurde auf dem Bahnhof feierlich begrüßt und fuhr, unter den Klängen der Britenhymne, durch das Spalier präsentirender Truppen bis vors Schloß, wo der Kaiser eine Generalprobe der Parade hielt. „Alles klappte wunderbar." Leider kam Eduard dann drei Stunden zu spät. Wurde aber wie des Reiches treuster Freund empfangen. Gewerkvereine, Veteranen, Schulkinder mit Schärpen und Fähnchen in den englischen Farben, stürmische Zurufe aus einer seit der Morgenfrühe versammelten Menge. Ob in London ein Fürst, der dem Britenreich so viel Liebes und Gutes gethan hätte, mit solchem Jubelgebraus begrüßt würde? Der Onkel trug die Uniform seines Gardedragonerregimentes; der Neffe beim Empfang die der englischen, beim Diner die der preußischen Dragoner, während der Spazirfahrt Civil, beim Abschied das Ehrenkleid des britischen Feldmarschalls. Nach neunstündigem Aufenthalt fuhr der König über Ischl, wo er einen Tag beim Kaiser Franz Joseph blieb, zur Kur nach Marienbad. An der wilhelmshöher Galatafel hatte er einen emphatischen Trinkspruch des Kaisers mit sehr artigen Worten erwidert. Er sprach nicht, wie Wilhelm, von Verwandschaft und Freundschaft, von alten Beziehungen und gemeinsam getragenem Leid; dankte aber für den herzlichen Empfang und erinnerte an seinen Wunsch, zwischen den beiden Ländern „die besten und angenehmsten Beziehungen" zu sichern. Die Schlußsätze der beiden Reden sind so charakteristisch, daß sie hier wörtlich angeführt werden sollen. Wilhelm: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller Derer, welche die Ehre und Freude gehabt haben, Eure Ma-

jestät zu sehen, das Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubniß, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, Eurer Majestät erhabenen Gemahlin, der Königin, des gesammten großbritanischen Königshauses und Eurer Majestät Volkes." Eduard: „Ich freue mich sehr, daß Eure Majestäten mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meine Familie, sondern das ganze englische Volk wird Eure Majestäten mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl Eurer Majestäten." Das Ceremoniale, der Jubel des Empfanges und Abschieds, die Kleider- und Tischordnung, die Trinksprüche sind verbürgt. Nichts Anderes wissen wir von diesem Besuch.

Hören aber, daß er zum unermeßlich holden Wunder ward und daß dem Reich die Sonne heller als je vorher ins Fenster scheint. Wer sprach denn von Isolirung, von der Absicht, uns einzukreisen? Kindische Gespensterfurcht. Nie gabs solchen Plan; wer ihn gehegt hätte, müßte jetzt doch wohl merken, daß er nicht durchzusetzen ist. Deshalb buhlt in Ost und West Alles um unsere Freundschaft. Wir sind die gesuchtesten Leute und könnten so viele Verträge, accords und ententes haben, wie wir wollen. Danken aber bestens. Denken darüber wie Wotan und Wotans Schützling, der Drachentöter. Sind nicht so pedantisch, was Geschriebenes zu fordern. Der Dreibund ist wieder wie neu. (In Algesiras haben wir ihn bestattet, nach dem glorreichen Tag von Desio wieder ausgegraben.) Nikolai ist unser intimster Freund. (Gestern verschrien wir ihn als Idioten, vorgestern als Massenmörder; heute ist er ein etwas kränklicher, doch zuverlässiger Kumpan und sein Reich, das wir schon in Fetzen sahen, unsere feste Burg.) Mit Eduard sind wir ein Herz und eine Seele. (Denn er hat unseren Kaiser besucht und damit bewiesen, daß er nicht, wie wir im Juli noch glaubten, ein tückischer Feind, sondern ein Staatsmann ersten Ranges ist. Verlangt Ihr noch mehr? Abgerüstet wird nicht, weil wirs nicht wollen. In Marokko wüthen die Franzosen, weil wirs wollen. Tittoni geht mit Aehrenthal nach Ischl, Cambon zu Bülow nach Norderney und Clemenceau hat in Marienbad bei Eduard gefrühstückt. Kein Wölkchen am Himmel. Zwischen Deutschland und Britanien, zwischen Oesterreich und Italien kein Stäubchen. Uebermorgen sind wir auch mit Frankreich im Reinen. Ist Euch nicht aufgefallen, daß Radolin und drei reichsländische Spitzen mit Eduard im Hessenschloß waren? Daß der King dann Clemenceau ad audiendum verbum berief und der Kanzler Herrn Cambon ins Nordseebad lud? Bald spürt Ihr in allen Wipfeln keinen Hauch mehr. Sogar über die Balkangeschichten sind Alle schon einig. Drum gabs beim ischler Monarchenschmaus Macédoine de fruits en petits verres. Im Ernst ...

Das alte Spiel beginnt wieder; wieder der alte Trug. Einst hieß es, was nicht in den Akten, jetzt heißts, was nicht in der Zeitung stehe, brauche uns nicht zu kümmern. Und wer die Zeitungschreiber nicht zu hypnotisiren vermöchte, wäre kein Meister über die Geister. Melinitbombendampf muß ihnen wie Ambrosia duften, eine Maulschelle sie wie wonnigste Paarungluft kitzeln. Dann läuft die Maschine. Dann hört das Volk, was wir seinem Ohr gönnen. Bei uns ists erreicht. King Edward kann ein lustiges Lied davon singen.

À Paris?

Wilhelm der Zweite hatte lange kein Haupt eines großen Reiches in seinem Haus gesehen. Vielleicht freuts ihn, daß er inter pares nun wieder den Wirth spielen durfte. Ueber Motiv und Zweck dieser Besuche täuscht er sich aber wohl nicht. Der Zar mußte die Artigkeit von Bjoerkoe endlich erwidern, vor dem Abschluß des anglo-russischen Vertrages sich als höflichen Nachbar zeigen und Freundeshilfe gegen den Wunsch der Westmächte werben, den Fragen der Türkenliquidation und der Meerengensperre in der Zeit russischer Ohnmacht die Antwort zu finden. Eduard treibt das Staatsgeschäft wie ein kluger Großkaufmann. Der sucht jede Feindschaft zu vermeiden. Fühlt er sich bedroht oder fällt das laute Wesen eines Konkurrenten ihm auf die Nerven, so wehrt er sich seiner Haut, zieht Andere, die auch bedroht oder geärgert sind, in eine Interessengemeinschaft und zwingt den Lästigen in die seiner Potenz gebührenden Schranken. Dann hat er keinen Grund mehr zum Groll und stellt, sobald es irgend geht, den alten Verkehr wieder her. Feindschaften gehören zum Luxus müßiger Leute. Wenn man weiß, was beim Nachbar vorgeht, und die Möglichkeit hat, mit ihm zu reden, lebt sichs bequemer. Man kann dem Konkurrenten sagen, daß man die besten und angenehmsten Beziehungen zu ihm wünscht, und ihm doch jedes Geschäft wegnehmen, das zu erraffen ist. Das geschieht täglich und ist nach uralter Satzung des Handelskriegsrechtes erlaubt. Ein Bankdirektor speist abends bei dem Kollegen, den er mittags heimlich aus einer Geschäftsprovinz zu drängen versucht hat; und wenn Herr Rockefeller nach Berlin käme, wäre selbst er bei den deutschen Naphtabänkern ein gefeierter Gast. Eduard fand seinen Neffen zu lebhaft und unstet, fürchtete, nach dem Jamesontelegramm, dem Kampfruf gegen die Gelben, der hitzigen Werbung um Onkel Sam und die islamischen Häupter, nach dem allzu sichtbaren Engagement für die Bagdadbahn und nach mancher Arbiterrede, eine langwierige Geschäftsstörung und schuf einen starken Trust, dem Deutschland nicht angehört, gegen den Deutschland fürs Erste den Wunsch, in der Welt vornan zu sein

und an allen Entscheidungen auf dem Erdball mitzuwirken, nicht durchsetzen könnte. Sollte der Sieger sich von einer Antipathie zu offenem Bruch drängen lassen? Das thäte kein Kaufmann, der den Namen verdient. Der Ring ist ja geschlossen. Sechzig Millionen tüchtiger Menschen zu entwaffnen, für Jahrzehnte auch nur niederzuwerfen: daran hat der Kühle nie gedacht. Kann er gut mit ihnen stehen: um so behaglicher wird die Existenz. Draußen ist auch noch viel zu thun. Indien in Gährung, seit die Japanerglorie das Ansehen des weißen Mannes geschmälert hat. Irland so unruhig wie vor dem Fenierschrecken. Das Inselreich zum ersten Mal von einer sozialdemokratischen Bewegung bedroht, die der Gentry mehr Furcht einflößt als je ein Chartistenputsch. Konfliktsgefahr im Stillen Ozean und in der Adria. Das aethiopische Feuer glimmt unter der Asche fort. Da ists nützlich, vor und hinter sich nicht Haß zu nähren, der in dunkler Stunde vielleicht wirksame Waffen fände. Wenn das Deutsche Reich sich mit der Stellung bescheidet, die es heute einnimmt, ist Alles in Ordnung; in noch schönerer, wenn es im Trust sein Plätzchen begehrt. Warum sollte Eduard dann nicht wieder der gute Onkel sein? Mancher hatte gezweifelt; gewettet: Kühler Empfang. Wer auf Zeitungen schwört, muß jetzt glauben, Alldeutschland bestätige jauchzend, daß ihm ward, was ihm gebührte.

Eduards Trust hat im europäischen Westen eine schwache Stelle. Frankreich will nicht dem ersten Feuer deutscher Geschütze ausgesetzt sein. Dieser locus minoris resistentiae wäre keine Gefahr mehr, wenn man die Nachbarn versöhnen könnte. Bis auf Weiteres wenigstens; angebrachtermaßen, wie Bismarck sagte. Unmöglich? Auch die franko-britische und die anglo-russische Verständigung schiens. Wenn die Minister Rußlands und Japans heute schon ihre Namen in Eintracht unter einen Assekuranzvertrag setzen, ist fortan nichts undenkbar. Nur langsam. Schritt vor Schritt. Der Frankfurter Friede muß zunächst aus dem Spiel bleiben; zunächst. Marokko ist auch nicht zu verachten. Deutschland kann ja in Anatolien entschädigt werden. Da, im Centrum des Osmanenreiches, würde es dem Islam nicht mehr im Glanz uneigennütziger Freundschaft erscheinen. Auch den russischen Argwohn wieder wecken. Greift im Türkengebiet erst Einer zu, dann haben wir bald die curée. Eine deutsche Parzelle in Anatolien wäre das sicherste Mittel, die drei Kaiserreiche einander zu entfremden, Britanien und Rußland in gemeinsamer Eifersucht einander noch fester zu verbünden. Dann ließe sich über die Meerengen reden und in Südosteuropa geriethen die Dinge in Fluß, ehe der Zar wieder mit starker Hand nach dem Bosporus langen kann. Dabei kämen alle drei Weltmächte also auf ihre Rechnung. Und diese Chance ist ein paar Artigkeiten werth. Der Deutsche Kaiser

möchte nach Paris? Die Stadt lockt ihn mit ihrem Reiz, wie die alten Kaiser einst Roms magische Kraft an sich zog? Diesen Wunsch müssen wir nützen. Die Römerzüge der Staufer haben das Reich geschwächt, nicht gestärkt. Friedrich der Erste hat aus Rom nur ein Diadem heimgebracht und in der Campagna später sein Heer verloren. Friedrich der Zweite ist im Kampf gegen den Lombardenbund erlahmt. Während eines Römerzuges trieb nationale Eifersucht Briten und Franzosen zum Bund gegen deutsche Staufermacht. Das Streben nach universaler Geltung kann auch dem neuen Deutschen Reich verhängnißvoll werden. Hat uns, die alten Feinde, nicht das Gefühl zusammengekittet, das, als ein von Roms Zauber geblendeter Kaiser vor Mailand stand, Johann von Salisbury in die Frage faßte: Quis Teutonicos constituit iudices nationum? Sie finds nicht mehr. Weder Richter noch Herren. Die Wege ins Weite sind ihnen rechts und links gesperrt. Aber sie bleiben stark. Und Starken soll der Starke gefällig sein, so lange er sich mit solcher Willfährigkeit nichts vergiebt.

König Eduard ist ins Hessenschloß des Deutschen Kaisers gekommen, als er mit Rußland im Wesentlichen einig geworden war. Als das Parlament ihm drei neue Schlachtschiffe größten Typs bewilligt hatte. Als der Britenbastard Morenga der sonst so wachsamen Kappolizei entwischt war und wieder durch Deutschlands südwestafrikanische Kolonie strich. Als die Niederlage des Deutschen Reiches im Streit um Marokko sich nicht mehr verschleiern ließ. Als geschickt lancirte Schlagwörter arglose Gemüther zu der nahen Möglichkeit franko-deutscher Freundschaft überredet hatten. König Eduard hat von tausend Stimmen gehört, daß er nur an den Weltfrieden gedacht hat, nicht an die Isolirung Deutschlands, und daß die Volksgenossen Fritzens, Wilhelms und Bismarcks die Lage ihres Reiches als angemessen und seine Zukunft nicht bedrohend empfinden. Dieser Besuch war bisher sein stolzester Triumph. Jetzt kann er sich mit Deutschland über den Flottenbau und über das Schiedsgericht verständigen; bei der Jagd auf Morenga helfen; und, als zärtlicher Oheim, zu der Expansion nach Anatolien und zu der Versöhnungreise nach Paris seinen Segen geben.

... Das alte Spiel beginnt wieder; wieder der alte Trug. Die Achtung der Freunde sinkt; mit kaum noch verhüllter Ironie loben sie Deutschlands Nachgiebigkeit. Der Uebermuth der Gegner hält Alles für möglich. Das deutsche Wort wirkt nicht mehr; daß ihm die That folgen werde, scheint nicht zu fürchten. Praestigia non terrent. Und während dem Volk ein neuer Glückslenz vorgetäuscht wird, fragt Mancher leise, ob nicht das Schwert den Söhnen das Gitter einst spalten müsse, in das blinde Väter sich zäunen ließen.

Wünsche der deutschen Müller.

Vor mir liegt eine von einem Ausschuß der deutschen Müller verfaßte „Denkschrift über die Organisation von Verkaufsvereinigungen der deutschen Müller“ (Berlin 1907, Puttkammer und Mühlbrecht), die geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Nationalökonomen auf sich zu lenken, weil sie zeigt, wie das alle Kreise der Produzenten erfüllende Streben, Ordnung in das Chaos der heutigen Volkswirthschaft zu bringen, immer schärfer hervortritt. Vielleicht lassen sich hierin, wenn auch vorläufig nur verschwommen, die Konturen der Gestaltung erkennen, die eine künftige Volkswirthschaft annehmen wird.

Daß es besonders den kleinen Müllern heute nicht gut geht, ist bekannt; doch ist die Ursache nicht darin zu suchen, daß die kleinen Mühlen mit den großen nicht konkurriren können. Nach der „Denkschrift“ können die modernsten Maschinen zur Verarbeitung von Getreide in Mehl schon in einer Mühle aufgestellt werden, die nur fünf Tonnen Getreide täglich verarbeitet. Bei den Mühlen von fünf Tonnen aufwärts wird die technische Einrichtung erst wichtig, wenn sie rückständig geblieben ist. Auch eine Ueberproduktion an Mehl besteht in Deutschland nicht und kann als Regel nicht bestehen, weil Mehl aus deutschem Getreide unter gewissen Voraussetzungen eine längere Lagerung nicht verträgt. Wohl aber ist die Leistungsfähigkeit der deutschen Mühlen über den Mehlbedarf des deutschen Volkes und damit auch über die thatsächliche Vermahlung hinaus gewachsen. Und dieser Umstand bewirkt, mit dem Prinzip des Einzelverkäufers, eine Häufung der Mehlofferten auf dem Markt.

Die eigentliche und letzte Ursache der heutigen Nothlage ist in der Vervollkommnung der Transportmittel und der dadurch ermöglichten übergroßen Konkurrenz zu suchen. In der „guten alten Zeit“ der Landstraßen und der Posten war die Müllerei ein ruhiges und sicheres Gewerbe. Getreide und Mehl sind bekanntlich schwer transportabel; deshalb waren die Mühlen ziemlich gleichmäßig über das ganze Land zerstreut und klein. Ein großer Getreide- und Mehlhandel existirte nicht; die Bäcker waren gezwungen und gewohnt, ihren Getreidebedarf direkt beim Landwirth zu kaufen, und ließen dieses Getreide in der nächsten Mühle gegen Bezahlung vermahlen. Der Müller war also nur Lohnmüller und jede Mühle besaß thatsächlich ein gewisses bescheidenes Monopol, weil in ihrem beschränkten Gebiet die Bewohner fast ausnahmelos auf eben diese Mühle angewiesen waren. Seit es Dampfschiffe und Eisenbahnen giebt, ist das Alles ganz anders geworden. Das Bäckergewerbe hat seine Wirthschaft neu organisirt und diese Umgestaltung mußte auf die Müllerei zurückwirken. Zunächst erschienen die ungarischen, dann die nordamerikanischen und schließlich die Mühlen in den deutschen Hafenplätzen mit ihrem Erzeugniß auf dem mitteleuropäischen Markt. Die erste Folge war, daß die Bäcker vorzogen

das fertige Mehl vom Müller zu beziehen, statt das Getreide vom Landwirth zu kaufen und dann vom Müller vermahlen zu lassen. Die großen Mühlen waren auch sofort bereit, den Bäckern die günstigsten Zahlungbedingungen zuzugestehen. Die deutschen Müller mußten sich dieser Entwickelung anpassen und aus einfachen Lohnmüllern moderne Handelsmüller werden, die das Getreide auf eigene Rechnung und Gefahr kaufen und es als fertiges Mehl in den Handel bringen, hauptsächlich also an die Bäcker auf Kredit verkaufen. Aus der früheren ruhigen und sicheren Lohnmüllerei ist ein unruhiges und sorgenvolles Geschäft geworden, weil der heutige Handelsmüller gezwungen ist, alle Schwankungen der Getreide- und Mehlpreise auf sich zu nehmen, und weil er obendrein dem Bäcker einen riskanten Kredit gewähren muß. Der Müller soll heute Techniker und Kaufmann zugleich sein. Verschärft werden diese Uebelstände noch dadurch, daß die große Konkurrenz die Müller zwingt, einander zu unter- oder zu überbieten, den Bäckern immer beträchtlichere Preisermäßigungen und Kreditbegünstigungen zuzugestehen. Dadurch wird die Entstehung ungenügend fundirter Bäckereien erleichtert und die Unsolidität in diesem Gewerbe großgezogen. Als ein volkswirthschaftlicher Nonsens und Mißstand kommt noch hinzu, daß die Müller durch die Konkurrenz gezwungen werden, ihre Produkte irgendwo, wenns sein muß, auch in entfernten Gegenden, abzusetzen, daß also, zum Beispiel, westdeutsche Mühlen ihr Mehl an die Ostgrenze von Deutschland versenden. Durch diese planlosen Fernverkäufe entstehen ganz überflüssige Transportkosten.

Soll dem Müllergewerbe geholfen werden, so muß die widersinnige Konkurrenz der Mühlen ein Ende nehmen. Das kann nur geschehen, wenn die einzelnen Mühlen aufhören, ihr Mehl selbst zu verkaufen, wenn also alle oder doch die meisten Mühlen Deutschlands sich zu einer einheitlichen, das ganze Reich umfassenden Verkaufsorganisation zusammenschließen, die dafür zu sorgen hat, daß immer nur so viel Mehl auf den Markt gebracht wird, wie der Konsum braucht, und daß die ganz überflüssigen und volkswirthschaftlich nachtheiligen Fernverkäufe von Mehl aufhören. Die „Denkschrift" plaidirt für eine solche Reichs-Verkaufsorganisation, die sich auf ein System lokaler Verbände aufbauen könnte. Dann hätten wir also ein Kartell der deutschen Mühlen. Das könnte in einer Zeit allgemeiner Kartellirung und Vertrustung nicht auffallen. Die „Denkschrift" fordert aber noch mehr: die Kontingentirung der deutschen Mühlen durch ein zu erlassendes Reichsgesetz. Und ad captandam benevolentiam fisci empfiehlt sie eine Umsatzsteuer auf Mühlenprodukte (sofern sie zur menschlichen Nahrung dienen).

Die Kontingentirung einer ganzen Produktion ist an sich nichts Unerhörtes; sie ist eigentlich uralt. In Oesterreich wurde das Tabakmonopol 1723, also vor nun bald zweihundert Jahren, eingeführt; es giebt dem Staat das Recht,

allein, ohne Konkurrenz, den rohen Tabak zu fertigen Genußgütern zu verarbeiten, ausländische Tabaksorten zu importiren und zu verkaufen. Die Produktion des Rohstoffes, Anbau und Kultur der Tabakpflanze ist der privaten Thätigkeit überlassen; doch muß der Tabakbauer sich verpflichten, seine ganze Ernte der Staatsverwaltung zu einem im Voraus bestimmten (je nach der Qualität der Blätter abgestuften) Preis zu überlassen. Da nun die Verwaltung der staatlichen Tabakfabriken es nicht darauf ankommen lassen kann, daß ihr eines Tages wider Erwarten ganze Berge von Tabakblättern eingeliefert werden, die sie übernehmen müßte, ohne dafür eine Verwendung zu haben, so ist in Oesterreich der Anbau der Tabakpflanze nur in einzelnen Kronländern gestattet; und selbst da darf der Landwirth nur so viele Grundstücke mit Tabak bepflanzen, wie ihm von der Monopolverwaltung im Hinblick auf den voraussichtlichen Bedarf des nächsten Jahres gestattet wird. Mit anderen Worten: der Anbau der Tabakpflanzen oder die Produktion des Rohstoffes ist in Oesterreich kontingentirt. Als die Regirung des Deutschen Reiches 1886 mit der Absicht hervortrat, das Branntwein-Monopol einzuführen, schwebte ihr begreiflicher Weise eine analoge Regelung der Branntweinproduktion vor. Geplant war ein Raffinerie-Monopol; die Erzeugung des rohen Branntweins sollte nach wie vor der privaten Thätigkeit überlassen bleiben, das Reich allein aber das Recht haben, den rohen Branntwein zu raffiniren und zu alkoholischen Getränken zu verarbeiten. Auch der Verkauf des raffinirten Branntweins, des reinen Alkohols und der Getränke sollte dem Reiche vorbehalten bleiben und den Brennereibesitzern deshalb die Verpflichtung auferlegt werden, den gesammten erzeugten Rohbranntwein an die Monopolverwaltung abzuliefern. Und da man es auch hier nicht darauf ankommen lassen konnte, daß der Monopolverwaltung eines schönen Tages ein ganzer See von Rohbranntwein zur Raffinirung geliefert werde, so mußte die Menge des Rohbranntweines, die jährlich erzeugt werden darf, kontingentirt werden. Der Gesetzentwurf bestimmt denn auch, wie viel Rohbranntwein jede Brennerei erzeugen darf.

Das in Deutschland angestrebte Branntweinmonopol unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem österreichischen Tabakmonopol. Während dieses nie etwas Anderes war als eine fiskalische Maßregel, eine Einrichtung, die gar keinen anderen Zweck hatte als den, dem Staate eine reichlich fließende Einnahmequelle zu erschließen, sollte das deutsche Branntweinmonopol zwar auch dem Reich Geld einbringen, nebenbei aber noch Anderes bewirken. Deutschland litt damals, wie der Motivenbericht zu dem Gesetzentwurf berichtet, unter einer nicht unbedeutenden Ueberproduktion von Spiritus und deshalb standen die Spirituspreise unverhältnißmäßig schlecht. Dem sollte durch die Einführung des Monopols und durch die Kontingentirung der Branntweinproduktion abgeholfen werden. Die Branntweinbrenner hätten für ihren Branntwein einen

lohnenden Preis bekommen, der Ueberproduktion wäre gesteuert und durch die Austheilung des Branntwein-Kontingents auf die einzelnen Brennereien wären die kleinen Landbrenner vor der Konkurrenz der großen Branntweinfabriken geschützt worden. Neue Brennereien sollten nur mit staatlicher Konzession gegründet werden. Das Monopol wurde bekanntlich vom Reichstag verworfen, aber der Gedanke der Kontingentirung der zu erzeugenden Branntweinmenge festgehalten und mit einer kleinen Modifizirung aus der Monopolvorlage in das deutsche Branntweinsteuergesetz hinübergenommen; die selbe Bestimmung hat später auch in das heute geltende österreichische Branntweinsteuergesetz vom zwanzigsten Juni 1888 Eingang gefunden. Durch beide Gesetze wird nämlich die „indirekte Kontingentirung" des Branntweines eingeführt. Die Menge des Branntweines, die im ganzen Staatsgebiet erzeugt werden darf, wird nach einem bestimmten Modus (so viel, wie bisher im Durchschnitt der letzten Jahre erzeugt wurde, oder so und so viele Liter auf den Kopf der Bevölkerung) festgesetzt und periodisch auf die einzelnen Brennereien aufgetheilt. Jeder Brenner darf das ihm zugetheilte Quantum erzeugen und hat dafür eine mäßige Steuer (pro Hektoliter) zu bezahlen; jedoch steht ihm frei, auch mehr zu erzeugen: nur muß er dann für jedes Hektoliter dieses Ueberschusses einen höheren Steuersatz entrichten. Der Motivenbericht zu dem deutschen Branntweinsteuer-Gesetz sagt: „Die hier vorgeschlagene Kontingentirung soll erstens zum Schutz der kleineren Brennereien den größeren gegenüber dienen, indem sie die größeren hindert, ihren Betrieb willkürlich auszudehnen und dadurch die kleineren Anstalten mehr und mehr aufzusaugen. Dann aber bezweckt die Kontingentirung, einem übermäßigen Anwachsen der inländischen Gesammtproduktion an Branntwein und einer davon zu befürchtenden Gefährdung auch der finanziellen Interessen des Reiches vorzubeugen." Man sieht hier deutlich, wie sich der Gedanke immer mehr durchringt, daß der heutige ungeregelte Zustand der Produktion von Uebel ist und daß der Gesetzgeber Maßregeln suchen muß, mit deren Hilfe die Produktion sich dem Bedarf anpassen kann.

Der selbe Gedanke kehrt in dem deutschen Gesetz vom siebenundzwanzigsten Mai 1896 wieder, das die Menge des in Deutschland zu erzeugenden Zuckers „indirekt" kontingentirt. Jede Fabrik darf das ihr zugebilligte Zuckerquantum gegen Entrichtung des bestimmten (mäßigen) Steuersatzes erzeugen; produzirt sie mehr, so ist für jeden Metercentner dieses Ueberschusses eine höhere Steuer zu bezahlen. Einen ähnlichen Schritt wollte Oesterreich thun. Oesterreich ist bekanntlich ein Zucker exportirendes Land und sein Zuckerexport beruhte zum guten Theil auf den bestehenden Exportprämien. Als dann im März 1902 die Brüsseler Zuckerkonvention geschlossen wurde, befürchtete man in Oesterreich einen erbitterten Konkurrenzkampf der Zuckerfabriken unter einander, der mit dem Siege der großen und dem Untergang der kleinen Fabriken geendet

und zu empfindlichen Vermögensverlusten und Besitzverschiebungen geführt hätte. Darum enschloß sich die Regirung, dem Parlament einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, nach dem die Menge des zu erzeugenden Zuckers „direkt“ kontingentirt und auf die bestehenden Fabriken aufgetheilt werden sollte. Neu entstehenden Zuckerfabriken sollte (von einer unwesentlichen Ausnahme abgesehen) kein Antheil am Kontingent überwiesen, die Entstehung neuer Zuckerfabriken sollte also verhindert oder wesentlich erschwert werden. Das Gesetz sollte auf die Dauer des brüsseler Abkommens, also vom ersten September 1903 bis Ende August 1908, gelten, scheiterte aber an dem Widerspruch der auf der brüsseler Konferenz vertretenen Staaten, die in dem Gesetz ein Zwangskartell zu erblicken glaubten und befürchteten, es könne die Exportprämien durch eine Hinterthür wieder hereinschmuggeln. Noch ehe es in Wirksamkeit trat, wurde das Gesetz durch eine kaiserliche Verordnung vom ersten August 1903 wieder aufgehoben.

In Rußland sind zwei der wichtigsten Kartelle, das der Zuckerfabrikanten und das der Petroleumproduzenten, unter staatlicher Mitwirkung entstanden und stehen noch heute unter staatlicher Oberaufsicht.

Das Selbe verlangt nun die Denkschrift der Müller. Die Produktion von Mühlenfabrikaten (sofern sie zur menschlichen Nahrung dienen) soll kontingentirt werden. Die zuständigen Behörden sollen ermitteln, wie viel Mehl im Durchschnitt der letzten fünf Jahre alljährlich in Deutschland erzeugt wurde, und dieses Quantum soll auf die bestehenden Mühlen nach ihrer bisherigen Leistungfähigkeit aufgetheilt werden (wobei die kleineren Mühlen mehr zu berücksichtigen sind). Dieses Quantum bleibt steuerfrei; was aber die einzelne Mühle darüber hinaus erzeugt, soll einer „Umsatzsteuer“ unterliegen. Da jedoch der Mehlbedarf mit der Bevölkerung wächst, soll durch das Statistische Amt der voraussichtliche Mehrbedarf jedes Jahres ermittelt und dieses Plus durch den Bundesrath den einzelnen Mühlen zugebilligt und zu ihrer „steuerfreien“ Vermahlung hinzugeschlagen werden. Dem Bundesrath soll auch überlassen bleiben, etwa neu entstehenden oder vergrößerten Mühlenbetrieben einen Theil dieses Kontingents zuzuweisen.

Wir scheinen auf dem Rückweg zu den Grundsätzen der mittelalterlichen Gewerbepolitik. Die mittelalterliche Industrie war Handwerk und durch die Zunftverfassung in einer geradezu ideal zu nennenden Weise geregelt. Die mittelalterliche Wirthschaft war eine Stadtwirthschaft; es mangelte an Verkehrsmitteln, ein Transport von Gütern auf größere Entfernung war, wenn man von den schiffbaren Flüssen absieht, fast unmöglich und daher mußte jede Stadt, was sie an gewerblichen Produkten brauchte, selbst erzeugen. So war denn die Zunftverfassung in erster Reihe darauf zugeschnitten, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Allerdings gab es damals noch keine Statistik, man konnte daher nicht von den Gütern ausgehen, nicht sagen: „Die Stadt braucht

jährlich so und so viele Schuhe, Anzüge, Tische, Stühle, Bänke, Fässer und deshalb dürfen nur so und so viele Stücke von diesen Waaren erzeugt werden"; aber die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte war klein, sie ließ sich leicht überblicken und man hatte eine dumpfe Vorstellung davon, auf wie viele Köpfe der Bevölkerung ein Schuhmacher, ein Schneider, ein Tischler, ein Küfer zu entfallen habe, wenn der Bedarf der Bevölkerng gedeckt werden und der einzelne Meister die Möglichkeit haben sollte, von dem Ertrag seines Gewerbes standesgemäß leben zu können. Ueberall war die Zahl der Meister in jeder Zunft beschränkt, war die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, die der einzelne Meister beschäftigen durfte, bestimmt, war festgesetzt, wie viele Werkvorrichtungen (Webstühle, Hobelbänke, Drehbänke) der einzelne Meister aufstellen, welches Quantum von Rohstoffen er erwerben durfte. Nach der Entdeckung von Amerika kam die Großindustrie auf, blieb zunächst aber „Manufaktur", Großhandwerksbetrieb, und spielte, als Ausnahme, neben dem gewöhnlichen Handwerk keine sehr wichtige Rolle. Die mittelalterliche Zunftverfassung wurde zwar mehrfach modifizirt, blieb aber in Kraft. Erst seit der Erfindung der Maschinen und ganz besonders seit der Ausbreitung der Eisenbahnen entstand die moderne Großindustrie; und sie sprengte die alte Gewerbeverfassung. An die Stelle der früheren schützenden Schranken trat die absolute Freiheit der Gewerbebetriebe; und die nothwendige Folge dieser schrankenlosen Konkurrenz war der „anarchische Zustand der Produktion". Da unter dieser allgemeinen Desorganisation die industriellen Unternehmer selbst am Schwersten litten, suchten sie Hilfe und fanden sie in den Kartellen. Der Kerngedanke aller Kartelle und Trusts ist ja das Bestreben, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Hinzu kommt von der anderen Seite das finanzielle Bedürfniß der Staaten. Das wächst von Jahr zu Jahr; die Steuern können nicht ins Unerträgliche erhöht werden: Monopole aber verheißen ergiebige Einnahmequellen. Bequem durchzuführen ist ein Monopol bei der Herstellung der Waaren, die schon mit einer Verbrauchsabgabe belastet sind. Man darf aber nicht glauben, daß jedes Monopol die Waare vertheuere, daß der Gewinn, den der Staat aus irgend einem Monopol zieht, immer und ausschließlich aus der Vertheuerung der betroffenen Waare stammen muß. Ein Blick auf österreichische Tabaksorten zeigt allerdings, daß ihre Preise höher sind als die Preise der entsprechenden Sorten in Deutschland; sie sind aber nicht etwa so hoch, daß daraus der Gewinn der österreichischen Tabakverwaltung zu erklären ist. Man kann vielmehr keck behaupten, daß der Tabakmonopolgewinn nur zur einen Hälfte aus den höheren Preisen der Tabaksorten, zur anderen Hälfte aus den Ersparnissen fließt, die durch den einheitlich geregelten Großbetrieb der Tabakfabriken erzielt werden. Und gerade dieser Umstand lockt die Regirungen auf den Weg zum Monopol.

Das Deutsche Reich wollte diesen Weg beim Branntwein einschlagen.

Die nothwendige Voraussetzung des Branntwein-Raffineriemonopols ist aber, wie gezeigt, die Kontingentirung der Rohbranntweinproduktion; und hier begegnen die finanziellen Interessen des Staates den Wünschen der Branntweinbrenner, die die Produktion dem Bedarf angepaßt sehen wollten. Aus dem Monopol wurde nichts; aber der Gedanke, die Produktion dem Bedarf anzupassen, wurde in der Form der „indirekten Kontingentirung" in das neue Branntweinsteuergesetz hinübergenommen. Als Idealzustand kann die Kontingentirung, auch die „direkte", von den Produzenten allerdings nicht anerkannt werden. Sie müssen immer wünschen, daß die Gesammtheit der Unternehmer einer bestimmten Branche zu einem staatlich anerkannten Zwangskartell, zu einer Körperschaft öffentlichen Rechtes zusammengefaßt werde, die, analog der alten Zunft, das ausschließliche Recht besitzt, den Artikel im ganzen Staatsgebiet zu erzeugen und ihre inneren Angelegenheiten (insbesondere die Auftheilung des Gesammtkontingents auf die einzelnen Theilnehmer) autonom zu ordnen.*) Die Kontingentirung ist noch lange kein Kartell, denn die einzelnen Unternehmer stehen einander noch immer fremd und unabhängig gegenüber und können einander in Preis und Qualität unter- oder überbieten. Immerhin aber bringt die Kontingentirung Gewinn. Erstens wird durch die Kontingentirung die Produktion dem Gesammtbedarf angepaßt. Zweitens wird durch die individuelle Auftheilung des Kontingents auf die einzelnen Werke der ruhige Betrieb und die Fortexistenz jedes Werkes gesichert. Drittens wird durch die Auftheilung des Kontingents auf die einzelnen Werke die größte Schwierigkeit, die sonst die Kartellbildung zu hemmen pflegt, aus dem Wege geräumt. Daß die Kontingentirung der Produktion nicht auf allen Gebieten durchgeführt werden kann, wird wohl kaum bestritten; daß sie aber da möglich ist, wo es sich um die Erzeugung von Massenkonsumartikeln handelt, zeigt die Erfahrung. Und wie sehr sie den Wünschen der Produzenten entspricht, beweist die Denkschrift der deutschen Müller, die um die Kontingentirung der Mühlenproduktion bitten, weil ihnen die allgemeine Desorganisation des Mühlengewerbes unerträglich scheint.

Unter den Mitgliedern des Ausschusses, der mit der Aufgabe betraut war, „sich mit den vorbereitenden Arbeiten zur Bildung von Vereinigungen benachbarter Mühlen zu beschäftigen und zur Klärung der Verhältnisse beizutragen", war auch Professor Dr. Ruhland in Berlin. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er der eigentliche Verfasser der Denkschrift ist.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

*) Ich spreche hier nur von dem Zustand, den jedes Kartell seiner inneren Natur nach anstreben muß; die Frage, ob die Staatsgewalt den Kartellen ein so weitgehendes Recht zugestehen kann, steht auf einem anderen Blatt. Ich glaube: Ja; aber nur, wenn den Arbeitern die Mitregirung im Kartell verbürgt wird.

Anzeigen.

Hagar. Eine Dichtung in vier Akten. E. Piersons Verlag, Dresden. 1906.

Im vorigen Jahr durfte ich hier auf das Erscheinen meiner dionysischen Märchendichtung: „Gauthos und die Menschin“ hinweisen. Heute biete ich den Lesern ein kleines Fragment aus meiner das altersgraue Thema außerehelicher Mutterschaft behandelnden Tragoedie des Weibes:

Sarai
(nach einer kleinen stummen Pause zu Abram, der verzweifelt vor sich hinsinnt)
Verzage nicht!

Abram
Nur flüchtiger Balsam ist
der Worte Trost. Warum ließ Gott uns wie
ein Palmenpaar im heißen Wüstensand
versteinen? — Wie — wie sagte Elieser?
Den Gläubigsten befällt einmal der Zweifel!

Sarai
Nunmehr auch Dich? Bisher schaltst Du mich aus.

Abram
Wer glaubt, sein Leben hatte einen Zweck,
fährt er zur Gruft, verzweifle an dem Glauben
und glaube an den Zweifel und an nichts,
Denn nichts war Alles — alles Dasein nichts,
vergaß er, für die Ewigkeit zu schaffen.
Im jungen Keime nur — im Werdenden
reift unsre Kraft! Das Ausgekeimte ist
dem Tod geweiht. Wir Beide werden bald
fruchtlose Erde, der kein Trieb entsprießt.

Sarai
(nähert sich ihm und legt ihre Hand auf seine Schulter).
Abram, verzweifle nicht! Wenn die Natur
sich wider das Gebot des Herrn verschließt,
dann überkommt uns allerdings der Zweifel
an seine Allmacht oder seine Güte.
Jedoch ich will nicht, daß Du für mich büßest!
Hat mir, dem Weib, der Herr den Lebenskeim
versagt — weshalb dem Manne nicht? —, so muß
es doch sein Wille sein, auf daß durch Dich
sich des Geschlechtes Zweck erfülle. Besser
ein Halbblut wird der Erbe als ein Fremdes,
das von uns Beiden nichts gemeinsam hat.
Hat Gott mir seine Gnade auch versagt,
läßt er mich doch vielleicht durch Dich nochmal
in einer Anderen erbauen!

Abram
Sarai!
Mit Deinem Herzblut weißt Du mich zu trösten,

daß die Verheißung sich an mir erfülle.
Für so stark hätte ich Dich nicht gehalten!

Sarai

Auch ich mich nicht. Im Ringen kam die Stärke.
Jetzt ists vollbracht! Leicht war es nicht, das Weib
in sich zu überwinden und das Herz
trotzdem nicht zu zersprengen und das Hirn.
Jetzt ists vollbracht. Und Alles kann ich jetzt
verstehn und Alles kann ich jetzt verzeihn.

Wilhelm Steiner-Osten.

Geld-, Bank- und Börsenwesen. Dritte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Karl Ernst Poeschel in Leipzig. Mark 3,60.

Das Buch ist vollständig neu bearbeitet, der Umfang wesentlich erweitert worden. Der erste Theil handelt von Geld und Geldsurrogaten. Ich habe über Ursprung und Entwickelung des Geldes, über seine Funktionen, das Münzsystem, die Währungfrage und über Geldsurrogate (Wechsel, Anweisung, Check, Papiergeld, Reichkassenscheine) gesprochen. Im zweiten Theil, Bankwesen betitelt, habe ich einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Bankwesens gegeben und dann in ausführlicher Weise die Technik des Bankwesens geschildert, so insbesondere das Depositengeschäft, die Notenausgabe, den Kontokorrentverkehr, das Diskont-, Lombard- und Emissiongeschäft, weiter dann die Technik des Effektengeschäftes, den An- und Verkauf von Werthpapieren, ihre Aufbewahrung und Verwaltung. Den Schluß dieses Abschnittes bildet ein Ueberblick über die Staatsinstitute und die großen ausländischen Notenbanken. Im dritten Theil soll der Leser mit den Arten der Börsen und der Börsengeschäfte, mit ihrer Organisation und hauptsächlich mit der Technik des Börsenverkehres vertraut gemacht werden. Er sieht, wie die Kassa- und wie die Ultimogeschäfte abgewickelt und die Kurse festgesetzt werden.

Halensee. Dr. Georg Obst.

Sumpf und Sonne. Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien.

Die Novellen, die in diesem Band vereinigt sind, entstanden in ziemlich weit auseinanderliegenden Zeiten, zwischen drängender Arbeit. Sie sind darum recht ungleichartig und zweifellos auch ungleichwerthig. Gemeinsam aber ist ihnen das heiße Bemühen ihres Erzeugers, in möglichst ausgefeilter Form psychologische Satire zu geben und dabei auch vor den letzten Brutalitäten, Schwächen und Cynismen unserer lieben Menschlichkeit nicht kopfscheu zu werden. Mit einigen dieser Geschichten und Skizzen, die in Zeitungen und Zeitschriften bereits erschienen, ging es mir leider nicht gerade seltsam: was ich in reinlichster Absicht dem Leben abgeschrieben, ganz überzeugt, daß es im Leser die selbe Stimmung wider die Modelle auslösen würde wie in mir, es wurde mir selber zur Last gelegt, als Ideal meiner eigenen schönen Seele gedeutet; und in den Augen gewisser klugen Leute wurde ich so ein recht schlechter Kerl. Die alte Geschichte. Ich warne davor, sich von ihr locken zu lassen, denn diesmal ist sie wirklich unbegründet und etliche meiner Sachen sind so skandalös harmlos, daß sie in einem Frauenblatte stehen konnten. Im Uebrigen

soll schon der Titel „Sumpf und Sonne“ andeutend besagen, daß der splendide Schimmer einer wärmeren Idee, eines reineren Gefühles die dumpfen Niederungen hier überleuchten will, hübsch aus der Höhe.

Wien. Rudolf Strauß.

Lieder aus dem Rinnstein. Band 3; Verlag Harmonie, Berlin. 1 Mark.

Daß ich ein drittes Bändchen dieser Lieder aus den menschlichen Tiefen den beiden voraufgehenden folgen lassen würde, glaubte ich nicht. Der Strom von volklichen Dichtungen und Gesängen floß mir aber so reichlich zu, daß ich meinte, all diese Volkslieder, Landstreicher-, Verbrecher- und Dirnenlieder nicht für mich behalten zu dürfen; um so weniger, als ich diesmal auch Melodien zu den beiden ersten Bänden geben konnte. Kriminalisten, Folkloristen, Soziologen und viele Andere werden in diesem Buch Manches finden; Anregendes und Belehrendes.

Frau Meyen. Verlag Dr. Franz Ledermann, Berlin. 1 Mark.

Die Geschichte dieser Frau ist die Geschichte vieler Frauen. Sie sind folgsam und gehen kalt in eine Ehe hinein, um schließlich den ungeliebten Ehemann mit den glühenden Kränzen ihres eigenen Feuers zu schmücken. Die Erkenntniß kommt. Die enttäuschte Sehnsucht schmeckt gallebitter. Aber die Kraft zum eigenen Leben, zum Bruch mit dem Aufgezwungenen fehlt ihnen. Sie fehlte vor Allem der Generation, deren Kinder wir sind. Sie fehlte auch Frau Meyen, die erst an der Hand ihres Kindes zu sich selbst kommen konnte. Um dies schlichte Leben poetisch zu gestalten, um die schlichte Sprache jener Menschen nicht zu verzerren und doch über das Gewöhnliche zu erheben, malte ich nur die entscheidenden Episoden. Eine Ballade in Prosa, wie sie sich für uns bürgerliche Menschen von heute ziemt, ist, wie ich glaube, mir da, halb gewollt, mehr gemußt, aus der Feder geflossen.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

Friedrich Karl Hausmann, ein deutsches Künstlerschicksal. Von Emil Schaeffer. Verlag von Julius Bard, Berlin.

Das Buch erzählt mit schlichten Worten das Schicksal und das Schaffen eines deutschen Malers, der in den Tagen Feuerbachs lebte. Der sich als Anreger und Führer zu Großem berufen glaubte. Aber die Menschen waren seinem Thun nicht freundlich gesinnt; und sein Wesen war halb, unsicher, schwach. So wurde sein Leben ein tragisches Hin und Her, sein Werk ein schönes Versprechen und sein Name wurde vergessen Die Jahrhundertausstellung hob ihn wieder aus dem Dunkel hervor und zeigte, daß die Kunstgeschichten ihn mit Unrecht übergingen. Die Liebe eines nicht nur gelehrten, sondern auch feinsinnigen Menschen hatte sein Werk zusammengetragen und dieser selbe Emil Schaeffer fand im vorliegenden kleinen Bande seinem Liebhabergefühl sympathische Worte. Sie seien herzlich empfohlen. Es giebt in Deutschland in den Schönen Künsten viele Kenner, Kritiker, Historiker und wenige Amateure. Hier hebt ein Amateur in vornehmer Bescheidenheit und stiller Freude Dinge empor, die seine Liebe entdeckte. Wir wollen diese Freude mit ihm theilen. Die Reproduktionen des Bandes zeigen einen deutschen Maler, der selbständig Dinge andeutete, die Goya, Courbet, Daumier vollendet gestalteten.

Paris. Wilhelm Uhde.

Die Konjunktur.

In den Börsensälen wird nicht viel gehandelt; aber zum Reden bietet sich immer Stoff. Der Eine spricht über die Entwerthung der englischen Konsols, der Andere über die Naivetät des sonst so klugen Onkels Sam, der von dem Kampf gegen die Trusts jetzt wirklich Brauchbares hofft. Hauptgesprächsgegenstand ist überall aber die industrielle Konjunktur. Die Warner sind selten. Meist hört man, daß die Beschäftigung keinen Wunsch unerfüllt läßt Ein Skeptiker scheint Generaldirektor Fromm (non omen est nomen) von der oberpfälzischen Maximilianhütte, dem größten süddeutschen Hüttenwerk, zu sein; in seinem Geschäftsbericht und in der Generalversammlung hat er keinen allzu hohen Ton angeschlagen. Mit dem Beitritt zum neuen Stahlwerkverband habe die Maxhütte ein großes Opfer gebracht. Noch wisse man nicht, wie die Dividende aussehen werde. Da in der letzten Zeit die Bestellungen etwas langsamer eingingen, könne der Ertrag des zweiten Halbjahres geringer werden. Die Maxhütte, deren Aktie heute etwa 9920 Mark kostet und die darauf nur 430 Mark vertheilt, in einer Zeit, wo die großen westfälischen Hüttenwerke 7 und 8 Prozent abwerfen, also nur 4¼ Prozent Dividende giebt, kann schließlich auch eine Herabsetzung der Gewinnquote ertragen. Das spüren die Aktionäre kaum; viele haben ihre Aktien noch aus der Tausendguldenzeit. Aber die Maxhütte ist ein ansehnliches Mitglied des Stahlwerkverbandes und ihre geschäftliche Lage erlaubt vielleicht Schlüsse auf die Gesammtsituation Der Julitermin hat ja eine Reihe glänzender Resultate gebracht. Der Bochumer Gußstahlverein erhöhte die Dividende von 15 auf 16⅔, das Eisen- und Stahlwerk Hoesch von 15 auf 18, das Stahlwerk Van der Zypen von 13 auf 16 Prozent und das Façoneisenwalzwerk Mannstädt giebt 20 (gegen 14) Prozent. Von dem Sorgenkind Dernburgs, der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerk- und Hüttengesellschaft, heißt es, sie werde mindestens wieder 10 Prozent geben. Das sind erfreuliche Symptome. Freilich umfassen diese Jahresabschlüsse das zweite Semester 1906 und der Rückgang der Konjunktur soll erst 1907 fühlbar geworden sein. Aber auch der Ertrag des ersten Halbjahres 1907 war, wenn man aus den veröffentlichten Semesterziffern der großen Montanunternehmen schließen darf, höher als 1906. Harpen erzielte im zweiten Quartal 1907 rund 370 000 Mark mehr als im vorigen Jahr und Hibernia verzeichnete 3,97 gegen 3,72 Millionen. So lange der Kohlenverbrauch nicht nachläßt, hat die Industrie zu thun; aber die neusten Berichte vom Kohlenmarkt meldeten, die eingehenden Aufträge seien nicht mehr schwer zu erledigen. Von einer Kohlennoth könne keine Rede sein. Auch über Wagenmangel wird nicht so laut geklagt. Ganz so stark wie früher scheint die Beschäftigung also nicht mehr zu sein. Bis zu einer ernsten Krisis ist der Weg aber noch weit. Auf dem Arbeitmarkt sah es im Juli ja schlecht aus; noch im Juni kamen auf 100 offene Stellen 94,4 Angebote; im Juli warens 115. Zum ersten Mal überstieg das Angebot also wieder die Nachfrage; bis dahin hatte der Arbeitmarkt besser ausgesehen als 1906. Die Verschlechterung ist hauptsächlich durch den Rückgang der Bauthätigkeit bewirkt worden; im Eisengewerbe, im Bergbau und besonders in der Textilindustrie (die bis Ende 1908 ausverkauft hat) ist das Verhältniß noch immer unverändert gut. Die Stahlwerkbesitzer verhandeln über die Wiedereinführung der Ende Mai 1907 aufgehobenen Exportbonifikationen. Daß die Beseitigung der Ausfuhrvergütungen in einer Zeit,

der die Pflege des Exports beinahe eben so wichtig erscheint wie die Erhaltung eines aufnahmefähigen Inlandmarktes, nicht sehr klug war, habe ich schon gesagt. Die Stahlwerkbesitzer müssen auf dem heimischen Markt inzwischen wohl gemerkt haben, wie unentbehrlich gerade jetzt ein gutes Exportgeschäft ist.

Die Bewegung der Metallpreise ist vielfach von spekulativen Eingriffen abhängig, immerhin aber lehrreich. Bis Mitte Mai hatten wir in Kupfer, Zink, Blei und Zinn Hausse, besonders stark auf dem Kupfermarkt. Standard-Kupfer erreichte am ersten März den Rekordpreis von 109½ £ für die Tonne, ist aber seitdem bis auf 80½ £ zurückgegangen. Wenn dieser Preisfall die Folge eines eben so beträchtlichen Konsumrückganges wäre, müßte man von einer Krisis reden. Doch wird eher an Spekulantenmanöver zu denken sein. Im letzten Jahr war in allen Metallen, mit Ausnahme von Blei, der Bedarf größer als die Erzeugung; trotzdem war der Durchschnittspreis von Standard-Kupfer im Jahr 1906 um mehr als 20 £ unter dem höchsten des Jahres 1907. Vielleicht wollte man dem Publikum entgegenkommen; daß der Verbraucher sich bei hohen Preisen zurückhält, versteht sich ja von selbst. Auch jetzt aber hofft Mancher, der Kupferpreis werde noch niedriger werden, und wartet deshalb mit den Bestellungen. Elektrizitätgesellschaften und Schiffbauer haben zu thun; also kann auch das Kupfergeschäft nicht schlecht sein. Die Rio Tinto-Gesellschaft hat einen großen Theil ihrer Produktion zu einem Preis verkauft, der den londoner Kurs um 8 £ überstieg. Die Bestellungen werden kommen, wenn man sieht, daß Kupfer nicht billiger wird; beim heutigen Einkaufspreis sparen die verarbeitenden Gesellschaften schon ein schönes Stück Geld.

Das Geld ist noch immer theuer. Hätten wir eine Krisis, dann würde weniger Kredit verlangt und der Zinsfuß wäre niedriger geworden. Die Geldtheuerung ist in diesem Sinn ein gutes Zeichen. Die Reichsbank kann nicht nur nicht daran denken, ihre diesmal niedrigste Rate von 5½ Prozent zu ermäßigen, sondern sie muß wahrscheinlich früher als je den Diskont erhöhen, da die Rückflüsse geringer sind als im vorigen Sommer. Am zehnten Oktober 1906 stieg der amtliche Wechselzinsfuß auf 6 Prozent; diese Höhe wird er jetzt wohl früher erreichen und das Jahr 1907 wird einen Durchschnittsdiskont von mehr als 6 Prozent aufweisen. Auch in Amerika ist die Geldklemme noch enger geworden. Eisenbahn- und Industriegesellschaften können drüben nur zu sehr lästigen Bedingungen Kapital auftreiben; die Versuche amerikanischer Bankiers, durch Begebung von Finanzwechseln Geld in Europa flüssig zu machen, sind zum großen Theil gescheitert; dazu kommt, als Folge des Kampfes gegen die Trusts, eine Verstimmung der Hochfinanz. Bei uns hat man noch nicht viel davon gemerkt, daß die Industrie unter der Geldnoth sehr leidet. Man gewöhnt sich an Alles, sogar an theures Geld. Die Nachfrage ist nicht geringer geworden. Aber die Bankdirektoren lächeln meist nur, wenn man Geld von ihnen verlangt; und diese Schwierigkeit der Beschaffung kann auf die Dauer doch gefährlich werden. Die Halbjahresbilanzen einiger Provinzbanken konnten beträchtliche Steigerungen der Zinsen- und Provisiongewinne verzeichnen. Auch die Großbanken haben aus der Geldtheuerung Nutzen gezogen; aber sie haben mit großen Abschreibungen und erheblichen Ausfällen im Effekten- und Konsortialgeschäft zu rechnen. Die Gesammtsumme der Emissionen ist beträchtlich zurückgegangen und die Unterbringung der neuen Papiere war, bei der geringen Kauflust des Publikums, schwieriger als sonst. Die Portefeuilles der Banken werden also recht voll sein; und die Effekten- und Kon-

sortialgewinne, die schon Ultimo 1906 fast bei allen berliner Instituten geringer waren, werden Ende 1907 einen noch niedrigeren Prozentsatz des Gesammtgewinnes ausmachen. Man wird gut daran thun, die schematischen Liquiditätberechnungen nicht als Maßstab für die Beurtheilung der „Bonität" der Großbanken zu verwenden; sonst könnte man zu üblen Ergebnissen kommen. Je mehr die großen Kreditinstitute in den Mittelpunkt des Wirthschaftverkehres gedrängt werden, desto schwerer wird es ihnen, liquid zu bleiben. Das Mißverhältniß zwischen Aktienkapital und fremden Geldern vergrößert sich; das eigene Kapital kann, schon im Interesse der Rentabilität, nicht in so schnellem Tempo erhöht werden, wie die Depositensumme wächst. In den „Debitoren" stecken viele Vorschüsse auf Effektengeschäfte, deren Realisirung von der Entwickelung der Börsen- und Geldmarktverhältnisse abhängt und die man deshalb nicht zu den gleich greifbaren Mitteln rechnen kann. Ueberhaupt ists heute sehr schwierig, zu sagen, was „greifbare" Aktien sind. Bargeld (mit Sorten und Coupons), Wechsel und Bankguthaben: mehr kann man nicht dazu rechnen; denn deutsche Staatspapiere sind heutzutage ja nicht mehr verkäuflich. Die mangelhafte Liquidität muß man also hinnehmen; sicher und solid sind unsere großen Banken ja trotzdem. Wenn, wie es heißt, die Dividende auf der vorjährigen Höhe bleibt, hätte die Verzinsung sich wesentlich gebessert: die Kurse sind ja um 15 bis 20 Prozent niedriger als im Januar. Diese Verschiebung der Rentabilität zeigt sich bei allen Börsenpapieren. Die Kurse sind so niedrig, daß jede Krisis in ihnen schon diskontirt ist. Von ungesunden Verhältnissen kann kein Unbefangener sprechen. Wenn erste Industriepapiere, wie Bochumer, Laura, Harpener, A. E.-G., trotzdem das Geschäft unverändert gut ist, im Lauf dieses Jahres um 20 bis 30 Prozent gefallen sind, so ist damit jeder spekulative Kursausschlag, der etwa noch vorhanden gewesen sein mag, reichlich ausgeglichen. Wer heute dem Publikum nicht äußerste Vorsicht bei der Hergabe seiner Papiere anräth, handelt unverantwortlich; selbst eine Krisis könnte jetzt ja auf dem Kurszettel nicht mehr fürchterliches Unheil anrichten.

Kleine Umsätze bewirken heute oft starke Kursschwankungen. Wenn das Publikum, wie vielfach behauptet wird, das Bewußtsein hätte, daß die Rentabilitätverhältnisse sich geändert haben und es deshalb eine höhere Verzinsung fordern dürfe, dann würde es jetzt gute Papiere kaufen. Das geschieht aber nicht, wie der stete Kursrückgang beweist. Die Entwerthung der englischen Konsols zeigt, daß heute das „vornehmste Anlagepapier der Welt" nicht mehr so suggestiv wirkt wie bisher. Der Engländer kauft Argentiner, Brasilianer, Chinesen und Russen, nimmt vergnügt 6 bis 7 Prozent Prozent Zinsen und pfeift auf the biggest paper, das einst den Ruhm Goschens als eines Finanzgenies begründete. Seit dem Burenfrieden sind Konsols um 14 Prozent gefallen; sie stehen heute nicht höher als unsere dreiprozentige Reichsanleihe, die der Vollblutbrite stets nur als Anlagewerth zweiter Güte gelten ließ. Die Vettern haben früher als wir eingesehen, daß sich das Rentabilitätverhältniß geändert hat. Auch der konservative Franzose, dessen dreiprozentige Rente allerdings noch thurmhoch über den deutschen und englischen Staatspapieren steht, trachtet allmählich nach höherer Verzinsung. Die deutschen Börsen leiden unter der drückenden Last des Kassageschäftes und unter dem Verbot des Terminhandels. Daran darf man jetzt wieder erinnern; die Zeit, wo der Bundesrath die Arbeit aufnimmt, ist ja nicht mehr fern. Normale Zustände werden wir erst wieder erleben, wenn die Wirkungen des thörichten Börsengesetzes beseitigt sind. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 31. August 1907.

Hau.

In der ersten Morgenstunde des dreiundzwanzigsten Julitages sind den karlsruher Geschworenen zwei Fragen vorgelegt worden. Die erste: Ist der sechsundzwanzigjährige Angeklagte, Rechtsanwalt Karl Hau aus Groß-Littgen, schuldig, am sechsten November 1906 seine Schwiegermutter, Frau Josephine Molitor, vorsätzlich getötet zu haben? Die zweite: Hat der Schuldige die That mit Ueberlegung ausgeführt? Beide Fragen wurden, nach einstündiger Berathung, mit mehr als sieben Stimmen bejaht. Damit war der Thatbestand des Paragraphen 211 gegeben und der Angeklagte mußte, nach dem Gesetz, zum Tod verurtheilt werden. Was über den Prozeß, die Haltung des Schwurgerichtspräsidenten, des Angeklagten, des Publikums, zu sagen nöthig schien, ist am siebenundzwanzigsten Juli hier gesagt worden. Nur ein Indizienbeweis; doch so fest gezimmert wie selten einer. Fester als hundert, die im deutschen Land Juristen und Laien zum Schuldspruch genügt haben und, ohne Diskussion, als zureichend hingenommen worden sind. Auch der Gewissenhafte durfte auf diese Brücke treten; und sicher sein, daß er auf gutem Grund stand. Dennoch haben wir seitdem täglich gelesen, der Thatbestand sei nicht aufgeklärt, Hau offenbar unschuldig und kein Zweifel möglich, daß der leipziger Strafsenat das unhaltbare Urtheil aufheben werde. Schwurgerichtsurtheile werden selten aufgehoben; sie geben ja keine Entscheidungsgründe, die das Reichsgericht nachprüfen, in denen es die fehlende oder falsche Anwendung einer Rechtsnorm rügen könnte, sondern nur den Ausdruck einer dem Ergebniß der Hauptverhandlung entnommenen, auf Ehre und Gewissen gestützten Ueberzeugung. Das Urtheil eines Schwurgerichtes kann von der re-

vidirenden Instanz nur aufgehoben werden, wenn das Verhandlungprotokol eine Verletzung des Gesetzes ergiebt. Nicht ein einziger Grund, der die Aufhebung erwirken müßte, ist bisher ans Licht gekommen. Doch thut man, als sei der Erfolg der Revision heute schon völlig gewiß. Haus Vertheidiger, Herr Dr. Dietz (einst Landgerichtsrath, jetzt Rechtsanwalt, Marxist und der Sozialdemokratischen Partei angehörig), läßt verkünden, er habe dem Schwurgericht in einer Denkschrift die „moralische Rechtfertigung der Revision" vorgelegt. Die wird das Gericht in seiner Sprache wohl „unerheblich" nennen; nicht moralisch, sondern juristisch muß die Revision begründet sein. Das Material, hören wir, sei in einer „umfangreichen Kiste" nach Leipzig gegangen; und sollen glauben, dieses Material müsse ganz ungeheuer sein, da es eine große Kiste fülle. Dazu ist zu sagen: Die Schrift, die den Antrag auf Revision des Urtheiles begründet, geht an das Gericht, das den Spruch gefällt hat, und wird von ihm, mit sämmtlichen zur Sache gehörigen Akten, nach Leipzig geschickt; daß die Akten eines Mordprozesses, in dessen neunmonatigem Verlauf ungefähr siebenzig Zeugen vernommen wurden, nicht in einem Briefumschlag zu befördern sind, könnte ein Sextaner begreifen. Doch die Stimmung darf nicht ermatten: also muß Tag vor Tag mit neuen Zeilchen nachgeholfen werden. Adhuc sub iudice lis est; und man könnte geduldig warten, bis der höchste Richter im Reich gesprochen hat. Kanns aber nicht, weil die Sache zum Skandal, zur deutschen Schande geworden ist. Wie die Sensation entstand, habe ich hier zu erklären versucht. Daß die nach Karlsruhe und Baden-Baden entsandten oder dort in Zeilenlohn genommenen Reporter den einträglichen Stoff nicht gern aus den Fingern lassen, ist leicht zu verstehen. (Noch immer wird freilich zu selten bedacht, welches Unheil die Akkordlöhnung in der Presse stiftet; wie oft nur der Blick auf die Monatsrechnung zum Schreiben drängt.) Nicht minder leicht zu verstehen, daß der Vertheider, der fühlen mag, daß die Hauptverhandlung ihm keinen Kranz eingetragen hat, jetzt Alles aufbietet, um die Revision durchzusetzen oder die Wiederaufnahme des Verfahrens vorzubereiten. Das ist sein Recht; ist seine Pflicht. Doch die horazischen certi fines dürfen nicht überschritten werden. Der Vertheidiger darf nicht nach Mitteln greifen, deren Anwendung der Staatsanwaltschaft harten Tadel zuziehen müßte. In den Schranken, nicht außerhalb, hat er sachlichen und persönlichen Erfolg zu suchen. Und die Presse darf nicht hinter der Vorwand ihrer Berichterstattungpflicht infame Anschuldigung häufen und der gemeinsten Kitzelgier dienen. Das haben wir erlebt. „Auch wer Hau nicht für ausreichend überführt hält, hatte kein Recht, im Interesse des Verurtheilten eine andere Person zu

bezichtigen und in den Schmutz zu zerren.“ Das stand in einem guten Artikel der Vossischen Zeitung. (Aehnliches stand auch in anderen Blättern, die aber selbst der Sünde bloß waren und deren tapferes Schmälen deshalb nur wie feige Heuchlergrimasse wirkte.) Und die „andere Person“ war ein Mädchen.

In der Hauptverhandlung hatte der Vertheidiger zunächst versucht, einen Diener der Frau Molitor mit dem Schuldverdacht zu belasten. Dieser Karl Wieland sollte mit der Witwe des Geheimen Medizinalrathes Molitor Streit gehabt haben und galt als unauffindbar. Ein alter Fehler schwacher Kriminalpolitik: statt den unzweideutigen Beweis zu fordern, daß sein Klient schuldig sei, müht sich mancher robin, einen Zeugen, den er verschwunden wähnt, mit dem Gewicht der That zu bebürden: und ist mit seiner Forensenkunst dann zu Ende, sobald das Echo des Prozeßlärmes den lange vergebens Gesuchten in den Gerichtssaal gerufen hat. Nach Wielands Aussage war der künstlich gezeugte Verdacht abgethan. Noch auf einen anderen taktischen Kniff hatte man aber gehofft. Herr Hau weigerte die Antwort auf jede Frage nach den Beziehungen zu seiner Schwägerin Olga Molitor; lehnte mit besonderem Nachdruck die Beantwortung der Frage ab, ob er wisse oder ahne, wer seine Schwiegermutter getötet habe. Warum? Da er, ohne sich zu gefährden, Nein sagen konnte? Weil er nicht lügen will, wisperts schon im Schwurgerichtssaal; weil er weiß oder ahnt, ein ihm theures Leben aber nicht in Gefahr bringen will. Ein Gentleman also. Einer, der für seine Liebe den Kopf unters Beil legt. Der ein Mörder? Unsinn. Hau hatte Geld wie Heu. Konnte in Amerika, wo er (man denke!) Außerordentlicher Hochschullehrer und Advokat war, bequem viel mehr verdienen, als er brauchte. Und soll, um lumpige siebenzigtausend Mark zu erben, gemordet haben? Das glaubt kein Erwachsener. Dahinter steckt sicher ganz Anderes. Schon Juvenal hat gesagt: Nulla fere causa est, in qua non femina litem moverit; und das Polizeigenie des alten Dumas, der sich auf solche Dinge nicht schlechter als Sherlock Holmes selbst verstand, rieth, in jedem Rechtsstreit nach der Frau, als der Thäterin oder Anstifterin, auszuspähen. Cherchez la femme! Auf der Zeugenbank ward sie gefunden. Fräulein Olga Molitor. Schon sechsundzwanzig; aber hübsch, elegant, röthliches Haar und ein Gedichtbändchen auf dem Kerbholz; also sehr verdächtig. Neben ihr ist die Mutter getötet worden. Auf Olga war Frau Lina Hau eifersüchtig. Und der Angeklagte will um keinen Preis gestatten, daß sie in die Sache hineingezogen werde. Wenn sie gar nichts zu fürchten hätte, wäre er nicht so ängstlich. Mit solchem Vorurtheil läßt sich operiren. Hat Olga geschossen? War sie im Komplot? Wollte sie den Schwager, der Schwager sie töten und traf die Kugel in

irrendem Lauf die Mutter? Schweigt Hau, um Olga zu schonen? Schwört Olga, um ihren Karl nicht allzu schwer zu belasten, sie habe den Mörder, der doch dicht hinter ihr war, nicht deutlich gesehen? Die Mitschuld des Fräuleins wird kaum noch bezweifelt. Dann entschließt Hau sich zum Geständniß der Unschuld. Er hat Olga geliebt; mit allen Wesensfasern sich an sie geklammert, doch kein Aederchen seines Gefühles ihr je enthüllt. Nur um sie vor seiner Rückkehr in die Neue Welt noch einmal zu sehen, kam er heimlich, vermummt, mit fremdem Haupt- und Barthaar, nach Baden-Baden. Da der Plan mißlang, ist er hastig auf den Bahnhof gelaufen und abgereist; hat den Schuß nicht gehört und von dem Mord erst in London erfahren, wo Frau Lina mit dem Kind auf ihn wartete. Da habt Ihrs! Liebe; von der salomonischen Sorte, die stark wie der Tod ist. Hau unschuldig oder Olga mitschuldig: alles Andere ist Prokuratorenblech. Kein Wunder, daß Frau Lina im Pfäffiker See Ruhe suchte. Die Schwester hatte ihr den Mann abgespannt. Eine nette Pflanze. Eine, die Verse macht, pikante Bücher liest, in pariser Tingeltangel stiefelt; was man so eine Emanzipirte nennt. Der ist Mancherlei zuzutrauen. Schon während der Verhandlung wurde das Fräulein von Insulten verfolgt. Als das Urtheil gesprochen war, heulte die Menge: „Nieder mit der rothen Olga!“ Zwei Compagnien des Leibgrenadierregimentes mußten, da die Polizeimannschaft nicht ausreichte, die Straßen räumen und kehrten erst gegen drei Uhr nachts in die Kaserne heim. Das hatte die Oeffentliche Meinung gewirkt.

Sie vermochte noch mehr. Interviews, lange Depeschen, Gutachten, Ergebnisse der Lokalinspektion, kriminalpsychologische Untersuchungen. Dumme Schwarzwaldbauern, hieß es zuerst, haben das Urtheil gesprochen; Leute, deren Hirn die Feinheit dieses Falles gar nicht ermessen konnte. Die gewöhnt sind, um Neun die Decke über den Kopf zu ziehen, und um ein Uhr nachts nun judiziren sollten. Wollt Ihr Geschworene? Ja. Dann dürft Ihr die Männer nicht mäkeln, die von Staatsanwaltschaft und Vertheidigung nicht abgelehnt worden sind. Daß ihre Berathung nach Mitternacht begann, war der Wille des Angeklagten, der den Vorsitzenden bat, die Sitzung nicht noch einmal zu vertagen. Vielleicht (ich weiß es nicht) hat eine Bauernmehrheit ihn verurtheilt. Von Rechtes wegen. Eine Mehrheit, gegen die der Vertheidiger nichts einzuwenden hatte. Und die ihren Tadlern laut sagen könnte: „Wir haben den Angeklagten und die Zeugen vier Tage lang gesehen und gehört; Ihr habt nur Zeitungberichte gelesen und seid mit all Eurer Stadtweisheit hier deshalb schlechter dran als wir ungebildeten Schollenkleber.“ Zweiter Angriff. Aus welcher Entfernung hat der Thäter geschossen? Nicht einmal diese Kar-

dinalfrage hat das Schwurgericht ernstlich erörtert; solche Lücken hat dieses Verfahren. Wir (öffentlich Meinende) behaupten, daß schon die Prüfung des Geschoßkegels die Unschuld Haus beweisen würde. (Wobei angedeutet wird, daß nur Jemand, der neben Frau Molitor ging, geschossen haben könne.) Antwort: Das Gericht hat über diese Frage zwei Sachverständige gehört; einen Geheimen Medizinalrath, der die Leiche obduzirt hatte, und einen zur Untersuchung herangezogenen Büchsenmacher. Beide haben ausgesagt, die Waffe müsse dem Leib der Frau Molitor sehr nah gewesen sein; der Abstand sei auf höchstens zehn Centimeter zu schätzen. Blieb hier, trotz Leichenschauprotokol und Gutachten, eine Lücke, so ist der Vertheidiger, der sie klaffen ließ, grober Pflichtversäumniß schuldig; der Gerichtshof braucht den Angeklagten nicht sorgsamer zu schützen als der von ihm bestellte Wächter. Mit Alledem war nichts Rechtes anzufangen. Auch nicht mit einem freiherrlichen Zeugen, der gesehen haben wollte, daß Olga ihre Mutter erschossen hat, aber zu schweigen bereit war, wenn das Fräulein sich entschlösse, seine Baronin zu werden. (Dieses Gefasel eines Erpressers oder Verrückten, dem die Mitgift selbst eine Mörderin heiligt, wurde Tage lang mit eiferndem Ernst beschwatzt.) Blieb immer nur der noble Versuch, Haus hübsche Schwägerin anzuschwärzen. Die! Daß sie gern mit Schußwaffen hantirte und stets einen Revolver bei sich trug, weiß in Baden-Baden jedes Kind. Mancher Mannbare, daß ihre Sexualität sie ins Gerede gebracht hat. Und ihr unkindliches Benehmen gegen die Mutter! Und Linas Eifersucht! Und zwei Zeugen, deren Aussagen Hau entlastet hätten, sind nicht vernommen worden: ein Friseur und eine Ladenbesitzerin. Alles wurde prompt depeschirt und in Sperrdruck veröffentlicht. Alles erwies sich als unwahr. Das Fräulein hat nie eine Schußwaffe in der Hand gehabt, nie einen Revolver besessen. Olgas Wandel ist unbescholten. Nach dem Zeugniß ihrer Geschwister und Schwäger war sie eine gute, zärtliche Tochter; kam mit der Mutter nie in schlimmen Streit. Alle vor Gericht festgestellten Thatsachen sprechen gegen den Verdacht, Lina sei auf die Schwester ernstlich eifersüchtig gewesen. Was als Aussage der nicht vernommenen Zeugen verbreitet wird, ist belanglos. Thut nichts. Vier Wochen lang steht ein wehrloses Mädchen am Schandpfahl.

Haus redseliger Vertheidiger hat gesagt, wenn sein Klient den Mord unter den von Ankläger und Gericht angenommenen Umständen ausgeführt hätte, müßte er ein Dummkopf sein, der sicher durchs „Raubmördervorexamen" gefallen wäre. Streiten wir nicht über den Geschmack des Herrn, der sich, mit der Stilkunst des berühmtesten Quartaners, als Marxisten und Optimisten den Landsleuten empfiehlt; halten uns auch nicht bei der Frage auf, ob je ein Ver-

brechen ans Licht käme, wenn der Verbrecher nicht irgendwo von dem Pfad, den kluge Voraussicht ihm weisen mußte, gewichen wäre. Wir wollen nur fragen, wie die Intelligenz Olgas, wenn sie wirklich als Mörderin erkannt würde, eingeschätzt werden müßte. Könnte sie dann auch nur noch als zurechnungfähig gelten? Sie lebt mit der Mutter zusammen; Monate lang allein im Haus. Jeder mag sich ausmalen, was sie thun könnte, um eine alte Frau, die ihr im Weg wäre, sacht oder schnell aus der Zeitlichkeit zu spediren. Wir aber sollen glauben, sie habe die Mutter auf offener Straße niedergeschossen; sich also, als der That Nächste, verdächtig gemacht. Die Möglichkeit nicht erwogen, daß der Tod nicht sofort eintreten, die Sterbende mit Wort oder Geberde die Thäterin bezeichnen werde. Ein Laut noch, ein Gestus, ein Blick nur: Alles verloren. Wir sollen glauben, daß sie die grausige That, einen Muttermord, beschlossen und ausgeführt habe, als Mamachen sie, wider Erwarten, aus einem Theekränzchen abgeholt hatte. Motive? Nicht das winzigste ist sichtbar. Haß? Mutter und Tochter lebten einträchtig mit einander. Liebe? Fräulein Molitor duzte den Schwager nicht einmal; verkehrte mit ihm in der Zone kühler Konvenienz. Nichts, was einen Roman ahnen, auch nur den kleinsten Verdachtsschatten aufkommen läßt. Trotzdem: ein Mädchen am Pranger.

Sind die Stützen des Schuldbeweises etwa so schwach, daß man an einen Fehlspruch glauben muß? Karl Hau war im November 1906 in enger Geldklemme. Hatte Linas Mitgift verthan, ein wiener Bankhaus um vierhundert Pfund zu prellen getrachtet und besaß nur noch ungefähr neuntausend Mark. Nicht viel für Einen, der mit Frau und Kind über den Ozean will und gewohnt ist, wie ein Dollarmillionär zu leben. Der die Frau mit Diamanten behängt, von feilen Paschas Osmanenorden erhandelt und den Leuten vorlügt, er werde als Delegirter der Vereinigten Staaten mit Coates auf die haager Friedenskonferenz gehen. Er könnte Verwandte anpumpen; käme dann aber um seinen Nimbus. Drüben säckelt er wohl wieder was ein. Immerhin nicht so schnell, wie der deutsche Spießbürger glaubt, dem von Professur und Advokatur, von Riesengeschäften mit der russischen, peruanischen, türkischen Regirung die Ohren sausen. Ein Solicitor und Agent, wie es zwischen Pacific- und Atlantisküste Hunderte giebt. Eine Acquisition, Parteivertretung oder Agentenleistung bringt ein schönes Stück Geld; von zehn Schiffen, die gierige Hoffnung ausschickt, scheitern acht aber stets vor dem Hafen. Ein Prahlhans, der den Nabob spielt, ein Mädchen aus gutem Haus entführt, in den romantischen Plan eines Doppelselbstmordes geschwatzt, angeschossen, nur unter dem Zwang harter Drohung geheirathet und dem Kind dieser Ehe Syphilis ver-

erbt hat. Der nur noch zweitausend Dollars besaß und dem ein Checkschwindel mißlungen war. Panzert des Wesens hehre Reinheit solchen Mann gegen jeden Verdacht? Er konnte das Vermögen der Schwiegermutter, den Erbtheil der Frau überschätzen; konnte hoffen, die sorglose Schwägerin werde ihm, Lina zu Liebe, das Ererbte ins rentable Geschäft geben. Oft haben minder starke Motive zu Mord und Totschlag getrieben. Weiter. Am sechsten November ist Frau Molitor in Baden-Baden getötet worden. Am sechsten November war Karl Hau in Baden-Baden. Heimlich. Seiner Frau hatte er das Ziel der Reise verborgen; sie verpflichtet, keinem Menschen zu sagen, daß er auf dem Kontinent sei. Für die Fahrt Kopf und Wangen mit falschem Haar bedeckt. In dieser Vermummung wurde er bei der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen. Er hat sich am Telephon für einen Postbeamten ausgegeben und die kränkelnde Frau Molitor, gegen ihren Willen, zu dem Wege genöthigt, von dem sie nicht wiederkam. Gleich nach dem Mord ist er mit dem nächsten Zug weggefahren; hat den Klebebart abgerissen, Perrücke, Hut und Mantel in den Aermelkanal geworfen. (Ein paar Tage vorher hatte er die alte Dame, deren krankem Herzen jähe Aufregung verhängnißvoll werden konnte, mit einer gefälschten Alarmnachricht bei Nacht und Nebel nach Paris gelockt.) Als er verhaftet wird, stellt er sich wahnsinnig, leugnet dann Alles und läßt sich erst von der Nothwendigkeit zu halbem Geständniß drängen. Das Alles ist erwiesen. Motiv? Liebe. Ein mit allen Yankeesalben geschmierter Agent fährt von London maskirt in den Schwarzwald, um von der heimlich Angebeteten Abschied zu nehmen. Er könnte ihr auflauern, sie auf dem Weg zum Vesperthee ansprechen. Nein. Er scheucht ihre Mutter aus dem Haus. Will er hinein? Der Diener würde ihn erkennen; mindestens die Maskerade merken. Und Olga wäre in der Wohnung nicht zu finden. Aber nehmen wir an, er fände sie. Sein Plan gelänge. Er spräche mit Olga, während Frau Molitor im Postbureau ist. Dort erführe sie, daß kein Beamter sie gerufen habe; auch, wie der Mann aussah, der sich ihr am Telephon für einen Beamten gab. Mit dieser Kunde käme sie zurück: und müßte von Olga hören, daß der Vermummte ihr lieber Schwiegersohn war. Das Fräulein hätte nicht den geringsten Grund, die freche Täuschung der Mutter zu verschweigen. (Zwiefache Täuschung: denn der Telephonfälscher war nun ja auch als Depeschenfälscher entlarvt.) Die Postdirektion würde den Vorgang der Staatsanwaltschaft anzeigen. Paragraphen 132 und 360[11] des Strafgesetzbuches. Anmaßung eines Amtes und Grober Unfug. Vernehmung der Damen Molitor. Skandal, der das süße Geheimniß in Aller Mund und den verliebten Fant ins Gefängniß oder Haftlokal brächte.

So mußte es kommen, wenn der Plan gelang; mußte. Dazu Perrücke und Mastixbart? Das sollen wir glauben? Dem Luetiker, der am fünften Novemberabend, wenige Stunden vor dem ersehnten Wiedersehen, den Hotelportier nach Lustmädchen fragt, zutrauen, keusche Herzenswallung habe ihn über den Kanal gejagt? Dieses läppische Märchen einer Gouvernantenseele soll uns bethören? Ein Indizienbeweis kann kaum stärker sein als der in Karlsruhe erbrachte.

Monate lang hat er Allen genügt. Drei der Familie Molitor Angehörige hielten, in verschiedenen Städten, ohne die Möglichkeit einer Verständigung, Hau von vorn herein für den Thäter. Das allein gäbe zu denken. Ueberlegt, wie das Wesen eines Schwagers auf Euch gewirkt haben müßte, dem Ihr, ehe noch irgendwelche Indizien gegen ihn zeugen, die Ermordung seiner Schwiegermutter zutraut. Frau Lina war von Haus Schuld überzeugt. Der emsige Vertheidiger möchte uns einreden, daß sie ihren Karl für einen treulosen Ehemann, niemals aber für einen Mörder gehalten habe; schriebs in einen zur Veröffentlichung bestimmten Brief. (Epistola non erubescit, hat ein besserer Jurist gesagt.) Die Behauptung ist unhaltbar. Lina drängte den angeklagten Mann zum Selbstmord. Weil er getändelt hatte? Deshalb wollte diese Frau, deren Umsicht und Wesenstüchtigkeit von jedem Wort ihrer Briefe und ihres Testamentes erwiesen wird, nur deshalb ihn in eine That treiben, die den letzten Zweifel an seiner Mörderschuld beseitigen und ihrem Kind, einem kranken Mädchen, den Vater nehmen mußte? Lina bat die Schwester, vor Gericht nicht auszusagen. Warum, wenn sie den Mann nicht für schuldig hielt? In dem selben Brief der Frau steht der Angstruf: „Wenn er nur um Gottes willen nicht den Schuß gesteht!“ Sie weiß: er hat geschossen; hofft aber noch, der Beweis werde nicht zu führen sein. Drei Monate nach der That; als sie Karl im Gefängniß gesehen und gesprochen hat. Eifersüchtig auf Olga? So eifersüchtig wie manche mit krankem Uterus alternde Frau auf die jüngere Schwester, deren Leib frischer, deren Geist beweglicher ist. Da fällt wohl einmal ein spitzes Wort. (Ueberlegt, liebe Damen, ob Ihr nie zu Eurem Männchen gesagt habt: „Die gefällt Dir wohl besser als ich? Mit Der lasse ich Dich nicht allein. Der machst Du ja ganz höllisch den Hof.“ Ueberlegt, obs furchtbar ernst gemeint war und wie in der Akustik eines Schwurgerichtssaales die Wiedergabe wirken würde.) Von leidenschaftlicher Eifersucht kann nicht die Rede sein. Der Rivalin, vor der sie aus dem Leben flieht, würde eine Frau nie ihr Kind vermachen. Linas letzter Wille bestimmt: Olga soll des Kindes Mutter sein; das Kind soll den Namen des Vaters ablegen, nie in der Familie Hau leben, aber den Verurtheilten, wenn er nach fünfzehn Jahren aus

dem Gefängniß komme, mit kleinen Beträgen unterstützen. (Daß Hau sich mit dem Rest seiner Kraft gegen die Verlesung dieses Testamentes wehrte, ist leicht zu verstehen.) Linas letztes Wort sprach der Schwester Olga herzlichen Dank aus. Genügts? Lina hat sich vergiftet und ertränkt, weil sie in ihrem Mann den Mörder ihrer Mutter sah und nicht den Muth fand, „die Schmach zu überstehen, die über mich und mein Kind gebracht worden ist". Das ist bewiesen. Mags der optimistische Marxist noch so laut leugnen.

Noch mehr ward erwiesen. Fünf Monate nach dem Mord hielten zwei zum Gutachten berufene Psychiater, hielt auch der Vertheidiger den Angeklagten für schuldig. Als im Gerichtssaal behauptet wurde, Herr Dr. Dietz habe am zwölften April Haus Sache für aussichtlos erklärt, weil das Gutachten des Professors Hoche die Hoffnung enttäuscht habe, kam der Rechtsanwalt aus dem Häuschen. Unerhört! Dieses Gutachten habe er ja erst am siebenzehnten Mai erhalten; konnte also am zwölften April noch nicht Schlüsse daraus ziehen. Wirklich nicht? Am zwölften April hat er an Frau Lina geschrieben: „Das Gutachten des Geheimrathes Hoche wird, wie er mir bereits mittheilte, dahin ausfallen, daß er Karl Hau für vollständig zurechnungfähig halte; und ich kann nur hoffen, daß die von uns zusammengetragenen Momente in der Verhandlung so viel ergeben, daß eine verminderte Zurechnungfähigkeit angenommen werden kann, wobei ich auf Professor Aschaffenburg rechne, und daß dann entweder die Geschworenen die Ueberlegung verneinen, so daß nicht eine Verurtheilung zum Tode, sondern nur zu einer Freiheitstrafe erfolgen kann, oder doch wenigstens der sichere Boden für eine Begnadigung geschaffen wird." Herr Dr. Dietz hat also eine wahre Thatsache geleugnet. Am letzten Verhandlungtag sagte er, sein Klient habe auf jeden Erbanspruch verzichtet und dürfe schon deshalb nicht als ein geldgieriger Mörder verurtheilt werden. Wann hat Hau verzichtet? Sechs Monate nach dem Mord; als er im Untersuchungsgefängniß saß und seine Sache für verloren hielt. Am selben Tag erzählte der Vertheidiger, Professor Aschaffenburg habe niemals, nicht eine Minute lang, an Haus Unschuld gezweifelt. Professor Aschaffenburg hat am zwölften April, also im fünften Monat der Untersuchunghaft, an Frau Lina geschrieben: „Es würde für Sie zweifellos eine außerordentliche Erleichterung sein, wenn Sie an Ihren Mann mit dem Bewußtsein zurückdenken könnten, daß er die furchtbare That in Folge seiner geistigen Erkrankung begangen hat." Als er diesen Brief schrieb, hatte Professor Aschaffenburg an Haus Schuld also keinen Zweifel. Am zweiundzwanzigsten Juli nannte der Vertheidiger die Anklage ein jämmerliches Kartenhaus, das der schwächste

Windstoß umwerfen müsse. „So kläglich, so traurig war noch nie ein Indizienbeweis wie der vom Staatsanwalt hier versuchte. Wenn Sie, meine Herren Geschworenen, auf Grund dieses Indizienbeweises als Schöffen meinen Klienten wegen unerlaubten Schießens zu drei Mark Geldstrafe verurtheilen sollten: Sie würden dem Amtsanwalt ins Gesicht lachen. Sie müssen den Mann freisprechen. Mit dem Leben eines Menschen darf man nicht so spielen, wie es hier geschehen ist.“ Am zwölften April hat der selbe Vertheidiger, der den Angeklagten oft gesehen und seit fünf Wochen auch die Zeugenprotokole durchstudirt hatte, an Frau Lina geschrieben: „An eine Freisprechung ist nach der heutigen Sachlage nicht zu denken. Ihr Mann giebt sich natürlich über den Ernst der Situation keiner Illusion hin. Das Gefühl, daß seine Angehörigen und Freunde, trotz Allem, was geschehen ist, ihn nicht im Stich lassen, fängt allmählich an, einen günstigen Einfluß zu üben. Man kann damit rechnen, daß ihm nach Ablauf einiger Jahre die Freiheit wiedergegeben wird; und bei seiner Jugend und seinen Fähigkeiten wird er dann doch wieder in der Lage sein, sich eine Existenz zu schaffen.“ Nicht der leiseste Zweifel an Haus Schuld. Nur die Hoffnung, die Verurtheilung zum Tod hindern und nach ein paar Jahren vom Großherzog Begnadigung erwirken zu können. Das ist das jämmerliche Kartenhaus. So sieht der Vertheidiger die Sache. Genügts endlich?

Nein, sagt der optimistische Marxist. Was ich damals schrieb, beweist gar nichts; denn damals kannte ich eben Haus Beziehungen zu Olga noch nicht. Gut, Herr Rechtsanwalt. Aus Ihren Aprilbriefen muß der Unbefangene herauslesen, der Angeklagte habe Ihnen seine Schuld nicht gehehlt. Kein Wort deutet an, daß er sie leugne. Er gibt sich keiner Illusion hin. Ist seiner Frau „für die Güte und Liebe, gegen die er sich so schwer vergangen hat, von Herzen dankbar.“ Ruhiger, seit er weiß, daß Verwandte und Freunde, „trotz Allem, was geschehen ist“, ihn nicht im Stich lassen. Sie selbst sagen, an Freisprechung sei nicht zu denken; hoffen nur auf die Hilfe der Psychiater, die das Urtheil mildern und nach nicht zu langer Frist die Begnadigung ermöglichen werde. Die werde der Staatsanwalt freilich wohl erst empfehlen, wenn „ein glattes Geständniß vorliegt“. Hofften Sie auch darauf? So scheints. Als Landgerichtsrath a. D. wissen Sie ja, daß gegen den Widerspruch der Staatsanwaltschaft die Anwendung des Gnadenrechtes kaum je zu erwirken ist. Sie schreiben: „Darüber, wie das Verhalten Ihres Mannes in der Hauptverhandlung einzurichten sein wird, sind wir noch nicht im Reinen.“ Seltsam. Das Verhalten eines unschuldig des Mordes Angeklagten kann am Ende doch nicht zweifelhaft sein. Sind sie nachher ins Reine gekommen? Waren die Rollen etwa so vertheilt, daß

der Mandant den verschwiegenen Amoroso zu mimen, der Mandatar mit keckem Winkwort aufs Ganze zu gehen hatte? Das dürfen wir nicht annehmen. Auch nicht, daß Sie ein „glattes Geständniß" gehört haben. Das ist selten. Schweigen kann sehr beredt sein; und schließt doch keine Thür, die ins Freie führen könnte. „Sie haben mein Schweigen, meine Seufzer und Thränen für ein Schuldbekenntniß genommen? Das war ein Irrthum. Ich habe mit dem Verbrechen nichts zu thun." Dann citirt der Herr Vertheidiger leise seinen Ulpian: Cogitationis poenam nemo patitur; und freut sich der Zollfreiheit seiner Gedanken. Wenn der Klient, der schlaue Kollege aus Washington, unter vier Augen auf Ehre und Gewissen aber seine Unschuld betheuert hätte: wäre Ihnen dann im fünften Monat des Vorverfahrens die Sache so hoffnunglos erschienen? Hätten Sie dann der Frau des Angeklagten gesagt, an Freisprechung sei nicht zu denken? Doch ich habe nicht das Recht, einen Indizienbeweis gegen Sie zu führen; weder Beruf noch Lust. Zurück zu den Hammeln des Kollegen Patelin. Voilà. Sie kannten Haus Beziehungen zu Olga im April noch nicht. Kennen sie aber jetzt. Was ists damit? Einstweilen wissen wir nur, daß Frau Lina auf die Schwester nicht immer gut zu sprechen war; sich neben der sechs Jahre jüngeren Olga welk fand; dem Mann, dem sie ihren kranken Leib längst versagen mußte, Flirtgelüsten zutraute; und einmal geschrieben hat: „Olga ist ein netter Käfer. Sie ist hübsch und kann sehr interessant sein. Ich habe ein Bischen Angst vor ihr." Das ist nicht viel. Nicht mehr, als täglich in den besten Familien vorkommt. Sie müssen ganz Anderes wissen. Sonst dürften Sie nicht auf das Fräulein als auf eine des Mordes Schuldige oder Mitschuldige deuten. Worauf stützt sich Ihr Verdacht? Sicher nicht auf die morsche Laienmeinung, Olgas (zweimal beeidete) Aussage, sie habe den Schützen nicht deutlich gesehen, müsse falsch sein. Sechs Uhr abends im November. Die Damen plaudern. Der Mörder schleicht oder springt heran. Ein Schuß: die Mutter stürzt. Ists nicht natürlich, daß die Tochter zuerst auf die Verwundete, Sterbende blickt? Und kann nach diesem Augenblick der fliehende Mörder nicht schon so weit weg sein, daß nur der Kontur im Dunkel noch zu erkennen ist? Könnte die unklügste Haltung, das wirrste Wort Olgas in der Minute solchen Erlebens auffallen? Ein Mädchen, das neben sich die Mutter verbluten sieht: und man fordert Ueberlegung, heischt bedachtsames Handeln! Ihr Glaube, Herr Rechtsanwalt, ruht gewiß auf festerem Grund. Um die Prozeßsensation zu verlängern und, nach der im Schwurgerichtssaal erlittenen Schlappe, Ihrem Namen flink ein Weltrühmchen zu haschen, können Sie an dieser Schändung ja nicht mitgewirkt haben. Nicht das Verlangen

nach der Revision des Falles Hau müssen Sie „moralisch rechtfertigen“, sondern Ihr Reden und Zwinkern. Schnell. So lange im Kreis der Rechtsgenossen das Urtheil über Sie noch zu revidiren ist. Ueber den Träger eines privilegirenden Ehrenkleides. Kennen Sie D'Aguesseau? Reformator des französischen Rechtes; hat die Bulle Unigenitus und Laws Aktienschwindel bekämpft; als Antipapist und Antikapitalist also Ihr Mann. Der hat gesagt: „Die Advokatur ist so alt wie das Richteramt, so rein wie die Tugend, so nothwendig wie die Gerechtigkeit.“ Kennen Sie Beaumarchais? Auf seine Art auch beinahe schon ein Genosse. Der ließ, zwanzig Jahre nach dem Tode des Kanzlers D'Aguesseau, seinen Figaro einem Rabulisten vor Gericht zurufen: „Continuez à déraisonner, mais cessez d'injurier! Lorsque, craignant l'emportement des plaideurs, les tribunaux ont toléré qu'on appelât des tiers, ils n'ont pas entendu que ces défenseurs modérés deviendraient impunément des insolents privilégiés. C'est dégrader le plus noble institut.“ Wie denken Sie über die Advokatur, Herr Landgerichtsrath?

Schnell wieder ins Sachliche. Wollt Ihr, daß Morde gesühnt werden? Ja. Laden die Herren Mörder Zaungäste an den Ort der That? Nein. Soll der Grundsatz der freien Beweiswürdigung weitergelten, das Gericht, Gelehrte und Laien, über das Ergebniß der Beweisaufnahme nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung entscheiden? Ja. Oder wollt Ihr wieder Beweisregeln schaffen, Normen, die bestimmen, unter welchen Voraussetzungen eine Thatsache als erwiesen anzusehen sei? Den Paragraphen 260 der deutschen Strafprozeßordnung etwa durch die Vorschrift der Karolina ersetzen, die den nicht geständigen Angeklagten durch den Augenschein oder durch „zwei oder drei glaubhaftige gute Zeugen, die von einem wahren Wissen sagen“, überführt sehen will? Nein. Habt Ihr erfahren, daß der direkte Beweis (durch das Zeugniß fehlbarer Menschen) eben so große Mängel hat, eben so leicht trügen kann wie der Indizienbeweis? Ja. Bleibt also auf dem Boden unseres Kriminalrechtes? Dann sind wir einig. Keiner von uns kann beschwören, daß Karl Hau seine Schwiegermutter gemordet hat. Doch ungemein starke Indizien weisen auf seine Schuld. Geldmangel, Prahlsucht, Hang zur Lüge und zu üppigem Leben; heimliche Reise, falsche Depesche, falscher Bart, falscher Telephonruf; er ist an der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen worden; war vermummt und hat Frau Molitor auf den Weg gelockt, wo die Kugel sie traf; hat dann simulirt und geleugnet. Die Frau hielt ihn für schuldig, ging aus der Schmach in den Tod und sorgte mit letzter Kraft für die Tilgung jeder Gemeinschaft zwischen diesem Vater und seinem Kind.

Schwägern und Schwägerinnen gilt nur er als der Mörder. Daß ers ist, dünkt selbst seinen Vertheidiger fast ein halbes Jahr lang völlig gewiß. Was er zur Erklärung seines Handelns vorbringt, ist ein schlechter Toggenburgroman; zu schlecht und kindisch für solchen Schlaukopf. Wäre aber als ein feines Gespinnst zu loben, wenns das Haupt eines Schuldigen schützen sollte. Denkt Euch für fünf Minuten in dessen Lage. Eitelkeit hat ihn (der sich der Ehefrau für den Sohn eines Millionärs ausgab) über den eigenen Reiz, die eigene Geltung im neuen Familienkreis getäuscht. Ihn, dünkelts in seinem Hirn, wird Keiner verdächtigen. Die Alte hat ein schweres Herzleiden; vielleicht wirft schon die Schreckdepesche (Olga erkrankt; schnell nach Paris kommen) sie um. Noch nicht? Dann muß man derber nachhelfen. Kein Mitwisser. Kein ernstlich zu fürchtender Belastungzeuge. Die Familie sucht sicher auf anderer Spur; und Linas Liebe kämpft tapfer wohl wider jeden Zweifel. Gelingts, dann hat er wieder Betriebskapital und kann in Pennsylvania Avenue weiterprotzen. Und muß es nicht gelingen? Olga ist zum Thee geladen. Die Alte geht also allein. Warten, bis die Luft rein ist; nach vollbrachter That durch den Novembernebel rasch in den frankfurter Zug. Undenkbar, daß es ans Licht kommt. Kommt aber. Alle Hoffnungen schmelzen im ersten Schnee. Was bleibt? Nur der Versuch, sich in ein Erotenmysterium zu retten. Klarheit ist Tod; nur im Dunkel der Kopf zu bergen. Ein verliebter Narr, den, da er die Traute beschleichen wollte, das Schicksal mit grausamer Tatze in blutrothe Wirbel stieß. Was blieb sonst? Geständniß? Dann endet er auf dem Block oder, mit verseuchtem Leib, im Zuchthaus. Starres Leugnen? Wirkt nicht. Noch muß er auch fürchten, daß Olga, die wider Erwarten mitging, ihn erkannt hat. Der schmeichelts wohl ein Bischen, wenn sie als keusch angeschwärmtes Idol so vor der Nachbarschaft stolziren darf: und sie zeigt sich an der Barre freundlich. Und er hat ja keine Wahl. Versteht Ihr ihn? Jetzt stimmt Alles. Wird auch der Wunsch begreiflich, die Nacht vor der Blutarbeit im Arm eines gemietheten Mädchens zu verbuhlen. Der beau geste des diskreten Ehrenmannes. Die ganze Taktik vor und nach dem Geständniß der Unschuld. Er war „über seine Haltung im Reinen". Ist Euch dieser Indizienbeweis zu schwach, dann bescheidet Euch, von zehn Morden neun ungesühnt zu lassen.

... Als ich, im Juli, hier gesagt hatte, wie fest gezimmert diese Indizienbrücke mir scheine, bekam ich viele Scheltbriefe. Mein Beweisversuch, stand darin, sei beinahe eben so kläglich mißlungen wie der des Staatsanwaltes. (Womit ich noch zufrieden sein konnte. Der Staatsanwalt hatte die Sache neun Monate lang durchaus studirt und in der Hauptverhandlung, unter dem

Auge seiner höchsten Chefs, ohne Rhetorglanz, doch mit dem gewünschten Erfolg vertreten. Gab es für ihn irgendeinen Grund, Fräulein Molitor zu schonen? Keinen erkennbaren. Er hätte die Schwägerin, wenn sie ihm schuldig erschienen wäre, mit dem selben Eifer angeklagt wie nun den Schwager.) Das Motiv sei gar nicht aufgeklärt; wegen des lumpigen Erbtheiles wäre ein Mann von Haus Schlag nicht zum Mörder geworden. (Mag sein. Herr Hau hatte zwar das Blau vom Himmel gelogen. Der in die Schweiz entführten Lina eine Kugel in die Brust gejagt, aber nicht den Muth gefunden, die Waffe, wie verabredet war, gegen das eigene Herz zu richten. Als Syphilitiker ein Kind in die Welt gesetzt. Einen Checkschwindel versucht. Sehr imposant finde ich einen Mann von Haus Schlag also nicht. Zweifle auch, ob Einer, der nur noch neuntausend Mark hat, siebenzigtausend eine Lumperei nennen würde. Gebe aber zu: Das Motiv scheint dem Betrachter nicht stark. Schien bei manchem überführten Verbrecher noch viel dünner. Beispiele bei Feuerbach, im Pitaval und in den Zeitungen. Beginnt mit diesem Fall eine neue Aera der Kriminalistik? Wird fortan ein Motiv verlangt, das ruhig wägender Vernunft genügt? Dann muß es Freisprüche regnen. Vor der erbrochenen Ladenkasse eines Grünkramhändlers wird ein Mann gefunden; in seiner Tasche ein Stemmeisen. Festgestellt wird, daß er zwei Stunden vor dem Einbruch den Bart abgeschnitten und das Haar gefärbt hat. Einbrecher? „Ich bin Chauffeur, verdiene hundert Mark im Monat: und sollte Freiheit und Ehre auf dieses Nickelhäuflein gesetzt haben?“ Sprecht den Mann frei. Oder entschließt Euch, wie bisher die indicia auch ohne zureichendes Thatmotiv gelten zu lassen.) Ein Blinder, meinten die Scheltbriefschreiber, müsse ja merken, daß Hau ein Geheimniß verberge. (Daß er so thut, ist gewiß. Ob er wirklich eins verbirgt, kann ich niemals errathen. Muß ichs denn, um mir ein Urtheil zu bilden? Nein.) Ja! Wer ruft mir? Eine Stentorstimme. Des Vertheidigers. Der hebt nun wieder an. „Mit diesem Klienten wars eben nicht wie mit den alltäglichen. Der wollte nicht sich retten, sondern einen Anderen decken. Der verbot mir die besten Entlastungbeweise. Verbot, die wichtigsten Sachverständigen noch einmal vernehmen zu lassen. Und da er die Tragweite seiner Beschlüsse und Verbote klar erkannte und wußte, daß es um seinen Kopf ging, ließ ich ihn gewähren.“ Mit Recht, Herr Landgerichtsrath a. D. Und wenn Sie noch auf dem kurulischen Stuhl säßen, nicht am Vertheidigertisch, wäre diese wundersame Geschichte Ihnen nach dem ersten Verhandlungtag schon zu dumm geworden. Alles spricht gegen den Mann. Sein Handeln am sechsten November und nach der Verhaftung. Das Zeugniß der Lebenden und Toten. Und er will

nicht entlastet sein. Aber auch nicht verurtheilt. Man soll seinem ehrlichen Gesicht glauben, daß er am sechsten November ein fast beispielloses Pech gehabt hat, unschuldig ist und einen Anderen deckt. Den nennt er aber nicht. Läßt Alles im schwärzesten Dunkel. Diskretion Ehrensache. Das kann ungeheuer edel sein. Aber auch ungeheuer bequem. Der ungeheuer Edle mußte sich auf ein Todesurtheil gefaßt gemacht haben. Ihr Klient findet das Urtheil unbegreiflich. Und beantragt die Revision. Ist die Geschichte nicht zu dumm?

Zu dumm. Trotz all den Feuilletonpsychologen, die sich für sie in Schweiß fechten. Man opfert sich oder wehrt sich seiner Haut. Hier ist Einer, der sich opfern will, aber staunt, da man ihm, dem des Mordes Beschuldigten, mehr zumuthet als neunmonatige Untersuchunghaft. „Todesurtheil? Ich bin ja unschuldig. Mein Geheimniß nehme ich mit ins Grab. Gebe Euch aber nicht das Recht, mich ins Grab zu stoßen. Ich will leben, in Freiheit, versteht sich, will schweigen und frage den Teufel nach Eurer verschimmelten Jurisprudenz und Eurem altmodischen Sühnbedürfniß." Ecce Hau. Ein Vierschrötiger geht mit einer Frau in einsamen Wald und kehrt allein zurück. Der Leichnam der Frau wird gefunden. Der Vierschrötige verhaftet. Er hat Blutflecke an den Hosen und im Portemonnaie den Trauring der Frau. Mörder? Wo denkt Ihr hin! „Ich gebe zu, daß ich verdächtig scheine, bin aber unschuldig. Ich habe der Frau kein Haar gekrümmt. Hatte nicht den geringsten Grund, sie aus der Welt zu schaffen. Mehr sage ich nicht." Würde nicht jeder Gerichtshof den Mann verurtheilen? Seine Diskretion für eine Nothausflucht halten?

Herr Karl Hau soll mit anderem Maß gemessen werden. Ist Solicitor, heißt Professor gar und kommt aus der Weißen Stadt Washingtons und Roosevelts. Davon kann man träumen. Und dann war Liebe im Spiel. Ein süßes, schmerzlich süßes Geheimniß. Meinetwegen. Ich bin nicht neugierig. Ich sehe, daß hier judizirt worden ist, wie im Deutschen Reich täglich judizirt wird. Sehe einen ungewöhnlich starken Schuldbeweis, der nur entkräftet werden könnte, wenn ein Mädchen des Mordes schuldig befunden würde. Hau ein ritterlicher Held, Fräulein Olga Molitor Mörderin, Anstifterin, Helferin: vor diese Wahl stellt man uns. Bis hierher war die Geschichte dumm; hier wird sie gemein. Hundert Indizien deuten auf Hau. Gegen das Fräulein ist nirgends ein haltbarer Verdacht vorgebracht worden. Von Keinem. Noch am letzten Morgen der Hauptverhandlung mußte Jeder glauben, Haus Vertheidiger wittere in dem Diener Karl Wieland den Mörder. Hat sein Mandant ihm seitdem Neues anvertraut, so mags für die Wiederaufnahme des Verfahrens (der Antrag auf Revision ist dann ja unnöthig und verlängert nur Haus Haft) verwerthet

werden. Wars nur für den Busen des Beichtigers bestimmt, dann solls der Herr Rechtsanwalt da lassen. Das Gewink und Gemurmel ist eine Schmach. Erspart uns die Haubiographien und Hauhymnen, makulirt ohne Säumen Eure Psychologenversuche: und sorgt dafür, daß ein Mädchen nicht länger mißhandelt, bis aufs Hemd entkleidet und von schmutzigen Mäulern bespeichelt werde. Das Geheimniß des Herrn Hau kann mich erst kümmern, wenn er die Gnade hat, es zu entschleiern; bis dahin glaube ich, daß es eine Flunkerfinte ist. Die Mädchenschändung aber ist für Jeden, der eine Frau oder Mutter, Schwester oder Tochter liebt, eine verdammt ernste Sache. Sind wir wirklich, wie Fromme oft zetern, bis zur Verthierung herabgekommen? Tiefer? (Im Thierreich werden die Weibchen ja beschützt.) Im Prozeß Peters ist, auf Anordnung eines Hohen Gerichtshofes, eine Dame gezwungen worden, die intimsten Herzensangelegenheiten ihrer ersten Jugend dem lieben Götzen „Oeffentlichkeit" preiszugeben; unter ihrem Eid über Gefühle und Beziehungen auszusagen, die nicht das loseste Fädchen an den Prozeßstoff band. Von Rechtes wegen. Niemand hat die unnützliche Härte solches Verfahrens gerügt. In und nach dem Prozeß Hau wird eine Dame, die beschworen hat, nichts für die Thatfrage Erhebliches verschwiegen zu haben, beschnüffelt, bespien, eines Kapitalverbrechens verdächtigt. Ein Brite hat in einem Buch über Deutschland neulich gesagt, in diesem Reich behandle man die Frau schlechter als anderswo; chevalereske Empfindung sei nur im Offiziercorps und in einem Teil der Studentenschaft zu spüren.

Fräulein Olga Molitor hat Arges erlebt. An ihrer Seite ist die Mutter gemordet worden. Die Schwester hat sich ertränkt. Der Vater des siechen Mädchens, das Lina der Schwester hinterlassen hat, soll geköpft oder auf Lebenszeit ins Zuchthaus gesperrt werden. Eine Katastrophe, die nur ein kräftiger Körper und ein starkes Herz überstehen kann. Das Fräulein hat geschworen: Ich habe mit all diesen furchtbaren und traurigen Dingen nichts zu thun. War mit Schwager Karl nie irgendwie intim. Nannte ihn Mr. Hau. Sah in ihm stets den Mann meiner Schwester. Wußte nichts von seiner heimlichen Reise. Weiß nichts von dem Mordplan. Zweimal hat sies beschworen. War ihre Aussage fahrlässig oder gar wider besseres Wissen unwahr? Der Beweis ist nicht einmal versucht worden. Aber der Pöbel johlt: „Nieder mit der rothen Olga!" Droht ihr mit Knüppeln ins Wagenfenster und ängstet sie hinter eine Polizistenhecke. Die Gebildeten treibens sanfter; doch auch gefährlicher. Auf allen Lippen, in allen Blättern: Olga Molitor. Ob sie noch hübsch ist. Schlank oder rund? Hüften? Roth oder blond? Sinnlich oder jungfernhaft kühl? Was man unter Pastorstöchtern so „frei" nennt? Schlimme Bü-

cher hat sie ja gelesen; mindestens also gern mit dem Feuer gespielt. Und ihre Gedichte! Gar nicht druckbar. Ob sie selbst geschossen oder den Schwager angestiftet hat? War er ihr erster Flirt? Ist ihr die That oder Mitwisserschaft zuzutrauen? Jedes Zufallswörtchen, das im Wohnzimmer oder in der Gesindestube je über sie gesprochen wurde, wird jetzt weitergetragen; meist wohl vergröbert Wohin sie geht: ihr Name ist bekannt; ist gevehmt. Jeder kennt die Bilanz ihres Vermögens, ihres Erlebens. Weiß sogar, daß sie erst seit dem Tod ihrer Mutter seidene Unterröcke trägt. Wer führt ein so weltbekanntes Bürgerfräulein (das höchstens sechstausend Mark Rente hat) zur Ehe ins Haus? Auf die Gefahr, überall, im Salon und im Theater, hinter seinem Rücken zischeln zu hören: „Ach, die Molitor?“ ... Ists noch nicht genug? Ein Verbrechen wäre mit dem Schicksal dieses unter giftigem Anhauch alternden Mädchens fast schon gesühnt. Dem Pöbel ist sie das Scheusal von den Lindenstaffeln. Der guten Gesellschaft eine vielleicht recht interessante, doch mit Vorsicht zu genießende Dame. Warum? Weil sechs, acht große Meinungdresseurs dem Hundstagshunger einen Jungfrauenleib in den Käfig geworfen haben.

—

Herodot erzählt: „Wenn der Skythenkönig erkrankt, läßt er die angesehensten Wahrsager ins Schloß kommen und fragt sie nach der Ursache seines Leidens. Die nennen dann Einen, der beim Herde des Königs falsch geschworen und so die Krankheit herbeigerufen habe. Dieser Mensch wird allsogleich verhaftet. Leugnet er den Meineid, so läßt der König neue Wahrsager kommen. Spricht die Mehrheit den Angeklagten schuldig, so wird er geköpft. Zeugt die Mehrheit für ihn, so werden die Wahrsager hingerichtet, die zuerst zum Urtheil berufen waren.“ Graues Alterthum roher Skythen. Karl der Große sah die Welt schon aus hellerem Auge. Er hat den Beschluß der Synode bestätigt, die für Recht erkannt hatte: „Wer, vom Teufel verblendet, ein Weibsbild für eine Hexe und Menschenfresserin hält und deshalb verbrennet, soll des Todes sein.“ 785. Nach tausend Jahren sind wir viel weiter. Der Hexenhammer gilt nicht mehr. Hexenbad und Hexenwage sind des Landes nicht mehr der Brauch. Höchstens noch die Thränen- und die Nadelprobe. Eine, der auf der Folter das Auge trocken bleibt und deren Haut nicht blutet, wenn die Male und Narben ihres nackten Leibes mit spitzen Nadeln durchstochen werden: Die ist gewiß eine Hexe. Wir sind modern. Die Kirche ist machtlos. Der König hinter goldenem Gitter. Die Folter abgeschafft. Der Henker ein Popanz. Ueber uns waltet mild die Oeffentliche Meinung. Und morgens und abends labt uns ihr Segen den Sinn.

Der erste Hochschullehrertag.

Daß die Staatsgewalt mit der auf höheren Entwickelungstufen nothwendigen Theilnahme der Bürger an Gesetzgebung und Verwaltung von den gesellschaftlichen Mächten abhängig wird, ist schon sehr alte politische Weisheit; und das Wesen der Dinge berührt es nicht, ob im Verfassungstaate der Parlamentarismus hinter der Coulisse Geschäfte abschließt; oder ob im System der parlamentarischen Regirung die herrschende Partei offen Gesetze zu ihren Gunsten macht, alle wichtigen Staatsstellen mit ihren Anhängern besetzt und insgeheim Titel und Orden zur Bereicherung der Parteikasse verkauft; oder ob endlich in der Demokratie der Sieger mit schamloser Dreistigkeit die ganze Beute für sich in Anspruch nimmt und nebenbei Gesetzgebung und Verwaltung bestimmt werden läßt von dem Werth der Plünderungen, die man ihm gestattet. Sollen sich nun alle Beamten dem Sturm der Oeffentlichen Meinung beugen, von der vor Kurzem selbst ein demokratisches Organ meinte, daß sie wenigstens zum Theil in den Redaktionstuben gemacht würde? Einige Kategorien von Beamten, so ist immer wieder von ernsten Politikern im Interesse des Staates und der Gesellschaft gefordert worden, sollen eine vom Parteigetriebe unabhängige Stellung erhalten: vor Allem die Richter, dann, wenn nicht alle Lehrer, so doch mindestens die Hochschullehrer; hier und da wurde auch die Bedeutung eines von ausländischen und inländischen Einflüssen freien, hochgebildeten, national fühlenden Klerus hervorgehoben. Weder in einer Kritik dieser Forderungen noch in der Darlegung, ob sie überall verwirklicht sind, besteht meine Aufgabe; ich will nur darauf hinweisen, daß in dem Aufruf zum Besuch des ersten Hochschullehrertages, der Anfang September in Salzburg stattfinden wird, mit würdigen Worten betont wird, wie nöthig dem Akademischen Lehrer die Unabhängigkeit ist. Offenbar kann die Hochschule nur dann ihre schweren Aufgaben bewältigen, wenn bei der Wahl der Professoren ausschließlich drei Fragen gestellt werden. Sind die Kandidaten produktive Gelehrte? Sind sie pflichttreue, tüchtige Lehrer? Werden sie voraussichtlich die übrigen Universitätgeschäfte gewissenhaft besorgen? Daß der Hochschullehrertag die Beschränkung auf diese drei Fragen durchsetzen könnte, hat man wohl mit der Begründung bezweifelt, er vermöchte doch nicht jede anfechtbare Berufung vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Gewiß nicht. Aber wenn er auch nur einige besonders grasse Fälle besprechen sollte, dann würde man künftig sicher vorsichtiger sein. Doch allzu hoch darf man die Bedeutung solcher Schritte nicht schätzen; die völlige Unabhängigkeit ließe sich nur mit der Erringung der finanziellen Unabhängigkeit erobern. So schwer, fast unerreichbar uns dieses Ziel erscheinen mag: wir müssen durch vermehrte wirthschaftliche Macht einen größeren Einfluß zu erlangen suchen. Wenn den Hochschulen anderer Staaten

beträchtliche Einnahmen aus Schenkungen und Vermächtnissen zufließen: sollte Das nicht auch bei uns möglich sein, sobald einmal der Blick wohlwollender reicher Leute für diesen Zweck geschärft und das Schenken und Vermachen zur Befreiung der Hochschule in die Sitte übergegangen ist? Aber auch die sanguinisch Angelegten werden zugeben, daß die finanzielle Selbständigkeit der Hochschulen noch in sehr weiter Ferne liegt; und so lange wird die auch in dem Aufruf angeregte Regelung der Gehaltsfrage ein anderes Mittel gegen die Schäden von heute sein. Zwar: den bei geschäftlichen Submissionen vielfach aufgegebenen Zuschlag an den Mindestfordernden wird sie nicht beseitigen, aber doch jene Kontraste des Einkommens mildern, die an die abgebrauchte Gegenüberstellung der Fürsten und der Bettler erinnern, Kontraste, die um so peinlicher gefühlt werden, als Arbeit und Einkommen nicht stets in geradem Verhältniß zu einander stehen. Diese (übrigens in Preußen gemilderten) Mißstände hängen damit zusammen, daß die akademische Karriere so gar nicht den Charakter der Beamtenlaufbahn hat. Diesen Charakter sollte man ihr deshalb, so weit es sich mit den eigenthümlichen Einrichtungen deutscher Hochschulen verträgt, ohne Gewaltsamkeiten zu geben suchen. Das Extraordinariat sollte für jeden akademischen Lehrer eine Durchgangsstufe bilden und jeder Extraordinarius sollte, wenn er hierzu befähigt ist, ein Ordinariat zuerst an einer kleineren Universität antreten. Die Beispiele fehlen aber nicht, daß Privatdozenten, die ein widerspruchlos gefallendes Buch geschrieben haben, gleich nach der Habilitation auf ordentliche Lehrstühle an großen Universitäten berufen werden. Und wir haben schon erlebt, daß solche Bücher späterer Kritik nicht Stand hielten und der gefeierte Professor auf eine neue bedeutende Leistung völlig verzichtete. Unterdessen hat ein tüchtiger Lehrer und Gelehrter nicht einmal ein Extraordinariat zu erlangen vermocht, weil keine Stelle frei geworden ist. So stellen sich auch bei der schönsten Gehaltsskala schwerwiegende Einkommenverschiedenheiten heraus, die sich zum großen Theil beseitigen ließen, wenn jeder Privatdozent, der im Uebrigen den akademischen Ansprüchen genügt, nach einer gewissen Zeit zum Extraordinarius mit Gehalt befördert würde und wenn jeder Extraordinarius unter den selben Bedingungen nach einer gewissen Zeit wenigstens das Gehalt eines Ordinarius erhielte.

Diese Mängel lehren, daß die Frage schwer ohne eine Neuregelung der akademischen Karriere beantwortet werden kann. Was hierzu geschehen müßte, kann nicht dargelegt werden, bevor nicht ein Uebel aufgedeckt worden ist, das zu den größten der heutigen Hochschulmisere gehört. Die Universitäten lassen Einrichtungen bestehen, die ganz anders gearteten Zuständen angehören. Die wissenschaftliche Arbeitstheilung hat das Fundament der Korporation zernagt, aber sie besteht formell weiter. In einer Fakultät sitzen Männer, von denen jeder eine selbständige Disziplin vertritt; nur an größeren Universitäten sind

viele Fächer doppelt besetzt und überall hängen einige enger zusammen. So kommt es, daß jeder Professor mit einigem Ansehen bei seinen Kollegen, wenn es sich um Fragen seines speziellen Arbeitgebietes handelt, in vier von fünf Fällen die übrigen Mitglieder der Fakultät zu Gehilfen herabdrückt, die ihm einen Fakultätbeschluß durchbringen helfen; ganz anders bei den allgemeinen Verwaltungsgeschäften, die oft den heftigsten Widerstreit der Meinungen entfesseln. Aus diesem Irrgarten führen zwei Wege: entweder man zerstört die Korporation oder man sucht den Universitäten neues korporatives Leben einzuhauchen. Wie Das zu geschehen hätte, soll an einigen Beispielen gezeigt werden, die zu unserer Frage zurückführen. Ein überalter Professor will nicht gern einen unabhängigen, selbständigen Konkurrenten neben sich haben; er veranlaßt einen jungen Gelehrten, sich zu habilitiren. Oder ein Schulhaupt, das viele junge Gelehrte ausgebrütet hat, hemmt, von Vaterfreude geschwellt, das Habilitationbedürfniß von A oder B nicht; oder er hegt eine zu günstige Meinung von C oder D. Oder ein Jüngling kommt aus weiter Ferne mit dem Empfehlungschreiben eines Chirurgen an einen befreundeten Physiologen; der Physiologe hat einen guten Freund, der in der Philosophischen Fakultät das Fach der Biologie vertritt; der Biologe fängt an, sich lebhaft für den jungen Mann zu interessiren, der über Biologie lesen möchte. Wahrscheinlich werden die vorgestellten jungen Herren ihr Ziel erreichen. Und die liebenswürdigen Patrone glauben, nichts Böses gethan zu haben; sie haben dem Staat kein Opfer aufgeladen und den Kampf ums Dasein, den Vater alles Fortschrittes, entfesselt. Nun meine ich keineswegs, daß die meisten Habilitationen so verlaufen; ich meine auch nicht, daß jeder Privatdozent, der neben einem älteren Gelehrten wirkt, aus dem angegebenen Grunde zugelassen worden ist; noch weniger meine ich, daß die Zahl der kritiklosen Schulhäupter und der gelehrten Zuwanderer groß sei; und die Lieblingtypen aller Kritiker, den Professorensohn und den Professorenschwiegersohn, habe ich nicht einmal erwähnt, weil sie selten sind (obwohl auch ich sie und sogar komplizirtere Erscheinungen: Privatdozenten, die in einer Person zugleich Professorensöhne und Professorenschwiegersöhne waren, zu sehen Gelegenheit gehabt habe). Jedenfalls aber meine ich, daß viele Fakultäten zu lax bei der Bewerbung der Habilitanden sind. Dadurch gerathen viele Gelehrte in die hilfloseste Lage. Soll dieses Uebel beseitigt werden, dann müssen die Fachgenossen verschiedener Universitäten bei jeder Habilitation zusammenwirken: Das ist neues korporatives Leben auf der Grundlage des Bestehenden. Wird nun hierdurch die Spreu vom Weizen gesondert, dann werden die Einkommenverhältnisse von selbst besser werden. Ohne hier das besprochene Prinzip noch durch ein anderes Beispiel, nämlich die Berufung von Professoren, erläutern zu wollen, wo häufig wiederum ein Mann mit einigen unerfahrenen, allen Künsten des Parlirens, Intriguirens und Un-

terminirens ausgesetzten Beisitzern die Fakultätbeschlüsse beherrscht*), wende ich mich zu einem Mittel, das den Universitäten wie den aktiven Lehrern zum Heil wird: zu der Bestimmung, daß alle Professoren, die das siebenzigste Lebensjahr erreicht haben, ausscheiden müssen. Das ist manchmal sehr hart: denn es giebt Männer, die mit siebenzig Jahre alle ihre Pflichten ohne Mühe erfüllen; allerdings giebt es auch Alte, die Das nur von sich glauben, die Anderen jedes Jahr nachrechnen und in ihrem Leben ein Jahrzehnt für nichts achten. Oft ist vorgeschlagen worden, man solle den rüstigen Greisen das Lesen mit Zustimmung der Fakultät weiter gestatten. Das wäre aber viel härter, als die unterschiedlose Beseitigung; denn welcher Groll müßte Den erfüllen, dem nun ohne Umschweif bedeutet würde: Du bist alt und untauglich! Und ist es denn ausgeschlossen, daß gerade der Untaugliche die Zustimmung der Fakultät erlangte? Die Gegner der Altersgrenze behaupten auch, daß die Ersatzprofessur das Uebel schmerzlos beseitige. Nun wird nicht immer eine Ersatzprofessur geschaffen, wo sie unbedingt erforderlich wäre; und welcher unglückliche Gedanke schuf die Ersatzprofessur! Der Ersetzte sieht doch gewiß in dem Ersatzprofessor, wenn Dieser, wie so häufig, gegen seinen Willen berufen wurde, den lebendigen Beweis, daß man ihn für verschlissen und unfähig hält; er wird sich, wenn er nicht einen vornehmen Charakter hat, aller zulässigen Mittel bedienen, um seine Thätigkeit fortsetzen zu können und die des Ersatzprofessors zu erschweren. Ist er ein gemeiner Charakter, dann kämpft er mit allen Waffen. Der Ersatzprofessor, verbreitet er, sei ein unfähiger Mensch; oder vertrete eine neue, unwissenschaftliche Richtung, eine Modetheorie; oder Der und Jener habe ihm schon gründlich heimgeleuchtet; oder in seiner Bildung, seinem Wissen seien große Lücken; wenn der Ersatzprofessor Erfolg als Lehrer hat, heißt es wohl, er verdanke sie gewöhnlichen Vortragspossen oder er lerne seine Vorlesungen auswendig; wenn Alles nicht verfängt, spielt man, falls man einen weiten gesellschaftlichen Verkehr hat, den Krieg auf die Lebensführung hinüber; oder man läßt etwa von einem Hausfreunde bei einem Diner an anderem Orte, wo junge Damen und Studenten eingeladen sind, eine lustige und erfundene Geschichte erzählen, in der er lächerlich gemacht und die dann geschäftig weitererzählt wird. Wer die Menschen kennt, weiß, daß sich an solchen Hetzen gern viele Leute betheiligen, denn der Pöbel hat zahlreiche Angehörige in beiden Geschlechtern und in allen Schichten. Unter Pöbel verstehe ich Individuen, die ohne eigene Kenntniß der Thatsachen und angegriffenen oder verherrlichten Namen sich zu Haß oder Liebe fortreißen lassen, wobei sich unter den rohen Naturen die Claque- und Hausknechtsnatur regt.

---

*) Die Beschlüsse der Fakultät der Versammlung sämmtlicher Professoren aller Fakultäten unterbreiten, heißt, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Dieses Verfahren ist neulich von einem Minister sehr gelobt worden.

Eine Besserung der Lage mancher Dozenten bewirkt die Gründung einer neuen Fakultät oder einer neuen Hochschule. Aber die Anregung dazu geht selten von den Hochschulen selbst aus. Gewöhnlich hält der Lokalpatriotismus einer größeren Stadt eine Universität für unentbehrlich. Der Hochschullehrer überzeugt sich leichter davon, daß die Verminderung der Hochschulen und die reichere Dotirung der übrig gebliebenen im Allgemeinen dem Fortschritt der Wissenschaften und auch seinen Interessen förderlicher wäre. Alle geisteswissenschaftlichen Fächer vertragen recht wohl, daß die Zahl der Universitäten unbedingt eingeschränkt wird, während die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer nur eine Vermehrung der Arbeitsäle erfordern. Verminderte man die Zahl der Universitäten, dann würden die fortbestehenden Universitäten größer, reicher ausgestattet werden; man könnte das für die moderne Wissenschaft so wichtige Prinzip der Arbeitstheilung, die Spezialisirung, besser durchführen; dann könnten auch Lehrstühle für Fächer errichtet werden, die heute leer ausgehen müssen. Ist es denn nicht beklagenswerth, daß an so wenigen preußischen Universitäten ein Lehrstuhl für Statistik besteht, an keiner ein Lehrstuhl für Allgemeine Staatslehre und Politik, keiner für Soziologie, keiner für Technologie im Sinn einer Hilfswissenschaft für die Nationalökonomie? Hätten die Hochschulen eigenes Vermögen, dann könnten sie manche Lücke ausfüllen.

Welche Folgen würde diese Reform für die Lehrer selbst haben? Die Möglichkeit, die Wissenschaft energischer zu betreiben, eine gleichmäßigere Zuhörerzahl, mehr Arbeitfreude. Die größere Zahl von Dozenten würde die persönlichen Berührungen vermindern, den rohen, im Essen und Trinken aufgehenden gesellschaftlichen Verkehr einschränken, der für Adel und Bourgeoisie passen mag, aber mit dem wissenschaftlichen Beruf sich nicht verträgt. An kleineren und mittleren Universitäten ist es fast Vorschrift, daß jeder Kömmling sich sowohl den Kollegen wie ihren Frauen vorstellen soll, was ja mit Töchtern gesegneten Eltern gestattet, unverheirathete junge Leute ins Haus zu ziehen, ohne sich Etwas zu vergeben. Die Doktorfabriken, von deren Existenz uns boshafte Leute so viel erzählen, würden verschwinden, denn keine Fakultät brauchte mehr mit diesem Mittel auf Zuzug hinzuarbeiten. (Ein probates Gegengift wäre die in England bestehende Einrichtung, daß jeder Doktor hinter seinem Namen in Klammern den Namen der Universität angeben muß, an der er promovirt hat.) Und endlich könnten die Bibliotheken besser bedacht werden, da sich ein größerer Fonds auf eine kleinere Zahl vertheilte.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß das Programm des Hochschullehrertages sehr reich sein würde, selbst wenn er sich auf die erwähnten zwei Punkte beschränkte. Aber mir scheint, er muß seine Berathungen viel weiter ausdehnen, und zwar auf die Frage, ob es nicht seine Pflicht ist, erstens solchen Mitgliedern, die nicht zu ihrem Recht gelangen können, eine moralische

Unterstützung zu gewähren, und zweitens Ehrengerichte zu schaffen. Ich muß hier einige Fälle aus meinem Leben erzählen, so widerwärtig es mir auch ist, diesen Schleier zu lüften. Bald nachdem ich in Kiel mein Lehramt angetreten hatte, erfahre ich von einem Studenten, er habe gehört, daß ich mir mein Lehramt durch unschöne Handlungen selbst verschafft habe. Ich richtete einen Protest an das Konsistorium zu Händen des Rektors. Der Rektor, ein Theologe, der inzwischen nach Göttingen berufen worden ist, weigert sich, den Protest in Umlauf zu setzen. Nun erfahre ich, daß hinter dem Rektor der Prorektor steht, ein gewandter Mann, der eine ausgebreitete Thätigkeit an der Universität, der Marineakademie und der Marineschule ausübt, in Universitätkassenangelegenheiten arbeitet und außerdem im Vorstand der Konzertgesellschaft, als Chef der Volksküche und so weiter segenreich wirkt. Mir wurde vorgehalten, es sei doch der Fakultät bekannt, daß ich vorgeschlagen worden sei. Ich antwortete, Das schließe noch immer meine Einwirkung nicht aus, da doch mehrere Personen vorgeschlagen würden und, was der Fakultät bekannt sei, nicht nothwendig zu Ohren der Studentenschaft kommen müsse. Als mir der Rektor hartnäckig jede Mitwirkung versagte, wandte ich mich an das Ministerium mit der Bitte, eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, in der diese und andere Behauptungen geprüft werden möchten. Aber offenbar hat man bald Gelegenheit gefunden, in Berlin den Vorfall als harmlos darzustellen, denn das Ministerium begnügte sich mit einer formlosen Ehrenerklärung, die weder an die Fakultät noch an die Studentenschaft gerichtet war und durch den zufällig in Berlin anwesenden Rektor und einen anderen Theologen überbracht wurde; aber es that keinen Schritt, um den Verleumder aufzuspüren. Bald nachher hörte ich im Gespräch mit einem Kollegen zufällig von einer anderen Unwahrheit, die über mich verbreitet worden war; ich ersuchte ihn, mir die Person, von der er sie vernommen habe, zu nennen. Er weigerte sich, es kam zu beleidigenden Konflikten, die Sache ging an den Senat, er leistete als Ehrenmann Abbitte, aber das im Dunkeln schaffende Individuum wurde nicht bekannt. Wer solche Vorgänge aus dem Wunsch herleiten wollte, den phantasievollen Mann seinem Handwerk zu erhalten, oder aus der Ueberzeugung, daß man in einem ausgeräumten Sumpf nicht mehr herumplätschern könne, Der wäre in einem großen Irrthum befangen; sie sprießen aus einer in mißverstandener Kollegialität wurzelnden ethischen Homöopathie, welche die durch stilles Gerede geschlagenen Wunden durch stilles Reden heilen möchte. Und nun noch einen dritten Fall. Bekanntlich sind in Preußen die meisten Zuhörer der Professoren für Nationalökonomie Juristen, von denen jedoch nur die allerbescheidensten Kenntnisse im Referendarexamen gefordert werden. Deshalb muß sich der Nationalökonom angelegen sein lassen, seine Vorlesungen nicht in die von den juristischen Dozenten besetzten Stunden zu legen. Ich bemühte mich daher beim Antritt meines Lehramtes in Kiel, meine

Vorlesungen in solchen Stunden abzuhalten, die bisher von den Juristen verschmäht worden waren. Bald dehnte sich der juristische Vorlesungbetrieb auch auf sie aus. Da bat ich die Juristische Fakultät um ein Uebereinkommen; es wurde entschieden abgelehnt. Der Streit verschärfte sich, weil die Fakultät in der unumwunden ausgesprochenen Ueberzeugung, daß bei einer sechssemestrigen Dauer des juristischen Studiums der Student keine Zeit habe, sich mit Nationalökonomie zu beschäftigen, die wichtigste Vorlesung, nämlich die theoretische Nationalökonomie, gern auf einen kurzen Extrakt (die Grundlagen, die Elemente der Nationalökonomie) beschränkt gesehen hätte. Da nun in Berlin der Lehrerfolg des Professors rein äußerlich aus den von der Kasse übermittelten Besuchsziffern abgelesen wird, hatte die Angelegenheit für mich eine große Bedeutung: die Möglichkeit, aus der widrigen Lage eines Ersatzprofessors herauszukommen, wurde vermindert, zumal zwei frühere Unterminirungversuche mit geringem Erfolg abgeschlagen worden waren. Ich unterbreitete daher auch diese Angelegenheit dem preußischen Kultusministerium; es hat mir nie eine Antwort gegeben. Hieraus ergiebt sich, daß in den allerwichtigsten Angelegenheiten die höchste Behörde völlig versagt und andere Organe von dem Hochschullehrertag zu schaffen sind. So manche Angelegenheit könnte man im Anfang leicht ersticken, aber man läßt das Feuer im Stillen weiter schwälen, bis die Feuersbrunst nicht mehr gelöscht werden kann. Das Ministerium hat keine Organe, die sie zuverlässig über alle Universitätverhältnisse unterrichteten. Daß das Kuratorium für diese Aufgabe nicht genügt und eine ganz andere Ausgestaltung erfahren müßte, ist allgemein anerkannt. So spielen verschwiegene Gutachten und unkontrolirbare Nachrichten eine große Rolle und führen zu schwerwiegenden Entschlüssen. In den Universitätkreisen herrscht weithin Unzufriedenheit und Mißtrauen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, Männer, die die ausgesprochensten Individualisten sind, zu einem Hochschultag zusammenzubringen?

Doch ich wollte beweisen, daß er auch eine Art Ehrengericht schaffen muß. Meine erste nationalökonomische Schrift veröffentlichte ich vor bald fünfundzwanzig Jahren, zu einer Zeit, wo der „Liberalismus“ jener Tage nach Strohhalmen haschte, um sich am Leben zu erhalten. Ich sagte, das freie Arbeiterversicherungwesen Englands habe die ihm gestellte Aufgabe nur zum Theil zu lösen vermocht. Ich wurde heftig angegriffen, nicht nur mein Buch, sondern auch meine politische Gesinnung, sogar mein Charakter. Daß ich mich wehrte, war natürlich; es war obendrein meine erste Schrift, von deren Beurtheilung sehr viel abhing, mein Hauptgegner war angesehen, einflußreich und die Zahl meiner Gegner wuchs, während die meiner wenigen Freunde sich nicht vermehrte. Heute, wo der Sozialismus in England als eine streitbare Macht dasteht und die Arbeiter eine Alters- und Invalidenversicherung nach deutschem Muster fordern, werden ja auch die Herren Aschrott, Bärnreither

und Genossen nicht mehr daran zweifeln, daß ich die englischen Verhältnisse richtig beurtheilt habe; aber mir ist meine Polemik immer wieder vorgeworfen worden; sie hat mir sehr geschadet. Etwa acht Jahre später veröffentlichte ich zwei Bücher, in denen ich die von der Philologie ausgebildeten Methoden auf die nationalökonomische Literatur übertrug. Diese Methode wurde von dem Schüler eines angesehenen Gelehrten angegriffen; es hieß, die historische Interpretation sei verfehlt, die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte bestehe in der Feststellung des Einflusses, den die Schriftsteller ausgeübt haben. Philologen werden sich darüber wundern; aber wahr ist, daß die Mehrheit auf der Seite meines Gegners stand. Meine Studien hatten mich den Liberalismus des achtzehnten Jahrhunderts gründlich kennen lehren, ich hatte eingesehen, daß der Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts nur ein vermeintlicher Liberalismus war. Gegen diesen vermeintlichen Liberalismus (vulgo Manchesterthum) hatte die historische Schule gefochten; und nun benutzte der angesehene Gelehrte das Ergebniß meiner Arbeiten, um darzuthun, daß die historische Schule sich am Liberalismus vergangen habe. Die Polemik, in die ich verwickelt wurde, hat man mir wieder sehr übelgenommen. Ein letzter Fall. In Deutschland herrschte und herrscht zum Theil noch jetzt die Meinung, daß Rechtswissenschaft und Wirthschaftwissenschaft eng verschwistert seien. Sogar Roscher hat Das in einem Jugendaufsatz gelehrt. So unzerreißbar seien diese Zusammenhänge, daß Diese nicht ohne die Kenntniß Jener betrieben werden könne. Als ich in Greifswald meine Lehrthätigkeit begann, sagte, wie mir mitgetheilt wurde, ein Professor der Jurisprudenz, der jetzt an einer ostdeutschen Universität wirkt, es sei zu bedauern, daß ich die Pandekten nicht studirt habe. Greifswald hatte damals fünfzig bis sechzig Studenten der Jurisprudenz. In Königsberg bestand um diese Zeit die Einrichtung der Semesterprüfungen für die Inhaber von Stipendien. Ein alter Professor der Rechtswissenschaft, Verfasser eines halben Buches über das römische Erbrecht, Vorsteher eines Studentenheimes, auch in Kassenangelegenheiten thätig, suchte durchzusetzen, daß meine Prüfungnoten in der Nationalökonomie nicht angenommen würden, weil ich kein Jurist sei. Es war ein hinterlistiger Angriff auf meine Lehrthätigkeit. Der selbe Gelehrte war der seltsamen Meinung, daß die Nationalökonomie eine neue Wissenschaft sei. Er hatte offenbar, trotzdem er Anhänger des klassischen Dogmas war, nicht einmal des Aristoteles „Politik“ gelesen. Als ich in Kiel die angedeuteten Erfahrungen machen mußte und in den „Grenzboten“ die Behauptung aufgestellt wurde, daß die Nationalökonomie aus dem Sumpf, in den sie gerathen sei, nur durch die Jurisprudenz gerettet werden könnte, bewies ich in einem in Schmollers „Jahrbuch“ 1899 erschienenen Aufsatz, daß die Nationalökonomie eine ganz selbständige Wissenschaft ist, die emanzipirt werden müsse. Einige Jahre nachher sah ich, daß selbst Roscher, von dem man es nicht erwarten sollte, in einem späteren Buch den Ausdruck Emanzipation gebraucht hat. Für die der Schärfe

der Angriffe entsprechende Schärfe der Polemik wurde ich grausam bestraft; ich hatte mich an der Majestät der Jurisprudenz versündigt und erschien nicht nur als ein Trottel, sondern auch als ein Mensch von minderem Charakter. Ein Jahr später wurde ich von einer Universität an erster Stelle vorgeschlagen. Das Ministerium warf die Liste in den Papierkorb. Viel später erfahre ich auf Umwegen, einer der Gründe sei die Schärfe meiner Polemik, ein zweiter die geringe „Breite meiner kieler Lehrthätigkeit", die mir doch so sehr erschwert worden war, ganz abgesehen davon, daß ich sechs Jahre lang an der Marine-Akademie während des Winters wöchentlich eine dreistündige Vorlesung gehalten hatte, dann meine Kränklichkeit, die mindestens durch meinen Aufenthalt in Kiel vermehrt worden war. Merkwürdiger Weise wurde mir einmal vorgeworfen, ich habe mich nicht genug gewehrt. Auf Angriffe im Wirthshause zu antworten, verbietet mir meine Erziehung; an anderem Ort habe ich keinen Angriff unbeantwortet gelassen. Und der Einwand, daß die Feindsäligkeiten sich an der anderen Universität wiederholen würden, wird widerlegt sowohl durch die bekannte Vornehmheit der dortigen Juristischen Fakultät wie durch die Thatsache, daß ich zum ersten Mal in der Philosophischen Fakultät mehrere Männer vorgefunden hätte, mit denen ich an anderen Universitäten auf freundlichem Fuß gestanden hatte.

Diese Erlebnisse habe ich erzählt, nicht, weil es mir Vergnügen machte; Niemand berichtet gern von seinen Widerwärtigkeiten. Auch nicht, weil ich meinte, daß sie etwas Außerordentliches seien. Ich bin überzeugt, daß ganze Bände der „Zukunft" mit solchen Erzählungen angefüllt werden könnten. Sondern, weil man die Oeffentliche Meinung gegen den Hochschullehrertag einzunehmen versucht hat. Ich möchte ihr an einigen Beispielen zeigen, daß der Zusammenschluß wohlbegründet ist. Leider ist die Betheiligung der Hochschullehrer nicht allzu groß. Natürlich billigen die Geheimen Konsultation-Räthe den Auszug der Plebs nach Juvavia nicht. Andere wollen sich wahrscheinlich nicht mit den Brot-, Orden- und Titelspendern überwerfen. Noch Andere meinen, die „Gewerkvereinsbewegung" schicke sich für Beamte nicht. Ich wäre derselben Meinung, wenn die Behörde ihre Pflichten gegen die Beamten erfüllte. Aber daß es hier stark hapert, zum Theil aus Mangel an Organen, zum Theil aus Mangel an einer den heutigen Zuständen entsprechenden Gesetzgebung: Das hoffe ich dargelegt zu haben. Das war der zweite Grund, weshalb ich meine Erfahrungen nicht verschwieg. Die Hochschulen haben einen großen Schritt vorwärts gethan. Möge die erste Tagung nicht die letzte sein! Denn ein ungeheurer Stoff erwartet seine Bewältiger; er läßt sich nicht in einem Jahr erledigen. Der alte Beamtenstaat geht mehr und mehr in Trümmer. Weshalb? Weil er nicht mehr führt; und er führt nicht mehr, weil er keine Ideen hat. Aus der Welt der Hochschullehrer müssen die Ideen kommen, damit die deutschen Hochschulen wieder die Stellung erringen, die sie einmal besaßen und auf manchem, manchem Gebiet verloren haben. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

❦

Bauernreue.

Der Zug hält an einer kleinen Station und neue Passagiere drängen herein. In einem Nu ist der Wagen voll. Das Signal ertönt: und der Zug wälzt sich langsam über die Ebene.

Ich sitze in meiner Ecke und lese Goethe. Aber ich kann meine Ohren dem Gespräch nicht verschließen. Goethes Schatten wird es mir vergeben Nach eigener Aussage pflegte auch er Augen und Ohren offen zu haben. Ich höre also, während ich lese, Bruchstücke eines Gespräches. Eine wohlwollende Stimme stellt Fragen, die etwas von oben herab zu kommen scheinen; eine leise, unterthänige Stimme antwortet. Dazwischen höre ich Seufzer, die von einer weiblichen, ein Wenig rostigen Stimme kommen. Und während ich an Goethes „Ewigen Juden" denke (dessen Geschichte mir neu ist), merke ich, daß ich eine Kranke neben mir habe. Ein Blick zeigt mir ein gewaltiges Bündel Tücher, aus dem ein altes Weibergesicht schaut, und hinter dem Bündel entdecke ich ein demüthig zusammengekrochenes männliches Individuum mit rothem Kranzbart. Ich kehre wieder zu Goethe zurück. Gleich danach hält der Zug auf der Endstation, die in die Stammbahn einmündet.

Während ich auf den Zug warte, der mich weiterführen soll, sehe ich vor mir plötzlich das Paar, dessen Stimmen ich im Coupé gehört habe. Sie kommen über die Schienen, um auf den Perron, wo ich stehe, zu gelangen. Sie groß und stark, er klein und schwächlich. Die Alte geht schwer; auf den Schienen strauchelt sie und fällt gegen den Perron. Täppisch steht der Rothbärtige und faßt ihren Arm; sie liegt still, ohne einen Laut auszustoßen. Mit vereinten Kräften heben wir sie auf, führen sie bis an das neue Coupé, helfen ihr den Tritt hinauf und hinein. Als auch ich endlich sitze, fange ich wieder zu lesen an und vergesse das Geschehene.

Als ich nachmittags von Lund zurückkehre, wechsle ich auf der selben Station den Zug, steige wieder in das kleine Coupé und sehe vor mir einen Mann, den ich wiederzuerkennen glaube. Er hat einen schwarzen runden Hut über die buschigen Augenbrauen gezogen, trägt einen runden rothen Kinnbart und wirft ab und zu auf mich einen Blick, der deutlich den Wunsch nach einem Gespräch ausdrückt. Das kleine Geschehniß vom Vormittag hat mich jedoch so wenig beschäftigt, daß ich nicht einmal sicher bin, ob auch wirklich der selbe Mensch neben mir sitzt. Mir scheints so; und um ihm den Willen zu thun, frage ich ihn selbst.

„Ja", sagt er und nickt eifrig; „ich wars."

„Die Frau, die Sie bei sich hatten, war krank?"

„Ja", sagte er. Und seine Augen fahren unruhig und suchend herum. Er ist so voll von der Bürde seiner eigenen Geschichte, so belastet von den Ereignissen des Tages, daß mans ihm förmlich ansieht. Die dunkeln Arbeiterhände mit den groben Nägeln machen seltsame Bewegungen und der scheue Blick sucht für eine Sekunde den meinen, als möchte er meine Gedanken ergründen.

„Sie ist also krank?" frage ich.

„Ja", sagt er. „Da kann man nichts machen. Wenn die Krankheit kommt, muß man sie tragen."

Ich gebe Das im Allgemeinen zu. Und frage weiter: „Was für eine Krankheit ist es denn?"

Er sieht aus, als sei er dankbar für die Erlaubniß, von Alledem, was sein

Leben mit schwerer Last niederdrückt, sprechen zu dürfen; und sagt dann: „'s ist Wasser. Wasser im Leib. Man muß sie auspumpen. Darum ist sie drin."

„Haben Sie sie in Lund gelassen?"

„Ja."

„Im Krankenhaus?"

„Ja. Bis Freitag soll sie dort sein. Dann muß ich wieder hin und sie abholen." Er seufzt bei dem Gedanken. „Es ist schon lange. Im September hats angefangen. Seitdem ist sie immerzu drin gewesen. Immer zum Auspumpen. Jetzt ists das vierte Mal."

„Kann sie nicht mehr gesund werden?"

„Nein." Er seufzt wieder. Ein aufrichtiger, stiller, halb unterdrückter Seufzer; er läßt die qualvolle Hölle ahnen, die mit neuen Krankheitanfällen, mit Auspumpen, Stadtreisen, Beschwerden und endlosen Kosten auf ihn wartet. Dann blickt er mich starr an und fährt fort: „Daheim kann sie auch nichts thun. Das kann ja auch Keiner verlangen. Sie liegt fast immer. Und was sie braucht, muß man ihr bringen. Was soll man thun, wenn die Krankheit kommt!" Er blickt weg und sitzt jetzt schweigend da; es ist, als ob die Gedanken in ihm weiter ihr Spiel treiben und er sie nur nicht aussprechen könne.

Ich betrachte ihn, zögere und sage dann, immer noch in Angst, taktlos zu erscheinen: „Verzeihung, ich habe sie vormittags kaum gesehen. Ich las. Ist es Ihre Mutter oder . . . vielleicht . . . Ihre Frau?"

Er blinzelt heftig. „Es ist mein Weib." Und als er die Worte ausgesprochen hat, duckt er den Kopf zwischen die Schultern und die Augen fahren umher. „Sie ist viel älter als ich. Ich hab' sie nach ihrem Mann gekriegt. Ich war Knecht dort, als er gestorben ist. Er ist lange krank gewesen. Und so hab' ich sie gekriegt."

Das Letzte kam hastig und fast scheu heraus, als fürchtete er sich, ich könne ihn auslachen. Die ganze Geschichte lag darin; seine ganze kleine Geschichte. Liebe und Ehrgeiz, ein junger Mensch, der eine alte Frau nimmt und Haus und Hof mit ihr kriegt und nach und nach heraufkommt. Dann wird die Frau krank. Der an die Alte Gefesselte ist selbst früh gealtert und muß sie jetzt versorgen, weil er nun einmal daran gewöhnt ist, Das, was einst ihr gehört hat, sein zu nennen.

„Kinder sind keine da," sagt er nach einer Pause wieder. „Sie hat einen Sohn gehabt, wie ich sie nahm. Der ist gestorben. Seitdem hat sie keine mehr gehabt. Sie war zu alt."

„Ja, ja", sage ich (und ahme seinen eigenen Ton nach): „da ist nichts zu machen."

„Nein", erwiedert er und starrt auf die rüttelnden Wagenwände. „Freitag muß ich wieder hinein und sie abholen. Wenn die Krankheit kommt, muß man sie eben tragen."

Weiter ist nichts zu erzählen. Der Zug fährt langsamer und hält dann an der kleinen Station auf der Ebene. Der Mann lüftet den Hut und stolpert hinaus. Der Zug hält lange und ich habe Zeit genug, dem ehemaligen Knecht mit den Blicken zu folgen. Langsam, gebeugten Hauptes geht er dahin, schwer, als stampfe er mit jedem Schritt tiefer in das Räthsel hinein, dessen Lösung er grübelnd sucht. Während der Zug sich langsam in Bewegung setzt, sehe ich ihn zum letzten Mal, wie er sich, unansehnlich und zusammengeduckt, vom dämmernden Horizont abhebt.

Stockholm. Gustaf af Geijerstam.

Anzeigen.

Der große Bal. Drama in drei Aufzügen von Gustav Hermann. Leipzig, Giesecke & Devrient. Zwei Mark.

Aus dem Dialog dieses starken und ehrlichen Dramas haben sich mir vier Sätze eingeprägt. Leicht lassen sie sich zu einem kleinen Bilde zusammenfügen, in dem sich der Sinn der Dichtung widerspiegelt: dem thörichten Brauch, den Inhalt zu „erzählen", wenn man über ein dramatisches Werk Etwas sagen möchte, kann ich mich also getrost entziehen. „Wer der Ewigkeit ins Antlitz gesehen hat, muß seinen Reichthum an einsamen Plätzen bergen." Keinem, der sich nach einem hohen Leben sehnt, ist diese Erkenntniß fremd geblieben; doch auch Keiner, dem die Kraft verliehen ward, solchem Sehnen Erfüllung zu geben, wird in der kalten Luft einsamer Höhen frieren. Gegen den Frost feit ihn das Grauen vor der dumpfen Atmosphäre im Thal, die „Erkenntniß, daß ein Mensch, in dem Träume und Thaten nach Ausdruck und Ziel ringen, im alltäglichen Leben zu Grunde geht." Die freilich, deren Sehnen straffes Wollen und deren Wille kernige, sieghafte Kraft gebiert, sind rar; und größer, viel größer ist die Zahl Derer, die auf halbem Weg unentschlossen stehen bleiben, wenn das Behagen des Alltags seine stärksten Lockungen aufbietet. „Was ist dieses Ringen werth, gegen eine Stunde des Glückes an einem Herzen, aus dem uns gleichen Blutes Schläge entgegenpochen?" Und dann erst kommt es recht eigentlich zur Entscheidung, wer die Ganzen sind und wer die Halben, ob der Lebenskämpfer echte Menschlichkeit besitzt oder ob er aus einer Talmimasse geformt ist. Doch die innerliche Entscheidung und nicht das sichtbar Erreichte ist das Bestimmende; und so gleicht das Ziel Derer, die, ohne innere Harmonie gefunden zu haben, weiter eilen, allerdings „einem heidnischen Götzenbilde, dem großen Bal", dem kein Opfer genügt und der in seiner Unersättlichkeit auch noch den Opfernden selbst verschlingt. Die aber, deren Sehnsucht nach einem hohen Leben sich im Kampf gegen die Mächte des Alltags so gestärkt hat, daß ihnen der Erdenrest nicht peinlich, sondern leicht zu tragen wird, sie dienen in Wahrheit einem gütigen Gott und die Feuer seiner Altäre verzehren nicht die ihm dargebrachten Opfergarben, sondern läutern sie. Das Schicksal Eines, der nur ein Halber ist und doch ein Ganzer zu sein wähnt, giebt uns Hermann in seinem Drama; dort hat Einer sein Weib, sein Kind, seine Geliebte wirklich einem Götzen geopfert, dem Glauben an sich, denn dieser Glaube war nur ein Wahn; und er, der nur ein Schwacher und kein Starker ist, muß diesem Wahn selbst zum Opfer fallen. Solches im Drama gestalten zu wollen, ist des Dichters gutes Recht; nur eine anmaßliche professorale Aesthetik wagt, keck zu dekretiren, daß allein einer großen Persönlichkeit Leben dramatisch sei. Das Leben jedes Menschen ist dramatisch. Mag also Hermann sein reiches dichterisches Können an das Problem des „halben Helden" wenden, da es ihn doch besonders zu locken scheint (mir kommt dieser Gedanke in Erinnerung an sein Erstlingswerk, den „Triumph des Mannes"), wenn er nur noch, mehr als heute, den Schein des Schwankens und Zögerns vermeidet, der manchmal die bedenkliche Frage weckt: Steht hier nicht ein halber Held nur deshalb, weil es dem Dichter an Kraft gebrach, einen ganzen zu formen? Die Entwickelung vom „Triumph des Mannes" bis zum „großen Bal" läßt mich hoffen, daß es ihm einst noch gelingen wird.

Leipzig. Dr. Leon Zeitlin.

❧

Te Tohunga. Alte Sagen aus Maoriland (Neuseeland). In Bild und Wort von Wilhelm Dittmer. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Mit den Zeichnungen fing es an. Aus den Worten einiger alten Maori klang eine verschollene Welt. Die fremde Natur ringsum ließ sich schweigend bewundern; in ihren Einsamkeiten wohnte die Sehnsucht. Von Maorikunst hatte ich nie gehört; doch als sie mir geboten wurde, hatte ich keine Wahl mehr. Als ich sie zuerst erblickte, stieß sie mich ab. Was aber half es? Die Tage mußten benutzt werden. Die gewaltige immergrüne Natur war so köstlich: und verlockend war ihre Einladung, das Leben in ihr zu vergeuden, wie sie selbst vergeudete. Davor mich zu schützen, entstanden die ersten Skizzen nach alten Schnitzereien. Es wurden mehr. Mir zusehend, erzählte ein alter Maori von den Thaten seines Urahns, den ich nach einem geschnitzten Bild skizzirte. Es waren gewaltige Thaten. Am einsamen Lagerfeuer wurden sie in mir wieder lebendig und die Phantasie suchte in neuen Formen ungelenk etwas Neues auszudrücken. So entstand die erste Zeichnung. Bücher lehrten mich die alten Sagen; doch die abgebrochenen Erzählungen meines alten Maorifreundes zeigten sie lebendig meinem Auge. Die Zeichnungen mehrten sich; planlos, zwecklos. Was zuerst mich abgestoßen hatte, zog mich an; der Urwald träumte dazu, der Fluß rauschte und ein fremdes Volk erweckte Interesse und Freundschaft. Da kam eines Tages ein Reisender aus Europa durch das Land; er sah die Zeichnungen und sprach das Wort: „Buch machen!“ Und das magische Wort: „Ich verlege es!“ Dann ging er wieder nach Europa. Es ist vier Jahre her. Weil diese Worte im fernen Land gesprochen wurden, ist dies Buch entstanden. Sonst wäre es den ersten paar Zeichnungen wohl ergangen wie allen Dingen in der großen Natur: verwelkt, verweht; ich glaube, es wäre schade darum gewesen. Dann aber kam das Schreiben. Ich wollte, ein Anderer hätte es geschrieben. Es sind bessere Bücher geschrieben, von Leuten, die Gelegenheit hatten, die alten Sagen noch unverfälscht von den Wissenden zu hören. Von meinen alten Freunden konnte mein Stift das Leben und die Formen erhaschen; mit der Feder aber hatte es seine liebe Noth. Ein Bruchstück nur der alten Sagen enthält dies Buch. Es will lebendig erhalten, was ich von meinen tätowirten Freunden in langen, langen Tagen und Nächten eines sonderbar fremden Lebens empfangen habe. Das Wenige, was in dem Buch neu gesagt ist, macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch; es sollen nur Begleitworte zu den Bildern sein und ihnen den Weg bahnen. Und doch wäre vielleicht nichts aus dem Buch geworden ohne die Freunde, die sich die Zeichnungen allmählich erwarben, die ihre Hilfe spendeten und der schwankenden Hoffnung, die weltfremden Ideen künstlerisch festzuhalten, Zuversicht gaben. Zuletzt wurde Alles fertig. Und die Trennung kam; von der neuen Heimath zurück zur alten. Ich aber denke am Liebsten an den Anfang zurück. Als am breiten Fluß unter der Weide das Zelt aufgeschlagen war, vom Maoridorf fröhliche Laute herüberschallten und langsam das Verständniß für eine neue Welt in mir erwachte. An die Zeit, da jeden Morgen die Sonne goldig über die Hügel aufstieg und nachts die Sterne sich im Flusse spiegelten; da allmählich die Weide sich gelblich färbte und mit ihren fallenden Blättern das Zelt vergoldete, das Lagerfeuer fröhlicher knisterte, der Rauch blauer in die Lüfte stieg und die ersten Zeichnungen entstanden.

Hamburg. Wilhelm Dittmer.

An die Pessimisten.*)

Ich rechte nicht mit Euch, die Ihr das Leben
Nur findet in des eignen Selbsts Zernichtung,
Die Ihr verkennt, Propheten falscher Dichtung,
Was es erheischt: für sich und Andre leben,

Ich geb' Euch Recht: nichts frommt das Einzelstreben,
Nichts schafft des Menschengeistes Einzelrichtung:
Doch wer das All erschaut, Dem wird Verpflichtung,
Sich einzuordnen in der Allmacht Weben.

Nicht tote Massen sinds, die uns vereinen,
Die aus der Vorzeit taubem Urgestein,
Ein falscher Schatz, zu uns hinüberscheinen:

Es ist der Menschheit uranfänglich Meinen
Vergangner Tage Denken, Dichten, Sein,
In dem wir uns zu neuem Streben einen.

Karl Lamprecht.

Kursfabrikation.

Geheimrath Hemptenmacher, der Staatskommissar an der berliner Börse, hat in einer Erklärung neulich die Art der Kursfeststellung in einem besonderen Fall getadelt. Es handelte sich um eine „Bestens-Ordre" zum Ankauf eines Industriepapiers, das keinen großen Markt hat. Da nur ein Stück im Nominalbetrag von 1000 Mark gefordert war, mußte auffallen, daß wegen dieses kleinen Umsatzes der Kurs des Papieres um 4¼ Prozent erhöht wurde. Schon nach wenigen Tagen ging der Kurs auf den früheren Stand zurück. Geheimrath Hemptenmacher (der eben von einer amerikanischen Studienreise zurückgekehrt ist und drüben wahrscheinlich gesehen hat, welche Folgen mangelhafte Börseneinrichtungen haben können) sagte in seiner Erklärung, die unmotivirte Schwankung des Kurses wäre vermieden worden, wenn der Kommissionär, der den Kaufauftrag für 1000 Mark „bestens" gegeben hatte, und die Kursmakler, die dem Gelegenheitverkäufer den um 4 Prozent höheren Kurs zubilligten, als sachverständige Kaufleute und nicht als „Maschinen" gehandelt hätten. Da die Steigerung nur durch den einen Auftrag motivirt war, mußte der Kommissionär den Muth haben, seinen Auftrag zu limitiren oder ganz zurückzuziehen und diesen Entschluß dann vor dem Auftraggeber zu vertreten. Wenn der Vermittler versagte, mußten die Kursmakler sich bemühen, andere Börsenbesucher hinzuzuziehen oder, wenn Das nicht mehr möglich war, den Kurs zu streichen. Der Staatskommissar gilt allgemein als ein sehr tüchtiger Mann von angenehmsten Umgangs-

*) Ein Jugendgedicht des Schöpfers der „Deutschen Geschichte". Ein Studentengedicht. Und ein interessantes Zeugniß von der Stimmung deutscher Musensöhne, die Schopenhauer gelesen und dann die Jahre des großen Krieges erlebt hatten.

formen. Gerade weil Herr Hemptenmacher ein ruhig die Dinge abwägender Mann ist, wunderte die Börse sich über die Abkanzelung der Kursmakler; und dem Staunen folgte bald auch Entrüstung. Die äußerte sich allerdings meist sotta voce, da man doch nicht riskirte, dem Herrn Geheimrath im üblichen Börsenjargon die Meinung zu sagen. Aber man ist seitdem nicht mehr recht zufrieden mit ihm. Und doch muß jeder Unbefangene dem Staatskommissar im Prinzip zustimmen. Die Art, wie die Kurse gemacht werden, und die unzureichende Information, die das der Börse fremde Publikum durch den Kurszettel empfängt, wirken oft schädlich. Wenn also der oberste Aufsichtbeamte der größten deutschen Börse einmal frisch von der Leber weg seine Meinung ausspricht, so verdient er für solche Offenheit Dank.

Der Einzelfall, der das Stürmchen entfesselte, lehrt zunächst, daß man nicht unlimitirte Börsenaufträge für Papiere geben soll, die nur in geringen Posten umgesetzt werden. Das Publikum glaubt, wenn es den Bankier beauftragt, ein Papier „bestens" zu kaufen oder zu verkaufen, es werde wirklich den absolut besten Preis erzielen; vielleicht will es auch keinen bestimmten Kurs angeben, weil sich die Möglichkeit bieten könnte, einen noch günstigeren Preis zu erlangen. Man hofft auf einen Vortheil bringenden Zufall. Dieser Gedankengang führt aber in die Irre. Jede „Bestens-Ordre" liefert den Auftraggeber in die Hände des Gegenkontrahenten. Der macht den „besten" Kurs; und der Käufer oder Verkäufer muß ihn annehmen, weil er sich durch den unlimitirten Auftrag gebunden hat, zu dem zu erzielenden besten Preis abzuschließen. Er bekommt eben immer nur den relativ besten Kurs. Macht sich Einer diese Konsequenzen klar und will er das Papier um jeden Preis erwerben oder verkaufen, so hat der Auftrag, das Geschäft „bestens" zu erledigen, natürlich kein unbekanntes Risiko mehr. Der nicht Eingeweihte macht in stillen Zeiten aber üble Erfahrungen. In diesen Tagen stieg Schlesische Zinkhütte bei einem Umsatz von 3600 Mark um 12, Norddeutsche Steingut bei 1000 Mark Umsatz um 9½ Prozent; Müller Speisefett verlor bei einem Umsatz von nur 5000 Mark beinahe 7 und Donnersmarckhütte bei 3000 Mark Umsatz 8½ Prozent. In Zeiten solcher Geschäftsstockung soll man sich vor der Ertheilung nicht genau begrenzter Aufträge hüten. Das Publikum darf in solcher Zeit keine Ordres geben, deren Erledigung in einem wesentlichen Punkte dem Zufall überlassen wird. Das versteht Jeder. Streitig und durch das Vorgehen des Börsenkommissars zur Debatte gestellt ist die Frage, ob der vermittelnde Bankier (der Kommissionär) nur als Maschine zu fungiren hat oder ob er in gewissen Fällen als denkendes und selbständig handelndes Wesen dem Kunden gegenüber auftreten darf. Die Pflichten des Kommissionärs sind im Handelsgesetzbuch geregelt. Da heißts, daß er das übernommene Geschäft mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes auszuführen und das Interesse des Auftraggebers wahrzunehmen hat. Das versteht sich eigentlich von selbst. Im Prinzip muß der beauftragte Bankier nach den Weisungen des Kunden handeln; aber das Handelsgesetzbuch läßt auch eine Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches gelten, die sagt, daß der Beauftragte berechtigt ist, von den Weisungen des Auftraggebers abzuweichen, wenn er den Umständen nach annehmen darf, daß der Mandant bei Kenntniß der Sachlage die Abweichung billigen würde. Der Kommissionär hat dem Auftraggeber seine Absicht vorher anzuzeigen, wenn nicht mit dem Aufschub Gefahr verbunden ist. Durch diesen Paragraphen ist zweifellos der vermittelnde Bankier geschützt, der, in Wahrung der Interessen seines Kunden, einen Börsenauftrag nicht

ausführt, wenn die Ordre nur zu einem beträchtlich veränderten Kurs erledigt werden kann. Will der Zufall, daß am Tag nach dem nicht ausgeführten Auftrag der Kurs beträchtlich steigt oder sinkt oder daß die Aktie gar unverkäuflich geworden ist, so kann der Kunde den Bankier nicht haftpflichtig machen, der nachzuweisen vermag, daß er das Interesse des Auftraggebers gewahrt hat. Dieser Nachweis ist oft schwer; aber unter ehrlichen Kontrahenten, die genau wissen, daß sie einander nicht übervortheilen wollen, wird es kaum zu solcher Beweisführung vor dem Richter kommen. Der Bankier kann die Intelligenz und Ehrlichkeit der Kunden prüfen; hegt er Zweifel, so braucht er dem Auftraggeber nur zu sagen, daß er sich bei unlimitirten Aufträgen strikt an die Ordre halten werde, oder kann die Ermächtigung fordern, unter Umständen nach bestem Wissen handeln zu dürfen. Er kann sich sogar schriftlich bestätigen lassen, daß er „außer Obligo" ist. Die Vermittlergebühr, die der Bankier bekommt, ist nicht hoch: 50 Pfennige für je 1000 Mark. Sagt also Einer, er habe keine Lust, sich für $1/2$ Promille noch besondere Unannehmlichkeiten zu machen, und ziehe deshalb vor, nur als Maschine zu fungiren, so darf mans ihm nicht verübeln Bequemer ists, sich streng an den Auftrag zu halten; ob der Kommissionär dann aber stets gegen den Vorwurf geschützt ist, die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes vernachlässigt und das Interesse des Kunden nicht genügend gewahrt zu haben: Das ist eine andere Frage. Jedenfalls bietet das Gesetz dem ehrlichen Vermittler die Möglichkeit, sich, wenn er gewissenhaft gehandelt hat, gegen Ansprüche des Auftraggebers aus selbständig geänderten Dispositionen zu schützen. Damit scheint mir die Frage bejaht, ob der Kommissionär unlimitirte Aufträge im Interesse seines Kunden unter besonderen Umständen unausgeführt lassen darf.

Wäre die Kursnormirung nicht von so vielen unberechenbaren Faktoren abhängig, so brauchte man das Verhalten des Bankiers bei unlimitirten Aufträgen nicht erst zu erörtern. Da sind aber, zum Beispiel, die Gelegenheit-Käufer oder -Verkäufer, die sich gern vor den Maklerschranken mausig machen. Sie betreiben die Ausnutzung unlimitirter Aufträge als Gewerbe und verfahren dabei so vorsichtig, daß sie die Kursdifferenzen, die ein Anzeigen an den Maklertafeln durch Minus-Minus- oder Plus-Plus-Zeichen nothwendig machen, stets um Bruchtheile unterbieten, damit nicht Konkurrenz herangezogen wird. Diese Tafelzeichen gelten nämlich als Warnungsignale. Das Börsenpublikum wird, wenn auch nur aus Neugier, an die Schranke gelockt: und nun ist gewöhnlich den Leuten, die im Trüben fischen wollten, das Handwerk gelegt; in der Menge ist oft ja noch ein zweiter Interessent, der dann mit dem „Versucher", kaufend oder verkaufend, in Wettbewerb tritt Auch die Ursachen der starken Kursabweichung müßten auf den Tafeln angegeben werden. Das Publikum sieht nur die Zeichen, weiß aber nicht, ob die Kursveränderung durch Nachrichten über das Unternehmen begründet ist oder ob sichs nur um das Manöver eines spekulativen Schrankengastes handelt. Wer nur den Kurszettel liest, weiß nicht, daß man Börsengeschäfte fingiren kann, um Kurse zu erzielen, zu denen den Kunden nachher an der Theke die Papiere aufgehängt werden Der Bankier sagt sich: „Ich verdiene am Börsengeschäft schon so wenig, daß mir Niemand einen Vorwurf machen kann, wenn ich meine Waare so theuer wie möglich loszuschlagen suche. Und wer mich nach meiner Ansicht fragt, muß die Harmlosigkeit eines Wickelkindes besitzen, wenn er glaubt, ich verkaufe ihm auch die noch für 50 Pfennige aufs Tausend." Mit diesem begreiflichen Cynismus muß man rechnen. Werthpapiere sind Waaren wie andere.

Ist Nachfrage, aber kein Angebot, so geht der Kurs in die Höhe. Ein Thor, wer die Konjunktur nicht ausnützt! So darf vielleicht der Privatbankier denken, dessen Hände von der Sünde der Emissionen rein sind. Wer aber an der Schaffung neuer Papiere mitschuldig ist, bleibt für deren Kurs auch mitverantwortlich. Die Emissionsfirmen sollen, im Interesse ihrer Aktionäre und Depositengläubiger, darauf bedacht sein, ihre Liquidität nicht zu schwächen und die Ertragsfähigkeit ihres Kapitals nicht zu verringern. Man darf sie also nicht verpflichten, alles auf den Markt gelangende Material, das keine anderen Käufer findet, aufzunehmen. Das können die Banken nicht, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Bei kleinen Umsätzen, die abnorm große Kursveränderungen bewirken, sollten sie aber nicht die Hände in den Schoß legen. In dem vom Staatskommissar getadelten Fall brauchten die Herren des Emissionshauses die verlangten 1000 Mark, also eine einzige Aktie, nur aus ihrem Portefeuille zu nehmen: dann konnte der Kurs nicht um 4¹/₄ Prozent steigen. Oft haben die Emissionsfirmen freilich selbst ein Interesse daran, nicht in die Kursentwickelung einzugreifen, weil sie billig kaufen oder theuer verkaufen wollen. Da paßt ihnen der unlimitirte Auftrag dann in den Kram. Das ist kein Verbrechen; aber auch kein löbliches Handeln. Die Banken dürfen ihre Aufgaben nicht in der möglichst vorteilhaften Ausnutzung des freien Kapitals sehen; je mehr sie an Macht und Ausdehnung zunehmen, desto ernsthafter müssen sie auch die Interessen des ganzen Marktes und seiner Kundschaft bedenken. Wenn sie das Publikum in guten Zeiten zum Effektenkauf animiren, dürfen sie es in kritischen Tagen nicht sich selbst überlassen. Durch die Börsenorgane sind die Banken nicht zu kontroliren. Zur Intervention kann man keine Bankfirma zwingen; meist ists auch nicht möglich, den Vertreter des in Betracht kommenden Hauses erst von dem auszuführenden Auftrag in Kenntniß zu setzen und anzufragen, ob die Firma eingreifen will. Nur ein Trost bleibt: die Bank, die sich in zu auffälliger Weise vor der Sorge um die von ihr emittirten Papiere wegdrückte, würde schließlich den Kredit verlieren. Dadurch ist das Publikum aber nicht vor „fabrizirten" Kursen geschützt.

In welchem Umfang der Kursmakler aus den (zum Theil unzureichenden) Bestimmungen über die Börsennotiz Nutzen zu ziehen vermag, ist generell schwer zu sagen. Daß in einzelnen Fällen Makler disziplinarisch bestraft worden sind, beweist noch nichts gegen die Institution. Verfehlte Spekulationen können den Makler leicht um seine Unabhängigkeit bringen und seine Zuverlässigkeit mindern. Das sind Ausnahmen; und schon deshalb ist fraglich, ob die Umgestaltung des Institutes der Vereideten Makler die Kursmängel völlig beseitigen würde. Man könnte wenigstens aber die Umsätze und die Kontrahenten amtlich mittheilen. Was dagegen spricht, ist, wie ich schon einmal hier gesagt habe, eine technische Schwierigkeit: das amtliche Kursblatt könnte zu spät fertig werden. Doch sollte man einstweilen die wichtigen Umsätze an der Börse veröffentlichen, damit die Zeitungen in einer besonderen Rubrik neben den Kursveränderungen auch die Umsätze, die sie bewirkt, und die Kontrahenten, die den äußeren Anstoß dazu gegeben haben, nennen können. Zu verheimlichen braucht man diese Dinge ja nicht; so gut wie der Bankier kann auch das Publikum sie erfahren. Oder will man ihm, um es zur Aufnahme großer Papiermengen willig zu erhalten, die Illusion bewahren, daß auf den Kurs von Menschenhand eben so wenig einzuwirken ist wie auf das Wetter? Wers glaubt, zahlt mehr als einen Thaler. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 7. September 1907.

Marokko.

Drei Brüder.

Muley Hassan hat fast einundzwanzig Jahre lang als geistliches Oberhaupt über das Heilige Land des Erdwestens geherrscht. Noch im vorletzten Jahr seiner Regirung schrieb, am einundzwanzigsten Juli 1892, Sir Charles Euan Smith, Englands Gesandter, aus Tanger an Lord Salisbury: „Auf den Sultan hat kein europäischer Gesandter auch nur den geringsten Einfluß. Keiner hat bisher solchen Einfluß gehabt. Keiner wird ihn je haben. Man darf als sicher betrachten, daß der Sultan alle europäischen Gesandten unausstehlich findet und alle, ohne Ausnahme, mit der selben Gleichgiltigkeit behandelt, wenns ihm nicht gerade in den Kram paßt, einen gegen den anderen auszuspielen." Smith war, als Greens Nachfolger, nach Fez geschickt worden, um einen anglo-marokkanischen Handelsvertrag vorzubereiten (der Führer seiner Escorte war der Schotte Maclean, den Raisuli jetzt in die Falle zu locken verstand); hatte in der Residenz, wo der Sultan ihn zweimal zu langer Audienz empfing, Auge und Ohr aufgethan; war nach zwei Monaten aber ohne Vertrag wieder abgereist. Nichts zu machen. Wenn Alles zur Unterzeichnung fertig schien, schlug der Maghzen vor, ein Wort zu ändern: und die Schacherkomoedie fing von vorn an. Alte Orientalenmethode. Die Muley Hassan noch zeitgemäß fand. Draußen hielt man ihn, der Würdenträger mit Friedensbotschaft an die europäischen Höfe geschickt und dem Deutschen Reich ein Handelsabkommen bewilligt hatte, für einen verträglichen Herrn; auch in London, bis Smiths Bericht im Foreign Office eintraf. Drinnen wußte man, daß er die Christen verachte und hasse, wie der echte Mohammedaner den Rumi verachten und hassen soll. Wußte aber auch, daß seine Macht nicht

weit reiche. Wenn er sie im Norden gesichert glaubte, erwies sie sich im Süden als morsch; wenn er Fez beruhigt hatte, begann in Marakesch (Marokko) der Aufruhr. Wer den Scherifenthron wahren wollte, mußte leben wie ein kriegerischer Kapetinger. Immer bereit sein, aufs Roß zu steigen, um einen rebellischen Stamm zu strafen, und morgen die Mahalla wieder gegen den Feind zu führen, der gestern auf Jahre hinaus besiegt schien. Muley Hassan hats gethan. Ein Soldat. Ein Bronzekerl ohne Nerven, dem auf dem Rücken seines Pferdes so wohl war, wie im Arm der heißesten Haremsfrau. Er hatte gehofft, das Kaiserreich Marokko aus einem geographischen Begriff in eine politische Realität wandeln und als souverainer Landesherr, nicht nur als geistliches Oberhaupt, thronen zu können. Starb aber, ehe dieses ferne Ziel erreicht war, im Frühling 1894 auf einem Strafzug in der Gegend von Tadla.

Starb, ehe der Nachfolger bestimmt war. Das Thronerbrecht ist im Reich der Scherifen nicht durch ein festes Gesetz geregelt. Der Sultan, der eher ein Dalai Lama oder Papst als im Europäersinn ein Kaiser ist, darf unter seinen Söhnen zum Thronfolger Den wählen, der ihn der tauglichste dünkt; der Erbe der Baraka, des göttlichen Funkens. Auch das Volk kann, wenn es sich stark genug fühlt, mitreden und einen Marabut, einen Heiligen Mann, niedrigster Abkunft küren. Der Reinste, Weiseste, dem Gott des Korans Ergebenste soll des höchsten Priesteramtes walten. Muley Hassan hinterließ drei Söhne, an die für die Nachfolge zu denken war: Muley Mohammed, Muley Hafid, Muley Abd ul Aziz. Welcher soll Sultan sein? Der Jüngste, sprach Ba Achmed, einer der am Hof Mächtigen; und dachte dabei: Der bleibt mir am Längsten unter der Fuchtel. Den Namen des neuen Herrn mußte das Volk zugleich mit dem Tode des alten erfahren. Also wurde Muley Hassans toter Leib mit Kräutersäften gesalbt, geschminkt, aufs Pferd gebunden und, wie ein lebender, in feierlichem Zug nach Rabat geleitet, in die zwiefach ummauerte Heilige Stadt der Kaisergräber. Inzwischen war Zeit gewesen, Eilboten nach Fez zu schicken und für die Thronfolge Alles klug zu ordnen. Am siebenten Juni 1894 vernahm der Maghreb, daß Muley Hassan gestorben, Muley Abd ul Aziz Sultan geworden sei. Vernahm auch, daß der Vater selbst just diesen Sohn, das Kind einer schönen und zärtlich geliebten Tscherkessin, früh als den Erben der Baraka erkannt und für den höchsten Sitz im Belad el Maghzen ausersehen habe. War er nicht sorgsamer erzogen worden als seine Brüder? Hatte der Vater ihn nicht schon durch den Namen als den Mann Gottes bezeichnet? Niemand widersprach. Regirung und Hof, Chorfas und Marabuts huldigten dem neuen Sultan und mit dem Jubelruf lenzlicher

Hoffnung grüßte ihn die Stimme des Volkes. Ba Achmed hatte für Alles schlau vorgesorgt; und war als Großvezier nun der gewaltigste Mann im Scherifenreich. Die älteren Brüder des Sultans wurden eingesperrt. Der kaum Sechzehnjährige mußte vor Anschlägen geschützt werden. Fing aber bald an, gefährliche Fehler zu machen. War sein Vertrauter von England gekauft? Sir Arthur Nicolson, der 1895 Smith ablöste, setzte seine Wünsche in Fez fast immer durch. Maclean, den die Königin Victoria adelte und zum Hosenbandritter ernannte, bekam das Kommando der Reiterei. Ein maurischer Britengünstling, der sich aus London auch the most noble order of the Garter geholt hatte, wurde Generalissimus. Als nach Faschoda die Gefahr eines franko-britischen Krieges nah schien und die Admirale Ihrer Majestät offen von der Möglichkeit sprachen, bald in Algerien zu landen, galt Marokko als sicherer Flottenstützpunkt; von dort aus, hieß es, zünden wir in Algerien ein Feuer an, dessen Qualm die Franzosen rasch ausräuchern wird. So sah es aus, als Abd ul Aziz noch nicht vier Jahre lang auf dem Thron saß. Und seitdem ists nur schlimmer geworden. Der Machtbereich des Sultans hat sich verengt, nicht erweitert. „Der Vater war ein Krieger; der Sohn ist ein Schwächling. Der Vater foppte die Fremden; der Sohn läßt sich von ihnen gängeln. Der Vater war bis zum letzten Hauch dem Propheten treu; der Sohn ist ein Nasrani (Europäer) geworden." In Nord und Süd hörte mans. Wo war Abd ul Aziz je an der Spitze einer Mahalla zu sehen? Nach langem Zögern schickte er wohl eine Strafexpedition gegen unbotmäßige Stämme; erwies der Feind sich als stärker, dann gab der Sultan nach. Saß, zwischen seinen dreihundert Weibern, im Harem und war selig, wenn ihm vom Balkan oder aus der Krim neue Tänzerinnen geschickt wurden. Vergnügte sich von früh bis spät an Europäerspielzeug. Fahrrad, Mikroskop, Kinetoskop, Kinderstubeneisenbahn: Das ist sein Zeitvertreib. Dafür und für Weiber vergeudet er Schätze. Wer dem weichen, wollüstigen Knaben solchen Tand schafft, kann Alles erreichen; auch gegen das Gebot des Propheten. Deshalb herrscht heute der Fremdling im Maghreb. Ein Scheich, der gemartert und dann gefragt wurde, warum sein Berberstamm sich gegen die Regirung erhoben habe, gab die trotzige Antwort: „Wir sind aufgestanden, weil der Sultan Marokko den Engländern verkauft hat." Das war schon ums Jahr 1900 Oeffentliche Meinung. Die Zeitstimmung schien für einen Mahdi reif. Allah mußte einen Starken schicken, der die Ungläubigen vernichtete, die Güter nach gerechter Satzung vertheilte und das Reich des Musulmanenglaubens auf festere Grundlage stellte. Noch kam er nicht. Schon aber tauchten Roghis (Prätendenten) auf. Seit fast fünf Jahren

zieht der Roghi Bu Hamara durchs nordöstliche Grenzland. Ich, spricht er, bin Muley Mohammed, Hassans ältester Sohn; bin dem Kerker entflohen und komme, als rechter Erbe das Reich von einem feigen Tyrannen zu erlösen. Der Maghzen wehrt sich gegen den Verdacht; zeigt, hinter Gitterstäben, Muley Mohammed einer Abgeordnetenschaar. Die soll dem Volk dafür bürgen, daß der Roghi nicht Hassans Aeltester ist. Wer aber würde Den heute noch erkennen? Und wer bürgt für die Bürgen? Bu Hamara hält sich in der Gegend zwischen Fez und Udjda und keiner Mahalla gelingts, ihn aufs Haupt zu schlagen. Die Zahl der Stämme, die ihm anhangen, steigt. Und auch im Süden kommt das Land nicht mehr zur Ruhe. Damit das unheilvolle Schauspiel solcher Prätendentschaft sich nicht erneue, wird Hassans zweiter Sohn, Muley Hafid, in Freiheit gesetzt. Seit dem Jahr 1902, wo Fez zur einzigen Residenz der Alidendynastie wurde, haust er als Statthalter des Bruders in Marakesch. Der ist dankbar, dachte der Hof. Der bricht dem Sultan niemals die Treue. So schiens auch. Hafid gab sich als zuverlässigsten Lehnsmann des Sultans und versagte sich standhaft, noch nach der Ermordung Mauchamps, der Versuchung, gegen Abd ul Aziz als Thronwerber aufzutreten. Gewinnt, schon weil er dem Vater ähnelt, nach und nach aber unter Mauren und Südberbern Anhang.

Auf Ba Achmed war Ben Sliman gefolgt. Der, hieß es, ist nicht, wie sein Vorgänger, mit englischem Geld gekauft; aber mit französischem. Der thut ja Alles, was der algerische Nachbar ihm vorschreibt. Dafür zeugen auch das franko-britische und das franko-spanische Abkommen. Die Deutschen sollen uns helfen? Sind Rumis wie die Anderen. Und wer weiß, ob sie zu solchem Werke Kraft genug haben? Die Paschas, Kaids, Scheichs werden von Mond zu Mond selbständiger. Raisulis Beispiel lockt Manchen in ein üppiges Brigantenleben. Algesiras sichert den Sieg der Franzosen. Was ist nun noch zu hoffen? Nichts, so lange Abd ul Aziz regirt. Der ist ja nicht einmal stark genug, einen Banditen zu zügeln. Muß ihm die Herrschaft über Tanger lassen und froh sein, wenn er da still sitzt. Als Mauchamp getötet ist, hißt Frankreich in Udjda die dreifarbige Fahne. Niemand wehrt ihm. Was war Euer Schwatz von deutscher Hilfe? Eine Fantasia. Gaukelspiel ohne Bedeutung. Der Sultan schwankt und zagt, zaudert und plaudert, regt sich aber nicht kräftig. Sacht glimmt der Funke weiter. „Verrathen sind wir; verkauft. Vom Atlas bis zur Küste wird morgen, an zwei Meeren, der Fremde befehlen, wenn wirs nicht hindern." Da wird Casablanca beschossen und die Ruhe toter Marabuts gestört: und in Wirbeln flackert die Brunst auf. Auch Muley Hafid ist nun zum Abfall bereit. In Marakesch ruf ihn der Muezzin nach dem Morgengebet zum

Sultan aus; und nach ein paar Tagen hat sich im Südchaos eine Mehrheit für ihn erklärt. Im Norden läuft der Name Muley Mohammed von Mund zu Mund; und Niemand vermag zu sagen, ob der angeblich noch eingekerkerte Prinz, ob der Roghi gemeint ist. Einem Zauberer (Ma el Ainin), einem fremdenfeindlichen Pascha (Ma es Salam) strömt Gefolgschaft zu; und Raisuli spottet der Widersacher. Ueberall langt das aufgescheuchte, fanatisirte Volk nach einem Haupt, einem Heiligen Mann, der in Lebensgefahr dem Islam des Westens Führer und Retter sein könnte. Hafid scheint einstweilen der Stärkste der drei Hassanssprossen. Ein bärtiger Krieger, kein fahler Weiberknecht. Ein strenggläubiger Musulman, nicht ein Nasrani, der das geweihte Haus der Ahnen mit dem Teufelskram der Europäer verunreinigt. Saht Ihr ihn zu Roß? Des Vaters Haltung. Aus seinem Blick strahlt die Baraka. Doch die Stammeshäupter sind im Lauf der Jahre mißtrauisch geworden. Sie wissen, daß sie von Abd ul Aziz nichts zu erwarten haben; fordern von seinem Nachfolger aber die Leistungprobe. Ist er der Mahdi, der ersehnte Meister der Schicksalsstunde, dann eint er die Stämme durch den Ruf zum Heiligen Krieg.

Der Heilige Krieg.

Seit den Tagen, da Gordon und Kitchener gegen den Mahdi Mohammed Achmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen. Doch ein klarer Begriff gesellt sich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islams hinausschickt. Hinaus in die Welt, die islamischer Anschauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessen Nachbarbezirk (wo kein Ungläubiger hausen, kein Thier athmen, kein Pflugschar die Scholle furchen darf), den Hedjaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Rumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden darf), und die tributpflichtigen Länder (wo der Fremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka, Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge dem Musulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder, die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubenstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Djehad, das Werk heiligen Eifers,

in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Auserwählten sein. Ein leiser Ruf: und die Djehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit.

Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Jammerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheiles zu hoffen, so darf der Iman nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nutzt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkauft. Die Summe hat der Iman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai stehen dem Staatsschatze zu. Das letzte Fünftel der Gesammtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Mekkapilgern zufallen. Vor

der Theilung werden Alle bedacht, die zwar nicht mitgefochten, sich aber um die gute Sache verdient gemacht haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er den Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes wirksam scheinende Mittel.

Werden wirs erleben? Ist Muley Hafid der Meister der Schicksalsstunde? Er ward berufen, weil sein thronender Bruder den Fremden zu viel Raum und Einspruchsrecht ließ; weil er am Weihewerk des Propheten ein Verräther schien. Hafid, so hofft man, hat den Willen und die Faust, die unabhängigen, bis heute unzähmbaren Stämme in eisernem Reif zusammenzuschmieden und die Europäer übers Meer zu jagen oder in Ghettos zu pferchen. Also wills Allah, wills sein Prophet; wills auch der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen. Was würde aus ihnen, aus dem Maghzen, den Kaids, Scheichs, Ulema, wenn Marokko Europens Kulturformen annähme? Machtlos würden sie; könnten die alte Kundschaft nicht mehr schatzen; müßten verarmen. Drum wehren sie sich; nicht nur des Glaubens wegen. Drum hat ihre Wuth sich gegen die weißen Eindringlinge gewaffnet, die einen Schienenstrang durchs Scherifenland legen, seine Wirthschaft mit dem ehrfurchtlosen Blick des Rumi kontroliren, in den Handelsstädten die Polizeigewalt an sich reißen, in Casablanca den Hafen ausbauen wollten. Noch sinds regional begrenzte Unruhen, Theilaufstände, die eine kleine, vom Feuer der Schiffsgeschütze unterstützte Schaar disziplinirter Truppen niederzuzwingen vermag. Wie lange? Ein Führer, eine Fahne: und der Sturm der Djehad fegt die wirr nach verschiedener Richtung strebenden Stämme zur Einheit zusammen. „Niemals kommt der Tag, an dem unser Volk sich ins Joch der Fremdherrschaft fügt; eher läßt der letzte Maure sein Leben." Muley Hassan hats 1884 gesagt. Muley Hafid soll ihm im Wesen sehr ähnlich sein. Und wenn er zaudert: kann Bu Hamara, der sich auch Hassans Sohn nennt, nicht handeln? Abd ul Aziz in der Verzweiflung nicht das Hirn und den Arm eines Starken dingen?

Die Gefahr scheint ungeheuer. Ist vielleicht aber nicht so nah, wie sie scheint. Ein neuer Sultan braucht Geld und ist leicht zu lenken, wenn er die Goldfädchenschlinge erst um den Hals hat. Sollte Frankreich von der Strömung gar nichts gewußt haben, die Hafid, den Protektor seines Mauchamp, ans Licht trug? Am Ende war der Muezzin, dessen Ruf ihn beim Ezan den Mauren nannte, gar das Werkzeug europäischer Klugheit. Einerlei. Mit zwei

Sultanen läßt sich bequemer operiren als mit einem. Fez kann man mit Marakesch, den Usurpator mit dem legitimen Herrn, Beide mit Bu Hamara und Raisuli ängsten. Die Staatsmänner der Republik können für ihr Spiel noch keine dieser Figuren entbehren. Blickt Hafid allzu finster, so droht man ihm, die Truppen für den Bruder fechten zu lassen. Und die Welt ist klein geworden. Auch in Mauretanien weiß heute die Oberschicht, daß der Heilige Krieg nicht nur gegen eine Großmacht zu führen wäre. Könnte Britanien, mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern, der Djehad müßig zusehen? Wäre nicht jede Macht gefährdet, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat? So lange die Massen nicht einem Iman gehorchen, ist für den nächsten Tag nichts Ernstes zu fürchten. Noch nicht. Hassans Söhne bestreiten und schwächen einander. Noch sehen die Himmelszeichen freundlich auf Frankreich herab.

Halbmond und Stern.

Clemenceau kann lachen. Lacht auch. In Rambouillet ließ er sich neulich, nach einer Sitzung des Gesammtministeriums, am Fenster interviewen und photographiren. „Marokko? Ganz famos. Alles auf gutem Weg. General Drude und Admiral Philibert haben unser volles Vertrauen und bekommen, was sie brauchen. Der Kollege da unten möchte schnell ein Gruppenbild aufnehmen? Gern. Das erste Fensterinterview muß ja verewigt werden. Bitte: recht freundlich, lieber Barthou!" Die Laune des lustigsten Studenten. Jedem Reporter innig gesellt und im Haus des braven Fallières doch herrisch wie der Lord-Protektor des Präsidenten. Die Lebenskraft des Mannes wirkt wie ein Wunder. Vor vierzehn Jahren galt er als abgethan. Das Departement des Var wollte ihn nicht mehr in die Kammer abordnen. Freund Boulangers; dann gar der würdigen Herren Cornelius Herz und Jacques Reinach. Von Déroulède geächtet. Mit dem Stank des Panamasumpfes in den Kleidern. Ueber die Fünfzig hinaus. Da erholt man sich von solchen Schlägen nicht mehr. Fontu, mon pauvre George! Er hielt sich selbst für verloren. Geld, Mandat, Einfluß: Alles dahin. Warum die Lebensbürde nicht nachwerfen? Schon war er entschlossen. Da besann er sich auf eine neue Waffe. Arzt und Tribun, Maire und Geschäftsmann war er gewesen; auch, mit Herz als Geldgeber, Zeitungverleger. Nun wurde er Journalist. Unter dem Kaiserreich hatte ers ein Weilchen versucht. Erst jetzt aber kam der Ruhm. Seit den Tagen Couriers und Veuillots hatte kein Schreiber so gewirkt. Er brauchte keinen Kammersitz mehr. Konnte vom Senat aus die Stimmung gestalten und, wanns ihm gefiel, Minister werden. Er that spröd. „Die Freude konnte

ich schon unter Grévy erleben. Die Liste war fertig. Boulanger, Déroulède, Clemenceau vornan. Der Präsident dem Plan gewonnen. Ich habe ihm abgerathen. Ich kann auch jetzt ohne Portefeuille leben." Heute ist er mächtiger, als mancher König von Frankreich war. Im Mai, hatten selbst seine Freunde gesagt, stürzt er; spätestens. Lachend hörte ers. Und es war, als reifte in der Hirnschale eines alten Gallierhäuptlings der Plan eines munteren Burschen. August, September, Udjda, Casablanca: der gelbe Greis lacht lauter als je.

Der Knabe hatte im Heimathdorf, der Jüngling auf dem Lyzeum in Nantes gewiß oft von Marokko reden gehört. Die Schlacht bei Isly war geschlagen, der Vertrag von Tanger geschlossen, die algerisch-marokkanische Grenze regulirt. Allmählich sickert dann das Gerücht durch, Louis Napoleon hoffe, den Maghreb seinem Kaiserreich einverleiben zu können. Mit Spanien, meinten Eugeniens Freunde, würde er fertig werden. Nicht auch mit den Briten, wenn er ihnen leis Egypten anböte? Selbst in den Tagen von Villafranca und Zürich hat er Nordwestafrika nicht vergessen. „So lange neben uns Horden wilder Krieger in anarchischer Willkür hausen, gehört uns Algerien nicht ganz." Der Gedanke war richtig; eben so klug der Plan, England am Nil zu entschädigen. Nur: Palmerston wollte nicht. Dessen harter Schädel ließ den offiziellen Ausdruck solchen Wunsches gar nicht erst an sich kommen. Seit seine Briefe und die Aktenauszüge des londoner Auswärtigen Amtes veröffentlicht sind, wissen wir, wie früh und mit welcher eifernden Energie der Premier den Plan abgewehrt hat. Schon am ersten März 1857 schickt er aus Piccadilly an Lord Clarendon ins Foreign Office die Weisung: „Der Zweck der franko-britischen Verständigung, die auf der festen Grundlage sittlichen Wollens ruht, ist die Abwehr ungerechter Angriffe, der Schutz des Schwachen vor dem Starken und die Wahrung des Gleichgewichtes. Wie dürften wir, ohne provozirt zu sein, Angreifer werden? Mit welchem Recht in Afrika die Theilung Polens nachahmen, Marokko den Franzosen, Tunis oder einen anderen Staat den Italienern, Egypten den Briten zusprechen? England und Frankreich haben die Integrität des Osmanenreiches verbürgt: und sollten dem Großherrn nun Egypten entreißen? Solcher Verstoß gegen das sittliche Empfinden der Menschheit müßte jeder englischen Regirung verhängnißvoll werden. Wir wollen mit Egypten Waaren austauschen, es aber nicht regiren. Uebrigens könnte der Politiker, der Soldat und der Seemann in der Herrschaft über Egypten keinen Ersatz dafür finden, daß Frankreich in Marokko freie Hand erhielte. Die Eroberung Marokkos sah schon Louis Philippe als Ziel vor sich; seitdem ruht der Plan in den pariser Archiven und die Regirung wartet nur auf die zur Aus-

führung geeignete Stunde". Am elften Oktober 1859 schreibt er an John Russell: „Der französische Kriegs- oder Marineminister hat neulich gesagt, Algerien sei nicht gesichert, so lange Frankreich nicht auf der Atlantisküste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen Algerien sichern? Offenbar nur gegen England. Frankreich wünscht sich also die Möglichkeit, uns den Eingang ins Mittelmeer zu sperren". Bald danach erinnert er an Nelsons Wort: „Tanger kann nur im Besitz einer neutraler Macht bleiben oder muß an England fallen." Alle Nachfolger Palmerstons beharren in seiner Ueberzeugung. Niemals dürfen wir dulden, daß eine andere Großmacht in Marokko herrscht. Unter keinen Umständen, schreibt Sir John Drummond Hay, Britaniens Vertreter am Scherifenhof, 1885 nach Haus, darf Frankreich die Macht erlangen, die Meerenge, die Straße nach Indien zu besetzen. „Das wäre noch gefährlicher als eine französische Uebermacht im Aermelkanal. Ich stehe als Schildwache an der Meerenge und gebe mit einem Schuß das Alarmsignal, sobald ich merke, daß die Republik ihr Ziel zu erreichen trachtet. Wenn Marokko in den Besitz oder auch nur unter das Protektorat Frankreichs kommt, kann Tanger ein befestigter Kriegshafen werden, können im Osten, zwischen Tanger und Ceuta, andere armirte Häfen entstehen; dann wäre Gibraltar werthlos. Den großen Handelskanal, durch den unsere Güter in den Orient und nach Indien gehen, darf Frankreich niemals beherrschen; sonst könnte es uns eines Tages zurufen: Nec plus ultra! Nelson hat oft gesagt, daß wir Tanger haben und mit Marokko befreundet sein müssen, wenn unsere Flotte des Sieges in den südeuropäischen Gewässern sicher sein soll. Er sah voraus, daß eine Großmacht, die in Nordafrika eine feste Basis hätte, das Recht zur Fahrt durch die Meerengen nach ihrem Belieben regeln könnte." Salisbury dachte nicht anders. Der Gesandte, schrieb er, solle dem Sultan vorstellen, daß eine Verwaltungreform ihm selbst den größten Vortheil bringen werde. „Betonen Sie aber auch, daß die Regirung Ihrer Majestät sich stets bemüht hat, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos zu wahren." Der Zustand verhüllter oder offener Rivalität schien unabänderlich; ein englisches Kabinet, das Frankreich in Marokko die Vorherrschaft ließe, nicht eine Woche mehr lebensfähig. Plötzlich aber wurde der Wunsch erfüllt, den Louis Napoleon fünfzig Jahre vorher gehegt hatte. Am achten April 1904 unterzeichneten Lansdowne und Delcassé die Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc, deren zweiter Artikel den Satz enthält: „Le gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, notamment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquillité

dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires dont il a besoin. Il déclare qu'il n'entravera pas l'action de la France à cet effet." Um Gibraltars Meerengenrecht zu schützen, wurde, im siebenten Artikel, bestimmt, daß zwischen Melilla und den Höhen, die das rechte Sebuufer beherrschen, weder Befestigungen noch strategische Anlagen irgendwelcher Art gestattet seien. England am Nil, Frankreich am Atlas: Friede und Freundschaft. Sechs Monate danach erklärte Spanien seinen Beitritt zu dem franko britischen Vertrag.

Der stand einstweilen auf dem Papier und wurde noch nicht sehr ernst genommen. In England dachte Mancher wie der Redakteur der Saturday Review, der schrieb: „Ist dem Lord Lansdowne am Ende ein Geniestück nach bismärckischem Muster gelungen? Frankreich wird nie die Möglichkeit finden, sein Vorrecht in Marokko auszunützen; wahrscheinlich bleibt da Alles beim Alten. Wir aber haben in Egypten und Neufundland erlangt, was wir wollten." Auch in Frankreich glaubten sich Viele dupirt; wurde der Plan der pénétration pacifique bespöttelt. Als sich dann Deutschland ins Spiel gemengt hatte, war Clemenceau unter den strengsten Richtern Delcassés. Der ältere Günstling Eduards tadelte den jüngeren sehr hart. Jetzt, sagt Judet im Éclair, sind sie versöhnt. „Delcassés Ziel, Auftrag und Ideal ist, wie Clemenceaus, den Erfolg unseres Bündnisses mit England zusichern. Clemenceau hatte das System erfunden, ehe Delcassé an den praktischen Versuch denken konnte. Der alte Politiker war dann auf den jungen eifersüchtig, der seine Formel weggeschnappt und seinen Ruhm verdunkelt hatte. Der Versöhnung kann England sich freuen: die beiden dem Inselreich ergebensten Männer ziehen nun an einem Strang." Delcassé mag ironisch lächeln. Was hat man ihm eigentlich vorgeworfen? Daß er gesagt hat, der berliner Bluff schrecke ihn nicht? Diese Siegesgewißheit kam ihm vom Britenkönig; und daß sie berechtigt war, lehrte seitdem die Zeit. Nie aber hätte er sich zu dem Tempo und der Brutalität entschlossen, die Clemenceau dann nöthig fand. Lest das Gelbbuch: Delcassé hat immer befohlen, dem Sultan und dem Maghzen lange Erwägungfristen zu lassen und jede Gewaltsamkeit zu meiden. Sein Reformprogramm (das Saint-René Taillandier in Fez vertrat und das Deutschlands Gesandter eifernd bekämpfte) wird sogar von Sozialdemokraten jetzt gepriesen. „Die Leute in Berlin mag ein Anderer verstehen. Ich bin viel behutsamer vorgegangen als Clemenceau, habe mich viel ernstlicher um die Erhaltung des status quo bemüht, nie an Okkupation und Beschießung gedacht und stand mit Radolin auf dem besten Fuß. Warum schalten sie mich und erzwangen meinen Rücktritt? Weil

ich im Kammergang einen importirten Verwandtenwitz über ihren Kaiser, der ja nicht meiner ist, wiederholt habe? Das dünkt uns hier nicht langer Rede werth; muß aber wohl der Grund des Aergers sein. Denn gegen Clemenceau und die Brüder Cambon haben sie nichts einzuwenden; trotz Udjda und Casablanca, Bombardement und Vernichtung deutschen Besitzes. Ich kann sie zur Liebe nicht zwingen. Die Entente Cordiale bleibt dennoch mein Werk. Nur weil ich für jede Möglichkeit vorgesorgt hatte, weht im Maghreb jetzt die dreifarbige Fahne. Wer sagt noch, der Vertrag sei ein werthloser Fetzen?"

Der versöhnte Feind lacht ihm ins Gesicht. „Mich lieben sie drüben noch weniger. Ohne mich hätte Bismarck sich mit Ferry, vielleicht schon mit Gambetta verständigt. Ich habe sie gehindert, für die uns in Tunis und Tongking geleisteten Dienste den Lohn einzuheimsen; habe immer, von Boulangers Tagen bis auf Baillouds, das Feuer geschürt; und über den Kaiser ... Glissez poète! Aber ich lebe länger als Sie, habe mehr Menschen gesehen und bin (nehmen Sies nicht übel!) in der Psychologie stärker. Ich kenne meine Landsleute; und ein Bischen auch die Deutschen. Die wenigstens, auf die es in unserer Sache ankam. Die hielten Marokko für ein richtiges Kaiserreich und, als islamisches Gebiet, für einen Pachthof, auf dem ihr Wille mächtiger sein müsse als jedes Anderen. Auch war nach dem Zusammenbruch unserer russischen Freunde die Versuchung, nach Victor Emanuels Weigerung, die Zusammenkunft mit Loubet zu vermitteln, der Aerger zu groß. Wer Etwas unternehmen will, muß aufs Wetter achten und sich sputen, damit er unter Dach ist, wenn Sturm oder Donner zu toben anfängt. Vor allen Dingen aber Thatsachen schaffen. Auch mit den schlimmsten findet die Welt sich leichter ab als mit der leisesten Drohung. Factum illud: fieri infectum non potest, hat Kollege Plautus gesagt. Das sagt man sich auch in Palästen und Kanzleien. Ihr Abkommen klang wie Drohung; dagegen ließ sich noch was versuchen. Was ich that, ist gethan und läßt nur die Wahl: schweigen oder mit Einsatz der ganzen Wehrmacht dagegen kämpfen. Einzuschüchtern sind wir vom Osten her heute nicht mehr. Und daß die Berliner sich entschließen würden, ihre Flotte jetzt ins Mittelmeer zu schicken, war nicht anzunehmen. Schließlich ist die Situation ja ganz einfach. So lange man sichs gefallen läßt, thun wir, als wichen wir nicht um Fingers Breite von der Algesirasakte. Der Gegenkontrahent, unser armer Abd ul Aziz, ist im besten Fall noch Theilfürstchen; morgen vielleicht auf Wartegeld und halben Harem gesetzt; der Gedanke an seine ‚Unabhängigkeit und Souverainetät‘ reizt nur zum Lachen. Grund genug, die Revision der Akte zu fordern, wenns nöthig scheint. Einstweilen sind wir, wo wir sein wollten, und können, ohne Ueber-

eilung, abwarten, was kommen wird. Wer mit zwei Sultanen, deren Kassen leer sind, und mit einer durchlöcherten Akte, auf die Niemand mehr rechten Werth legt, nichts anzufangen vermöchte, wäre ein Stümper. Die erste Proklamation des neuen Herrn hat meine Haut nicht zum Schaudern gebracht. Was soll er denn sagen? Natürlich ersäuft er uns morgen. Dazu rief man ihn ja. Im Kämmerlein klingts nachher ganz anders. Und will er nicht, dann ist er Europas Feind, nicht unserer nur. Dann muß die ganze liebe Christenheit gegen ihn vor. Nein: die Sache steht nicht schlecht. Ich will mich nicht brüsten. Der uns gemeinsame Gönner hat für den Erfolg das Beste gethan. Ohne seine Bürgschaft hätte selbst ein alter Raufbold meines Schlages das Abenteuer nicht gewagt. Jetzt ist französisches Blut geflossen, Frankreichs Ehre engagirt: wenn meine Gegner mich schimpfen, schneide ich ihnen das lustigste Gesicht."

Er darfs. Sein Ministerium wird nicht vergessen werden. England, Spanien, zuletzt Deutschland haben dem Kaiserreich und der Republik die Herrschaft über Marokko nicht gegönnt. Herrn Clemenceau ward beschieden, alle Widerstände mühelos zu überwinden. Frankreich triumphirt; und Niemand stört ihm den Jubel. Die Mondsichel, deren Bogen den Jupiter umspannt, das alte Glückszeichen der Astrologen, leuchtet über dem blanken Keltenschädel.

Nuda veritas.

Frankreich triumphirt? Das Wahre, sagt Goethe, „muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird; und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist." Dieses Behagen zu zerstören, schien noch dem gelassenen Greis Pflicht. Ist ernsteste, freilich auch unbequemste, wo sichs um die Zukunft einer Volkheit handelt. Laßt Euch nicht länger betrügen! Vertrödelt die Zeit nicht mit nichtigem Geschwätz über Möblirungfragen! Ob im Reich, ob in Preußen übermorgen ein Bischen liberaler regirt, dem Centrum Eins ausgewischt, dem gekämmten Freisinn ein Bürgerkrönchen aufgesetzt werden soll: Das zu erwägen, haben wir jetzt keine Muße. Damit will man Euch beschäftigen, um Eure Aufmerksamkeit von dem Gegenstand abzulenken, dessen Anblick Euch verstimmen könnte. Deutschland hat, vor Aller Augen, die ärgste Niederlage seines Lebens erlitten. Das soll weggeleugnet werden. Deshalb sagt man Euch erstens: Frankreich steckt in einem verpesteten Engpaß; und zweitens: Dem Reich strah-

len hellere Sterne als selbst in Bismarcks Zeit und Jeder naht ihm mit höflichem, herzlichem Gruß. Wer so spricht, ist blind oder will Andere blenden.

Frankreich triumphirt. Die Republik, die bis ins Jahr 1890 vereinsamt war, hat heute fünf Bundesgenossen, ist den Vereinigten Staaten, der Habsburgermonarchie, dem Reich der Mandschus befreundet und von dem Nachbar im Osten mit drängender Zärtlichkeit umworben. In einem Land, wo der Opponent von heute morgen Minister sein kann, giebt er nicht gern zu, daß dem Gegner Beträchtliches gelungen ist. Tag vor Tag schreien darum die Feinde der regirenden Radikalen und Sozialisten, ein Haufe skrupelloser Verräther schleife sie dem Abgrund entgegen. Daß im Staat Clemenceaus Manches faul ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden; eben so wenig aber, daß die internationale Stellung der Republik stärker ist, als sie jemals war. Marokko ein Engpaß? Die Eroberung des Scherifenreiches wird schwierig sein; vielleicht so lange dauern wie die Algeriens und noch größere Opfer fordern. Möglich auch, daß die Demokratie vor der Aufgabe schaudert, sich von Pazifizisten und anderen schwachgemuthen Weltbeglückern bang machen läßt. Ist Frankreich noch Frankreich, dann kann die Gefahr es nicht schrecken. Und lahmt der nationale Wille nicht, dann ist der Erfolg gewiß. Araber, Mauren, Berber mögen noch so tapfer sein, noch so zäh: gegen moderne Geschütze vermögen sie nichts. Schwierigkeit und Fährniß bietet jedes große Unternehmen. Soll der Industriekapitän, der Bankdirektor den Mann beneiden, der sich nebenan friedlich vom Flaschenbierhandel nährt? Möchte der Nachtredakteur, dem sein Monatliches sicher ist, nicht mit Scherl oder Mosse tauschen? Müssen wir bereuen, daß wir in Afrika uns die letzten leeren Plätze gesichert haben? Ein Reich zu erobern und ein Weltgeschäft zu beginnen, ist niemals leicht. Darf mans deshalb nicht wagen? Die Franzosen konnten zu Haus bleiben. Dann sparten sie Geld und Menschen. Dann hörte ihr Land aber morgen auf, eine Großmacht zu sein. Und auch Algerien war ernstlich gefährdet. Blickt auf die Landkarte. Wer Marokko, Algerien, Tunis hat, wird eines Tages auch Tripolis haben. Lohnts, für dieses nordafrikanische Reich zu fechten? Nur ein großer Bissen war vor Europens Säulenthor noch zu holen: und Frankreich trägt ihn davon, wann es will. Braucht gar nicht zu eilen. Kann, wenn ein lenksamer Sultan zu finden ist, ruhig im Maghreb Alles lassen, wie es bisher war. Seine Macht hat es ja gezeigt. Das war der Zweck der Brutalität von Casablanca. Was da geschehen war, ist in den Bezirken farbiger Menschen oft schon geschehen und gab keinen Grund zum Werk solcher Zerstörung. Nein: der Islam sollte aufhorchend vernehmen, daß Frankreich nach freiem Entschluß handeln und seinen Willen

durchsetzen kann; daß es sich nicht auf deutschen Wink ducken müsse. Solcher Glaube hätte die algerische Herrschaft gelockert und die Berber den Franzmann verachten gelehrt. Diese Gefahr ist überstanden. Frage politischer und militärischer Strategie, ob man sofort mit einem stattlichen Heer ins Innere vordringen oder warten will, bis die Furcht auch die wilden Bergstämme gesänftigt hat. Fast ein Jahrhundert lang hat Frankreich nach dem Besitz Marokkos gestrebt; nun weigert ihn Keiner mehr. England brauchte gegen den gefährlichsten Bedroher seiner Zukunft einen Bundesgenossen; und pflegt bei der Zeche nicht zu knausern. Ein Freund, den man im Osten mit Japan, im Westen mit den koalirten Kaiserreichen schrecken kann, ist auch an der Gibraltarstraße keine Gefahr. Spanien? Das darf sich nicht regen; in Marokko nicht für Reformen kämpfen, die der Pyrenäenhalbinsel nöthiger wären. Für Frankreichs Glorie Opfer zu bringen, hats nicht Lust. Die heischt auch kein verständiger Franzose. Jeder ist zufrieden, wenn der verarmte, sieche Staat, dem einst das Maurenerbe sicher schien, an der Atlantisküste, ohne den Mißmuth allzu deutlich zu zeigen, acte de présence macht. Und Deutschland lobt den lieben Nachbar, der sich so sorgsam an die Algesirasakte hält. Frankreich steht am Ziel alter Wünsche. Nordafrika von Senegambien bis Tripolis und bald wohl bis Bengasi; ein großer Fetzen vom Kongostaat; Madagaskar; Indochina: die Enkel der Republik werden nicht darben, nicht einem verzwergenden Volk angehören. Blut und Gold wirds kosten. Anstrengung stählt die Nation. Mit denselben Argumenten, die den Franzosen jetzt Marokko verekeln möchten, ließ sich auch der Rath stützen, die Briten sollten nicht nach Indien marschiren.

Der Wunsch, Frankreich möge für das in Europa Verlorene jenseits von den Weltmeeren Ersatz finden, hat das Handeln des ersten Kanzlers im neuen Reich bestimmt. Madrider Konferenz: Deutschlands Vertreter erhält die Weisung, jeden Antrag des französischen Admirals Jaurès zu unterstützen. Expansion nach Tunis: Deutschland tritt für den französischen Anspruch ein. Frankochinesischer Krieg: Deutschland vermittelt in Peking und sichert der Republik den Kampfpreis. So konnten wirs auch diesmal machen. Im April 1904 höflich hinüberrufen: „Wir gratuliren zu Marokko"; und ruhig der Entwickelung zusehen. Dann blieb die Déclaration ein würdig Pergamen, blieb zwischen den Völkern Nordwesteuropas der Schatten des Mädchens von Orleans und Frankreich mußte die Revanche vertagen. Jeder britische Erfolg in Egypten, jede französische Schlappe in Marokko hätte dann, trotz Delcassé, Clemenceau, Naquet und den anderen Anglophilen, den kaum entschlummerten Groll wieder geweckt und den Glauben an Albions Treulosigkeit genährt. Das sollte

nicht sein: Wir ruhten nicht, bis die Völker, nicht die Regirungen nur, verbündet waren, die alten Feinde sich in gemeinsamem Haß einander verschwägert hatten. Weshalb? Mit der verblichenen Gräuelmär von Delcassés Unhöflichkeit schreckt man höchstens die Unmündigen. Auch Lord Lansdowne hat das Abkommen nicht in Berlin vorgelegt; und war dazu eben so sehr oder eben so wenig verpflichtet wie sein pariser Kollege. Allenfalls ein Formfehler, den man mit charmanter Artigkeit rügen konnte. Doch vielleicht war die Meinung, die Franzosen, die sich für Tunis und Tongking nicht dankbar erwiesen hatten, müßten erst eine Weile in Aengsten hingehalten werden: dann würden sie den Werth unseres Beistandes schätzen lernen. Zuerst also grimmige Miene, danach süßes Lächeln. Probatum est? Seit Monaten wird von einer entente franco-allemande geredet. Wie denken die Franzosen darüber? Senator Pauliat: „Wenn wir noch immer nicht zu einem modus vivendi gekommen sind, so ist der Grund darin zu suchen, daß Kaiser Wilhelm der Zweite immer wieder, auch wenn gar kein Anlaß vorliegt, mit Bewußtsein die Erinnerung an den Krieg von 1870 heraufbeschwört und uns systematisch einzuschüchtern versucht. Kein Spezialabkommen könnte Frankreich übrigens je die Zerstückung seines Leibes verschmerzen lehren. Elsaß-Lothringen bliebe von jedem Abkommen unberührt.“ Ein Politiker, der den uns theuren Namen Lecomte trägt: „Ein Abkommen, selbst ein auf die Kolonien beschränktes, das uns zumuthete, den Raub der Provinzen zu vergessen, oder auch nur wie ein Verzicht auf die Herzen und auf die Bodenflächen, die Gewalt uns entrissen hat, gedeutet werden könnte, wäre unsittlich und schmählich, wäre ein Verrath am Vaterland.“ Der Publizist Henry Maret: „Ich würde einer Verständigung niemals zustimmen. Und in meiner Generation, die den Krieg erlebt hat, ist sicher kein Einziger feig genug, anders zu empfinden. Ich gehöre zu Denen, die für eine Selbstschändung nicht zu haben sind. Wenn wir, um koloniale Vortheile einzuhandeln, das Gewordene als endgiltig hinnähmen, wären wir um den Rest unserer Würde und sänken in die Niedrigkeit des Juden Esau hinab, der für ein Linsengericht sein Recht verschacherte.“ Admiral Bienaimé: „Die Höflichkeit, die uns Deutsche oft zeigen, soll uns wohl nur die Brutalität vergessen lehren, deren Opfer wir waren; an die Tilgung der Folgen wird nicht gedacht. Zwischen Deutschland und Frankreich ist ein besseres Verhältniß unmöglich, so lange der frankfurter Vertrag gilt und die verlorenen Provinzen uns nicht zurückgegeben sind. Sie wären mit unseren asiatischen Kolonien nicht zu theuer bezahlt. Die Neutralisirung der Provinzen könnte uns nicht genügen.“ General Grandin: „Der Deutsche Kaiser glaubt, die Häufung seiner Höflich-

keit werde ihm eines Tages einen Besuch unserer Hauptstadt ermöglichen. Auf solche Erniedrigung ist die Seele unseres Volkes aber noch nicht vorbereitet. So lange unsere Provinzen in Ketten schmachten, giebts keine Versöhnung. Der Versuch, uns zu erneuter Anerkennung des frankfurter Vertrages zu drängen, würde ungeheuren Zorn erregen. Wer die Annexion zu entschuldigen trachtet, verräth damit wenigstens, daß er bei dem Gedanken an diesen Raub, den eine von ihren Erfolgen trunkene Militärpartei gefordert und durchgesetzt hat, noch Etwas wie Scham empfindet. Wenn wir auf Elsaß-Lothringen verzichteten, würde unser Land das Schicksal Polens verdienen. Jede Nation aber, die den Raub unserer Provinzen billigt, müßte von allen civilisirten Völkern geächtet werden." Das druckt man drüben; nach unseren Rückzügen. Der grobe Ausdruck ist vereinzelt; das Gefühl lebt in Millionen. Noch eine Stimme. Am letzten Augusttag geht ein Redakteur des Univers zu dem Ministerpräsidenten und fragt, ob an eine deutsch-französische Verständigung zu denken sei. Herr Clemenceau antwortet: „Cela n'est pas sérieux!" Und lacht.

Und wird noch heiterer, während er, am Quai d'Orsay, die Marokkoakten vom vorigen Frühjahr durchblättert. Diese Quälerei, Schreiberei, Mächlerei! Das Kapitel Casablanca ist jetzt besonders interessant. Am vierzehnten März hatte er selbst im Senat, als Sarriens Vertreter, die programmatische Erklärung verlesen. In omnibus wie unsere Vorgänger. (Wie Rouvier, der, seit General de Lacroix in Berlin gewesen war, die „versöhnliche Absicht" des Kaisers kannte und dessen Emissär Wilhelm Betzold Unter den Linden munter erzählte, die amtliche Politik sei von der kaiserlichen durchaus verschieden. Wie Rouvier, der sich seitdem mit beiden Beinen steif auf Delcassés Standpunkt gestellt hatte, keine Konzession mehr für nöthig hielt und die Deutschen an sich kommen ließ.) Die Instruktion, die Rouvier Herrn Révoil mitgegeben hatte, war von Bourgeois, dem neuen Minister des Auswärtigen, einfach bestätigt worden. Das Gerücht, Frankreich sei in Algesiras isolirt und zur Kapitulation bereit, im hellsten Sonnenlicht als unwahr erwiesen. Als Graf Wolff-Metternich im Foreign Office erwähnte, selbst Englands Vertreter habe den Franzosen gerathen, Casablanca aufzugeben und die Polizeiinspektion anzunehmen, antwortete Sir Edward Grey: „Das ist nicht möglich." Und ließ im Temps die Instruktion veröffentlichen, die er Sir Arthur Nicolson geschickt hatte. „Frankreich ist auch ferner, in allen noch zu erledigenden Punkten, von uns bedingunglos zu unterstützen. Mit besonderem Nachdruck auch in seiner Weigerung, Casablanca der franko-spanischen Polizeigewalt entziehen und dem Inspektor zuweisen zu lassen." Die selbe Instruktion empfing

bald danach Graf Cassini von Lamsdorff aus Petersburg. Drei Depeschen des Kaisers an Roosevelt. Auch der Präsident will Frankreich nicht zum Rückzug drängen; auch er ist für die franko-spanische Polizei, die, nach seinem Vorschlag, durch Vermittlung der Italienischen Gesandtschaft an den Sultan und die Mächte Bericht erstatten soll. Frankreich stand fester als je; hatte in ein paar Tagen das Terrain zurückerobert, das durch die langwierige Ministerkrisis verloren schien. Nicht die leiseste Nöthigung zur Nachgiebigkeit. Will Deutschland für Casablanca eine Ausnahme, dann scheitert die Konferenz eben. Dann scheitert sie, heißts auch in Berlin; und in Wien betheuert Graf Wedel, an eine neue Konzession sei nicht zu denken. Fürst Radolin ist sanfter; vermag Herrn Bourgeois aber nicht umzustimmen. Das ist der letzte Versuch. Als Radolin fort ist, kommt Graf Khevenhüller. „Wir müssen eine andere Formel suchen.“ Eine, die dem Anspruch Frankreichs genügt. Dieses offizielle Angebot war, aus dem Mund eines Oesterreichers, nur im Einvernehmen mit Deutschland denkbar. Bourgeois telephonirt ins Ministerium des Inneren. Die Geburt war nicht leicht, antwortet Clemenceau, aber Angst hatte ich nie. Von allen Seiten schwirren nun Friedenstauben herbei. Gestern, am achtzehnten März, hat Rosen in Tanger zu einem Maghzenmitglied gesagt: „Die Sache ist fertig. Casablanca bekommt franko-spanische Polizei.“ Am selben Tag erklärt Radowitz in Algesiras das österreichische Projekt für abgethan. Am nächsten Abend hochoffiziöser Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen. Für das deutsche Interesse sei es belanglos, ob in Casablanca Schweizer, Holländer, Spanier oder Franzosen den Polizeidienst thun. Wenn dieser Dienst nur allen Fremden Nutzen bringt, braucht daran das Werk der Konferenz nicht zu scheitern. Am zwanzigsten März ist Bihourd bei Tschirschky und wiederholt ihm die Antwort, die Bourgeois dem Fürsten Radolin am siebenzehnten März gegeben hat. Der Staatssekretär lächelt. „Da wir bewilligen, was Sie wünschen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr.“ (Der Botschafter verzeichnet dieses Lächeln des Besiegten; findet es also der Erwähnung werth. Das ists auch.) Als Graf Khevenhüller wieder zu Bourgeois kommt, sagt er: „Ueber Casablanca ist nun nicht mehr zu reden. Sie erhalten alle acht Häfen. Der Inspektor wird nur inspiziren, nicht kommandiren.“ Das Begräbniß des österreichischen Vorschlages, der dem „brillanten Sekundanten“ dann noch Ruhm eintrug.

Ein Stück Arbeit! Die Protokole und Depeschen über die Organisation und Inspektion der Polizei füllen allein eine Schreibtischplatte von stattlichem Umfang. Und was steht in der Akte? Déclaration relative à l'organisation de la police. La police sera placée sous l'autorité souveraine de Sa Majesté

le Sultan. Pichon! Die souveraine Macht Seiner Majestät des Sultans! Ists nicht zum Wälzen? Der Generalinspektor erhält ein Jahresgehalt von fünfundzwanzigtausend Francs und sechstausend Francs für Reisespesen; der Maghzen hat ihm ein passendes Haus einzuräumen und für seine Pferde zu sorgen. Le cadre des instructeurs de la police chérifienne (officiers et sous-officiers) sera espagnol à Tétouan, mixte à Tanger, espagnol à Larache, français à Rabat, mixte à Casablanca et français dans les trois autres ports. Das wars ja wohl? Darum der heiße Streit! Das Leben ist viel vernünftiger als Eure Akten. Der Sultan war nie souverain und ists heute weniger als je. Der Inspektor verzehrt sein Geld in der Schweiz (und läßt am Ende seine Pferde auf Scherifenkosten füttern). Zu thun hat er nichts: denn wir haben die Polizei gar nicht erst organisirt. Wozu auch? Jetzt liegen zehn Kriegsschiffe in den Häfen und General Drude hat einstweilen sechstausend Mann. Das ist die beste Polizei. Aber nett war dieses Stündchen im Aktenstaub; gut für die Verdauung. Seit Marienbad habe ich nicht so gelacht. Und Alles, weil Roosevelt und Witte nicht gegen uns aufzubringen waren und weil Nicolson zu Radowitz offen gesagt hatte: „In Sachen Casablanca ist mit Frankreich nichts zu machen und wir bleiben bis zur letzten Minute an seiner Seite." Und da bestreitet man noch, daß die Engländer famose Kerle sind! Fahren Sie mit nach Passy? Räthselhaft bleibt mir doch, warum die Deutschen auf Schritt und Tritt nachgegeben haben. Mit dem stärksten Heer der Erde ...

Ewige Worte.

In Münster hat der Kaiser zu den Vertretern der Provinz Westfalen gesprochen. In langer Rede dem Wunsch Ausdruck gegeben, das deutsche Volk möge seinem Blick bald „das schöne Bild versöhnlicher Einheit" bieten. „Im Aufblick zu Jesus Christus muß unser Volk sich einigen; es muß fest bauen auf die Worte, von denen er selbst gesagt hat: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort nicht.' Wenn es Das thut, wird es ihm auch gelingen. In diesem Geist sollten die alten und neuen Landestheile, Bürger, Bauern, Arbeiter sich zusammenthun und einheitlich in gleicher Liebe und Treue zum Vaterlande zusammenwirken. Dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt weiter aufbauen und vollenden kann. Dann wird sich das Dichterwort erfüllen, das sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.' Wer bereit ist, mir hierzu die Hand zu bieten, Den werde ich dankbar und freudig als Mitarbeiter annehmen, wer und welchen Standes er auch sei." Woher kommt das citirte Dichterwort? Aus Gei-

bels „Heroldsrufen". Da heißts von „Deutschlands Beruf", erst nach der Einigung der Stämme werde, aus einem Kaiserreich freier Bürger, die Menschheit von deutscher Art das Beste, Stärkste und Feinste empfangen.

Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun' am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb.
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Franzosen, Russen, fromme Katholiken werden sich an diesem Patriotenpathos eines schwachen Dichters nicht freuen. Andere fragen, ob es rathsam sei, sich selbst als den auserwählten Erneuer des Menschheitgeistes zu preisen; rathsam, ein Volk als den Granitblock zu rühmen, auf dem ein Herrgott seiner Welt die Kultur hämmert und formt. Ob diese Gnadenstunde je schlägt? Ob Versöhnlichkeit sie herbeizaubern kann? Noch naht sie nicht. Und die stolze Rede schallt fremd durch unseren Herbst. Das Deutsche Reich, dessen Volk sich nicht die Macht erworben hat, selbst sein Schicksal zu bestimmen, ist in zwei Sommern dreimal zurückgewichen, hat dreimal seinen Willen vor lachenden Augen gebeugt. Und soll nun zufrieden sein, soll wohl gar jauchzen, weil die Nachbarschaft solche Bescheidung lobt. Soll auf Worte die Grundmauer seines Hauses bauen. Auf eines Heilands ewige, nie verhallende Worte? Fahrwohl dann, wallender Helmbusch, stolzer Krieg; und wer das Ebenbild Gottes zum Maschinentheil erniedert, stehe am Pranger. Auf irrendes Menschenwort? Wie tief das aus freundlicher Absicht geborene verletzen kann, ward in Münster erwiesen; auch, wie das mit fester Stimme gesprochene schon in den Lettern wankt. Nein. Worte haben uns dahin gebracht, wo wir sind; zu rasch und zu laut gesprochene Worte, denen die That dann nicht folgen konnte oder wollte. Die Aera der Worte darf nicht wiederkehren; das Reich und der Kaiser könntens bereuen. Ein Heerführer, der nach dem Manöver, im Paraderock, seine Volksgenossen aufruft, mild, prunklos, sanften Sinnes wie der Galiläer über die Erde zu wandeln: auf Manchen wirkt zunächst schon der Kontrast. Hilft er aber vorwärts? „Die Ersten werden die Letzten sein!" Warum währt das Wort, für das Einer sich kreuzigen ließ, länger als Menschenhimmel und Menschenerde? Weil es That war, nicht Festtagsschmuck; Erlebniß, nicht Predigt.

❧

Liberales oder demokratisches Wahlrecht?

Sollen wir uns nicht schämen, daß die unter der Herrschaft des hitzigen Königs Sirius aus Nord und Süd hereinbrechenden Zeitungstürme vermocht haben, uns aus unserer in Regen und Gewitterschwüle versinkenden Sommerruhe aufzuschrecken? War an diesen immerrauschenden Wahlrechtserörterungen etwas Bedrohliches? Oder auch nur Bemerkenswerthes? Doch höchstens die Armuth an Gründen, mit denen die Reform verfochten wurde, und der Reichthum an Proklamationen über die wahren, eigentlichen und letzten Gründe der Regisseure, die den Sommerfeldzug inszenirt hatten. Von Gründen wurden im Wesentlichen nur zwei vorgebracht; der eine war in der rauhen Luft der Staatsraison emporgewachsen, der andere hatte sein Domizil in den luftigen Höhen der Philosophie. In ernster Sprache läßt sich der erste etwa so ausdrücken: Das in den meisten süddeutschen Staaten bestehende allgemeine gleiche Wahlrecht muß schleunigst auf Preußen ausgedehnt werden, denn das Wohl des Deutschen Reiches erheischt gebieterisch, daß alle von ihm umschlossenen Staaten sich des Segens demokratischer Verfassungen erfreuen. Eine andere, aber nicht schönere Lesart lautete: Der Vorzug, den die süddeutschen Staaten mit ihren Verfassungänderungen vor Preußen besitzen, kann dem großen norddeutschen Staat nicht lange vorenthalten werden.

Diese Gedanken sind verkehrt. Vor Allem verrathen sie, daß von ihren Verkündern die Kräfte, welche die heutigen Bundesstaaten hervorgetrieben haben, nicht genügend in Rechnung gezogen worden sind. Die Gliedstaaten, in ihrer Vereinzelung zu schwach, um einem äußeren Feind zu widerstehen und ihr Volksthum aufrecht zu erhalten, schaffen eine einheitliche, gemeinsame bewaffnete Macht, die Organe einer einheitlichen, gemeinsamen auswärtigen Politik und eine einheitliche, gemeinsame Vertretung im Ausland. Die politische Kraft wird verstärkt durch eine wirthschaftliche. Aus dem Bedürfniß nach großen Märkten gehen Wirthschaftbund, gleiche Münze, gleiches Verkehrsrecht hervor. So entsteht dieser Bünde Spiegelbild, der Bundesstaaten eigenthümliches, die Gliedstaaten einengendes Finanzsystem, Ausgaben für Heer und Flotte zusammenschmiedend mit indirekten Steuern, ein System, das in Deutschland den Grimm der sozialistischen Bevölkerungschichten erweckt und die verständigste ethische Begründung des Reichstagswahlrechtes bildet. So weit ist daher die Souverainetät der Gliedstaaten beschränkt; aber auch nur so weit. Ueber diese Grenze hinaus hat kein Einzelstaat das Recht, in die Befugnisse der anderen einzugreifen. Eben so wenig wie Massachussetts Kalifornien vorschreiben darf, wie es seine Japaner zu behandeln hat, und Zürich Uri, wie es seine Verfassung einrichten soll, eben so wenig kann ein deutscher Staat verlangen, daß ein anderer seine Verfassung annehme. Das wäre die Verneinung der Idee des Bundesstaates. Zweitens

ist die Relativität aller politischen Einrichtungen heute anerkannt: der Grundsatz, daß die Verfassung und Verwaltung eines Staates sich nach seiner Geschichte, dem Charakter seiner Bevölkerung, nach seinen sozialen Verhältnissen richten müssen. Nur die Demokratie weiß von diesem Prinzip noch immer nichts, weil sie auf dem wissenschaftlich überwundenen Glauben beruht, daß es Normaleinrichtungen gebe, die überall eingeführt werden müßten. Und drittens ist hinzuzufügen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht ein Besitz von zu zweifelhaftem (jedenfalls in weiten Volksschichten nicht anerkanntem) Werth ist, als daß es die stolze Sprache einiger süddeutscher Zeitungen rechtfertigen könnte. Offen muß ausgesprochen werden, daß der größte Theil aller Hemmungen unseres nationalen Fortschrittes während der letzten dreißig Jahre von Süddeutschland kam; wahrscheinlich würden die Hindernisse mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht noch wachsen. Es war ein Süddeutscher, der die finanzielle Entwickelung des Reiches unterband, und gerade in Süddeutschland fand der aus engherzigem Partikularismus geborene Gedanke des Freiherrn von Franckenstein lebhafte Unterstützung. Die unsäglichen Wirrnisse, die er im Haushalt des Reiches und der Gliedstaaten erzeugt hat, wagte man nicht ihren Urhebern zuzuschreiben, sondern sie wurden in tausend Zeitungartikeln zu Lasten von „Preußen-Deutschland“ gebucht. In Süddeutschland wurde der großartige Plan eines Reichseisenbahnsystems hitzig bekämpft. Und doch hätte er, insbesondere in Verbindung mit der natürlichen Fortbildung des Reichsfinanzwesens, die späteren Finanz- und Verkehrsschwierigkeiten verhindert. Für Preußen wurde diese Ablehnung eine Quelle unversiechbaren Reichthums, für den kurzsichtigen süddeutschen Partikularismus ein nie austrocknender Bronn kleiner und großer Mißgeschicke, die er nicht sich, sondern, wie man erwarten mußte, Preußen zur Last legte. Will man sich eine Vorstellung von den Verkehrszuständen vor der Einführung des Zollvereins machen, dann verfolge man die Konkurrenzmanöver, die die Eisenbahnverwaltungen von Bayern, Württemberg und Baden gegen einander ausführen. Als eine Angelegenheit von größter Tragweite wurde die Frage erörtert, ob eine Vierte Klasse eingeführt werden dürfe. Wenn in dem demokratischen Süddeutschland nur eine einzige (demokratische) Klasse bestanden hätte, dann wäre die Hinzufügung einer Zweiten von der einschneidendsten, grundsätzlichen Wichtigkeit gewesen. Aber es gab bereits drei. Die Vierte Klasse, so hörten wir, würden die unteren Schichten in Süddeutschland nicht benutzen; sie würden es unter ihrer Würde finden. Und schon im Jahr 1898 zeigte sich in Hessen (und jetzt zeigts sich in Württemberg), daß mit Vergnügen Personen sie benutzen, die es in Norddeutschland nicht thun würden. In Süddeutschland fand die armsälige Verkrüppelung der deutschen Kolonialpolitik, die dem Vaterlande das Blut vieler tapferen Soldaten, unsägliche Leiden vieler Tausende und mehrere Hundert Millionen Mark gekostet hat, ihre wil-

dessen Befürworter, die natürlich verstanden, auch hieraus für Preußen einen Strick zu drehen. Und während dieser Zeit hat man in Norddeutschland seinen Sinn auf die Durchführung bedeutender nationaler Unternehmungen von unbestreitbarem Werth gerichtet: die Verstaatlichung der Eisenbahnen in großem Stil, den Kanalbau, die Arbeiterversicherung, die Reform der Staats- und Gemeindesteuern in der Art, daß jedem dieser öffentlichen Körper seine Sphäre scharf abgegrenzt wurde; und manches Andere.

Das klare Ergebniß dieser bald vierzigjährigen Geschichte ist negativ: den Beweis für eine überragende politische Begabung des gewiß reichbegabten süddeutschen Volkes hat sie sicher nicht erbracht. Woraus jeder kühle Politiker den Schluß ziehen wird, daß eine alle Bedenken überwindende Veranlassung, dem süddeutschen Beispiel zu folgen, nicht vorliegt. Man wird gut thun, die Folgen der süddeutschen Verfassungänderungen abzuwarten. Was wir so oft und auch jetzt wieder gehört haben, ist ja wahr: in Norddeutschland lebt eine viel nüchternere, langsamere, härtere, vom Herkommen stärker beherrschte Bevölkerung. Aber aus solchem Stoff werden die Völker geschmiedet, die auf Dauer berechnete Staaten mit wohnlichen Einrichtungen zu schaffen verstehen. Nicht die glänzenden Hellenen waren es, die einen mächtigen Mittelmeerstaat aufgerichtet haben, sondern das von den Musen und Grazien verlassene, starr am Alten festhaltende, aber mit klarem Verstand und starkem Herzen ausgerüstete Volk der Römer. Nicht die hochbegabten Stämme der Kelten haben es vermocht, in der Nordsee einen wurzelfesten Staat einzurichten, sondern ein kühles, berechnendes, brutales Germanengemengsel, dessen Nachkommen erst seit Reynolds und Gainsborough eine nationale Malerei besitzen und erst in unseren Tagen musikalische Kunstwerke geschaffen haben, ein Volk, dem selbst heute kein Verehrer nachsagen kann, daß seine geistigen Interessen von großer Bedeutung seien. Noch eine andere Anklage haben wir in diesen Tagen gehört, eine, die man für begründet halten muß: die Anklage, daß Preußen viele Fehler habe. Ich habe nicht die mindeste Neigung, als Vertheidiger Preußens aufzutreten; ich bin sogar bereit, zuzugestehen, daß seine Mängel eben so groß sind wie die der süddeutschen Staaten. Nur in einem Punkt kann ich mit den Anklägern nicht übereinstimmen, nämlich in der Meinung, daß diese Fehler und Mängel durch die Einführung demokratischer Einrichtungen radikal gehoben werden würden. Preußen hat seine höchste, die politische Entwickelung Deutschlands befruchtende Höhe erreicht, zuerst, als in der Zeit von 1640 bis 1815 hervorragende Fürsten, unterstützt von aus allen Theilen Deutschlands zusammenberufenen tüchtigen und genialen Beamten, die Herrschaft der Stände abgeschüttelt hatten; dann von 1866 bis 1890, als Bismarck, nicht mehr gehemmt durch Parlamente, seine kühnen Pläne ausführen durfte. Die in dieser Zeit gemachten Fortschritte haben uns das Deutsche Reich gebracht,

was ja Vielen ein Dorn im Auge ist, aber mit dem Reich auch Ansehen, was schon eine ziemliche Zahl von Leuten zu würdigen weiß, und endlich den mächtigen Aufschwung der deutschen Volkswirthschaft, der sich breiten Schichten in der Erhöhung ihres Einkommens offenbart und dessen Tauschwerthe selbst die Sozialdemokraten mit Wonne genießen. Wenn nun trotzdem Preußen auch bei der reichsten Mahlzeit nie ein Wort des Dankes ausgesprochen wird, so mag Das ja (um es geschäftlich auszudrücken) ein Produkt eigener Provenienz sein, aber es ist auch nicht ausgeschlossen, wie Andere glauben, daß auf den süddeutschen Acker französischer Kunstdünger gefahren worden ist.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir uns aus diesen Niederungen in die erhabenen Regionen emporschwingen, wo der zweite Grund für die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes gedeiht. Dieses soll, wie uns versichert wird, eine nothwendige Konsequenz des Liberalismus sein. Hier muß ich noch entschiedener als vorher widersprechen. Die Herren verwechseln Demokratie und Liberalismus. Das allgemeine Wahlrecht ist in der That eine nothwendige Folgerung aus den demokratischen Prämissen; aber es widerspricht den Grundanschauungen des Liberalismus. Der Beweis für diese Behauptung würde die Grenzen meines Aufsatzes überschreiten; daher darf ich mich hier damit begnügen, die wichtigsten Ergebnisse einer Abhandlung zusammenzufassen, in der ich ihn geführt habe.*) Von den großen Männern, die im achtzehnten Jahrhundert den Liberalismus begründet haben, fordert Niemand das allgemeine gleiche Wahlrecht. Montesquieu vertritt die relativistische Lehre, daß die Staaten nach der Gesammtheit ihrer Zustände entweder zur Demokratie, Aristokratie oder Monarchie bestimmt sein. Die bald nach dem Erscheinen des „Esprit des Lois" auftretenden Physiokraten kämpfen für den wirthschaftlichen Liberalismus, aber politisch sind sie überzeugte Anhänger des aufgeklärten Absolutismus; bekannt ist der Zusammenstoß Rousseaus mit einem der Physiokratenführer, dem älteren Grafen von Mirabeau. Der Freiherr vom Stein verlangt eine Nationalrepräsentation, nicht als Konsequenz der Lehre von der Volkssouverainetät, sondern zur Belebung des Nationalgeistes. Kant, der Radikale, hat gegen den Ausschluß der unteren Klassen vom Wahlrecht nichts einzuwenden; und Wilhelm von Humboldt, einer der schroffsten Individualisten dieser Zeit, fordert Fortbildung der bestehenden Einrichtungen. Welche Stellung Goethe, der Minister des zuerst mit einer Verfassung bedachten deutschen Kleinstaates, zur Volksrepräsentation eingenommen hat, ist ja ziemlich bekannt; doch lohnt es sich, sein Gespräch mit dem Fürsten Pückler-Muskau über diese Frage zu lesen. Die Annahme, daß alle diese Männer nicht gewußt haben sollen, was Liberalismus sei, wäre ja eine unglaubliche Thorheit; und leicht ließe sich beweisen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht auch dem Wesen des Libe-

*) Liberalismus und Demokratie. Zeitschrift „Hamburg". 1907.

ralismus widerstreitet. Er setzt sich aus folgenden Ueberzeugungen zusammen. An erster Stelle steht die Idee von der segensreichen Bedeutung der Ungleichheit der Individuen, der Mannichfaltigkeit der Anlagen mit der auf ihr beruhenden Arbeitstheilung, die das Dasein eines Volkes so reich gestalten. Mit dieser Ueberzeugung steht es im offenbaren Widerspruch, Jeden als den Anderen unbedingt gleich zu betrachten. Wohl erkennt der Liberalismus die staatsbürgerliche Gleichheit an: die Gleichheit im Privat-, Straf-, Prozeßrecht (oder, was das Selbe ist, den Fortfall aller Privilegien), weil diese Gleichheit die Ungleichheit, die Mannichfaltigkeit, die Arbeitstheilung erst zu der für die Allgemeinheit nothwendigen Entfaltung bringen kann; aber die staatsrechtliche Gleichheit aller erwachsenen vollsinnigen Bürger (und Bürgerinnen): gleichen Einfluß auf die Gesetzgebung, diese Gleichheit widerspricht dem Liberalismus. Die staatsbürgerliche Gleichheit ist ein anderer Ausdruck für die Freiheit, von der der Liberalismus das Gedeihen des Einzelnen, das Wohl des Ganzen erwartet. Denn im Mittelpunkt dieser politischen Anschauung steht ja nicht das Alles beherrschende weise Walten der Obrigkeit, sondern dort stehen die Bestrebungen der Millionen der menschlichen Gesellschaft. Die in der Luft der Freiheit Leben empfangende und sich auswachsende Rührigkeit: Das ist die zweite Ueberzeugung des Liberalismus. Alles Streben setzt Beweggründe voraus; und diese gebärt im Ueberfluß die Ungleichheit der Lebenslage, die den rastlosen Eifer, sich von einer sozialen Stufe zur anderen emporzuschwingen, erzeugt. Hiermit ist nun ein anderer Gedanke des Liberalismus verbunden, der Gedanke, das Wahlrecht abhängig zu machen von Eigenschaften, die sich der Einzelne durch eigene Tüchtigkeit erwerben kann. Aus den beiden besprochenen Ueberzeugungen sprießt die dritte hervor: die enge Verbindung, die der Liberalismus zwischen Rechten und Pflichten herstellt. So viele Pflichten, so viele Rechte; so viele Rechte, so viele Pflichten. Kann Jeder die Pflicht erfüllen, dem Staat durch Begabung und Uneigennützigkeit zu dienen, kann Jeder im gleichen Grade als Gesetzgeber und Verwaltungbeamter seinen Mitbürgern nützlich sein? Wird diese Frage verneint, dann fällt damit auch die staatsrechtliche Gleichheit. Diese Darlegungen dürften ergeben haben, daß das dem Liberalismus entsprechende Wahlrecht das Mehrstimmenrecht ist (oder, wie man es mit einem häßlichen Bastardnamen auch nennt, das Pluralwahlrecht). Wie jeder mit der Geschichte des Wahlrechtes Vertraute weiß, hat der Liberalismus ein Wahlrecht geschaffen, das ziemlich viele Kategorien von Personen ausschließt und das Recht der Wähler, etwa nach der Steuerleistung, abstuft. Aber ein wirklich tiefer begründetes und allseitig durchdachtes Recht hat er nicht ausgebildet; er wurde eben zu früh durch die Demokratie unterdrückt. Bis etwa 1825 hat der Liberalismus ein selbständiges, produktives Leben gehabt; in den Systemen von Saint-Simon und Fourier vermählt er sich mit sozialistischen Gedanken; er

ist auch noch später hier und da emporgeflackert. Aber im Wesentlichen war das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der siegreichen Demokratie. Nachdem sie sich mit dem Abfall der englischen Kolonien in den Vereinigten Staaten eine Stätte späterer korruptester Größe geschaffen, in Frankreich von 1793 bis 1795 mit Guillotine und Maximalpreisen zu einer höherer Stufe emporentwickelt, endlich mit der Eroberung der Schweiz durch Frankreich in das mittelalterliche Kantonungeheuer eingenistet hatte, gewannen die demokratischen Ideen eine größere Macht, so daß sie selbst den Liberalismus und den Sozialismus durchsetzten und verfälschten. Daß Demokratie und Liberalismus durch eine tiefe Kluft getrennt sind, wird ja keines Beweises mehr bedürfen. Dort Ungleichheit, hier Gleichheit; dort in der Luft der Freiheit emsiges Ringen, um sich über die Genossen emporzuschwingen, hier Beschränkung der Freiheit, um so viel wie möglich die Gleichheit der Lebenslage herzustellen; dort die Verbindung von Pflichten und Rechten, hier die einseitige Betonung der Rechte des Individuums, die, so viel wie möglich, auf minderwerthige Arten der Gattung ausgedehnt werden sollen.

Sind Liberalismus und Demokratie so verschieden von einander: wie erheiternd wirkt dann die Betheuerung, daß der Feldzug zur Hebung des Liberalismus geplant war! Ist anzunehmen, daß die Veranstalter in gutem Glauben gehandelt haben? Durchaus; sie kennen eben den Unterschied von Liberalismus und Demokratie nicht. Auf naive Schnitzer dieser Art, die die Gutgläubigkeit ihrer Verfasser beweisen, stößt man in der demokratischen Presse jeden Tag. Vor noch nicht langer Zeit berichtete ein großes demokratisches Blatt, der Reichskanzler habe zu einem englischen Journalisten gesagt, er glaube an den Sieg der Demokratie im zwanzigsten Jahrhundert. Woran das Blatt die Frage schloß, wie sich diese Meinung mit dem Agrarismus des Fürsten vertrage. Offenbar war der Schreiber des harmlosen Glaubens, daß ein Demokrat ein liberaler Freihändler sein müsse; er ahnte nicht, daß die Schweiz, Frankreich und die Vereinigten Staaten agrarisch sind. Und wie nachdenklich müßte ihn die Tatsache machen, daß die bedeutendsten Demokratien dem Schutzzoll huldigen! Ein anderer Herr behauptete in dem selben Blatt, kein Hohenzollern habe sich dem Einfluß der Junker entzogen. Er kannte offenbar Joachim den Ersten nicht, nicht den Kampf von 1640 bis 1740, in dessen Verlauf Friedrich Wilhelm I. „den Junkern gegenüber seine Souverainetät wie einen rocher de bronze stabilirte". Beide Notizen standen in der verbreitetsten demokratischen Zeitung Deutschlands, im Berliner Tageblatt. Sie machen eine zweite Proklamation, die sonst unglaublich erscheinen würde, erst verständlich. Sie lautete: der Liberalismus sei zu Grunde gegangen, weil große Aktionen, wie die damals begonnene und nun beendete, die ihm neue Lebenskräfte zuführen sollte, früher nicht unternommen worden seien. Wer das Hinscheiden des sogenannten Liberalismus mit erlebt hat,

weiß, daß er starb, weil er kein Liberalismus war. Der Liberalismus der sechziger und siebenziger Jahre war eine Olla Potrida von demokratischen, manchesterlichen, radikalen, jakobinischen und einigen wenigen liberalen Brocken. (Ich sage: Olla Potrida, nicht zusammengekochtes Essen, weil der spanische Ausdruck einen so unwiderstehlich belehrenden Nasenkitzel ausströmt.)

Doch ich will alle anderen Proklamationen übergehen, selbst die köstliche, daß der Feldzug der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln nehmen solle, obgleich man erwartete, daß die Sozialdemokratie ein Hilfscorps stellen werde, und noch deutlicher die Frage beantworten, wofür ich hier eintreten wolle. Nicht für die Erhaltung des bisherigen preußischen Wahlrechtes, sondern für das Mehrstimmenrecht, das wahrhaft liberale Wahlrecht, das Wahlrecht des Liberalismus, der sich auf sein Wesen besonnen und sich von allen ihm feindlichen, fremden Elementen befreit hat. In den letzten dreißig Jahren hat er viel gelernt. Er hat den Radikalismus, diese Geistesrichtung gedankenarmer und denkfauler Politiker, abgestreift; er weiß das Unberechtigte vom Berechtigten im Manchesterthum zu unterscheiden: er sieht ein, daß die Wirthschaftpolitik nicht nur von wirthschaftlichen Beweggründen beherrscht sein kann, daß im Wirthschaftleben nicht gleich starke Individuen einander gegenüberstehen und die volkswirthschaftliche Entwickelung neben das Reich der Freiheit ein Reich der Ordnung gestellt hat; die anarchistische Meinung, daß die nothwendigen Schranken des gesellschaftlichen Ringens nicht durch Gesetz festgelegt und mit staatlichen Mitteln aufgerichtet werden sollen, hat er in die Rumpelkammer geworfen; der Kulturkampf hat ihn darüber belehrt, daß die auch auf geistigem Gebiete durchaus berechtigte Souverainetät des Staates ihre Schranken hat, was der im Gewande der Freiheit auftretende Jakobinismus, diese zum Wahnsinn gesteigerte Staatsallmacht, nie zu lernen vermochte. So ist der Liberalismus der Vergangenheit, nachdem ihn die Flammen der Prüfungen von allen späteren fremden Zusätzen gereinigt haben, der Liberalismus der Gegenwart geworden. Er erweist sich als das wahrhaft moderne politische System, weil seine Grundüberzeugungen in Harmonie mit der Wissenschaft unserer Tage stehen, mit der Biologie, der Anthropologie, der Soziologie. Den überlebten Idealen der Vergangenheit nachzujagen, der Demokratie und der Sozialdemokratie, die im neunzehnten Jahrhundert ihre Zeit gehabt und ihre Unzulänglichkeit bewiesen haben: nicht darin kann unsere Aufgabe bestehen, sondern darin, daß wir neue Formen des staatlichen Lebens schaffen, die den Bedürfnissen des zwanzigsten Jahrhunderts genügen.

Mag also Süddeutschland am Alten festhalten, mag Norddeutschland neue Bahnen wandeln! Und nach fünfzig Jahren sollen unsere Nachkommen entscheiden, welches der bessere Weg gewesen ist.

Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

❦

Ismael.*)

Nach dem Tod Gregors des Großen schien das Christenthum in dem ganzen bekannten Europa gesiegt zu haben, in Byzanz, Palästina, Egypten und an der Mittelmeerküste Afrikas. Der Sieger aber wollte sich gerade zur Ruhe begeben, als etwas ganz Neues, Unerwartetes eintrat, das Christenthum mit dem Untergang bedrohte und einen neuen Volksstamm auf den Schauplatz brachte. Ismaels Nachkommen, Abrahams uneheliche Söhne, die in Wüsten herumgeirrt waren, begannen, die Wüstenwanderung fortsetzend, sich unter Fahnen zu sammeln und sich ein Kanaan zu suchen.

Sechs Jahre nach Gregors Tod wurde der damals vierzigjährige Prophet, Mohammed mit Namen, „erweckt“; und wie eine Feuersbrunst breiteten sich seine Schaaren aus. Und hundert Jahre später glaubte das christliche Europa, der jüngste Tag sei gekommmen. Des Christenthums erste Eroberungen, Syrien, Palästina, Kleinasien, Egypten und die afrikanische Küste, waren abgefallen und hatten dem neuen Antichrist gehuldigt. Byzanz war bedroht, Sizilien und Sardinien waren genommen und Italien war in Gefahr.

Von der südlichen Spitze Spaniens konnte man bei klarem Wetter nach der afrikanischen Küste hinübersehen, wo die Sarazenen wohnten.

Spanien war nämlich ein Land, das, ziemlich entfernt von Rom, sich zu einer der reichsten Provinzen ausgewachsen und entwickelt hatte, nachdem von Phöniziern und Kathagern zuerst der Grund zu einer Civilisation gelegt worden war. Als sich aber Rom auflöste, stürzten Barbaren, die von der Ostsee kamen und zu den neuen germanischen Völkern gehörten, deren Zukunft Tacitus prophezeit hat, über Spanien her, gründeten ein Reich oder zwei und besaßen nun am Anfang des achten Jahrhunderts die prächtigen Hauptstädte Toledo und Sevilla.

In Sevilla, in dem schönen Andalusien, am Guadalquivir, saß der alte Jude Eleazar in seinem Waffenladen und zählte die Tageskasse.

---

*) „Historische Miniaturen“: so heißt ein neues Buch von August Strindberg (der getreue Schering hats übersetzt und bei Georg Müller in München wirds im September erscheinen). Ein sehr interessantes Buch; natürlich: denn es ist von Strindberg. Aber auch ein Buch, das beim großen Publikum Erfolg haben kann. Erfolg haben muß, möchte ich dreist sagen. Nicht von Schweden wird hier geredet, nicht aus der Naturgeschichte erzählt. Ein philosophischer Kopf und ein Dichter läßt uns die Visionen schauen, zu denen das Studium der Menschheitgeschichte ihm das innere Auge geöffnet hat. Julianus, der Apostat, und Peter, der Eremit, treten vor unseren Blick; Atilla und Luther, Alkibiades und Eginhart. Wir sehen die Reiche der Pharaonen und der Zaren, das Athen des Sokrates und die fröhliche Insel Heinrichs des Achten. Vielerlei. Zwanzig kleine Geschichten. Jede lebt. So stark ist die Vision, daß sie uns zwingt, an diese Länder, diese Menschen zu glauben. Daß die Frage, ob diese Kulturkreise wirklich so gewesen seien, gar nicht erst aufkommt. Nie hat der merkwürdige Poet sich mehr als Allumfasser gezeigt. Eine Geschichte („Der Große“) kennen die Leser der „Zukunft“ schon; „Ismael“ ist nur ein Pröbchen. Werden die stockholmer Herren nun noch länger zögern, ihrem großen Landsmann den Nobelpreis zu geben? Dem Mann, dessen Lebensleistung heute kein Poet erreicht? Der in der knappsten Skizze mehr Kunst und mehr Persönlichkeit giebt als Björnson in dicken Bänden? Der seit den Tagen der Thorenbeichte ins Maß der Weltdichter gewachsen ist?

„In diesen Zeiten werden viele Waffen verkauft“, sagte plötzlich ein Fremdling, der unbemerkt an den Tisch getreten war.

Eleazar sah auf, fand das Aussehen des wohlgekleideten Fremdlings ansprechend und antwortete vorsichtig: „Ja, allerdings werden viele verkauft.“

„Erwartet Ihr Krieg?“

„Hier ist immer Krieg; am Meisten jedoch Wortkrieg.“

„Du meinst die zwanzig Konzile, die man hier gehalten hat. Die Christen sind nie einig.“

Eleazar antwortete nicht.

„Entschuldige“, fuhr der Fremdling fort, „aber ich vergaß, wer Du bist; das letzte Konzil möchtest Du am Liebsten vergessen!“

„Nein, niemals! Wie sollte ich?“

„Es richtete sich gegen Dein Volk . . .“

„Und mein einziger Sohn, der im Begriff stand, sich mit einer christlichen Jungfrau zu verheirathen, mußte sie verlassen, da die Ehe mit Juden verboten wurde.“

„Nun, und wie endete es?“

„Er konnte es nicht überleben, sondern legte Hand an sich selbst; und als sie ihm in den Tod folgte, bekamen wir die Schuld; verloren Eigenthum und Freiheit.“

„Eleazar!“ rief der Fremdling. „Kennst Du mich nicht?“

„Nein!“

„Wenn ich aber meinen Namen nenne, weißt Du, wer ich bin: Julius, Graf Julius . . .“

„Seid Ihr — Graf Julius?“

„Ich bin der Selbe, dessen Tochter Florinda in Toledo erzogen wurde und König Roderich in die Hände fiel, dem Räuber und Wüstling . . . Darf ich zu Dir in Deine Kammer eintreten? Wir haben einander viel zu sagen!“

Eleazar zögerte, obwohl die Beiden als gekränkte Väter verlorener Kinder manch Gemeinsames haben mochten. Ihm war nämlich bang vor den Christen, die gerade anfingen, die Juden zu verfolgen. Der Graf verstand Das, ließ aber den Griff nicht los, denn er schien mit seinem Besuch eine bestimmte Absicht zu haben.

„Laß mich in Deine Kammer und ich will in drei Worten mein Geheimniß und Deins sagen.“

Eleazar wollte nicht nachgeben, begann aber, zu parlamentiren. „Sagt ein Wort! Ein einziges, das mich überzeugt!“ bat er.

„Oppas! Da hast Du eins!“

Eleazar öffnete die Augen, bat aber um noch ein Wort.

„Zijads Sohn!“

„Noch besser!“ sagte Eleazar. „Jetzt aber das letzte!“

„Bar-Koch-Ba!“

Eleazar reichte ihm seine Hand. „Tretet ein unter mein Dach, eßt von meinem Brot und trinkt von dem gesegneten Wein.“

In einem Augenblick war der Laden geschlossen und die beiden Alten saßen beim Abendbrot in der Ladenkammer.

Das Gespräch war im Gang.

„Wir Hebräer sind einige Hunderttausend hier in Spanien. Als nämlich Kaiser Hadrian zum letzten Mal Jerusalem zerstört hatte, schickte er fünfzigtausend

Hebräer hierher. Das ist sechshundert Jahre her und wir haben uns natürlich vermehrt: ja, bis zu der Menge, daß man neunzigtausend von den Unseren zur Taufe zwingen konnte ... Auch ich bin getauft; aber ob sie mich auch mit Wasser begossen haben: ich habe den Glauben meiner Väter behalten; und wie könnte ich anders? Die Christen haben keinen Glauben, sondern viele. Die Synode, die 589 in Toledo tagte, lehrte, daß der Heilige Geist nicht blos vom Vater, sondern auch vom Sohn ausgeht. Aber die Synode von 675 verkündete, der Sohn sei nicht nur vom Vater, sondern auch vom Heiligen Geist gesandt. Das ist ja Unsinn; und darum fallen sie selber von ihrer Lehre ab. Statt aber zum Alten Testament zurückzufallen, das die Mutter des Neuen ist, stürzen sie in Unglauben und Heidenthum. So ists ja auch mit dem Erzbischof Oppas selber in Toledo, der sich Christushasser nennt und lieber den Islam anerkennt als Rom"

„Kennst Du Oppas?"

„Er ist unser Mann!"

„Du nennst den Islam: was meinst Du zu der Lehre?"

„Das ist ja unser heiliger Glaube: ein einziger Gott, der Einzige und Wahre. Und der Prophet ist ja Abrahams Nachkomme, der die Verheißung geerbt hat. Ismael war ja von der Magd, aber doch Abrahams Same!"

„Aber Mohammed vertrieb die Juden aus Arabien."

„Ja, Das that er; er war nicht vollkommen. Das hat sich jedoch geändert. Alles ändert sich; um so besser. Mohammed bekam seine ersten Eindrücke von seinem Vetter Waraka, der von jüdischer Herkunft war, und anfangs war Mohammed sehr freundlich gegen Israel gestimmt; ja, nicht gen Kaaba sollten sich die Gläubigen im Gebet wenden, sondern gegen Jerusalem. Es giebt auch eine Ueberlieferung, der Prophet sei Jude gewesen; und Das kann man sagen, da er Araber oder Ismaelit war, was das Selbe ist."

„Und Ihr wollt jetzt lieber unterm Halbmond dienen als unterm Kreuz?"

„Gewiß!"

„Und Simon, den Ihr Bar-Koch-Ba nennt, steht in Unterhandlung mit dem Erzbischof Oppas, um Roderich zu stürzen?"

„Das ist die Wahrheit!"

„Gut, dann bin ich dabei! Aber merke genau auf Das, was ich sage: Wenn unser gemeinsames Ziel der Sturz des Westgothenkönigs ist, so habe ich als Gouverneur von Ceuta auf der afrikanischen Seite mich beim Emir Mussa al Nazir und seinem Oberst Tarik, Zijads Sohn, erkundigt, ob sie uns vielleicht gegen Schadensersatz von Ceuta und Umgegend Hilfe leisten. Glaubst Du, man wagt, den Sturm loszulassen?"

Eleazar kaute seinen Bart. „Ist er nicht los?" fragte er trocken.

„Seid Ihr weiter gekommen, als ich weiß?"

„Was wißt Ihr?"

„So, so, Ihr seid so weit? Nun gut! Mit meinem schönen Spanien ist es dann zu Ende!"

„Nichts geht zu Ende; es ändert sich nur, nachdem es seine Zeit gehabt. Spanien hatte seine Zeit, als es Rom Kaiser gab: Trajan, Hadrian, Antonius, Marc Aurel, Theodosius, die eben so gut Iberer und Phönizier sein könnten. Spanien gab Rom Gelehrte und Dichter: Seneca, Lucan, Martial, Quintilian,

Pomponius Mela, Columella. Das ist fünfhundert Jahre her; und jetzt haben wir die Barbarei gehabt unter christlichen Nordländern von der Ostsee. Jetzt können wir etwas Morgenland gebrauchen!"

„Glaubst Du an die Zukunft des Islams?"

„Ja. Mussa hat geschworen, daß er Hannibals Weg über Gallien und Germanien nach Rom gehen wird, um die ‚Heiden und Frauenverehrer' zu dem einzigen wahren Gott zu bekehren."

„Das weißt Du? Dann giebt es keine Umkehr?"

„Nein! Es ist zu spät! Am neunzehnten Juli geht der Halbmond auf über Spanien; und er wird wohl seinen Wechsel bis zum Vollmond aushalten. Was dann folgt, wissen wir nicht. Das geht uns auch nicht an. Denn Einer herrscht: der Herr Zebaoth."

Am siebenzehnten Juli des Jahres 711, als es dunkel geworden, wurden Feuer auf der südlichsten Spitze Spaniens, Punta de Europa, angezündet. Und auf der afrikanischen Küste, zwei Meilen davon, antwortete man mit ähnlichen Signalen. Ein westlicher Wind wehte vom Ozean her und führte eine sarazenische Flotte mit fünftausend Mann in Waffen und mit Pferden heran. Auf der Spitze Europas, die später Gibraltar hieß, hoch oben auf der abschüssigen Klippe standen langbärtige Bürger und schürten die Feuer, warfen Brennholz darauf, bliesen in die Gluth. Am Morgen landete die Vorhut am Fuß der Klippe. Und damit begann die Eroberung von Spanien durch die Mauren.

Mussa Ibn Nassir kam am folgenden Tage mit der Hauptmacht. Der Westgothenkönig versammelte schleunigst hunderttausend Mann, und da er sich unüberwindlich glaubte, fuhr er hin, sich den Sieg anzusehen. In Seide und Gold gekleidet, wie ein byzantinischer Kaiser, lag er in einem Wagen aus Elfenbein, der mit zwei weißen Mauleseln bespannt war, und ihm folgten Mundschänke und Haremsfrauen.

Drei Tage lang ging Alles gut; aber am vierten geschah etwas Unerwartetes. Zwischen den Bergen und Flüssen von Andalusien eingeschlossen, vermochten sich seine Schaaren kaum zu rühren. Der König hatte sich am Ufer des Guadalete gelagert. Da sah er von den Höhen sein Volk wie einen Fluß herunterstürzen, die eine Abtheilung unter dem Erzbischof Oppas, die andere unter dem Grafen Julius. Roderich, der glaubte, sie flöhen vorm Feind, brach das Lager ab, konnte aber nicht umkehren, sondern wurde in den Fluß hinuntergedrängt. Schwimmend wollte er das andere Ufer erreichen. Da aber stieß er auf Bogenschützen.

Auf einem rothen Klepper kam eine Amazone ans Ufer gesprengt und richtete ihren Bogen auf den Ertrinkenden, der sich mitten in der Strömung hielt. Auf dem anderen Ufer sah er seine Schaaren, die Halt gemacht hatten, mit weißen Fahnen den Feinden auf der gegenüberliegenden Seite zuwinken, also das Zeichen des Friedens geben.

Als er verstand, daß Verrätherei im Spiel war, ging er auf den Grund; und mit ihm das ganze Westgothenreich.

Mussa zog sofort nach Toledo, ehe eine neue Königswahl stattfinden konnte: und damit war der Islam zu Haus in Europa und blieb dort bis 1492.

Die Juden, die den Mauren die kräftigste Hilfe geleistet, wurden sofort befreit; und in jede einzelne Stadt Spaniens wurde ein Jude als Statthalter gesetzt.

Stockholm. August Strindberg.

An den Quellen des Clitumnus.*)

Von dem Berg hernieder, um den im Winde
Dunkle Eschen wogen, der weit die Lüfte
Füllt mit frischem Duft von Salbei und Thymian,
Eilen auch heute,

O Clitumnus, immer zu Dir am Abend
Noch die Heerden, badet der Umbrerknabe
Noch das widerstrebende Schaf in Deinen
Wellen, indessen

Von der Brust der sonnenverbrannten Mutter,
Die an halbzerfallener Hütte singend
Barfuß sitzt, der lachende runde Säugling
Sich nach ihm umschaut:

Ernsthaft naht der Vater, in Ziegenfelle
Gleich den alten Faunen gehüllt, die starken
Jungen Ochsen vor dem bemalten Wagen
Umsichtig lenkend.

Jene breiten, stattlichen Ochsen, denen
Hoch am Kopf gebogene Hörner ragen,
Zahmen Blicks, schneeweiß, die Vergil, der milde,
Immer geliebt hat.

Dunkle Wolken braun auf dem Apennin und
Von den Bergen rings und den kleineren Hügeln
Blickt voll ernster Größe das weite grüne
Umbrien nieder.

Dich begrüß ich, grünendes Land der Umbrer!
Dich auch, Gott des Quells, o Clitumnus! Freudig
Fühl ich hier italischer Heimathgötter
Hauch um die Stirne!

Sagt, wie kam die klagende Trauerweide
Her zum heilgen Ufer? Vom Apennin mag
Dich der Wind entwurzeln, Du weicher Baum für
Schwächliche Zeiten!

Wintern trotze, schwärzliche Eiche, hier und
Flüstre dann im knospenden Mai geheime

*) Als Herr Paolo Zendrini am siebenzehnten August hier über Carducci sprach, bedauerte er, daß der Dichter in Deutschland so wenig bekannt sei. Briefe mancher Leser haben mirs bestätigt. Ich will deshalb ein Gedicht abdrucken, das auch Herr Zendrini besonders gerühmt hat; und entnehme es der neusten Carducci-Uebersetzung („Ausgewählte Gedichte"), die Frau Bettina Jacobson, eine dem Dichter befreundete Dame, noch mit seinem Beistand unternommen und jetzt im Insel-Verlag herausgegeben hat.

Mären, Du, von grünem und immerjungem
Epheu umrankte.

Dich bewachen, Heiliger Quell, Cypressen
Hier, gleich Riesen; sing uns in ihrem Schatten,
O Clitumnus, sing uns die alten Lieder
Deiner Geschicke.

Zeuge Du dreimaliger Herrschaft, sag uns,
Wie der ernste Umbrer in grausem Zweikampf
Wich dem lanzenschwingenden Kriegsvolk jener
Starken Etrusker.

Sag uns dann, wie über verbundene Städte
Nieder vom ciminischen Wald Gradivus (Mars)
Mächtig schritt, aufrichtend Dein stolzes Zeichen,
Siegerin Roma.

Aber Du, italische Gottheit, einteft
Bald den starken Sieger mit dem Besiegten.
Als den Trasimenischen See die Puner
Kämpfend umtobten,

Stieg auch Dir zu Ohren ein Ruf, es dröhnte
Vom Gebirg zurück aus gewundnen Hörnern:
„Du, der Rinder weidet auf nebelreicher
Trift bei Mevania,

Du, o Pflüger dort an der Hügel Abhang,
Links vom Nar, und Du, der die grünen Wälder
Bei Spoleto lichtet und der in Todi
Feiert die Hochzeit:

Laß den fetten Ochsen im Röhricht, laß den
Jungen Stier inmitten der Furchen, laß den
Keil im Eichenstamme, die junge Gattin
Laß am Altare;

Stürme fort und renne mit Pfeil und Bogen,
Mit der Keule renne, mit Axt und Lanze
Dorthin, wo Italias Penaten drohend
Hannibal nah rückt.“

Hei, wie lachte strahlend die Sonne nieder
In das schön umschlossene Thal, als jener
Mauren Flucht und wilde Verwirrung sah das
Hohe Spoleto!

Jener Mauren auf den Numidierpferden,
Heulend in dem grausen Gemetzel, Pfeile

Dicht wie Hagelwolken und siedend Oel und
Siegesgesänge!

Alles schweigt nun. Drinnen im klaren Bache
Seh ich nur die quellende Ader rinnen;
Und sie kräuselt, leise wallend, den Spiegel
Seines Gewässers.

Tief hinabgesunken zum feuchten Grunde
Lacht ein Wald herauf mit versteinten Aesten,
Wo der grüne Jaspis dem Amethyst sich
Liebevoll anschmiegt.

Blauem Saphir gleichen die Blumen, spielend
Wie ein Abglanz härterer Diamanten,
Lockend winkt ihr Schimmer hinab zur grünen
Schweigenden Tiefe.

Dort am Fuß der Berge, im Eichenschatten
Ist die Quelle Deines Gesangs, Italia!
Ja, es lebten Nymphen allhier und Götter
Weihten dies Lager!

Mit den blauen wallenden Schleiern tauchten
Einst Najaden auf und am stillen Abend
Riefen sie die bräunlichen Schwestern droben
Laut von den Bergen.

Reigentänze führten sie da im Licht des
Hohen Mondes, fröhlich im Chore singend,
Wie einst Janus Liebe entflammt zur schönen
Nymphe Camena.

Denn des Landes Tochter, die starke, freite
Dort der Gott, auf dampfenden Apenninen
Hüllten Regenwolken sie ein: Italias
Volk ward geboren

Alles schweigt nun, Alles! Vereinsamt bist Du,
O Clitumnus! Von den geschmückten Tempeln
Blieb nur einer Dir und darinnen thronst Du
Nicht mehr als Gottheit.

Nicht mehr netzt die heilige Fluth die stolzen
Opferstiere, wenn sie Trophäen Romas
Nach den Tempeln würdiger Ahnen brachten;
Keine Triumphe

Feiert Roma. Ein Galiläer stieg zum
Kapitole, röthlich sein Haar; er warf ein
Kreuz ihr in die Arme und sprach: „Das trage,
Trags und gehorche!“

Weinend flohn die Nymphen in ihre Flüsse,
In den Mutterschoß der gebräunten Rinden
Oder wehten klagend als feuchte Wolken
Hoch auf die Berge,

Als ein Trupp von seltsamen Leuten durch die
Leeren weißen Tempel, die Säulentrümmer,
Litaneien singend, in schwarzen Kutten
Langsam heranzog.

Und verödet blieben fortan die Felder,
Zeugen alten Fleißes, die Hügel, eines
Weltreichs Male; aber die Oede nannten
Jene: Reich Gottes!

Sie entrissen Männer dem Pflug, der Hoffnung
Hochbetagter Väter, erblühter Frauen;
Fluchend, wo die göttliche Sonne freundlich
Segnend herabsah.

Allem Leben fluchend und aller Liebe
Und in wüsten Träumen befangen, wähnten
Sie, in Felsengrotten, durch grause Qualen
Gott zu versöhnen

Zogen, vom entfesselten Wahne trunken,
Durch die Städte und in verzückten Tänzen
Flehten den Gekreuzigten um Verachtung
Jene Unselgen.

Sei gegrüßt mir, von des Ilissus Ufern
Bis zum Heiligen Tiber, Du heitre, wahre,
Ganze Menschenseele! Die Nacht entschwand; nun
Wache und herrsche!

Aber Du, Erzeugerin unverdroßner
Starker, schollenbrechender Rinder, wilder,
Kampfesmuthig wiehernder Rosse, treue
Mutter Italia,

Mutter goldner Aehren und süßer Trauben,
Edler Kunst und ewger Gesetze, freudig
Grüß ich Dich! Dir sing ich des alten Ruhmes
Hymnus von Neuem.

Beifall spenden, Umbria, Deine grünen
Fluren, Berg und Flüsse dem Sang. Dort drüben
Keucht und pfeift, nach neuem Erwerb begierig
Jagend, das Dampfroß.

Giosuè Carducci.

Das Stammkapital der Reichsbank.

Soll das Grundkapital der Reichsbank erhöht werden? Ueber die Vorschläge, die Mindestguthaben im Giroverkehr zu erhöhen und das steuerfreie Notenkontingent zu vermehren, habe ich schon gesprochen; der neuste Vorschlag lautet: Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank. Alle jetzt umstrittenen Reformpläne sind schon einmal erörtert worden: 1899, vor der Erneuerung des Bankgesetzes. Seitdem hat der Zustand der Wirthschaft sich an manchem Punkt verändert, ist Manches reif geworden, was damals keimte: Grund genug, die Vorschläge heute wieder zu prüfen. Vielfach hört man, die Mehrung der Mittel werde die Leistungfähigkeit der Reichsbank steigern. Mit höherem Stammkapital (nebst Reservefonds) könne das Centralnoteninstitut seinen Kreditkreis erweitern, ohne gezwungen zu sein, den Diskont zu erhöhen. Diese Ansicht wird durch den Irrthum gestützt, daß die Reichsbank eine Aktiengesellschaft im landläufigen Sinn sei. Da hätten zunächst natürlich die eigenen Mittel (Aktienkapital und Reserven) mitzuarbeiten. Unsere Reichsbank ist aber keine Aktiengesellschaft im Sinn des Handelsgesetzbuches; sie ruht auf der Basis besonderer Reichsgesetze und die Besitzer ihrer Antheile haben nur eng begrenzte Befugnisse. Das Reich leitet und verwaltet die Bank; die Organe der Antheilbesitzer (Centralausschuß und Deputirte) wirken nur berathend und kontrolirend mit. Diese Verschiedenheit der Reichsbank von einer Aktiengesellschaft darf man nicht vergessen. Ein Vierteljahrhundert lang betrug das Stammkapital 120 Millionen. Am ersten Januar 1901 warens 150, vom ersten Januar 1905 an wurdens 180 Millionen. Dazu kommt ein Reservefonds von 61,81 Millionen; im Ganzen also 241,81 Millionen. Hat diese Summe im Geschäftsbetrieb der Reichsbank nun solche Bedeutung, daß ihre Vermehrung eine wesentliche Steigerung der für den Kredit verwendbaren Kapitalien bewirken würde? Wer in dem Stammkapital der Bank nur einen Sicherheitfonds für ihre Gläubiger sieht, muß natürlich fordern, daß es dem Betrieb entzogen werde. So ists bei den Banken von Frankreich und von England. Beide Institute haben ihre eigenen Kapitalien in Staatspapieren festgelegt. Und in den Statuten der Bank von Frankreich heißt es ausdrücklich, die Bank dürfe ihr Grundkapital nicht zu ihren Operationen verwenden, sondern müsse es als Sicherheitfonds gegen Verluste am Portefeuille betrachten. Solche Vorschrift haben wir nicht. Auch das Grundkapital der Reichsbank hat aber, wie ihr Präsident selbst ausgesprochen hat, in erster Linie den „Charakter eines Garantiefonds gegenüber den Bankgläubigern"; kommt für die Betriebsmittel zunächst also nicht in Betracht. Die wichtigsten Betriebsmittel einer Notenbank sind die Noten und die fremden Gelder. Die Reichsbank hat einen Theil ihres Stammkapitals in Grundbesitz angelegt (nach der letzten Bilanz 50,09 Millionen) und verwendet einen Theil im Wechselgeschäft und in dem nicht zur Notendeckung dienenden Lombardgeschäft. Wenn solche Art der Verwerthung so gewichtig wäre, wie die Empfehler der Kapitalserhöhung jetzt behaupten, dann müßte diese Bedeutung im Wechsel- und Lombardgeschäft und in der Bewegung des Diskontsatzes erkennbar sein: jede Vermehrung des Grundkapitals müßte hier Verminderungen bewirken. Davon war bisher nichts zu merken. Der Durchschnittsdiskont war in den Jahren, wo das Stammkapital der Reichsbank 120 Millionen betrug, 4,14 Prozent; als das Kapital auf 150 Millionen vermehrt wurde, stieg er auf 4,36 Prozent; seit das Grundkapital

180 Millionen beträgt, ist der Durchschnittssatz auf 4,99 Prozent gestiegen. Die Kapitalserhöhungen haben den Wechselzinsfuß der Reichsbank also nicht erniedrigt. Auch eine dauernde Vermehrung des Barvorrathes ist nicht zu konstatiren. Wohl erhöhte sich der Durchschnittsbestand im Jahr 1901 (nach der ersten Kapitalserhöhung) von 853,84 auf 947,18 Millionen; aber schon im Jahr 1903 war er wieder auf 942,50 Millionen zurückgegangen. Nach der zweiten Kapitalserhöhung (1905) stieg er von 972,06 auf 1019,23, sank 1906 aber auf 948,77 Millionen. Diesmal wird der Durchschnitt noch niedriger sein. Die Anlagen in Wechseln zeigen in den Jahren nach den Kapitalserhöhungen keine Abnahme, sondern eine Vermehrung (845,35 gegen 800,18 und 908,81 gegen 823,35 Millionen); dagegen sind die Lombarddarlehen in beiden Jahren etwas geringer (zuerst um 7, dann um 2 Millionen). Die eigenen Mittel des Institutes waren jedesmal um mehr als 40 Millionen erhöht worden; da zeigt die geringe Abnahme der Lombardanlagen noch keine nennenswerthe Erleichterung. Seit den Jahren der ersten Kapitalserhöhung haben die Anlagen in Effekten sehr zugenommen. Der Durchschnitt war 1900 noch 20,14, schon 1906 aber 117,08 Millionen. Effekten sind hier die Wechsel des Reichsschatzamtes, die die Reichsbank diskontiren muß. Ihre verfügbaren Mittel sind also mehr und mehr vom Reich in Anspruch genommen und dem öffentlichen Kredit entzogen worden. Die Kapitalserhöhungen haben eher der Reichskasse Vortheil gebracht als dem Handelsverkehr. Das war, als sie beschlossen wurden, wohl nicht als ihr Zweck gedacht.

Die angeführten Ziffern weisen auf einen sehr wesentlichen Umstand hin; sie zeigen: die Kapitalserhöhung sichert noch nicht die Vermehrung des Barvorrathes und die Erleichterung der Kreditgewährung. Wer glaubt, jede Kapitalserhöhung müsse der Reichsbank neues Metallgeld zuführen, vergißt, daß dieses Geld doch irgendwoher kommen, also dem Verkehr entzogen sein muß. Die umlaufenden Mittel werden verringert, um das für die neuen Reichsbankantheile erforderliche Kapital zu schaffen. Gegen dieses System spricht manches Bedenken. Ob das neue Kapital durch Einzahlung von Metallgeld oder Banknoten, durch Lombardirung von Effekten und Diskontirung von Wechseln beschafft wird: in jedem Fall wird der Wirthschaft Betriebskapital entzogen. Die Reichsbank muß, wenn mehr Kapital in ihren Antheilen festgelegt ist, mehr Kredit geben, mehr Wechsel diskontiren; daß es so ist, haben die angeführten Ziffern bewiesen. Nach den Kapitalserhöhungen nahmen die Wechselanlagen zu. Ein günstigerer Barbestand wird durch die Kapitalserhöhung nicht erreicht. Diese Erhöhung wird auch von dem Status der Bank nicht gebieterisch verlangt. Trotz den manchmal hohe Spannung zeigenden Wochenausweisen ist die Reichsbank das liquideste aller Kreditinstitute. Banknoten und Girogelder sind die täglich fälligen Verbindlichkeiten der Bank, die durch leicht greifbare Aktiven gedeckt sein müssen; als solche gelten die gesammten Barmittel und der Wechselbestand. Kurzfristige Wechsel sind Bargeld; deshalb bestimmt das Bankgesetz, daß der nicht durch Barbestand gedeckte Theil der Noten durch Wechselforderungen gedeckt sein muß. Den Wechseln gleich stehen die diskontirten Schatzanweisungen des Reiches, die ja ihrem Wesen nach Wechsel sind, wenn sie auch als Effekten gebucht werden. Im Durchschnitt des Jahres 1906 betrug die Summe der täglich fälligen Verbindlichkeiten (Noten und Girogelder) 1963 Millionen, die Summe der zur Deckung geeigneten Aktiven (Barbestand, Wechsel und Schatzscheine) 2056 Millionen. Das ergab eine Ueberdeckung von 93 Millionen. Auch wenn die nicht zur Deckung passenden Anlagen im Lombard, die im Durchschnitt des Jahres 1906 rund 84 Millionen be-

trugen, nicht einen Teil des Grundkapitals repräsentirten, sondern zu den Girogeldern gehörten, wären die fälligen Verbindlichkeiten noch reichlich gedeckt gewesen. Daraus ergiebt sich, daß die Verwendung des nicht in Immobilien festgelegten Kapitals nicht unbedingt nothwendig ist, um den Status der Bank liquid zu halten. Man kann die Probe, die ich für das Jahr 1906 gemacht habe, mit jedem anderen Jahre machen: und wird immer finden, daß die Verbindlichkeiten des Institutes mindestens voll gedeckt sind. Das Grundkapital hat also in der langen Zeit, in der es mit dem Reservefonds nur 130 bis 150 Millionen betrug, keinen Einfluß auf die Liquidität der Bank geübt, obwohl deren Umsätze von Jahr zu Jahr beträchtlich gestiegen sind. Wenn das Grundkapital für die Reichsbank so wichtig wäre wie für eine normale Aktiengesellschaft, dann hätte man es nicht fünfundzwanzig Jahre unverändert gelassen; und in diese Zeit fiel die Hochkonjunktur der Jahre 1898 bis 1900, die an den Reichsbankkredit hohe Ansprüche stellte. Unter solchen Umständen ist auch die Frage nach dem Verhältniß des Bankkapitals zu den fälligen Verbindlichkeiten nicht sehr wichtig. Die Verschiebung ist übrigens nicht allzu groß: 1876 waren es 13½, 1906 rund 10 Prozent. Aber die Ziffer ist ohne jede Bedeutung, weil bei der Deckung der Verbindlichkeiten das eigene Kapital des Noteninstitutes nicht in Betracht kommt.

Um den Lombardverkehr, die Annahme von Waaren und Werthpapieren als Pfand gegen ein zu gewährendes Darlehen, weiter auszudehnen, braucht die Reichsbank kein größeres Kapital. Die 194 Millionen, über die sie verfügt (50 Millionen sind, wie gesagt, in Grundbesitz festgelegt), würden dazu ausreichen; der Höchstbetrag der Durchschnittsanlage im Lombard ist ja nicht über 108,32 Millionen (1897), ist in der ganzen Zeit erst zweimal über 100 Millionen hinausgegangen. Das Stammkapital hätte also zur Befriedigung weit größerer Ansprüche genügt, als die Bank bisher befriedigt hat. Das Reich könnte bei der Diskontirung seiner Wechsel wohl etwas mehr Schonung walten lassen. Damit das Reichsschatzamt mehr Mittel erhält, darf man dem Geschäftsverkehr nicht Millionen entziehen. Die Antheilbesitzer haben ja nicht viel zu sagen; daß sie aber auf gute Dividende halten, ist ihnen nicht zu verargen. Ihr Gewinnantheil ist ohnehin viel geringer als der des Reiches; ohne zwingenden Grund brauchen sie sich durch eine Kapitalserhöhung die Dividendenchance nicht verschlechtern zu lassen. Daß sie schlechter würde, ist immerhin möglich; die Reichsbank, für die der Zinsfuß so große Bedeutung hat, ist in ihren Einnahmen beinahe noch mehr von der „Konjunktur“ abhängig als jedes andere Unternehmen. In Zeiten billigen Geldes ist da ein großes Kapital nicht leicht gut zu verzinsen. Die Antheilbesitzer könnten also schlechte Tage erleben. Die Reichsbank hat ihre höchsten Dividenden (10,48 und 10,96 Prozent) in den Jahren 1899 und 1900 bezahlt, als sie noch 120 Millionen Kapital hatte. Dann gings herunter bis zu 5,47 Prozent; erst für 1906 sind wieder 8,22 Prozent verteilt worden. Das ergiebt beim Kurs von 152 eine Verzinsung von 5½ Prozent; viel weniger dürfte man den Antheilbesitzern, die ihr Papier als Anlage betrachten, selbst bei anständiger Regelung des Bezugsrechtes kaum zumuthen.

Nöthig ist die Kapitalserhöhung also nicht. Nützlich? Der Verkehr hätte keinen Vortheil davon; die Barmittel würden nicht vermehrt und die Kreditschwierigkeiten nicht vermindert. Der finanzielle Stand der Bank würde nicht verbessert und die Antheilbesitzer müßten mit einer Schmälerung der Dividenden rechnen. Weder der Nationalwirthschaft noch der Bank könnte die Erhöhung des Kapitals Nutzen bringen.

Ladon.

¥

Kiautschou.*)

Sollen wir Kiautschou aufgeben? Man wirft mir in der deutschen Presse vor, ich hätte diese Frage gestellt, um Sensation zu machen.

Im vergangenen Frühjahr erschien, so viel ich mich erinnere, unmittelbar nach Erledigung des Kolonialetats im Reichstag, in der Kölnischen Zeitung ein kurzer Aufsatz über die Kosten unserer Kolonien; Kiautschou wurde darin ausdrücklich nicht als Kolonie gerechnet und mit ein paar Bemerkungen bedacht, die auf die Möglichkeit baldiger Rückgabe ziemlich unverblümt hinwiesen. Die Hamburger Nachrichten griffen die Aeußerung auf, verstanden sie im selben Sinn und wandten sich in einem „Kiautschou“ überschriebenen Leitartikel gegen Rückgabegedanken. Ungefähr um die selbe Zeit empfahl in den Preußischen Jahrbüchern Dr. Menge, ein Japankenner, sehr dringlich die Rückgabe Kiautschous an China. Nach diesen auffälligen Zeichen wandte ich mich an Berufspolitiker, um zu erfahren, ob man thatsächlich bei uns diese Absicht habe. Die Antworten lauteten resignirt: es sei schon das Beste, was man jetzt machen könne, das Pachtgebiet mit möglichstem Vortheil loszuwerden. Diese Gründe trieben mich, hier gegen die Rückgabe des Pachtgebietes einzutreten Daß die Frage nicht mit den üblichen „patriotischen“ Phrasen abgethan werden konnte, dürfte selbst Denen, die diese Methode sonst lieben, klar werden, wenn sie sich an die Stelle eines Menschen zu setzen vermögen, der in der Sache wirken, also sein Möglichstes thun wollte, um die der Rückgabe günstige Stimmung zu beeinflussen. Da war ein deutliches Bild zu geben (das natürlich nur von meinem Standpunkt aus gesehen sein konnte) und jeder unbegründete Optimismus zu vermeiden. Es handelte sich darum, zu beweisen, daß, trotzdem die Erwerbung ein Fehler war und trotzdem die Verhältnisse heute noch ungünstiger liegen, wir falsch handeln würden, wenn wir das Pachtgebiet ohne Zwang weggäben. Ob es mir gelungen ist, diesen Beweis zu führen, mögen die Leser entscheiden.

Dem Berliner Börsencourier wurde aus „kolonialpolitischen Kreisen“ (Kiautschou untersteht bekanntlich als einzige Kolonie dem Reichsmarineamt) ein langer Artikel geschickt, in dem kein Wort davon steht, daß ich gegen eine Rückgabe eintrete. Der eben so weise wie ehrliche Verfasser sagt, ich habe den „Lärmruf“ ausgestoßen, die Japaner bedrohten unsere Niederlassung und die Situation sei so unhaltbar geworden, daß man Unterhandlungen angeknüpft habe; und so weiter. Jeder Leser meines Artikels weiß, daß ich gesagt habe, es würde ein Fehler sein, wenn die Japaner sich Kiautschous bemächtigten, und deshalb brauche man daran nicht zu denken. Er weiß auch, daß ich nicht daran gedacht habe, Kiautschou die wirthschaftliche Bedeutung abzusprechen, sondern betonte: „Eine wirthschaftliche Zukunft hat das Pachtgebiet aber“. „Wirthschaftlich ist es eine Zukunftshoffnung“. „An und für sich, darüber ist heute kein Zweifel mehr möglich, war die Auswahl des Pachtgebietes vernünftig.“ Der Ausbau von Stadt und Hafen sei thatkräftig und klug gefördert worden. Der „Kolonialpolitiker“ des Börsencouriers ignorirt das Alles und hält mir sogar den Aufsatz des Dr Menge entgegen, der nicht an Japans Absicht auf Kiautschou glaube. Warum hat der Herr aber nicht gesagt, daß

*) Graf Reventlow hat am dritten August hier die Frage gestellt, ob das Deutsche Reich Kiautschou räumen solle; und hat sie verneint. Da Sinn und Absicht seines Aufsatzes von Leuten, die allzu flüchtig lasen, entstellt worden ist, erbat er zur Abwehr das Wort.

Dr. Menge Kiautschou weggeben will? Ich habe ferner gesagt, der chinesische Hafen von Tschifu könnte ein gefährlicher Konkurrent Kiautschous werden, wenn er Bahnverbindung nach dem Innern und bessere Hafeneinrichtungen erhielte. Der Börsencourier sagt: „Direkt falsch aber ist der Versuch, Tschifu zum Schreckgespenst für Kiautschou zu machen"; und läßt meine einschränkende Bemerkung weg, von der der Sinn des ganzen Satzes abhängt. Wer unparteiisch ist, kann nicht verkennen, daß mir daran lag, durch Aufzählung der verschiedenen Häfen an der chinesischen Küste ein klares Bild zu geben, und daß der Vergleich mit Tschifu durchaus zu Gunsten des deutschen Pachtgebietes ausfiel. Daß der Handel von Tschifu in den letzten Jahren abgenommen hat, ändert hieran nicht das Geringste; wenn ich die Fortschritte Kiautschous nicht anerkännte, könnte ich es nicht für eine Zukunfthoffnung halten. Ich sagte ferner: „Auf allen Seiten unangenehm zu überraschen, war ein unbegreiflicher Fehler" (also nicht die Erwerbung Kiautschous an sich, sondern die Versäumniß, sich vorher einverstandene Bundesgenossen im Fernen Osten dafür zu schaffen); „ein unbegreiflicher, denn die Stellung im Osten war von einem isolirten Deutschland ja nicht zu halten." Der Kolonialpolitiker sagt dazu: „Die Erwerbung Kiautschous war nach Reventlow ein unbegreiflicher Fehler"; und fährt fort: „Diese Weisheit klingt nach zehn Jahren wahrhaft überwältigend; wußte etwa Graf Reventlow vor zehn Jahren von Deutschlands Isolirung im Jahr 1907?" Weiß der weise und ehrliche Mann nicht, daß das Wort „isolirten" sich auf die damalige politische Lage beziehen muß? Das dürfte genügen. Ein ähnliches, allzu ähnliches Elaborat hat die Weserzeitung veröffentlicht; da wird nur noch der moralische Schluß hinzugefügt: „Mit dem Geständniß, die erzwungene Aufgabe Kiautschous würde eine Erbitterung schaffen, die man brauchen könne, hat Graf Ernst zu Reventlow für jeden national empfindenden und wirkenden Deutschen seine politischen Bestrebungen selbst gerichtet." Ich gebe diese Bemerkung nur wieder, weil sie in vollendeter Weise die bei uns übliche Heuchelei der Politik des frommen Kindergemüthes zum Ausdruck bringt. Sich der Volksstimmung zu politischen Zwecken zu bedienen, ist freilich etwas ganz Ruchloses und Unerhörtes, zumal, wenn ein feindlicher Gewaltakt sie hervorruft; entsetzlich. Wohl nur bei freisinnigen Wahlparolen ist Solches moralisch zu rechtfertigen. Ziemlich klar ist doch, daß, wenn das Ausland die Ueberzeugung gewinnt, Deutschland werde die gewaltsame Wegnahme Kiautschous nicht ruhig dulden, die Wahrscheinlichkeit solcher Wegnahme geringer wird. Eben so kindlich ist, wenn man mir vorhält, ich habe mit Rücksicht auf das Ausland unzulässige Dinge gesagt. Das Ausland ist besser orientirt als unsere „Oeffentlichkeit"; jedenfalls konnte durch meine Darstellung nichts Schädliches bewirkt werden; sie konnte auch nicht anders sein, wenn sie auf die Oeffentliche Meinung Deutschlands wirken sollte. Unwahr ist die Angabe, Times und Vorwärts hätten mich gelobt; wäre sie wahr, so fiele auf diese Blätter ein gutes Licht, kein schlechtes auf mich. Die Behauptung, man habe nie an starke Befestigung Kiautschous gedacht, stimmt nicht. Charakteristisch ist in den Artikeln das überaus eifrige Bestreben, mich persönlich zu diskreditiren und mir die Urtheilsfähigkeit in maritimen Dingen (Kiautschou ist das Thema und Kiautschou wird von der Marine verwaltet) abzusprechen. Dies Vergnügen sei den Herren gegönnt. Mit tiefer Beschämung gebe ich zu, daß ich als Oberlieutenant meinen Abschied genommen habe.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 14. September 1907.

Index und Syllabus.

Der Syllabus des neunten Pius hat einen Weltlärm hervorgerufen; man meinte, er werde, so weit er Geltung erlange, das Grab der Kultur werden. Auf dem würzburger Katholikentage sprach der Kanonikus Dr. Meyenberg: „Was ist der neue Syllabus Pius des Zehnten? Die Erneuerung des Jesuexamens von Cesarea Philippi. Die neusten Verwerfungen des Syllabus sind eine Prüfung der modernen Welt.“ (So lautet die eine Lesart des Diktums; die Zeitungen bringen mehrere sehr verschiedene Lesarten). Uebertreibung einer ziemlich harmlosen Sache ins Großartige nach entgegengesetzten Seiten hin. Als die von Paulus bekehrten Epheser, die mit Hilfe gewisser Bücher „vorwitzige Dinge getrieben hatten“, diese Bücher verbrannten (ihr Werth wurde auf fünfzigtausend Denare angeschlagen), handelten sie im Sinn der damaligen römischen Justiz: nach Ulpian sollten Bücher über Magie vernichtet werden. Bei der ängstlichen Sorge der alten Kirche um das Seelenheil der Gläubigen ist es selbstverständlich, daß sie unsittliche, gottlose und häretische Schriften möglichst aus deren Gesichtskreise zu bannen bemüht war. Von den Bischöfen berathen, haben Konstantin und mehrere seiner Nachfolger die Verbreiter solcher Bücher, zunächst der Schriften des Arius, mit dem Tode bedroht. Später erließen Provinzialkonzilien Bücherverbote. Im Mittelalter handelten die Kirche und der Staat, so weit ein solcher vorhanden war, nach den selben Grundsätzen. Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Katharer und die Waldenser ihre geistigen Waffen gegen die Hierarchie aus dem Neuen Testamenten holten, verbot man auch dessen Lecture und seine Uebersetzung in die Muttersprache, was aber nicht hinderte, daß schon vor Luther zahlreiche deutsche Bibelübersetzungen erschienen. Daß die Buchdruckerkunst die Massenverbreitung von Schriftwerken ermöglichte, flößte natürlich den Wächtern über den Glauben und die Sitten Besorgniß ein. Man erfand

die Censur: Bücher sollten nicht ohne obrigkeitliche Erlaubniß veröffentlicht werden. Solche Verordnungen erließen der Erzbischof Berthold von Mainz 1486, Papst Alexander VI. im Jahr 1501 und Leo X. 1515. Die Fluth von Schriften, die der deutsche Ablaßstreit hervorrief, offenbarte sehr bald die Unwirksamkeit dieser Maßregeln. Das Konzil von Trient erließ nicht allein eine strenge Censurverordnung, sondern befahl auch, daß ein Verzeichniß der Bücher veröffentlicht werde, deren Lecture fortan verboten sein sollte. Dieser Index librorum prohibitorum ist zugleich mit den Decreta et Canones Concilii Tridentini 1564 erschienen; und eine besondere Behörde, die Congregatio Indicis, sorgt bis heute für seine stete Ergänzung. Bei der jetzigen Ueberfluthung der Welt mit Büchern, Brochuren und Zeitschriften müßten die Mitglieder dieser Behörde, wenn sie von der Bedeutung ihres Amtes für das Seelenheil der Gläubigen durchdrungen und pflichtgetreu wären, vor Angst und Ueberarbeit Blut schwitzen. Sie werden sich wohl aber in ihrer römischen Gemächlichkeit nicht stören lassen und sich darauf beschränken, Das vorzunehmen (womit noch nicht gesagt ist, daß sie es auch lesen), was ihnen der Zufall oder die nimmer müde Denunziationsucht der Bigotten in die Hände spielt.

Daß die weltlichen Obrigkeiten ganz eben so wie die Kirchenpotentaten es für ihre Pflicht halten, die Lecture ihrer Unterthanen und besonders auch deren Theatergenuß zu überwachen, ist allgemein bekannt; Censurstücklein sind ein bei den Humoristen beliebtes Thema. Weniger bekannt ist, daß auch Friedrich der Große in dieser Beziehung keine Ausnahme gemacht hat. Zwar räumte er wenige Tage nach seinem Regirungantritt den berliner Zeitungen unbeschränkte Druckfreiheit ein, weil die Lecture völlig frei geschriebener Blätter ihn divertire, hob sie aber schon im Dezember des Jahres 1740 wieder auf und übertrug dem Kabinetsministerium die Censur. Am siebenten April 1772 schrieb er an D'Alembert: „In Betreff der Preßfreiheit bin ich, nach meiner Kenntniß der Menschen, überzeugt, daß einschränkende Zwangsmaßregeln nothwendig sind, weil die Freiheit stets gemißbraucht wird; weshalb man die Bücher einer Prüfung unterwerfen muß, die, ohne unnöthig streng zu sein, hinreicht, Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft gefährdet, das den Spott nicht verträgt.“ Auch die evangelische Kirche, in deren Lehren er wie im Christenthum überhaupt einen nützlichen und nicht zu entbehrenden Volksbetrug sah, glaubte er beschützen zu müssen. Im Jahr 1743 wurden zwei Abhandlungen eines gewissen Gebhardt („Vernünftige Gedanken von der mathematischen Lehrart der Theologie“ und „Von den Wunderwerken“) auf königlichen Befehl verboten; und am dreißigsten März 1748 schrieb Sulzer an Gleim, der Buchhändler Rüdiger solle auf sechs Monate nach Spandau kommen, weil er eine Schrift wider die christliche Religion veröffentlicht habe. Am elften Mai 1749 erließ Friedrich ein Edikt, in dem es heißt: „Nachdem

wir höchst mißfällig wahrgenommen, daß verschiedne skandalöse, theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufende Bücher und Schriften in Unsern Landen verfertigt, verlegt und verkauft werden, haben Wir, um diesem Unwesen und den daraus entstehenden üblen Folgen abzuhelfen, für gut befunden, die ehemalige, seit einiger Zeit in Abgang gekommene Büchercensur wiederum herzustellen und zu dem Ende eine Kommission in Unsrer hiesigen Residenz niederzusetzen, an welche alle Bücher und Schriften, die in Unsern sämmtlichen Landen verfertigt und gedruckt werden oder die Unsre Unterthanen außerhalb des Landes drucken lassen wollen, zuvörderst zur Censur und Approbation eingesandt und ohne deren Genehmigung nichts gedruckt und verlegt werden soll. Zu dieser Kommission haben wir vier Mitglieder angeordnet und jedem derselben die Censur einer besonderen Gattung von Schriften aufgetragen; dem Geheimen Tribunalsrath Buchholz die juridischen, dem französischen Prediger und Konsistorialrat Pelloutier die historischen, dem Kirchenrath und Prediger Elsner die philosophischen und dem Propst und Konsistorialrath Süßmilch die theologischen Sachen." Folgt die Angabe einiger Gattungen von Schriftwerken, die, wie die Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften, der Censur nicht unterworfen sein sollten.

Wenn die evangelischen Kirchen ein eigenes Institut der Büchercensur nicht gehabt zu haben scheinen, so rührt dieser Schein daher, daß von den Presbyterien und Synoden der reformirten Kirche, die in jeder Beziehung sehr strenge Polizei übten, in der Oeffentlichkeit wenig die Rede ist, Luther aber alle Disziplinarfunktionen der weltlichen Obrigkeit übertragen hat, die dann nach seinen und seiner Theologen Weisungen auch das Censurgeschäft besorgte. Bei einer Zusammenkunft Luthers mit Karlstadt in Jena (August 1524) klagte Dieser, Luther habe ihm Hände und Füße gebunden und ihn dann geschlagen; Luther habe allein wider ihn geschrieben, gedruckt und gepredigt, ihm, dem Karlstadt aber, seien seine Bücher aus der Druckerei genommen und zu predigen sei ihm verboten worden. In den Tagen des Jahres 1525, da Luther sehr schlecht auf den Kardinal von Mainz zu sprechen war, erregten lateinische Lobgedichte des jungen Simon Lemnius auf diesen übel berufenen Kirchenfürsten (in dessen Dienst zu treten sich übrigens Hutten auch durch den Ablaßskandal nicht hatte abhalten lassen) den heftigsten Zorn des Reformators. In einigen harmlosen Witzen sah er Lästerungen Wittenbergs, ließ Lemnius verhaften, und nachdem Diesem die Flucht gelungen war, nannte er ihn in einem öffentlichen Anschlag einen Buben, der, falls er ergriffen würde, nach allem Recht den Kopf verlieren müsse. Zu den Antinomern, die lutherischer als Luther sein wollten und aus der Rechtfertigung durch den Glauben allein ethisch bedenkliche Folgerungen zogen, gehörte auch Johann Agricola. Als er in den Wittenbergern, die aus praktischen Gründen ihren Enthusiasmus für

die sola fides gemäßigt hatten, Papismus witterte und bei Hans Luft eine Postille drucken ließ, die eine Kritik der Wittenberger enthielt, verhinderte Luther die Veröffentlichung des Werkes und zwang in einer mündlichen Unterredung (1540) den Agricola zum Widerruf. Im Verlauf des Sakramentenstreites gab der reformirte Theologe Bullinger ein Buch heraus, das Luthers höchstes Mißfallen erregte. Der Kurfürst gestattete nicht, daß es in seinem Lande verkauft werde, und ersuchte den Herzog Moritz von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, sie möchten es auch verbieten; geschähe Das nicht, schrieb der kursächsische Kanzler Brück an Melanchthon, so würde Luther ein wunderlicher Mann darüber werden. In Reichsabschieden wurde der Schmähschriften zu Nürnberg 1523 und zu Augsburg 1530 gedacht. In Augsburg wurde verordnet, man dürfe nichts veröffentlichen, was nicht von der Obrigkeit geprüft worden und worauf nicht der Druckort und des Druckers Name angegeben sei. In Regensburg (1541) nun übergaben die Protestanten dem Kaiser zwei Gutachten über die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten. In dem einen, von Melanchthon verfaßten wird gefordert, die Druckerpressen sollten unter strenge Aufsicht gestellt und durch Censoren solle der Verbreitung von Schmähschriften und gottlosen Lehren vorgebeugt werden. Censurverordnungen, wie sie Melanchthon wünschte, erließen die 1558 zu Frankfurt und die 1561 zu Naumburg versammelten evangelischen Fürsten. Die zweite Verordnung bestimmte, die Censoren hätten zu prüfen, ob die vorgelegten theologischen Schriften nicht nur in der Materie, sondern auch in der Form und im Ausdruck mit der Augsburgischen Konfession übereinstimmten.

Der Unterschied zwischen der heutigen päpstlichen Censur und der der weltlichen Obrigkeiten besteht darin, daß jene völlig unwirksam, diese immerhin einigermaßen wirksam ist. Ein Berliner mag sich ja Bücher und Zeitungen, die konfiszirt worden sind, aus dem Auslande oder aus geheimen Quellen verschaffen können. Leute wie ich können Das nicht; wenigstens würde es mir mehr Umstände und Kosten verursachen, als ich dran wagen möchte. Der Papst hatte eine solche Macht nur, so lange der Kirchenstaat bestand, innerhalb dieses kleinen Gebietes; seit dessen Verlust nirgends mehr in der Welt. Von Lessings und Kants Werken wird darum, weil sie auf dem Index stehen, auch nicht ein Exemplar weniger verkauft. Ja, die Masse der Katholiken wüßte gar nicht, daß so ein Institut wie der Index vorhanden ist, wenn ihn nicht die protestantische Presse von Zeit zu Zeit erwähnte und die katholische dadurch genöthigt würde, ihn auch zu erwähnen. Die meisten katholischen Geistlichen sind froh, wenn ihre Schäflein nichts davon erfahren, weil ja erst die Kenntniß des Verbotes die Lecture eines verbotenen Buches zur Sünde macht. Zu einer genauen Kenntniß kommt es übrigens nie und nirgends, weil die Diözesanbehörden den Index und seine jährlichen Ergänzungen nicht veröffentlichen.

Ich habe nie in meinem Leben ein Exemplar zu Gesicht bekommen. Daß dieses oder jenes Werk im Index stehe oder kürzlich verboten worden sei, habe ich immer erst aus dem Berliner Tageblatt oder aus der Frankfurter Zeitung erfahren. Geistliche und katholische Gelehrte, die sich alle Gewissensbedenken ersparen wollen, lassen sich vom Indexverbot dispensiren; die Dispens wird ohne Weiteres bewilligt. Sie sündigen freilich auch dann noch, wenn sie zum Vergnügen etwa Martial oder Boccaccio lesen, aber nicht durch Uebertretung des Indexverbotes. Natürlich bemühen sich die Seelenhirten und die katholische Presse (diese entweder aus Frömmigkeit oder der Konkurrenz wegen), die Katholiken vor „schlechter“ Lecture zu bewahren; zur Richtschnur jedoch dient ihnen dabei nicht der Index, den sie gar nicht kennen, sondern ihr subjektives Ermessen. Je nach ihrem Bildungniveau verfahren sie sehr verschieden; vernünftige und gebildete Geistliche widerrathen, zum Beispiel, nicht die Lecture der deutschen Klassiker, sondern mahnen nur, man möge sie mit Auswahl und Vorsicht lesen. Was die Folgerungen gegen die katholischen Dogmen betrifft, die moderne Gelehrte aus den Naturwissenschaften, aus der Geschichte, aus den Ergebnissen der Bibelkritik ziehen, so werden die deutschen Katholiken darüber von ihrer Presse auf dem Laufenden erhalten; freilich bekommen sie mit den Behauptungen der Gegner immer zugleich auch die Widerlegung zu lesen. Die Indexkongregation leistet nichts, beweist nur ihre Ueberflüssigkeit und Ohnmacht. Wenn sie einzelne katholische Theologen genirt, so ist Das, wie noch gezeigt werden soll, eine rein persönliche Angelegenheit dieser Herren.

Die Veröffentlichung des Syllabus von 1864 war unter den vielen thörichten Handlungen des bigotten Pio Nono keine der gescheitesten; aber das wüthende Geschrei, das die akatholische Welt darüber erhoben hat, war unbegründet, und wenn man heute noch mit dem Syllabus beweisen zu können glaubt, daß Rom ein Monstrum sei, so täuscht man sich. Bekanntlich ist dieses Aktenstück eine Zusammenstellung von Sätzen, die die Kurie bei verschiedenen Gelegenheiten verworfen hatte; welche von den Ansichten, die der zur Häresie gestempelten Ansicht entgegengesetzt sind (die meisten dieser Sätze haben nämlich mehr als ein Gegentheil), die wahre sei, wird nicht gesagt. Gerade die vier berüchtigtsten Sätze sind (oder, richtiger: ihre die Entrüstung hervorrufende Verwerfung ist) ganz harmlos, wie die Uebersetzung ins Preußisch-Sächsische, die ich dahinter einklammere, ohne Weiteres beweist. 1. In unserer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die katholische Religion mit Ausschluß aller übrigen als Staatsreligion gelte. (In unserer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die lutherische Religion in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg als Staatsreligion gilt.) 2. Darum ist es zu loben, daß in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern anderer Religionen erlaubt wird, ihren Kultus öffentlich auszuüben. (Darum wäre es zu loben, wenn die genannten

drei Staaten den Katholiken die uneingeschränkte öffentliche Ausübung ihres Kultus erlaubten). 3. Denn es ist falsch, daß die gesetzlich anerkannte Freiheit eines Jeden, jede beliebige Meinung öffentlich auszusprechen, die Sitten und Gesinnungen der Völker verderbe. (Denn es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Freiheit, den Sozialismus, Anarchismus und alle beliebigen Sektenlehren öffentlich zu verbreiten oder sich seiner polnischen Muttersprache zu bedienen, irgendwelchen Schaden anrichte). 4. Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung verständigen und aussöhnen. (Die preußische Regirung, die „Kreuzzeitung" und die „Post" können und sollen sich mit dem Centrum, mit Naumann, mit Bebel, mit Haeckel und mit den Nietzscheanern verständigen und aussöhnen).

Der Index des jetzt regirenden Papstes geht uns Deutsche wirklich gar nicht an. Er enthält lauter Sätze der modernen protestantischen Theologie, meist bibelkritischen Inhaltes. Die modernen protestantischen Theologen wissen natürlich, daß ihre Lehren nicht die römisch-katholischen sind, und wenn der Papst Das ausdrücklich verkündet, so können sie doch weiter nichts thun als mit dem Kopf nicken und dem Papst antworten: Stimmt; aber es feierlich zu erklären, war überflüssig, denn wir sagen es ja alle Tage und Jeder weiß es. Von den katholischen Theologen Deutschlands aber ist bis heute noch keiner so kühn gewesen, sich zu einem der verworfenen Sätze zu bekennen. Das haben bisher nur einige Franzosen, wie Loisy, gethan; und für Jeden, der den katholischen Katechismus kennt, haben sie damit aufgehört, römische Katholiken zu sein, wenn auch die Kurie mit Rücksicht auf die malitia temporum heute Exkommunikationen von Franzosen möglichst vermeidet. Die Aeußerungen, die einige katholische Theologen unseres Vaterlandes in Konflikte mit der Kurie verwickelt haben, sind viel harmloserer Natur und diese Herren haben kein Recht, sich über den Druck, den die Inderkongregation auf sie ausübe, zu beschweren. Sie wollen orthodox sein, sie erkennen alle Dogmen ohne Ausnahme an, auch das von der Unfehlbarkeit des Papstes; damit aber verzichten sie auf das Recht, dem Papst oder einer seiner Behörden zu widersprechen. Orthodoxie und freies Forschen, freie Bewegung des Denkens sind nun einmal unvereinbar. Nicht allgemein unvereinbar, sondern nur auf den Gebieten, auf denen man mit der Kirchenlehre in Widerstreit gerathen kann; aber die Theologie ist natürlich ein solches Gebiet. Will ein Theologe frei forschen können, so muß er aus der katholischen Kirche austreten. Ein Astronom, ein Physiker, ein Zoologe, ein Biologe, ein Historiker, der sich auf Spezialforschungen verlegt, braucht nicht auszutreten.

Die naive Ansicht, es könne einen Menschen oder eine Behörde geben, der oder die von Gott mit der Fähigkeit ausgerüstet sei, in Sachen der Religion und des Ethos die Wahrheit vom Irrthum mit unfehlbarer Sicherheit zu unter-

scheiden, und der jedesmalige Bischof von Rom sei dieser Mensch, läßt sich beim Stand unserer heutigen historischen und psychologischen Erkenntniß nicht mehr aufrecht erhalten; und darum ist die Form, in der die päpstlichen Verzeichnisse vermeintlicher Irrthümer veröffentlicht werden, das Anathem über sie, absurd und verwerflich. Aber an sich ist die Syllabusidee gar nicht übel. Im Syllabus werden Sätze angeführt, die nicht geglaubt werden sollen, aber es wird nicht gesagt, was geglaubt werden soll. Das Zweite wäre in den meisten Fällen unmöglich (mit anderen Kundgebungen, mit Glaubensbekenntnissen und Katechismen, wagt die katholische Kirche dieses Unmögliche); das Erste ist oft möglich und manchmal sogar verhältnißmäßig leicht. Von zehn protestantischen Gelehrten (Theologen, Philosophen, Biologen), die die Lehren von Hermes und Anton Günther kennen, werden mindestens neun erklären, daß die Kurie mit ihrer Verwerfung materiell Recht gehabt habe, und höchstens einer wird sagen: Non liquet. Begnügte sich die Kurie damit, in jedem solchen Streitfall zu erklären: Dieser Satz entspricht nicht der Kirchenlehre, so würde sie die Gläubigen vor der Gefahr behüten, sich Meinungen als Dogmen aufschwatzen zu lassen, deren Unhaltbarkeit sie bei weiterem Erkenntnißfortschritt vielleicht selbst einsehen, und würde damit der Zerreißung der Christenheit in feindliche Gruppen einigermaßen vorbeugen. Es wäre eine Wohlthat, wenn wir auch für jede andere Wissenschaft eine internationale Behörde hätten, etwa eine Akademie, die von Zeit zu Zeit bekannt machte: Diese und diese Sätze haben bis jetzt die allgemeine Zustimmung der Autoritäten gefunden; diese anderen sind von den meisten Fachmännern verworfen worden; bei denen der dritten Kategorie sind die Meinungen getheilt. Die Naturwissenschaftliche Akademie würde, zum Beispiel, jetzt erklären oder schon vor ein paar Jahren erklärt haben: Die Lehren Haeckels sind nicht, wie viele Zeitungen und populäre Schriften glauben machen wollen, die der Mehrzahl der Biologen.

Der Orthodoxismus ist im Ganzen unhaltbar und mehrere der wichtigsten Dogmen der katholischen Kirche widersprechen der historischen und der psychologischen Erkenntniß und dem ethischen Empfinden der feineren Seelen unserer Zeit. Wie viele oder wie wenige Katholiken sich bis zu dieser Einsicht durchgerungen haben, weiß man natürlich nicht. Wie die Dinge vor der Hand noch liegen, bleibt Solchen, wenn sie ihre Ueberzeugung öffentlich äußern wollen, nichts übrig, als mit der Kirche zu brechen. Doch läßt sich eine Gestaltung der katholischen Kirche vorstellen, bei der sie Männer von solchem Empfinden und solcher Einsicht in ihrem Schoß behalten könnte. Aber die Index- und Syllabusschmerzen einiger Theologen sind nicht die Kraft, die eine dahin führende Entwickelung einzuleiten vermöchte; dazu gehört die Verbreitung der Erkenntniß, daß mit dem Orthodoxismus und Dogmatismus gründlich aufgeräumt werden muß.

Neisse. Karl Jentsch.

❦

Modereform.

Daß man das Reformkleid nur noch selten sieht, kann nicht geleugnet werden. Was ist daraus zu schließen? War es nur eine vorübergehende Erscheinung oder kommt es, wie seine Anhängerinnen wollen, wieder? Sind nur in der Inszenirung Fehler gemacht worden oder muß es aufgegeben werden? Vielleicht ist dieser Zeitpunkt nach der Niederlage der Besinnung günstig.

Das Reformkleid ist warm begrüßt, hingebend gepflegt, kühn propagirt worden. Die geistige Elite der Frauenwelt gehörte zu seinen Gönnerinnen. War ihre Theilnahme zu heftig? Sie hat viel Energie, diese Elite, und pflegt sie wie eine Stichflamme auf mißliebige Gegenstände zu richten. Mit Versammlungen, Brochuren und Ausstellungen wurde der Kampf eröffnet. Die kulturellen Erzieher, wie der „Kunstwart", nahmen sich der Sache an. Man fand Helfer im Kunstgewerbe, Beifall in fortschrittlichen Kreisen und bei allen Weltverbesserern; Portraitmaler gewannen der neuen Tracht dekorative Reize ab. Das Schwerste thaten die neuen Frauen selbst; sie trugen die Kleider mit dem Muth und der Selbstverachtung bewußter Märtyrer.

Unter diesen Kleidern gab es einige, bei deren Anblick man froh wurde. Ein schönes Kleid, eine wundervolle Erscheinung, dachte man; und ganz beiläufig: übrigens ist es „Reform". Das waren seltene Ausnahmen; die übrigen schrien: Wir sind Reform, Reform und nichts außerdem. Diese Kleider wurden als Symbol für die neue Kultur der Frau getragen, als Reklame, als Anklage, als Vorwurf für die übrigen, als Aufruf. Und gerade Die, denen ihre Kleidung niemals Herzensangelegenheit gewesen war, glaubten nun die Zeit gekommen, wo sie tonangebend in der Mode sein könnten. Eine Dame mit harter Hand auf ein diffiziles Pferd gesetzt: den Eindruck hatte man oft. Aber die Mode hat kein hartes Maul. Wer Das meint, kommt nicht zurecht. So lastete auf dem Reformkleid bald ein Odium, unter dem auch die gelungenen Exemplare zu leiden hatten. Nach einem ersten Aufschwung, der schon die Korsetfabrikanten ängstigte und auf Gegenmaßregeln denken ließ, verlor es schnell an Terrain. Es war zu oft mit dem stolzen Bewußtsein getragen worden, eine Mission zu erfüllen; zu laut war gefordert worden, die Anderen sollten sich ein Beispiel nehmen, sie sollten sich schämen, sie sollten „in ein Mauseloch kriechen vor Scham." Zu doktrinär war der Kampf geführt worden: hygienisch, ästhetisch und moralisch hatte man es bewiesen, durchschlagend bewiesen. Eine solche Behandlung ist in der Mode nicht angebracht.

Unfähigkeit und Anmaßung allein erklären die starke Niederlage nicht. Das Reformkleid war ein Angriff auf das Luxuriöse, Raffinirte, Wechselnde, Täuschende, auf das Irrationelle der Mode. Um die Aussichtlosigkeit eines solchen Unternehmens einzusehen, muß man den Wurzeln der Mode nachgehen.

Es ist bekannt, daß ursprünglich das männliche Geschlecht allgemein für das schöne Geschlecht galt und daß man meinte, die Frau sei durch ihre Natur davon ausgeschlossen, auf Körperschönheit Anspruch zu machen. Wenn der Mann anfing, für die Schönheit des menschlichen Leibes Augen zu haben, so war es immer der männliche Körper, der ihn entzückte, zur Nachahmung reizte, zur Ausbildung aufforderte. Narziß hat in der ganzen Sagenliteratur kein weibliches Gegenstück. Der wohlgebildete Jüngling war der schöne Mensch. Ein ursprünglich weibliches Schönheitideal leuchtet nirgends hindurch. Das Bildniß der hellenischen Göttin zeigt einen männlichen Körper mit weiblichen Attributen, eine Modifikation, an der der abgeleitete, sekundäre Charakter nicht zu verkennen ist. Diese Epoche zu überwinden, den Nimbus der Schönheit für sich zu gewinnen: daran mußte die Frau das gleiche Interesse haben, das sie überhaupt an der Verkehrung aller Werthschätzungen gezeigt hat, die den Mann begünstigen. Welchen Antheil hatte daran die Entwickelung des weiblichen Raffinements in Kosmetik, Kleidung und Putz?

Um zu verstehen, wie nöthig die Frau es hatte, Etwas für ihre Stellung zu thun, vergegenwärtige man sich ihre Lage in einem Zeitalter, das nicht erotisch war. Was als Höchstes galt, war männliche Tüchtigkeit, und zwar körperliche und intellektuelle Tüchtigkeit im Gebrauch der Waffen zu Krieg, Jagd und Kampfspiel. Man schätzte nicht nach moralischen Vorstellungen, sondern nach Leistungen und Fähigkeiten, in denen die Frau zurückstand. Sie war vor jedem erfolgreichen Wettbewerb unerbittlich ausgeschlossen; nicht durch den Mann, sondern durch die Jahrmillionen lange Trennung in der Entwickelung der Geschlechter, die der Natur gefallen hat. Schon immer hatte die Entlastung von der Generation den Mann begünstigt in der Entfaltung ergativer und agonaler Funktionen, aus denen auch die höheren menschlichen Lebensformen entstanden, Sprache, Vernunft, Staatenbildung und Civilisation; nun kam als Letztes dazu das Erwachen jener reflektirten Lebensfreude, das grenzenlose Selbstbewußtsein, die Begeisterung für den Menschen: an Fürstenhöfen, im Gymnasion, in Wettspielen steigerte sich das Zweckmäßigkeiturtheil zur Schönheitfreude, zur Schönheitbegeisterung, zur Verklärung physischer Eigenschaften, zur Verherrlichung der männlichen Physis. Nicht auf intersexueller, sondern auf agonaler Basis hat sich diese Entwickelung vollzogen.

Die Frau, schon vorher ein Wenig abseits gestellt, sah sich noch stärker in ihrer Existenzform bedroht. Sie sah wohl das neue Leuchten in des Mannes Augen. Sie begriff es nicht, wie sie es heute noch nicht unmittelbar begreift, aber sie spürte, daß hier die größte Gefahr für sie heraufzog. Sie bemerkte aber auch, daß man dieses Pathos lenken konnte; und sie lenkte es zur Leidenschaft, zur Anbetung, zur grande passion; sie band es an Das, was ihn ihr verband. Aber wie? Ein langer Weg. Sie sah seine Phantasie von Ama-

zonen und Walküren bedrängt, von Formen und Kämpfen, von kampfsüchtigen Formen. Diesen Ansprüchen mußte ihr Körper wie eine Kollektion Schönheitfehler erscheinen: in seiner geringeren Größe, mit den fast stets auch relativ zu kurzen Beinen, der geringeren Kraft und Elastizität, der zu häufigen Quertheilung, dem Mangel an Detail und Dergleichen. Es liegt auf der Hand, daß die Kleidung der Frau also nicht darauf ausgehen konnte, den Körper in seiner natürlichen Gliederung und Form zur Geltung zu bringen, wie die Reformerinnen es heute fordern, sondern es kam darauf an, diese zu verdecken, der männlichen ähnlich erscheinen oder vermuthen zu lassen. So ist das früher so häufige Erdrücken der Brust, das sich in Volkstrachten noch erhält, zu erklären, das Festhalten am langen Faltenkleid und am Gürtel, der die Gliederung verschiebt, an Schuhgestellen und hohen Absätzen, an der Frisur, die den Kopf größer macht. Man sieht: die Mode gehört in die Reihe der Versuche, die Frauenfrage zu beantworten oder (besser) die Antwort zu umgehen. Die Frau schuf sich eine neue Struktur, eine neue Haut, eine neue Oberfläche. Und aus dieser schützenden wurde zugleich eine anlockende Atmosphäre. Das verführende Element tritt hinzu. Die Mode steht in diesem Prozeß neben der Koketterie und dem geistigen Ceremoniell, den Verhüllungen und gesellschaftlichen Ansprüchen, Dingen, die alle in engster Beziehung zu einander stehen, von der Frau in gleicher Weise ausgebildet wurden und alle in ein Gemeinsames münden: die Erotik. Diese umfängliche Methode war erfolgreich: es gelang, die Werthe zu verkehren, die Freundschaft, zum Beispiel, die einst höchste Geltung hatte, durch die Liebe zu verdrängen, sich selbst in den Mittelpunkt aller Kultur zu stellen, zu dem Alles in Beziehung stand und zu dem Alles nur eine Vorbereitung war. Damit wuchs aber auch der Uebermuth der Frau. Die Mode wandelte sich zur Aufrichtigkeit. Man vergleiche das Verschwinden der Brust im Korset der älteren Zeit mit der imposanten Stellung, die sie heute behauptet. Man erinnere sich, wie man früher die Augenbrauen tilgte, den Haaransatz hinaufschob, um eine hohe, männliche Stirn zu bekommen, und vergleiche damit die moderne Frisur, die die niedrige Stirn noch niedriger macht: die Geschlechtscharaktere wurden betont und übertrieben, die starken Hüften, der kleine Fuß, die winzige Hand kamen zur Geltung. Das konnte nur geschehen, weil der Sieg der Frau vollkommen war. Aber der Höhepunkt dieser Epoche ist auch schon längst vorüber. Während die weniger erotischen Völker in den Vordergrund treten, gewinnt auch wieder ein anderer Frauentyp an Bedeutung: die hohe, schlanke Frau, mit klar geschnittenem Gesicht und schmalen Hüften, in Form und Charakter männlicher: weniger diabolisch als zuverlässig, treuer, pflichtbewußter, offener, weniger schlau, aber tüchtiger. Hat eine solche Frau den Nerv für die Mode und hat sie Farbensinn, was selten ist, so schlägt sie jede Französin, Polin oder Italienerin auch bei deren

Landsleuten. Die Rivalität mit diesem Typ steigert das Raffinement der Anderen und belebt auch die alten Tendenzen. Man sucht sexe und Schneiderkleid zu vereinigen: der Kreislauf beginnt von Neuem. So ist die Beziehung zwischen Weib und Mode im Ganzen also elementar. Die Mode ist nichts Willkürliches, Oberflächliches. Das ist ein Mißverständniß des Mannes. Der mag in seiner Kleidung stecken, wie in einer bequemen Verpackung. Das Kleid der Frau aber ist nicht ihre Hülle, ihr Rahmen, ihr Putz, sondern gehört viel fester zu ihrem Körper; es ist ihre Struktur, ihre Haut, ein Organ ihres Wesens, eine Lebensnothwendigkeit.

Nun giebt es freilich viele Frauen (die Frauen der mittleren Regionen), die solche direkten Beziehungen zur Mode nicht haben, sondern nur ohne Nothwendigkeit nachahmen, was sie im Grunde für ein Laster ansehen, die niemals in Gefahr waren, vernachlässigt zu werden über Freunden, großen Plänen und Unternehmungen, die schlecht und recht neben ihren Männern dahinlebten, die keinen zugespitzten Ehrgeiz hatten, weil ihre Männer keinen haben, und die besondere Noth des Weibes niemals zu Gesicht bekamen. Diese Frauen fühlen, daß für sie eigentlich die Mode, der sie huldigen, keinen Sinn hat, daß ihnen auch die Nachahmung schlecht gelingt, daß sie diese „Modelle", die auf einem ganz anderen Boden entstanden sind, gar nicht nachahmen dürfen, daß außer Mitteln, einigem Muth und Geschmack noch etwas Anderes zu einem solchen Wagniß gehört, was sie nicht besitzen. Verzichten wollen sie nicht ganz, zurückstehen auch nicht. Auf diese Stimmung rechnen die Reformpläne. Da kommen denn sonderbare Theorien zu Tage, die natürlich von den Frauenführerinnen verbreitet werden. Man hat plötzlich entdeckt, die Mode müsse Ausdruck der Kultur sein. Als ob sie jemals etwas Anderes gewesen wäre. Wo aber Kultur nicht vorhanden ist? Hier findet die Lieblingthese des Parvenu ihren Platz: Die Kultur wächst von außen nach innen. Man rebellirt ferner mit erstaunlicher Frische gegen die ausdruckslose Massenkonfektion: als ob je auch nur die letzte Dienstmagd darauf Werth gelegt hätte, Konfektion zu tragen. Man stellt die unerhört kühne Forderung, daß alle Kleidungstücke Beziehung zu einander und zur Trägerin haben sollen. Aus welchen weltentlegenen Dörfern oder Wäldern kommen diese Damen und Herren? Hat denn das kleinste Bauernmädchen jemals Mühe und Kopfzerbrechen gescheut, um herauszubekommen, was ihr steht und was zu einander paßt? Aber, so bekommt man wohl zu hören, man fordert ja dieses Alles „in einem höheren Sinn". Dieser höhere Sinn ist, daß man die Reformkleidtheorie im Individualismus zu verankern gedenkt. Man hat auch schon den neuen Namen gefunden: Eigenkleid. Jede Frau hat bekanntlich ihre Persönlichkeit oder kann sich eine erwerben: folglich muß sie zu dieser Persönlichkeit das Kleid finden, das ihr Wesen ausdrückt, das ihr und nur ihr auf der Welt adäquat ist. Das ist eben Kultur. Mit

diesem Programm hofft man, „die Intelligenz in Schaaren zu erobern". Denn es liege in der Luft. Gewiß: es liegt in der Luft. Das kann man zugeben, ohne deshalb von dieser Luft besser zu denken. Selbst wenn es jeder Frau gelänge, sich auf ihre Persönlichkeit zu besinnen (was wohl seine Schwierigkeiten haben wird), dürfte es wünschenswerth sein, diese Persönlichkeit zurückzuhalten. Das Kleid ist ein Requisit des gesellschaftlichen Verkehrs. Persönlichkeit aber und Verkehr sind Gegensätze, die einander ausschließen. Die Kleidung nach Ort und Umständen richten, sich mit den Uebrigen in Einklang bringen, sich der Gesellschaft anpassen, einordnen, mit der Umgebung im Takt bleiben: Das gehört am Ende auch zur Kultur und ist wichtiger, als beständig in Berührung mit seiner eigenen imaginären Persönlichkeit zu bleiben, die doch wohl am Besten gedeiht, wenn man nichts von ihr weiß. Es ist ein unschätzbarer Vorzug der Mode, daß sie im Gegensatz zur Persönlichkeit konventionell und abwechselnd zugleich ist. Der Wechsel belebt und unterhält das Interesse; die Konvention erlaubt jeder Einzelnen Kühnheiten, die sie niemals auf ihr eigenes Konto nehmen könnte. Wie wenig möchte man wohl mit seiner Persönlichkeit decken! Der Kreis des Möglichen, des Erlaubten würde ganz armsälig klein sein, wenn man ohne den Schutz einer herrschenden Mode auf den Plan zu treten hätte. Wie langweilig und abstoßend zugleich würde die Einzige und ihr Eigenkleid uns werden! Nein, Konvention und Wechsel der Konvention: diese Praxis der Mode müßte jede Reform übernehmen, die auf Dauer Anspruch macht; und außerdem Alles, was aus dieser Praxis folgt: die Centralisation der Mode, die auch ökonomisch ist, die großen Modehäuser, die durch Erfindungen die Cirkulation erhalten, die Modejournale, die Modedamen, die nichts Anderes zu thun haben, als die Erfindungen zu unterstützen, den Ton anzugeben, die allgemeine Annahme neuer Formen durchzusetzen. Also die ganze Mode bleibt, wie sie ist: Das gehörte zur Reform? Beinahe. Und die Frauen, die keine eigentlichen Modefrauen sind? Ihnen bleibt nichts weiter übrig, als, wie bisher, „ein Bischen mit der Mode mitzugehen", ein Bischen auf sie zu schimpfen, sie ein Bischen zu verwässern. Es geht nicht anders: wollten sie außerhalb der Mode zur Geltung kommen, dann müßten sie Modegenies sein und mehr Zeit und mehr Interesse und mehr Mittel aufwenden als irgendeine ihrer Feindinnen.

Bleibt noch übrig die hygienische Frage. Die Aenderung des Korsets, von der die Reformbewegung wohl ausging, ist eine Absicht, die durchaus ein besseres Schicksal verdiente, als durch Uebertreibungen diskreditirt zu werden. Aber warum die Dinge immer mit einem nackten Ja oder Nein überfallen? Auf ein gänzliches Verschwinden des Korsets kann nicht gerechnet werden. Die feste Korsage, geschnürt, gewaltsam formend und den Körper stilisirend, wird bei festlichen Gelegenheiten niemals entbehrt werden können. Es gehört

dazu. Wie es zum Fest gehört, Roth und Esprit aufzulegen. Das sind die unerläßlichen kleinen Unnatürlichkeiten und Grausamkeiten des Lebens. Man muß auf Feste verzichten, wenn hier Alles normal zugehen, alles Aufregende getilgt werden soll. Eine ganz andere Frage ist, ob nicht im gewöhnlichen Leben das Korset mehr entbehrt werden kann. Die psychologische Nothwendigkeit seiner extremen Form liegt hier nicht vor. Auf der Straße hat sie in der That keine Berechtigung; noch weniger natürlich bei der Arbeit. Da sind andere Formen nothwendig. „Los vom Korset": Das ist nicht zu erreichen. Mehr Korsets: Das ist, so lange es Frauen giebt, die einzig mögliche Korsetreform. Erste und unbedingte Forderung: für jedes Kleid oder wenigstens für jede Art Kleid ein besonderes Korset, nach Maß gearbeitet. Dann eine strengere Unterscheidung zwischen Straßen-, Haus- und Gesellschaftkorsets Dann kommen die Reformkorsets, Leibchen und Reformleibchen ganz von selbst. Das Gefühl dafür, was intim, was neutral, was ceremoniell ist in der Kleidung und wo ein Jedes hinpaßt, muß auch auf die Korsetform ausgedehnt werden. Die Entwickelung der Mode hat diese Richtung schon eingeschlagen und vielleicht hat die Reformbewegung dazu beigetragen. Die Technik der Unterkleidung wird dadurch subtiler und komplizirter und die Frauenmode überhaupt durch diese Korsetreform umständlicher, das Umkleiden zeitraubender; und die Kosten werden noch höher. Das ist unvermeidlich. Es gab eine Zeit, in der selbst Königinnen nur zwei Hemden besaßen. Gerade so unmöglich werden späteren Frauen unsere primitiven Korsetzustände erscheinen.

So bleibt das Reformkleid als ausschließliche Tracht nur übrig für Die, deren Leben in entsagungvoller Arbeit dahinfließt, die glücklich oder unglücklich genug sind, ganz ihrem Beruf und ihrer Gesundheit leben zu können, für die modernen Nonnen, die mit dem Verzicht auf ihre großen Aspirationen auch die kleinere aufgeben müssen, für die Gesammtheit die Mode zu reformiren.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Heinrich Mann.

Es war nie anders: die neue Bewegung eines aus großer Fülle in eigenen Kräften schaffenden Künstlers erschien immer noch der Allgemeinheit zunächst unverständlich, fremd und gefährlich. Immer noch ist es in der Kunst wie im Leben ein untrügliches Zeichen für das Herannahen und Wirken eines Bedeutsamen und Starken gewesen, daß er alle Dummköpfe seiner Zeit gegen sich im Bund hatte.

Keiner unserer heute lebenden Romanciers ist so ein Kind unserer Zeit und so für sie verantwortlich wie Heinrich Mann. Man muß voraus und über das Zeitlich-Beschränkte hinaus sein, um zu verstehen und Erkanntes zu gestalten. In der Welt halbgebildeter Alleswisser und ängstlicher Schöngeister hört man heute

bei einer Erwähnung Heinrichs Mann am Häufigsten die Ansichten: die Wahl seiner Stoffe sei unsittlich und sein Stil sei gesucht. Ich bediene mich in diesem Satz der Ausdrücke, die ich vorzufinden gewohnt bin, und ihre Unzulänglichkeit thut hier nichts zum Verständniß Dessen, was gemeint ist.

Stil ist die gestaltende Geberde einer umfassenden Kraft inneren Schauens. Der Stil eines Künstlers ist seine allein ihm selber eigene Art des Gebens, geboren aus einem Reichthum inneren Erlebens und aus dem Drang einer Güte, innerlich Erschautes in Schönheit zu geben. Ausdrucksweise ist eine Sache ganz für sich, sogar ein korrektes Deutsch im Sinn unserer Grammatik hat nur untergeordnete, wenn auch nothwendige Rechte an den Stil eines Schriftstellers. Ausdrucksweise ist Talent, mehr oder weniger erlernbar, in Uebung schulbar, an sich durchaus noch nichts Künstlerisches. Darum ist der Stil eines Künstlers nicht von Einem einzuschätzen, dessen eigene Psyche gemach und genügsam die breite Straße herkömmlicher und platter Selbstverständlichkeiten trottet. Letzte Resultate einer hellseherischen Kraft der Erkenntniß beanspruchen gebieterisch eine Gestaltung für sich, eine besondere Art, zu geben. In unserer Zeit kommt Niemand Heinrich Mann an Kraft der Seelenanalyse gleich; aber schwer wird Einer den eigenen Stil dieses Künstlers würdigen können, der ihm nicht auf die Höhen und in die Tiefen folgen kann, die sein befreiender Geist erschließt. Als ob es zum Kunstgenuß einer Schulung bedürfe! Es bedarf einer inneren Beschaffenheit, einer Berufung. Erlernbar ist eine Würdigung der Technik, eine Entstehungsgeschichte der Einzelheiten, aber ihr Erkennen ist lediglich ein untergeordneter Genuß neben dem eigentlichen.

Der neue Roman von Heinrich Mann heißt „Zwischen den Rassen". Dies neue Werk ist sein persönlichstes, sein intimstes und vielleicht sein reichstes. Die „Herzogin von Assy" ist das große Kunstwerk seines Lebens. Die Gestalten dieser Romantrilogie stehen, erkühlt zu leuchtenden Symbolen, marmorn am Himmel unserer Erde, kaum noch geliebt oder gehaßt, bestätigt wie durch die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Weltgeschichte. Diese Figuren waren die ersten Kunstgebilde nach einer langen, reichen und heißen Zeit stürmischen Lebens, das jubelnd und leidend, unbedacht und ohne einer inneren Berufung zur Kunst zu folgen, seine Kräfte einsetzte und vergab. In tausend kindlichen und blutigen Verlusten. Und angesichts der gereinigten Kräfte, die die große Arbeit erforderte, die sich einstellte wie ein Bedürfniß nach neuem Inhalt, ward im Menschen der Künstler wach, mit der grausamen und dennoch triumphirenden Gewißheit, daß alle Verluste Gewinn bedeutet hatten. Und im ersten kühlen Rausch dieser neuen Erkenntnisse entstand die „Herzogin von Assy". Diesem Werk blieben noch alle erneuten Ernüchterungen der eroberten Welt schaffender Innerlichkeit fern. Aller Zauber eines fast kindlichen Glaubens ruht in den wissenden Geberden dieses allzu Unkindlichen, der Glaube an die Möglichkeit, eine verlorene Welt neu zu erschaffen, und mit ihm die Kraft dazu.

Im Gegensatze zur „Herzogin von Assy" muthet dieses neue Buch an wie eine spöttische Resignation, wie eine wehmüthige Ueberlieferung mißbrauchter Waffen, wie ein großes, trauriges und kühnes Bekenntniß. Gewiß: im Grunde giebt und schildert der Künstler sich, immer nur sich, aber es bleibt die Frage nach der Art, in der er seine Gaben darbietet, seine Figuren mit ihnen belastet. Ich denke an den Unterschied zwischen Wedekinds „Lulu" und „Hidalla". Vielen mag „Hidalla" auch um seiner Aufschlüsse willen werthvoll erscheinen, die uns der Künstler darin

über sich und seine Stellung zur Menschheit giebt; aber wer wird den höheren Kunstwerth, die universellere Bedeutsamkeit der „Lulu“ bestreiten? Wenn die Dinge reden und der Künstler schweigt, wird die höchste dichterische Kraft fühlbar.

Das behandelte menschliche Problem in dem neuen Buche Heinrichs Mann ist der Kampf zweier Männer um ein Weib und dessen Kämpfe vor ihnen. Der Typus des unbedachten Thatmenschen, den der Vicomte Pardi verkörpert, der, kühn, durch keinerlei Uebersicht und Reflexion behindert, in heldenhafter Einfalt seine Genüsse sucht, und der Typus des Beschauenden, des Künstlers, wie er auch sein kann, des durch Ehrfurcht, Erkenntniß und Berufung behinderten: Arnold. Und Lola, die überzeugend wahr und schön gestaltete Frauenfigur des Buches. Im Gang der Ereignisse erliegt sie Pardi und kehrt nach aller Bitterniß eines mißverstandenen Wesens, eines mißbrauchten Blutes und eines zertretenen Stolzes zu Arnold zurück, dem sie sich gehörig glaubt im Tiefsten, der zuerst in ihre Einsamkeit sprach, der sie würdigte und ihrer allein würdig erschien. Möglich, verständlich, fast alltäglich erscheinen diese Thatsachen an sich, der Gang der Handlung ist glaubhaft und wahr, der Ausklang harmonisch.

So weit es sich um äußere Kämpfe handelt, so weit sie die Erstbeste angehen, nicht aber hier. Das tiefe Problem, die große Aufgabe, die hier bewältigt wurde, erhält die Klarheit, in der sie gelöst wird, und alle Gewalt ihrer Wahrhaftigkeit durch die Erkenntniß zweier Wahrheiten: der Typus des edelsten Weibes, das um seiner Liebe willen vollkommen unschuldig und widerstandlos leidet, dessen Gefühlskräfte in unzertrennbarer Harmonie zwischen Seele und Blut begründet ruhen, wird um seines Irrthums willen zerstört. Ihre Beschaffenheit schließt alle anderen Zugeständnisse an die Welt aus, die erwählte Heimath für Seele und Blut wird ihr Schicksal. Und zweitens: giebt es eine Gewalt auf der Erde, die inbrünstiger und stärker wäre als der unbewachte Hang zum Leben, als die Begierde, die von der Natur gewollte Bestimmung in sich wirken zu fühlen, eins zu bleiben mit Allem, was genießt und lebt? Ist nicht jedes Zugeständniß recht, jeder Irrthum selig, jede Schmach köstlich, wenn sie nur dies Eine vermittelt, dies Wichtigste gewährt?

Und wenn man beide Begriffsmöglichkeiten auf ihren höchsten Gipfel steigert, ihre Repräsentantinnen zum Typus erhebt, so stehen zwei Bilder einander gegenüber: das der Madonna, wehmüthig geheiligt durch alle irdische Unvollkommenheit der Liebe, wie in Gemeinschaft mit dem unverstandenen Wirken einer Schöpferkraft und eines reinen Schöpferwillens, und das der Dirne, der Preisgegebenen und Verschlagenen, die, wie durch ungeweihte Genüsse versprengt, in die Leere ewiger Unfruchtbarkeit irrt. Vielleicht war einst in Beiden der gleiche Drang mächtig, der gleiche Sinn der Erde, der selbe Daseinswille. Die Beschaffenheit, die Masse entschied. Mit der Heldin seines neuen Romans unternimmt Heinrich Mann den Versuch, eine Frauenfigur zu gestalten, die in unverfälschter und ursprünglicher Herzensreinheit, also im Gehorsam gegen ihr Gefühl, beide Möglichkeiten in sich vereinigt. Zu Pardi und ihren Schicksalen um seinetwillen führt sie ein Drang, so stark, daß es wie Sünde gegen ihre Natur wirken würde, widerstünde sie ihm. Sie kennt ihn, sie sieht ihr Schicksal voraus: und dennoch erliegt sie ihrem Blut. Aber allein Arnold kennt ihren Namen; er weiß ihre Seele, er allein wird ihre reinsten Bedürfnisse und ihr Wesen zu seinen letzten Bestimmungen führen. Und eine äußere Hilfe für die Glaubhaftigkeit, für die Möglichkeit dieser widerspruchs-

vollen Wesensart sucht Heinrich Mann in der Abstammung der Heldin von zweierlei Rassen. Ihr Vater war ein Deutscher, ihre Mutter eine Brasilianerin.

Ich sehe meine Aufgabe nicht darin, im Einzelnen auf die Möglichkeit solcher komplizirten Beschaffenheit einzugehen, und auch darin nicht, die psychologische Richtigkeit ihrer Folgen und ihrer Wirkungen zu zerlegen. Wichtiger erscheint mir ein Eingehen auf die vielen Fragen, die sich vor Heinrich Manns persönlichem Stil erheben. Es bleibt eine seltsame Wahrheit, daß trotz der meisterhaften Psychologie Manns am Dargebotenen ein Letztes zu fehlen scheint, der warme und reiche Zusammenhang mit menschlichen Dingen, die vertraute Fülle, die uns wie ein großes Gut aus der reinen Welt unserer Kindertage durchs Leben begleitet. Unwiderstehlich glaubhaft, überzeugend wahrhaftig erscheinen uns die einzelnen Züge seiner Gestalten, aber ihr eigentliches Wesen scheint an dieser grellen Härte der Einzelzüge zu leiden. Heinrich Mann hebt seine Figuren kraft seiner ungewöhnlichen Erkenntniß und vermöge seines unbestechlichen Blickes für das Wesentliche zu Einzelsymbolen einer bestimmten Eigenschaft empor, so unerbittlich gesondert, daß sie allein in dem steilen Lichte dieser einen Seite leben. Sie erscheinen, gebannt durch diesen besonderen Zweck, im Dienste dieser einen Wirkung, unbiegsam und erstarrt. Sie geben einer einzelnen Situation, einem ersten Vorgang den Abglanz dieses grellen Lichtes zu vollkommenen Bildern, aber es ist oft, als seien sie später untauglich zu neuen Bewegungen. Diese Darstellung spricht für die Eigenart des Novellisten, macht aber das Gefüge des Romans leicht zu einer Reihenfolge von Episoden, statt zu einem geschlossenen Gebilde der Charakterentwickelung.

Bei keiner Gelegenheit bewährt sich diese besondere Meisterschaft Heinrich Manns klarer und schöner als bei der Wiedergabe rascher Vorgänge. Kein Wort zu viel stört hier die plastische Lebendigkeit, die deutliche Farbe, den einen großen und nothwendigen Ton seiner Bilder. Ich denke an die Ermordung der Claudia in den Straßen von Florenz. Alles Vergangene und Zukünftige ist plötzlich ausgeschaltet. Wie ein unerwartetes Erlebniß außerhalb des Buches scheinen die Vorgänge zu wirken und ihre Entwickelung jagt wie durch klingende Ruhe athemloser Spannung ihrer Vollendung entgegen. Scharf umrissen, bösartig vor Klarheit und unantastbar wahrhaftig: so behaupten die einzelnen Figuren ihr kaltes Recht an die allein wirksame Bewegung. Keine Ergänzung ist gegeben, die nicht nothwendig erschiene, die sich nicht hastig und sicher in den Rahmen einfügte. Aber mir scheint oft, als liege in dieser schroffen Sonderung der wirkenden Kräfte auf ein bestimmtes Gebiet der Darstellungmöglichkeit ein Nachtheil dem Grundgesetze des Romanes, der Charakterentwickelung, gegenüber. Und vielleicht ist es dieser Umstand, der uns zwar oft und für besondere Zwecke die Figuren des Romans nah rückt, uns ihnen aber im Grunde auf eine Art entfremdet, die kein warmes Verhältniß zuläßt.

Unruhig vertheilt und nie zu einem Mittelmaß ausgeglichen, stehen Manns Eigenarten in dem neuen Roman neben einander. Oft scheint die meisterhafte Artistik sich als Folge einer starken Vitalität von selbst und nothwendig einzufinden, oft scheint es, als haste sie ermüdet einem verlorenen Inhalt nach; aber stets bleibt das äußere Gebilde der reichen Wortkunst sicher, edel und eigenartig. Wir Jungen achten einander, indem wir Heinrich Mann ehren. Gottfried Keller wird sein Richter sein.

München-Schwabing. Waldemar Bonsels.

Aus den Märchenbergen.

I.

Hab' ich die Krone nicht schon einst geschaut?
Kommst Du nicht aus dem Märchenland gefahren,
Wo gold an gold das Schloß sich aufgebaut
Zum Himmel auf, dem kühlen, ewig klaren?

Die weißen Hirsche scharren schon den Grund,
Im Morgenstrahl blitzt silbern ihr Geweihe;
Nun reich mir einmal noch den frischen Mund,
Dann geht hinaus die Elfenfahrt ins Freie.

Der Waldbach schäumt mit hellem Ruf vorbei
Und rauschend neigen sich die dunklen Tannen,
Hoch aus den Lüften grüßt des Adlers Schrei —
So fliegt die Erde unter uns von dannen.

Dort, wo die Quellen rinnen durch das Moos,
Da wars, wo wir die Märchenfraue trafen;
Sie bettete mein Haupt in Deinen Schoß —
Und Wald und Welt sind mit uns eingeschlafen.

II.

Das Gras erzittert — sieh: ein Käfer schwirrt,
Blaugrün und golden blitzen seine Flügel
Und aus dem Wald ein weißer Falter irrt
Verträumten Flugs über den Wasserspiegel.

Hörst Du die tausend Stimmen um uns her?
Wie's singt und schlägt, das Zirpen und das Summen,
Bis all die Laute in das große Meer
Des Sonnenschweigens fließen und verstummen ...

Und auf dem Weiher webt es wie ein Hauch:
Zwei Falter sinds nun, die sich drüber wiegen;
Der Mittag lächelt; und Du lächelst auch —
Bist Du nicht hier der stillen Fluth entstiegen?

III.

Im Tannenschatten rauscht es wie ein Schritt
Und durch die Zweige geht es wie ein Flüstern,
Doch es ist nichts, das Herz schlägt bebend mit;
Und in den Wipfeln leis die Nadeln knistern.

Die Sonne geht hoch über uns hinweg
Und rührt mit goldnen Schleiern nur das Dunkel;
Und hin und wieder blüht ein lichter Fleck
Im grünen Gras im Perlenthaugefunkel.

Und das Gefunkel spricht uns von dem Tag,
Von seinen Farben, seinen heißen Stunden ...
Worte, so schön, wie man sie träumen mag,
Wenn längst das Licht am Horizont entschwunden.

IV.

Es rauscht und braust und gießt der Wasserfall
Tosend hinab die eisigklaren Fluthen;
Es brodelt und es kocht und schäumt der Schwall
Und überspült die schwanken Weidenruthen.

Hier unterm goldiggrünen Blätterdach,
Da winken weich die moosbedeckten Steine;
Der Silberstaub weht sprühend her vom Bach
Im bunten Glanz vom Mittagssonnenscheine.

Wir hören stumm dem ewgen Brausen zu,
Wir schauen still tief ins kristallne Becken,
Wo Stein an Stein am Grund in heller Ruh.
Ein Bild, das nicht die wilden Fluthen wecken.

So schäumt das Leben seinen Weg hinab;
Doch an der Seele tiefstem stillen Spiegel,
Da gleiten die Gewalten machtlos ab —
Und blendend hebt der Schwan die stolzen Flügel.

V.

Zu unsern Füßen ruht der grüne Spiegel
Im Sonnenzauber märchenrein und klar;
Von Felsenriesen rauschen Tannenhügel
Zum Rand hinunter dunkel, wunderbar.

Wie Feiertag liegts drüber hingegossen,
Die Mittagsluft schwebt von den Almen her
Und in der Ferne flimmert, duftzerflossen,
Wie Silberhauch das zarte Nebelmeer.

Siehst Du den Kahn über die Fluthen gleiten?
Steig ein, schon knirscht er auf dem weißen Sand;
Die Schwäne schwellend sich zur Fahrt bereiten
Und leuchtend winkt von drüben unser Land.

VI.

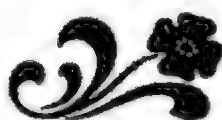
Wir schwimmen still auf der kristallnen Fluth
Und sehn hinab, fast schwindelnd, in die Tiefe,
Wo es am Grunde wie ein Garten ruht,
Der dort versunken schon seit Langem schliefe.

Ein Märchenwald von seltsam starrer Art
Und doch von wilder, nie gekannter Fülle,
Dazwischen Wolken sonnengrün und zart,
Verloren in der gläsern klaren Stille.

Es ringt sich stumm mit tausend Armen auf,
Fremd und verzaubert, wie Korallenbäume,
Doch dringt es nicht bis an das Licht hinauf
Und bleibt gebannt in seine Welt der Träume.

Lehn' Dich zu weit nicht auf den schwanken Rand!
Du lauschst, als ob Dichs süß und heimlich riefe.
Hab' Acht! Siehst Du nicht schon die Geisterhand?
Sie zieht uns Träumer Alle in die Tiefe!

Hamburg. Theodor Suse.



Onkel Heinrich.

Es klingelte. Unsere neue Anna kam herein und verkündete: „Herr Heinrich Schaumann aus Goldberg wünscht die Herrschaften zu sprechen."

Wir sahen uns ein Wenig bestürzt an, meine Frau und ich. Erstens war es Essenszeit und zweitens gehörten die Besuche Onkel Heinrichs nicht zu den Annehmlichkeiten unseres jungen Ehedaseins. Für mich nicht, weil Onkel Heinrich mir durchaus Cigarren verkaufen wollte, und für meine Frau nicht, weil er endlos schwatzte, ohne je bei seinen Geschichten zu der sehnsüchtig erwarteten Pointe zu gelangen. Dabei konnten wir einander diesen Onkel nicht einmal zum Vorwurf machen. Ich hatte die nicht ganz ungewöhnliche Thorheit begangen, das sehr angenehme Verwandtschaftverhältniß zu meiner hübschesten Cousine dadurch zu profaniren, daß ich sie heirathete. Und Onkel Heinrich war von der gemeinsamen Seite.

Uebrigens ein herzensguter Kerl. Nur ein nicht unempfindlicher Mangel an Intelligenz hatte ihn aus seiner ursprünglich stolzeren Lebensstellung bis zu dem ehrsamen, aber nicht gerade übermäßig lukrativen Berufe eines Cigarrenhändlers in Goldberg heruntergefördert. Da man in Goldberg offenbar auffallend wenig

Cigarren konsumirt, so lebte er der Fixen Idee, daß es für mich keine nähere und bessere Bezugsquelle für Cigarren gebe als Goldberg. Und als ich einmal unvorsichtiger Weise dieser Fixen Idee nachgegeben hatte, büßten wir sofort eine vortreffliche Köchin ein. Denn selbst ihrem unverwöhnten Grenadier waren die auf Umwegen erworbenen Goldberg-Importen so schlecht bekommen, daß sie uns kündigte. Auch der Versuch, ein Kistchen bei meinem Kutscher unterzubringen, war kläglich gescheitert. Er behauptete mit dreister Stirn, die Pferde würden im Stalle wild, wenn er im Hofe beim Wagenwaschen eine von Onkel Heinrichs Cigarren qualme.

Onkel Heinrich schob seine untersetzte Gestalt mit den gewölbten Schultern zur Thür herein. Als er den gedeckten Tisch sah, meinte er: „Ihr habt wohl noch nicht gegessen? Na, ich gehe auch gleich wieder. Wollte Euch nur mal guten Tag sagen." Nach längerem Parlamentiren aber gelang es der Ueberredungskunst meiner Frau, trotzdem sie eigentlich nicht allzu dringlich wurde, ihn zur Theilnahme an unserer bescheidenen Mahlzeit zu bewegen. Während des Essens überließ Onkel Heinrich uns die Pflichten der Unterhaltung. Er widmete sich mit stiller Andacht dem eigentlichen Zweck des Mittagsmahles.

Nach beendigtem Diner bot ich ihm eine stolz bebänderte Partagas an. Er nahm sie mißtrauisch entgegen und sagte nach den ersten Zügen: „Merkwürdig, daß Du immer das echte Zeug rauchst. Ich habe jetzt von meiner elbinger Fabrik ein Cigarrchen bekommen, das ganz famos ist. Ich werde Dir morgen zwei Kistchen davon senden." Ich bemerkte, ohne mit der Wimper zu zucken, daß mein Arzt mir neuerdings nur Importen gestatte. Importen führte nämlich Onkel Heinrich in Goldberg nicht. Die tröstliche Gewißheit hatte ich.

Allmählich söhnte er sich mit dem „echten Zeug" aus und murmelte, kräftig schmauchend: „Uebrigens soll ich Euch von Eurer lieben Tante grüßen." Dabei fiel uns plötzlich wieder ein, daß Onkel Heinrich, der nach einer kampfreichen ersten Ehe vor einem Jahrzehnt Witwer geworden war, vor nicht langer Frist in aller Stille wieder geheirathet hatte.

Meine Frau hat die kleine Schwäche (natürlich nur diese einzige), sich für Eheschließungen im Allgemeinen und für verwandtschaftliche Eheschließungen im Besonderen lebhaft zu interessiren. Von der Art, wie Onkel Heinrich, ein sehr schlecht konservirter Fünfziger, zu seiner „Zweiten" gekommen war, hatte sie nichts Bestimmtes vernommen. Und mit einer von Neugier nicht ganz freien Antheilnahme fragte sie: „Wie hast Du eigentlich die Tante kennen gelernt, Onkel Heinrich?"

Onkel Heinrich, der gerade den dritten Cognac genehmigte, schien diese Frage erwartet zu haben. Er setzte sich behaglich im Sessel zurecht und begann: „Nu, so ganz einfach war die Sache nicht. In Goldberg habe ich lange Zeit bei einer Witwe Becker gewohnt, die mich ganz gut versorgte. Auf einmal wollte sie aber zu ihrem Sohne nach Jauer ziehen. Mir wars natürlich nicht gerade recht, daß ich mich wieder nach einer anderen Bude umsehen sollte. Da meinte die Beckern eines Tages: ‚Wissen Sie, Herr Schaumann, was Sie einfach thun sollten? Sie sollten wieder heirathen. Der Jüngste sind Sie ja nich gerade; aber ein anständiger, solider Mann findet immer noch Eine. Ich wüßte Ihnen da gerade ein älteres Mädchen, sehr häuslich und fein, die thäte famos zu Ihnen passen. Und ein paar Tausend Mark hat sie auch.' So Spaßes halber meinte ich: ‚Nu, Sie können sie mir ja mal vorführen.' Die Beckern aber sagte, das Mädchen wohne in Jauer

und sie habe nur die Photographie. Die brachte sie auch bald an. Nu, wißt Ihr, ich bin Zeit meines Lebens sehr fürs Schöne gewesen und die Photographie gefiel mir gar nicht recht. Die Beckern meinte zwar, im Leben sei das Fräulein viel stattlicher, aber ich hatte doch kein rechtes Vertrauen und sagte: ‚Nee, Frau Becker, Das ist nischt für mich. Ein Bischen hübscher und jünger müßte sie schon sein.‘ Die Beckern war erst ganz beleidigt, aber dann wurde sie wieder gemüthlich und wir sprachen nicht mehr von der Sache.

Aber, wie Das so ist, die Idee von der Beckern ließ mich nicht mehr los. Behaglicher ists doch am eigenen Tisch, als so zur Miethe wohnen und in den Kneipen 'rumfuttern. Ein Bischen abergläubig bin ich auch; und wie ich ein paar Tage später im Goldberger Anzeiger lese: ‚Erstes breslauer Heirathbureau; nur für die besten Kreise. Unzählige verdanken uns ihr eheliches Glück. Partien in allen Preislagen. Strengste Diskretion. Prima Referenzen‘, da nahm ichs für einen Wink des Schicksals, setzte ich mich gleich hin, schrieb den Leuten, wer ich bin und was ich brauche, leistete auch gleich eine Spesenanzahlung und erhielt schon nach acht Tagen die Aufforderung, mal rüber nach Breslau zu kommen: sie hätten was Piekfeines für mich gefunden. Es war auch wirklich eine sehr ansehnlich Dame, Inhaberin von einem Atelier für feine Damenkonfektion. Sie wollte einen gewandten Mann heirathen, zur Buchführung, zur Repräsentation in ihren Salons und zur Konversation mit den Kundinnen, wenn sie mal warten mußten. Die Stelle (ich wollte sagen: die Heirath) hätte famos für mich gepaßt. Wir tranken auch Kaffee mit einander, unterhielten uns sehr gut und ich reiste ganz froh, schon als halber Bräutigam, nach Hause zurück. Aber am nächsten Tag bekam ich einen sonst ganz netten Brief von der Konfektioneuse: es thäte ihr leid, aber ich entspräche doch nicht allen ihren Anforderungen. Ob sie die Repräsentation meinte oder die Konversation? Das stand nicht im Brief. Aber jedenfalls: die Sache war Essig.

Nach einer Woche kam ein zweiter Brief vom Bureau und ich gondelte wieder auf Brassel. Diesmal wars ein junges, hübsches Mädchen mit 'ner kleinen Stuppsnase, rothem Haar und einer gelben Matinee, die nur so knisterte. Ich dachte mir gleich, daß da nicht Alles stimme. Und da stimmte auch nicht Alles. Sie erzählte mir viel von ihrem häuslichen Unglück, von einem treulosen Verehrer, der sie sitzen gelassen habe, und es wäre eine viel bessere Position für sie, wenn sie erst verheirathet sei, aber sie würde mich wenig in Anspruch nehmen und ich könnte überhaupt gleich nach der Trauung nach Goldberg zurück. Das wäre sogar Bedingung. Es würde ihr dann auch auf ein paar Tausend Mark nicht ankommen. Na, ich habe ihr gründlich Bescheid gesagt; und den Leuten im Bureau auch. Für unsolide Nummern sei ich nicht zu haben.

Vierzehn Tage später erhielt ich wieder ein Schreiben von der breslauer Firma. Ich solle nur schleunigst kommen, ich würde mich bestimmt nicht zu beklagen haben: Ein Mädchen aus bester Familie, Mitgift sechstausend Mark, und sie würde auch gern nach Goldberg ziehen. Da war wirklich Alles in Ordnung. Aber gleich bei der Vorstellung, wie mir das Fräulein die Hand reichte, merkte ich, daß sie an jeder Hand sechs Finger hatte; und der Bruder, ein Rechtsanwalt, sagte mir dann nach Tisch, als ehrlicher Mann müsse er mir vor Eintritt in die Verhandlungen mittheilen, daß seine Schwester auch an jedem Fuß sechs Zehen habe. Gerade gegen solche kleine Schönheitfehler bin ich nun sehr empfindlich, Kinder.

Ich tippte darum bei dem Rechtsanwalt wegen einer Erhöhung der Mitgift an. Sechstausend Mark wären mir bei so vielen Fingern und Zehen zu wenig. (Haha, lachte Onkel Heinrich.) Aber der Rechtsanwalt erklärte, mehr könne er für seine Schwester nicht thun. Und so zerschlug sich auch diese Verbindung."

Onkel Heinrich machte eine Pause. Er sog an seiner Cigarre und verfiel in sanftes Träumen. Offenbar erlag er der alten Gewohnheit, seine Geschichte ohne Schluß zu lassen. Aber diesmal hatte er die Rechnung ohne die Wirthin gemacht. Meine Frau sagte sehr energisch: „Onkel Heinrich, Du wolltest uns doch erzählen, wie Du Tante Emma kennen lerntest!"

„Ach ja, richtig! Nun ja, da hör' nur weiter. Die Leute vom Bureau schrieben mir nun ganz patzig, wenn ich auch an den besten Partien Etwas auszusetzen habe, so müßten sie darauf verzichten, noch ferner in meinen geschätzten Diensten thätig zu sein. Nun hatte ich mir die Heirath aber schon fest eingebildet, eine ganze Menge Geld hatte ich auch ausgegeben und so fragte ich die Beckern, als wir die ganze Geschichte zu Hause gemüthlich besprachen, ob denn das Fräulein in Jauer, dessen Photographie sie mir damals gezeigt hatte, noch zu haben sei. Sie war richtig noch zu haben. Ich fuhr hin, sie war auch entschieden ein Bischen hübscher als auf der Photographie, wir gefielen einander, — na, und da haben wir denn geheirathet. So bin ich zu Eurer lieben Tante gekommen. Sie hat übrigens einen prachtvollen Charakter. Manchmal ist sie freilich etwas streng, aber wir leben doch sehr glücklich." Onkel Heinrich trank nachdenklich noch einen Cognac. Die Wanduhr schlug Drei. Er erhob sich schwerfällig und sagte: „Na, Kinder, nehmts nicht übel, aber mein Zug geht. Ich werde Eure liebe Tante auch schön von Euch grüßen."

Onkel Heinrich verabschiedete sich, nachdem er sich „auf den Weg" noch eine Partagas, nicht ohne Protest gegen das „echte Zeug", angesteckt hatte.

Als die Entreethür ins Schloß gefallen war, sahen wir einander einen Augenblick stumm an. Dann bekamen wir einen Lachanfall, der bei meiner Frau, die überhaupt zu Extravaganzen neigt, beängstigende Dimensionen annahm. Diesmal waren wir bei dem Besuch von Onkel Heinrich wenigstens auf unsere Kosten gekommen.

Die Freude währte freilich bei mir nicht lange. Zwei Tage darauf erhielt ich, mit besten Grüßen und einer verwandtschaftlichen Verwarnung vor dem gesundheitschädlichen Gewohnheitgenuß von „echtem Zeug", tausend Stück von dem „famosen elbinger Cigarrchen" per Nachnahme. Bei zwei späteren Besuchen Onkel Heinrichs bot ich ihm selbstverständlich, schon aus Höflichkeit, nur „seine" Cigarren an. Bei der letzten Gelegenheit erkundigte er sich, ob ich denn gar kein „echtes Zeug" mehr führe. Ich erwiderte mit sanfter Bestimmtheit, daß ich mich ganz an das brillante Cigarrchen aus Elbing gewöhnt habe und prinzipiell nichts Anderes mehr rauche. Onkel Heinrich sah mich nachdenklich an und schüttelte den Kopf. Er kam nicht wieder. Ich habe immer noch neunhundertsechsundneunzig Stück „Flor de Elbing" auf Lager.

Breslau. Erich Freund.

Selbstanzeigen.

System der Rechts- und Wirthschaftphilosophie. Dritter Band: Philosophie des Staates sammt den Grundzügen der Politik. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bis auf Hegel nahm die Rechts- und Staatsphilosophie beherrschenden Einfluß auf die Theorie des Rechtes und die Praxis der Staatsleitung. Seit dem Niedergang der hegelischen Philosophie führte das „Naturrecht" nur noch ein schattenhaftes Dasein in spärlich besuchten Kollegien und wenigen, schwach verbreiteten Schriften. Die historische Schule Derer um Savigny schlug die Civilisten in den Bann des römischen Rechtes, seiner Geschichte und seiner Fortbildung in Deutschland. Die Rechtsphilosophie alten Stils, das Naturrecht wurde zu den Toten geworfen. Aber auch die Wirthschaftphilosophie der klassischen Nationalökonomen Smith und Ricardo, Malthus, Say hielt dem erwachten Thatsachendrang empirischer Forschung nicht Stand. Sozialismus, soziale Frage, Soziologie, Sozialethik bezeichnen die Streit- und Kernfragen des öffentlichen Rechtes und der Einkommensvertheilung seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts Zugleich verwischte die Allherrschaft des Evolutionismus alle scharfen Grenzen im Verlauf des Werdens und Geschehens. Jetzt ist man vielfach wieder zu der Einsicht zurückgekehrt, daß die bloße Empirie nicht der Weisheit letzten Schluß zu bieten vermag. Anarchismus, Kommunismus und Sozialismus verneinen, mit Argumenten aus den Arsenalen des Naturrechtes, die Existenzberechtigung des Staates, der nach ihrer Meinung durch eine gerechte Ordnung der „Gesellschaft" ersetzt werden müsse. Wie ist angesichts dieser Bestreitung der Staat zu rechtfertigen? Staat und Recht tragen ihre innere Rechtmäßigkeit (ihre „Legitimität", um mit Rousseau zu sprechen) darin, daß sie grundlegende Kulturnothwendigkeiten sind. Staat und Recht sind für die Menschheit erforderlich, weil nur im Rahmen geordneter Verhältnisse allumfassende Kulturentfaltung möglich ist. Die Kultur aber ersetzt der Menschheit in artifiziellen Zusammenschlüssen die Kraft, die dieser Menschheit auf ihrem Aufstiegweg vom Naturvolk zur Kulturgemeinschaft verloren geht. Seit dem Mittelalter, das für die germanischen Völker die alte Zeit bedeutet, ist der Grundzug der Politik auf Freiheit gerichtet, auf Abschüttelung jedes Sklavenjoches in Wirthschaft und Recht. Da haben sich zunächst, unter Mitwirkung der Reformation, die weltlichen Herren aus dem Joch der Kirche befreit. Der Fürstendespotismus zerstob dann unter dem Sturmesbrausen der französischen Revolution: das Bürgerthum emanzipirte sich; Kant baute den ragenden Palast des Rechtsstaates, Adam Smith und Ricardo schufen das wohnliche Wirthschaftgebäude für den kapitalkräftigen Bürgerstand. Mit dem Aufkommen der Maschinenarbeit erwuchsen aus der eben befreiten Bourgeoisie die neuen Bedrücker: und nun setzt der dritte große Befreiungskampf seit dem Mittelalter ein, der Massenfeldzug der Arbeiterschaft. Mit der Folge einer Sozialethisirung des Rechtes und der Verwaltung, die heute bald so weit reicht, daß die Arbeiterschaft das gesammte Staats- und Wirthschaftinteresse zu absorbiren droht und die Klassenherrschaft im Staat als letztes Ziel erträumt. Aberwitz der Geschichte: die eben zur Freiheit Gelangten werden stets die neuen Bedrücker. Was seit dem Mittelalter erstrebt und im Wesentlichen erreicht wurde, ist Freiheit;

was seit dem Mittelalter verloren ging, ist die klassenmäßige Schichtung in Wirthschaft und Recht. Spontan, nicht auf Geheiß bevormundender Obrigkeit, bahnt sich mählich die Entstehung freier Wirthschaftklassen an. Aufgabe der Gesetzgebung ist angesichts der thatsächlichen Entwickelung lediglich die Verifikation des neu Erstandenen: öffentlichrechtliche Anerkennung der freien Wirthschaftklassen durch eine neuständische Verfassung, die den wirthschaftlichen Interessengruppen Rechnung trägt, zunächst durch das Medium der Proportionalwahl; Anerkennung der Sozialdemokratie als der radikalen Arbeiterpartei; Regelung der wirthschaftlichen Konsolidation durch ein Kartellgesetz. Erforderlich ist ferner ausreichender Schutz der Landwirthschaft als des für die staatliche Wehrkraft wichtigsten Standes.

München. Dr. jur. Fritz Berolzheimer.

Die graphische Reklame der Prostitution. Mit Briefen von Hans Thoma und Paul Heyse an den Verfasser. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München. Eine Mark.

Für die Jüngste der Niobiden kämpfe ich, für Hadumoth und Mignon. Ihre rührenden Gestalten sind mir während einer dreijährigen Wanderung durch alle Tiefen des Infernos der Pornographie so tausendfach in der schmachvollen Erniedrigung der Dirne vor die Augen getreten, daß ich ein Schwächling sein und Beruf zum Mädchenhandel haben müßte, wenn mir nicht die Hand an die Wehr gefahren wäre. Ich hätte gern gesagt: „Daß ich kein Deutscher sein müßte!" Aber zur Abwehr des Verdachtes, einen empörenden Mißbrauch von Mädchen und Frauen zu dulden, reicht die Zugehörigkeit zum deutschen Volk allein nicht aus. Zu viel „fillettes" und „fruits verts" werden in Deutschland für inländische und für ausländische Lüstlinge photographirt; und der „Trost", ein großer Theil dieser Erzeugnisse sei zur Ausfuhr bestimmt, verliert dadurch an Kraft, daß die Ausfuhr durch eine mindestens eben so starke Einfuhr ausgeglichen und daß der Import durch deutsche Firmen im Ausland geleitet und durch den Inseratentheil deutscher Witzblätter unter der verlogenen Etikette „Aktphotographien für Künstler" gefördert wird. Meine „dunklen Ahnen" waren Schmiede in einem fränkischen Dorf. Als Sproß eines Bauerngeschlechtes kämpfe ich für die Erhaltung der Gesundheit des Bauernthumes, das in seiner oberbayerischen Art durch münchener Photopornographen prostituirt wird. Mein Vater hat lange als Unteroffizier gedient. Um so lieber spreche in meiner Schrift ein Wort für die vielgeschmähten Kriminalschutzleute, die als Hilfskräfte der Censurbeamten die Pornographie in ihren Höhlen aufsuchen. Es sind lauter ehemalige Unteroffiziere, die eine harte, häßlich erscheinende Arbeit thun, wozu die „Civilcourage" der Kritiker der Polizei sich bis jetzt als unzulänglich erwiesen hat. Sie führen den Nahkampf gegen die Zuhälter des Kunst- und Literaturdirnenthumes, sie kämpfen für die jüngste Niobide, für Hadumoth und Mignon, die Jene als Rekruten der Prostitution zu verwenden suchen. Darum ist ihre Arbeit hart und unschön, aber ehrenwerth. Darum würde ich mich keinen Augenblick bedenken, an der Seite der verspotteten Schutzleute die selbe Arbeit zu thun. Diese Leute mit dem „harmlosen Schutzmannsgemüth" wissen wie ich, daß sie für die Zukunft der Nation arbeiten.

Günzburg. Dr. Ludwig Kemmer.

Henri Murger: Die Boheme. Szenen aus dem pariser Künstlerleben; Leipzig, Inselverlag. 8 Mark.

Zunächst ein Wort über das äußere Gewand. Das Buch ist in der Drugulinschen Offizin in schöner Antiqua sehr sorgfältig gedruckt und mit Titelumrahmung und fünf ganzseitigen Zeichnungen von Franz von Bayros geschmückt, die auf japanischem Papier abgezogen wurden. Stil und Temperament des Zeichners sind den Sammlern schöner Briefe schon aus der „Manon Lescaut" des Inselverlages bekannt. Zu bemerken wäre als neu nur, daß, ganz ähnlich wie auch die Entwickelung Beardsleys es zeigt, der Künstler durch immer reicheres Detail, durch sozusagen stärkere Füllung des Blattes, zu bedeutend dekorativerer Wirkung gelangt ist, während das eigentlich Erzählende (also eine literarische Eigenschaft) verschwindet. Zweifellos ein Fortschritt. Murgers Bedeutung liegt vor Allem darin, daß er der Letzte von Denen war, denen die schwere Kunst anmuthiger Unterhaltung als erste Forderung ihres Schaffens galt. Damit gehört er ins Rokoko. Gewiß sind all seine Gestalten nicht übermäßig realistisch. Wir neigen heute dazu, Das als einen Nachtheil anzusehen, weil wir im Grunde so wenig vom Leben erfahren. Generationen, die selbst noch mitten im Leben standen, die noch nicht durch die ungeheure Kompliziertheit umgebenden Daseins und durch die eigene Verankerung in einem „speziellen" Winkel auf bildliche Erlebnisse angewiesen waren, wenn sie den Kreis der Welterfahrung durchlaufen wollten, Generationen, denen die Realität noch Realität war und der Schein eben Schein, dachten darin anders: sie wollten vom Künstler eine Stunde unterhalten sein; und damit wars gut. Daß Murger auf der Grenze steht, zeigt sein Vorwort, zeigt das Gewicht, das er auf die Wahrheit seiner Geschichten legt. Aber im Herzen bleibt seine Kunst wie seine Gestalten: lustig, ein Wenig flatterhaft, manchmal auch sentimental, doch immer unterhaltend. Dabei kommt es auf eine kleine Uebertreibung in Scherz oder Tragik nicht an, so wenig wie darauf, ob schließlich ein Witz wirklich gut ist oder nicht, wenn man nur im Augenblick auflacht. Das Buch ist zum Lesen da, nicht zum Studiren. Und mit all Denen, die ihm hierin gleichen, hat es Eins gemein: man vergißt es. Nur ein allgemeiner Eindruck bleibt: so hat man an ihm einen stets gegenwärtigen Unterhalter. Gestern las man darin, morgen schlägt man es wieder auf und blättert und bleibt an irgendeiner Stelle hängen und liest eine Viertelstunde: und Alles verschwindet wieder bis auf die Erinnerung an eine angenehme Kurzweil. Und das Vergessen ist, trotz der melancholischen Ironie Rodolphes (dessen Verse als Uebersetzungprobe folgen mögen), eine der werthvollsten Fähigkeiten moderner Menschen.

Ich habe nicht einen Pfennig mehr, theure Muse:
Zu vergessen befiehlt da die Ehrenpflicht.
Und thränenlos, wie eine altmodische Bluse,
Wirst Du mich vergessen, Mimi, nicht?

Einerlei: nicht zu zählen die Nächte, haben wir nun
Auch manche glücklichen Tage erfahren.
Sie waren nicht lang: doch was thuts?
Die schönsten sind, die die kürzesten waren.

Felix P. Greve.

Die Kondottieri.*)

Nicht lange vor der Schlacht von Marino schrieb die Heilige Katharina von Siena einen flammenden Brief an Alberico da Barbiano und seine Hauptleute: „Hierbei ist nichts Anderes zu gewinnen als Leben oder Tod. Sterbt Ihr, so wird Euch das ewige Leben und Ihr seid an sicherem, beschirmtem Platz. Bleibt Ihr am Leben, so habt Ihr Gott ein freiwilliges Opfer gebracht und könnt mit gutem Gewissen Eurer Kraft Euch freuen. Die Zeit braucht neue Märtyrer. Ihr seid die Ersten, die mit Eurem Blut zeugen müßt! Und welcher Lohn wird Euch? Das ewige Leben, eine Frucht von unendlicher Süße. Und was sind alle Leiden, alle Mühen, vergleicht Ihr sie mit diesem hohen Preis? Wie Moses will ich thun. Während das Volk kämpfte, betete er; während er betete, trug es den Sieg davon. So will ich thun; mein Gebet soll Euch helfen und wird bei Gott Gehör finden!“

Katharinas Bitten verband sich Papst Urban. Die bretonischen Banden hatten seine Truppen geschlagen, der Heilige Stuhl war in Gefahr. Es gab keine andere Hilfe als Barbiano.

Er war schon auf dem Weg nach Mailand zu den Visconti, als ihn Boten und Bitten Urbans ereilten: er solle die Kirche schützen und ihn und Italien vor den fremden Heerhaufen retten. Bolsena sei verwüstet, die Römer geschlagen; wie lange noch: und der Gegenpapst Klemens steige auf Sankt Peters Stuhl!

So zog denn Alberico mit seinen Truppen, lauter Italienern, in Eilmärschen nach Rom. Urban übergab ihm das Banner der Kirche und segnete ihn. Das zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Volk geleitete schweigend den Kondottiere eine lange Strecke. Zwölf Miglien von Rom, bei Marino, standen die Bretonen; doch sie griffen Albericos wegmüde Soldaten, die bei sinkender Sonne sich lagerten und ruhten, nicht an. Als das Frühroth glomm, ordnete Alberico sein Heer, die Trompeten schmetterten und in schönem Zug ging es den Bretonen entgegen. Wenn sie die numerische Ueberlegenheit, Erfahrung, Kriegsruf, Disziplin und gute Waffen für sich hatten, so wurden die Italiener durch ihre gute Sache, ernsten Willen und festen Entschluß, im Kampf mit den Fremden Ehre einzulegen und sie zu besiegen, aufrecht gehalten. Das Gefühl, daß viel von ihnen abhänge und jetzt eine wichtige Entscheidung gefällt werde, lebte in ihnen und stählte sie. Fünf Stunden ward tapfer, hartnäckig, wild gefochten; dann siegte Alberico mit seiner Waffengenossenschaft Sankt-Georg, in die kein Fremder und Niemand, der nicht den Ausländern Haß und ewige Feindschaft geschworen, aufgenommen ward. Rom empfing ihn und seine Schaaren wie Triumphatoren. Als sie mit vielen erbeuteten Fahnen, Pferden, Waffen, gefesselten gefangenen Hauptleuten einzogen, wußte sich das Volk vor Jubel nicht zu lassen und umtanzte die Sieger mit Kränzen und Blumen. Die Glocken läuteten und der Papst ging barfüßig in feierlicher Prozession. Alberico ward zum Ritter geschlagen und in festlicher Versammlung ward ihm ein Banner überreicht, das ein rothes Kreuz mit der Inschrift trug: „Italien von den Barbaren befreit.“

*) So heißt ein interessantes Buch, das Herr Dr. Semerau bei Eugen Diederichs erscheinen läßt. Das den Gegenstand zum ersten Mal ausführlich behandelt und die bunten, ungemein „spannenden“ Schicksale der großen Kondottierefamilien erzählt. Der hier veröffentlichte Aufsatz ist ein Bruchstück aus der Einleitung.

Nach der Schlacht von Marino verschwinden die fremden Söldnerbanden oder werden von den italienischen aufgesogen. Alberico gab das Beispiel. Ihm folgten jetzt Dutzende anderer italienischer Führer. Die nächste Zeit trägt schon die Namen eines Pandolpho Malatesta, Giacomo del Verme, Facino Cane empor.

Seit mit der Selbständigkeit der Kommunen sich ihre Milizen verloren, waren sie dem guten Willen, der Gnade, der Willkür fremder Söldnerbanden preisgegeben. Was für Volk hatten nicht die Kreuzzüge, die schismatischen Streitigkeiten nach Italien gebracht! Der Stadtherr, der angeblich im Namen des Kaisers oder des Papstes, in Wahrheit aber recht unbeschränkt sein in der Regel mit Gewalt genommenes Ländchen regirte, war von einer Leibwache umgeben, die in seinem eigenen Interesse schon aus Deutschen, Franzosen und Engländern bestand. Die Parteikämpfe in den Gemeinden jagten die Unterliegenden in die Verbannung, die Exilirten schlossen sich zusammen, das fremde Volk, irgendwo seines Dienstes entlassen, trat zu ihnen. Die Häuflein wuchsen, Abenteurer, Deklassirte aller Art gesellten sich zu ihnen. Der Krieg mußte sie nähren oder Plünderung und Raub im Frieden.

Den Ritter- und Mönchsorden, den Genossenschaften der Kaufleute, Handwerker, Künstler sahen sie es ab: auch sie organisirten sich, zogen unter einem Führer, hatten Statuten, nannten sich mit besonderem Namen, Gesellschaft der Rose, des Hutes oder nach einem Heiligen: Sankt Georg oder allgemeiner: Die große Genossenschaft. Fremde Führer, manche Deutsche, wie Herzog Werner von Urslingen, Konrad Landau, Albert Sterz kommandiren sie; doch findet man unter den Befehlshabern auch einen Italiener wie Fra Moriale, einen fast völlig italienisirten Engländer John Hawkood, den Giovanni Acuto der Chroniken, als florentiner Kondottiere zu hohem Ruhm gestiegen

Meist ist die Zusammengehörigkeit dieser fremden Söldner nur so lange vorhanden, wie reiche Beute winkt, die sie einzeln oder in schwachen Haufen nicht gewinnen würden. Von einem Solidaritätgefühl, einem Corpsgeist ist nicht die Rede. Es fehlt an Disziplin und Pflichtbewußtsein. Ein Volk, das so schnell auseinander- wie zusammenläuft, keinen Herrn über sich erkennt, revoltirt, sich gern schont und vom Führer auch geschont wird, das morgen schon Dem zuläuft, gegen den es heute das Schwert hob und die Lanze einlegte, ist unfähig, irgendetwas Bleibendes zu erreichen. Die Befehlshaber kennen, wie ihre Horden, kein anderes Ziel als das: möglichst schnell und viel Beute zusammenzuraffen und über die Alpen heimzuziehen. Was ist ihnen Italien! Sie sind doch fremd hier, wenn sie auch Jahre lang unter diesem Himmel gelebt haben.

John Hawkood, der mehr als ein Menschenalter auf der Halbinsel, die ihn reich und berühmt macht, verbringt und eigentlich völlig ein Italiener werden mußte, will am Ende seines Lebens in seine Heimath zurückkehren. Doch ehe er das Schiff besteigt, befällt ihn die den Tod bringende Krankheit. Er sieht England nicht wieder; sein Leib aber wird vom englischen König der florentiner Republik, die ihn in prunkvollem Zuge bestattet hatte, abgefordert und ruht in vaterländischem Boden. Wo liegt denn auch sonst noch ein Land so offen allen Abenteurergelüsten wie Italien? Hier kann, wer tapfer, klug ist und die Stunde zu nützen weiß, schnell zu Reichthum und Ruhm kommen. Hier ist ein unaufhörlicher Krieg. Einer steht wider den Anderen. Die fremden Söldner haben das Heft in der Hand: sie entscheiden.

Auch in Frankreich spielt ausländisches Kriegsvolk eine Rolle; doch giebt

es nie den Ausschlag. In Italien hängen Gemeinden, Städte, Fürsten, Könige, Päpste von ihnen ab; sie müssen mit ihnen paktiren, sich von ihrer Brandschatzung loskaufen. Aus den Rathsrechnungen von Siena sind wir über die Ausgaben für die Gesellschaft des Sterns genau unterrichtet: in zwölf Jahren zahlt Siena an Anichino Bongarden und Albert Sterz fast sechsundsiebenzigtausend Goldgulden, mehr als fünf Viertelmillionen Mark. Diese Söldnerhaufen können nur als Räuberhorden gelten, die sich durch die Schwäche des Widerstandes zu ihrem Handwerk berechtigt glauben. Ihre Führer meinen, als achtbare Feldherren legitimirt zu sein, wenn sie einmal ein paar Monate Kriegsdienste leisten.

Durch die Schlacht von Marino wird hier Wandel geschaffen. Alberico da Barbiano ist der erste Kondottiere, der ausschließlich über Italiener gebietet. Das Nationalgefühl erwacht. Das Land hat die fremden Elemente überwunden und regt sich in eigener, freier Kraft. Die großen Dichter erscheinen, die großen Künstler, die mit eigenen Augen sehen und ihre Eindrücke unbeeinflußt durch fremde Vorbilder wiedergeben, die machtvolle Wissenschaft der Philologie gräbt die Schätze des Alterthumes ans Licht, münzt sie und läßt Alle an diesem Reichthum theilnehmen. Die große Vergangenheit des Landes erhebt sich vor den staunenden Augen Italiens. Die Königin der Welt, das Ewige Rom, steht in ihrer unvergänglichen Glorie. An ihrem Glanz und Ruhm erfreut und erbaut sich die Gegenwart, von Leidenschaften und Kämpfen geschüttelt, und die Erinnerung an die alte Größe weckt den Wunsch, ihr nah und gleich zu kommen.

Wer möchte nicht wie Scipio, Caesar, Trajan sein! Wenn der alte Vittorino in der Casa Giocosa zu Mantua von den großen Römerthaten erzählt, leuchten die Augen seiner Schüler und die Erregung treibt ihnen das Blut ins Gesicht: Federico Montefeltro stampft vor Begeisterung den Fuß auf den Boden wie ein junges Roß, das in die Schlacht will, und noch als ihm das Ungestüm und der flammende Enthusiasmus der Jugend längst geschwunden, liegt auf dem Tisch seines Studios Livius und Tacitus und er wird nicht müde, in diesen Schriften zu lesen. In allen Kondottieri lebt die Sehnsucht, unsterblich wie die großen Römer und Griechen zu werden. Darum schließen sie den engen Bund mit den Dichtern, Gelehrten und Künstlern, die die Schlüssel zum Pantheon des Ruhmes hüten. Nur diese Geistesmächtigen können sie auf das Piedestal der alten Helden erhöhen. Was wüßten wir ohne Homer von Achill? Unaufhörlich werden sie daran erinnnert, welche Macht der dem Apoll Geweihte hat. Wie der Papst den Himmel schließen und erschließen kann, so der Poet den Weg zur Unsterblichkeit, und wie beim Pontifex, so wirkt auch beim Dichter das Gold Wunder: wer wie ein König freigiebig ist, Dem erdröhnen die Posaunen des Ruhmes; er ist ein Caesar und Trajan in einer Person und „göttlich“ wie Augustus.

Freilich hatten die Poeten Anhaltspunkte genug für ihre Lobpreisungen; handelte es sich doch um Männer, deren Namen, nicht lange nachdem sie an die Oeffentlichkeit getreten waren, von Mund zu Mund gingen, die sich durch kühne Kriegsthaten ausgezeichnet hatten, durch ihre geniale Persönlichkeit wirkten, das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ glänzend illustrirten. Niemand fragte, woher sie kamen. Was galt Herkunft und Geschlecht! Der Mensch ward völlig isolirt betrachtet. Die Persönlichkeit kam allein in Frage. Aus dem Dunkel tauchen sie auf, wie Attendolo, von der Pike an dienen sie, das Glück als launen-

haftes Weib läßt sich nach manchem Widerstand doch von der Kraft des Mannes zwingen, der immer wieder mit ihm ringt. Jeder Kriegsmann, der, tapfer und kühn, seine Pflicht thut, dabei von Fortuna nicht verlassen wird, trägt den Marschallstab im Tornister gerade wie zur Zeit der Großen Revolution und Napoleons; nur kämpft und arbeitet hier Jeder für sich wie die Herren und Helden des vierten vorchristlichen Jahrhunderts in Griechenland

In einem Lande, wo nichts feststeht, beinahe keine Herrschaft legitim ist, wo der Boden wie unter einer Art politischen Erdbebens fortwährend schwankt und zittert, ist Allen Alles frei, wenn nur die große Persönlichkeit mit ihrer Macht sich einsetzt. Ein Schwertadel, der sich aus eigener Gnade nobilitirt, kommt auf und herrscht, reißt den Fürsten die Kronen vom Kopf und krönt sich selbst mit ihnen. Nichts steht seinem Ehrgeiz zu hoch und unerreichbar. Er hat das Recht, denn er hat die Gewalt. Diese Gewalt ist sein ihm ergebenes Heer.

Wenn früher die fremden Söldnerschaaren nach Ablauf ihres Vertrages oder, ward der Sold nicht pünktlich bezahlt, plötzlich den Dienst aufkündigten, auseinanderliefen oder zum Feind übergingen, so ward auch hierin durch die Schlacht von Marino Wandel geschaffen. Die fremden Elemente werden durch die Italiener absorbirt, die Führer selbst sind Italiener, entweder Feudalherren, deren Vasallen den Grundstock ihrer Mannschaften bilden, oder Soldaten, die von unten auf gedient haben und um die sich Verwandte, Freunde, Lagergenossen sammeln. Im Kleinen fangen sie an, vergrößern aber mit jedem Glücksfall ihre Truppe, auf die sie sich völlig verlassen können und in die nur aufgenommen wird, wer sich den Statuten ohne Weigerung fügt. So entsteht ein enger Zusamenhang zwischen dem Führer und seinen Soldaten. Die Schaar nennt sich auch jetzt nicht mehr, wie einst, nach irgend einem oft zufällig gewählten Zeichen und Heiligen, sondern nach ihrem Hauptmann. Natürlich wird auch nicht mehr auf gemeinsamen Antheil der Beute gearbeitet, wie ehemals die ausländischen Söldner thaten, deren erwählter oder stillschweigend anerkannter Führer nur eine Art Geschäftsführer eines Unternehmens war, das gut floriren mußte, wenn man ihm seine Arbeit widmete. Jetzt nimmt der Hauptmann die Leute in Sold und bezahlt sie aus eigenen Mitteln, wie er selbst, ohne irgendwo Zustimmung einholen zu müssen, mit einer Gemeinde oder einem Fürsten selbst abschließen kann.

Hat der Führer einer solchen Schaar, die manchmal recht schnell zu stattlicher Größe herangewachsen ist, größere Erfolge aufzuweisen, so kommt er durch Beute, Lösegeld aus den Gefangenen, Sold bald zum Wohlstand. Er kann beim Vertragsabschluß die günstigsten Bedingungen stellen, die man, da man seiner nöthig bedarf, zu bewilligen gezwungen ist. Oft erreichen die Gehälter der Kondottieri eine unglaubliche Höhe. Federico Montefeltro braucht sein Land nicht für seinen Haus- und Hofthalt, für seine Bauten zu besteuern; er bezahlt Alles von seinem Sold. Das Geld, das ihm seine Kondotten einbringen, kommt seinem kleinen Reich zu Gute und seine Unterthanen wissen Das wohl zu schätzen. Oft macht sich der Kondottiere noch auf irreguläre Weise bezahlt. Die Belagerung einer Stadt ist weniger eng und streng, wenn die Belagerten in den Säckel greifen und dem feindlichen Feldhauptmann die Hände mit Gold füllen. Diese freiwillige Kontribution ist noch immer besser als die erzwungene oder gar die Plünderung der eroberten Stadt: eine andere Möglichkeit für den Kondottiere, sich zu bereichern.

So häufen sie Gold zu Gold; und wie weit die Raubsucht geht, hat die berechtigte Satire bei Colleoni dargethan. Man hing seinem Denkmal in Venedig einen Sack um die Schulter und gab ihm einen Besen in die Hand: er war eben so berühmt durch sein Zusammenkehren der Beute wie durch seine Kriegsthaten. Da wird den Kondottieri also nicht schwer gemacht, sich die Gunst der Dichter und Gelehrten zu erkaufen und den Maecen zu spielen. Diese poetische Gloriole mochten sie nicht entbehren, wenn ihnen auch sonst geistige Dinge oft fern waren und eine mehr als oberflächliche Bildung mangelte. Es gab unter den Kondottieri auch Leute, denen ihr wild bewegtes Soldatenleben keine Muße ließ, ein Buch in die schwertgewohnte Hand zu nehmen. Solche merkwürdige Nüchternheit geistigen Dingen gegenüber sieht man bei den ersten Sforza. Attendolo läßt sich allerdings Griechen und Lateiner für seinen Privatgebrauch übersetzen, will sich wenigstens einen Schein von Wissen aneignen, kann aber keinen Brief schreiben, kaum eine Chiffre unter die von ihm diktirten als Beglaubigung setzen. Francesco, der erste mailänder Herzog aus dem Hause Sforza, steht Kunst und Wissenschaft fremd gegenüber, beschäftigt sich aber doch nothgedrungen mit ihnen, spendet, aber meist nur sparsam, seinen Lobrednern, so daß sie stets Hoffnung auf größere Geschenke haben und nicht etwa mißmuthig die Hymnenharfe weglegen, und nützt wie ein kühler Geschäftsmann die günstige Konjunktur aus, in der sich schnell und billig zu hohem Ruhm kommen läßt. An Filelfo scheiterte allerdings des Sforza Reserve: Niemand hat ihn so erfolgreich und dauernd zu schröpfen verstanden wie Filelfo, der Städte und Fürsten in feinerer Weise, doch eben so harnäckig belangte wie später Aretino, der vor ihm den Cynismus und die nicht zu überbietende Frechheit voraus hat.

Der gebildete Federico Montefeltro, ein Mann, der an allem Geistigen und Künstlerischen seiner Zeit stets Antheil nimmt, bedarf der Lobpreisungen der Dichter am Wenigsten. Bei ihm hatten sie keine Grausamkeiten, keine Charakterfehler durch ihre Hymnen zu verdecken. Freigiebig war er auch; sie brauchten ihn nicht erst anzuzapfen. Wenn sie ihn rühmten, handelten sie ohne Interesse.

Sigismondo Malatesta, dem selbst sein erbitterter Gegner, Papst Pius der Zweite, nachsagen muß, er sei zu Allem, was er angriff, geboren, umgiebt sich an seinem kleinen Hof zu Rimini mit Gelehrten, Dichtern, Künstlern, deren Dienste er sich zu sichern strebt. Er ist völlig von dem Gedanken beherrscht, es stehe in ihrer Macht, ihm die Weihe der Unsterblichkeit zu geben. Ein schrecklicher Gedanke ist ihm, daß nach seinem Tode nichts mehr von ihm bleiben soll. Er will leben; noch in fernen Tagen soll man von ihm sprechen; Alles, Bildwerk von Marmor und Bronze, Gemälde von der Hand der größten Meister, verfällt schonunglos der Zeit, doch das Wort, das mächtige Wort, von Tadel schmetternd, von Lob singend, klingend und sich dem Ohr einschmeichelnd, bleibt: darum ist er der Augustus von Rimini. Mehr als auf den Tempel, den er sich zum Preis den Ahnen zum Ruhm, mehr als auf seinen Festungpalast, den er sich zu Schutz und Wehr erbaut, vertraut er auf die Verse der Dichter, die mit livianischen und taciteischen Früchten garnirte Rethorik der Gelehrten, die ihn rühmen. Sie schaffen seine Feldzüge zu großartigen Unternehmen um, die man, um ihnen gerecht zu werden, mit den Kriegen eines Trajan vergleichen muß: sie beschönigen Alles, die Kritik schweigt und ehrfurchtvolle Anerkennung ist an ihre Stelle getreten.

Wie bei dem Malatesta, so ist es auch bei allen anderen Kondottieri. Hannibal, Scipio, Fabius Maximus werden zum Vergleich herangezogen und oft kom-

men die alten Helden dabei nicht glimpflich fort: auf ihre Kosten wird der Kondottiere erhoben. So entstehen die Ruhmgedichte, eine Sforziade, eine Feltria.

Die Schmeichelei setzt schon am Anfang ein. Ein Ahnherr wird für ein Geschlecht konstruirt, dessen Ursprung sich mühelos bis auf den Stammvater nachgehen läßt, oft sogar noch in Aller Erinnerung ist. Jeder wußte, daß Attendolo in Kotignola geboren, seine Familie ehrbar, doch nicht adelig war, daß sein Vater und er selbst das Feld bearbeitet hatten. Trotzdem aber leitet man aus seinem zum Diminutiv gewordenen Vornamen Muzio schnell die Berechtigung ab, ihm zum Ahnherrn den sagenhaften berühmten Mucius Scaevola zu geben. Den Montefeltre ward Justinian, den Gonzaga Kaiser Lothar zum Stammvater beschert. Sigismondo ernannte für die Malatesta dazu Scipio Africanus.

So heißt es, sich durch einen Wust prunkhaften, leeren Ruhmes durcharbeiten, ehe man diesen Kondottieri ins Angesicht sehen kann, wie sie wirklich waren, wie sie ihre Mittel brauchten, was sie wollten und erreichten, ob sie Anspruch auf den Preis ihrer Zeit haben, ob sie etwas Bleibendes schufen. Immer wieder erhebt sich also die Frage nach dem Menschen, nach der Persönlichkeit, die bei großen natürlichen und entwickelten Anlagen, bei günstigen Zeitumständen Alles vermag.

Zwei Jahrhunderte lang spielen die Kondottieri die tragenden Rollen; dann ist ihre Zeit abgelaufen. In diesen Jahrhunderten hängt aber von ihnen viel, manchmal Alles ab. Nicht die Fürsten und Päpste dieser Epoche sprechen das entscheidende Wort, sondern die Kondottieri, auf die die Soldaten eingeschworen sind und die ihre Macht natürlich stets im eigenen Interesse nutzen. Sobald Giangaleazzo Visconti gestorben ist, theilen sich seine Feldherren in sein Reich wie nach Alexanders des Großen Tode seine Unterführer in das des Griechenkönigs. Jeder errafft, so viel er kann. Jeder strebt nach einer eigenen Herrschaft.

So lange die fremden Söldnerschaaren die Oberhand hatten, dachten ihre Führer nicht daran, sich seßhaft zu machen. Wozu brauchten sie Kastelle und Land? Manchmal nur nahmen sie es als Pfand für ausgebliebenen Sold oder, wenn sie es sich wider Recht angeeignet hatten, um Geld zu erpressen. Jetzt will Jeder Grundbesitz; die Soldaten mußten doch auch im Frieden zusammengehalten werden. Wenn die Kondottieri nicht von Haus aus eine Herrschaft hatten wie die Montefeltre, Malatesta, ließen sie sich für ihre Dienste belehnen, kauften wohl selbst auch Schlösser und erhielten von ihren Soldherren Schenkungen von größeren oder kleineren Gebieten. Wer schon begütert war, strebte natürlich nach Zuwachs des Besitzes und gliederte seiner Herrschaft Stück um Stück an. Die Macht vererbte sich vom Vater auf den Sohn, dem nach dem Tode des Vaters die Soldaten folgten.

Als die Dinge sich so gestaltet hatten, ließ sich fast Alles durch die Kondottieri erreichen. Es geschah oft genug, daß ein von einer Stadt in Sold genommener Kondottiere, durch eine städtische Partei aufgefordert oder aus eigenem Entschluß, sich gegen sie wandte und zu ihrem Herrn machte. Man suchte sich, wenn man sie miethete, nach Möglichkeit dagegen zu sichern. Venedig trieb die Vorsicht am Weitesten. War nur ein Schatten von Verrath sichtbar, so ergriff die Serenissima die kräftigsten und zugleich heimlichsten Gegenmaßregeln: Carmagnola ward zwischen den zwei rothen Säulen des Dogenpalastes als Verräther enthauptet. Und man weiß, wie Colleoni von Spionen umlauert wurde. Eines von seinen Soldaten geliebten Kondottiere mußte man sich sehr vorsichtig bemächtigen, wollte man nicht sein Heer gegen sich empören. Zwischen Armee und Feldherrn bestand

oft ein rein patriarchalisches Verhältniß. Als nach dem Tode Tartaglias, den Attendolo überfallen und nach willkürlichem Richterspruch aufs Schaffot geschickt hatte, seine Soldaten Attendolo schwören sollten, weigerten sie sich, obwohl sie einen höheren Sold und alle möglichen Rechte erhalten hätten, und gingen zum Feind über. Stellte man es gar so plump an wie König Ladislaus von Neapel, der Braccio da Montone fassen wollte, so entging Einem natürlich der schon sicher geglaubte Fang. Dazu bedurfte es einer Gabe der Verstellung, wie sie Cesare Borgia besaß, der all seine aufsässigen Kondottieri zu Sinigaglia auf einmal fing.

Wollte ein Söldnerführer den Eid der Treue brechen, so gab es, wenn er sich nicht durch Rücksicht auf seine Familie gebunden fühlte, keinen Weg, keine Möglichkeit, ihn zu hindern. Deshalb mußte er oft Weib und Kind als Geisel dem Soldherrn lassen, damit Der eine Waffe gegen ihn in der Hand hatte.

Den Staaten Italiens mochten die Kondottieri und ihre Heere als nothwendige Uebel erscheinen, mit denen man sich nun einmal abfinden mußte. Für das Land selbst hatte sich nichts geändert. Brach die Bestie in einer Kondottierinatur durch, wie bei Facino Cane, als er in Pavia einritt, dann ward genau so grausam gequält und schonungslos geplündert wie einst von den fremden Söldnerschaaren. Der Trost, daß es Landsleute waren, die so hausten, war für die von den Gräueln Betroffenen doch sehr dürftig. Und bei solcher Eroberung oder Einnahme der Stadt ließ sich oft das bestdisziplinirte Heer nicht zügeln. Der Sold war nicht übermäßig groß und die Mannschaft spekulirte stark auf Extravergütung, wie sie sich ihr bei außergewöhnlichen Gelegenheiten bot. Die Truppen waren auf Ganz-, Halbsold und Wartegeld geworben. Wie die Soldaten zu den Kondottieri in verschiedenem Verhältniß standen, so gestaltete sich auch der Vertrag, den der Soldherr mit dem Kondottiere schloß, je nach den für beide Theile in Betracht kommenden Umständen. Der Vertrag ward für eine bestimmte Zeit von Jahren oder Monaten geschlossen. War er abgelaufen, so mußte der Kondottiere noch eine Weile warten, ob er erneuert würde. Geschah Das nicht, so war er frei; doch durfte er während einer bestimmten Frist gegen seinen Soldherrn nicht kämpfen. Daß man sich in der Praxis an solche Klauseln nicht hielt, ist durch viele Beispiele erwiesen.

Gefiel es dem Kondottiere aus irgend einem Grunde nicht länger bei seinem Herrn, bot sich ihm größeres Gehalt, reichere Beute, so ging er ohne Rücksicht auf seinen Vertrag zum Feinde über. Deshalb fiel die Ehrlichkeit und Treue Federicos Montefeltro auf, während die Treulosigkeit Sigismondos Malatesta berüchtigt war.

Der Kondottiere erhielt ein bestimmtes Gehalt für das Jahr oder die im Vertrage bezeichnete kürzere Zeit und hatte dafür eine bestimmte Anzahl Truppen, Reiter, Fußsoldaten und so weiter, zu stellen. War er ein berühmter Kriegsmann, so ward ihm wohl die Musterung erlassen; sonst wiesen die damit betrauten Beamten des Staates oder des Fürsten, der den Kondottiere geworben hatte, jeden schlecht bewaffneten Mann, jedes untaugliche Pferd unnachsichtig zurück. Alle sechs Monate war Generalinspektion. Jeder Offizier, jeder Gemeine hatte sich dann einzufinden, wollte er nicht eine tüchtige Strafe zahlen oder gar ausgestoßen werden. Diese Musterung war sehr streng; Mann und Pferd, die ohne Angabe der Gründe als minderwerthig oder schlecht im Stande bezeichnet wurden, mußten vom Kondottiere in einer bestimmten Zeit durch brauchbares Material ersetzt werden. Für alle Vergehen, deren sich der Soldat schuldig machen konnte, gab es Geldstrafen. Alles war vorausgesehen und taxirt, die Beamten ließen nichts durchgehen und so

bildeten diese Bußen im Budget jedes Staates einen ganz erheblichen Posten. Dreimaligem Rückfall folgte die Ausstoßung. Wie die Vergehen, so waren aber auch die Verdienste abgeschätzt; es gab einen Tarif der Gratifikationen und jeder Leistung entsprach ein bestimmter Geldsatz.

So lange die fremden Söldnerscharen florirten, vermochten natürlich ihre Anführer nicht mit Besserungen und Neuerungen in der Bewaffnung durchzudringen. Erst unter Alberico da Barbiano wurden sie möglich: er gab den Helmen seiner Lanzenreiter ein Visier, dem Kopfputz der Pferde die scharfe Stahlspitze, führte die bis zum Knie der Pferde reichenden Decken aus gegerbtem Leder ein, mit denen bald großer Luxus getrieben ward und die von berühmten Meistern mit Schildereien bemalt wurden; er machte auch den Ringkragen obligatorisch.

Fra Moriale hatte bereits dem Söldnerwesen bestimmte Regeln gegeben; nach seinem Tode ersetzten neue, den veränderten Verhältnissen angepaßte die alten. Wollte man Söldner anwerben, so wählte das Gemeinwesen einige Bürger, die die Leute zu sammeln und zu verpflichten hatten. Ehe man den Söldner in die Liste schrieb, hatte er den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Angeworben ward in Masse, in Fähnlein, in Haufen. Später kam in der Regel der Kondottiere gleich mit seiner ganzen Armee. Nach seinem Ruf schloß man auf den guten Stand seines Heeres. Der persönliche Kredit überwog. Ein Kondottiere brauchte kein Bataillon zu haben und konnte getrost einen Vertrag auf zwanzig Regimenter abschließen. Wenn er die Werbetrommel rühren ließ, strömten, durch seinen Namen und Ruhm gelockt, die Leute in Massen ihm zu: er vermochte wirklich ein Heer aus der Erde zu stampfen. Hielt der Kondottiere auf Pünktlichkeit in Geldsachen wie Attendolo, so konnte er bei den großen Bankiers selbst nach schweren Niederlagen eines unbeschränkten Kredites gewiß sein: er konnte, wollte er nicht in Sold gehen, auf eigenes Risiko ein kostspieliges Unternehmen wagen. So wie er spekulirten seine Geldgeber: gelang das Geschäft, dann war der Nutzen für beide Theile groß. Zielte er nicht auf fürstlichen Besitz, so vergab er sich und die Seinen an den Meistbietenden. Es war eben ein Geschäft, während der Krieg eine Kunst war. Man wollte mit möglichst geringen Opfern die größten Vortheile erringen, mit den geringsten Mitteln den höchsten Eindruck machen. Die Soldaten wurden sorgsam geschont als das kostbare Material, auf dem die Macht der Kondottieri beruhte, der ganze Bau ihres Wesens. Große Schlachten werden geschlagen, in denen kaum zwei- bis dreihundert Soldaten fallen. Wo Machiavelli auf solche Kämpfe trifft, macht er sich über sie lustig, oft mit Recht; doch manchmal führt ihn seine Verachtung bis zur Fälschung, so wenn er von der Schlacht von Zagonara, die nach allen Berichten sehr blutig war, schreibt: „Und bei dieser Niederlage, die durch ganz Italien berühmt ward, fand Niemand den Tod als Lodovico d'Obizzi mit Zweien der Seinen, die vom Pferd fielen und im Schlamm erstickten."

Eine kunstgerechte Taktik, die auf der Schonung der menschlichen Kräfte beruht, bildet sich aus. Es giebt Spezialisten des Rückzuges, des glänzend gedeckten Anmarsches, Kondottieri, die ihre Stärke in der Befestigung, in der Auswahl oder im Aufschlagen des Lagers haben, solche, die ihre Kunst beim ersten Angriff, und andere, die sie erst auf der Höhe der Schlacht zeigen. Aus diesen mannichfachen Kunstübungen kann man einen Rückschluß auf die Individualität des Kondottiere wagen. Hier zeigt er sich als Den, der er ist.

Dr. Alfred Semerau.

Aus Tunis.

Die Regentschaft Tunis nimmt als kulturpolitisches Gebilde die Mitte ein zwischen dem unerbittlich intransigenten Marokko und dem völlig kolonisirten Algerien. Die europäische Civilisation hat dort nicht, wie in den algerischen Provinzen, die islamische verdrängt, sondern sich eher friedlich neben ihr ausgebreitet, während sie im rauhen Marokko noch um Anerkennung ringt. Die Franzosen haben sich mit einem (wenn auch weitgehenden) Protektorat begnügt und so den Tunesiern eine gewisse Selbstverwaltung und vor Allem eine Erhaltung ihrer Religion und Gesellschaft zu verbürgen behauptet. Ob man Recht hatte, gerade bei einem so unkriegerischen und eigentlich wehrlosen Volk, wie es die Tunesier sind, diese milde Großmuth walten zu lassen, werden erst die späteren Schicksale dieses Landes erweisen; jedenfalls läßt sich schon jetzt konstatiren, daß die Umgestaltung des Landes sich fast ausschließlich in der Wirthschaft zeigt, während die geistigen Interessen der Bevölkerung auf einem unverändert mittelalterlichen Niveau geblieben sind. Und selbst die Segnungen des materiellen Aufschwunges sind nicht auf die mohammedanischen Eingeborenen, sondern lediglich auf die Kolonisatoren selbst und besonders auf die sehr zahlreichen einheimischen Juden gefallen. Diese, bis zur französischen Okkupation völlig verachtet und unterdrückt, haben sich rasch an das neue Regime gewöhnt und bald, durch keinerlei religiöse Traditionen beengt, die europäische Kultur en bloc angenommen. Wenigstens äußerlich; in ihrer inneren Organisation sind sie nationaler und ausschließlicher als alle Anderen geblieben. Sie beherrschen das Geschäftsleben, in dem früher die Italiener die erste Stelle einnahmen, und viele von ihnen sind in kurzer Zeit zu großem Reichthum gelangt.

Die Handwerke und Industrien der Araber haben durch die Einführung europäischer Fabrikerzeugnisse sämmtlich gelitten; einige sind schon ganz ruinirt. Besonders kläglich steht es um die einst so blühende kunstgewerbliche Thätigkeit der Tunesier und man darf der Regirung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, trotz gelegentlich laut gewordenen Beschwerden einsichtiger Franzosen, das orientalische Kunsthandwerk nicht früh genug gegen die billigere importirte Schundwaare geschützt hat. Betritt man jetzt das Innere eines arabischen Wohnhauses, so erblickt man nichts als glänzenden abendländischen Tand und Flitter, Alles höchst geschmacklos zusammengewürfelt: gebrechliche Möbel in möglichst barockem Stil, Spiegelschränke, Rokokouhren und Standgläser, allerlei ordinäre Nippesfiguren und widerlich bunte Oeldrucke, meist Reklamen für Seife, Bier oder Cigaretten, als Wandschmuck.

Die Handwerker müssen, wollen sie nicht überhaupt verhungern, ihrer Eigenart entsagen und dem neuen Geschmack Rechnung zu tragen suchen; gegen Juden und Europäer können sie aber niemals konkurriren. So muß sich die arbeitende mohammedanische Bevölkerung, trotz ihrem Fleiß und ihrer Leistungfähigkeit, zu der Rolle des Proletariates bescheiden; und unter diesen Umständen müssen natürlich die verbürgten Privilegien der Religion, des Rechtes und der Sitte bei dem sich selbst und seiner Unwissenheit treu gebliebenen Volk um so höher bewerthet werden, je mehr es ihretwegen materiell zu leiden hat. Daher stammt die scharfe Scheidung der mohammedanischen von der französischen Gesellschaft. Zwei Civilisationen bestehen neben einander, ohne einander dicht zu berühren. Zwar sieht es, wenigstens in der Hauptstadt, so aus, als ob die Mehrzahl der Beamten arabischer Herkunft und

besonders der Hof des Bey so gut wie französisch geworden sei; aber Das ist rein äußerlich „pour le besoin de la cause“; man weiß auch, daß viele Beamte, wenn kaum die Dienststunden vorüber sind, den fränkischen Rock ablegen und aus den unbequemen Hosenbeinen schlüpfen, um, mit Kandura, Burnus und Pantoffeln angethan, das maurische Kaffeehaus aufzusuchen. Die große Masse vollends hat sich, von einzelnen praktischen Bedürfnissen abgesehen, in keiner Weise verändert; auch ihre Frömmigkeit hat (ganz im Gegensatz zu Algerien) durch die Macht der Ungläubigen durchaus nicht gelitten. Die Zugeständnisse, die ihrem Fanatismus gemacht werden (strenges Verbot für Europäer, die Moscheen, Patronskapellen, Kirchhöfe zu betreten) werden sich vielleicht einmal rächen. Denn alle Kultur bei den Mohammedanern ist im letzten Grunde Religion, und so lange man dieser nicht zu Leibe geht, kann man das Volk nicht europäisiren oder modernisiren

Die Kultur hemmende Kraft des Islam ist wiederholt erkannt und erwiesen worden; und doch schont man überall gerade ihn; man hungert das Volk durch europäische Geldwirthschaft aus, aber man läßt ihm seinen orientalischen Glauben, der es stets verhindern wird, sich gegen materielle Ausbeutung zu sichern. Der mohammedanische Fatalismus läßt keine geschäftige Aktivität zu. Allah fügt Alles, der Mensch hat nur abzuwarten. Mag kommen, was will: „Mektub!“ So stands geschrieben. So verhängnißvoll diese Seite des Islam für seine Gläubigen selbst, so gefährlich ist eine andere für die Eroberer: das Gesetz des Ungläubigenhasses. Der Fremde, der auf einer Mittelmeerreise in Tunis einen kurzen Aufenthalt nimmt, macht sich gewiß Illusionen über die Loyalität der so freundlichen und höflichen Burnusträger; und vor dem Europäer, der mit ihm den selben Boden bewohnt, nimmt sich der Eingeborene wohl in Acht, denn er weiß, daß der Weiße der Stärkere ist und daß man ihn nicht ungestraft beleidigt; aber wer unbemerkt unter dem Volk lebt und unauffällig umherhorcht, wird manches Urtheil, manche Redensart auffangen, die ihm ernstlich zu denken geben.

El-Bekri, ein arabischer Schriftsteller, der im elften Jahrhundert nach Christus eine Beschreibung Nordafrikas verfaßte, sagt von den Tunesiern, „die Niedrigkeit der Gesinnung“ sei ihre „hervortretendste Charaktereigenthümlichkeit“. Vielleicht hat der alte Gelehrte ein paar unangenehme Erfahrungen übertrieben; die Zeit mag auch das Uebrige gethan haben. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich einige Wahrheit in seinem Urtheil finde. Die Tunesier sind unehrlich und oft gewissenlos; sie sind friedlich aus Schlauheit, fast feig: ihre Waffe ist die Verstellung. Ist es nicht bezeichnend, daß alle Ladenwächter, Aufseher, Hüter in Tunis Marokkaner sind? Der Marokkaner ist grob und kriegerisch, aber ehrlich und treu wie Gold.

Der Europäerhaß, den der feine und glatte Araber von Tunis unter einer zuvorkommenden Höflichkeit verbirgt, findet dennoch manchmal seinen drastischen Ausdruck. So hört man oft, wenn zwei Eingeborene einander mit Schimpfwörtern überhäufen, denen selbst der fluchfesteste Ungar nicht gewachsen wäre, ein zwischen den Zähnen hervorgestoßenes „Kefer ben Kefer“ (Ungläubiger eines Ungläubigen); und wenn der Moslem sein ganzes Vokabular schon über seinen Glaubensgenossen ausgesprochen hat, dann zieht er wohl noch den letzten Trumpf hervor, die gefährlichste und herausforderndste Beleidigung: „ja Rumi!“ Du Christ! Was immer gleichbedeutend mit „Europäer“ ist. Am Meisten verräth der Araber seine Gefühle in Höflichkeitbezeugungen. Das System der Grußformeln und Etiquetteausdrücke ist

so fein abgestuft, daß man, wenn man mit den Sitten und der Sprache vertraut ist, leicht den Grad von Schätzung ermessen kann, dessen man sich im einzelnen Fall erfreut. Der Eingeborene, der den europäischen Bekannten mit freundlichem Lächeln und lauter Freude über das Zusammentreffen begrüßt, beweist damit, wie wenig er ihn ehrt; einem Freund oder Glaubensbruder begegnet man ernst und feierlich; denn, sagt die Volksweisheit, „es ist doch wirklich nichts Komisches darin, einen Freund zu treffen.“ Eben so wenig schmeichelhaft ist es, wenn der gute Bekannte seinen Grußformeln ein anscheinend sehr höfliches „ja rumi“ hinzufügt oder wenn er unterläßt, nach dem Händedruck seinen eigenen Zeigefinger zu küssen, es sei denn, daß er sich ganz fränkischer Gewohnheiten befleißigt. Ist man in einer Gesellschaft von Arabern, etwa im Kaffeehaus, so passirt es wohl, daß ein eintretender alter Mucker statt des üblichen „Es-salam alikum“ (Das Heil sei auf Euch) die Umschreibung „Das Heil sei auf den Leuten meines Glaubens“ wählt; ist man schlagfertig, so wird man ihn mit einem „Heil auf mir“ zurecht weisen. Viele sehen nicht gern, daß man ihre Heiligen Bücher oder Schriften in die Hand nimmt oder liest; Manchen ist es schon peinlich, einen „Rumi“ arabisch schreiben zu sehen, weil „Allah“ und „Mohammed“ dabei vorkommen können. Mir selbst ist einmal ein nettes Geschichtchen passirt. Ich schrieb im Postbureau einen Brief. Neben mir saß ein Araber, der nicht ohne Schwierigkeiten ein Sendschreiben verfaßte, dessen Zeilen immer bedenklichere schiefe Ebenen bildeten. Als er nach vollbrachter That erleichtert aufathmete, wußte er nicht, wie er sich zu dem Briefumschlag verhalten solle. Der Dolmetsch war abwesend, also wandte er sich an mich: „Verstehst Du Arabisch?“ „Ja!“ „Willst Du mir diesen Brief französisch adressiren?“ „Gut; sage mir die Adresse“; und da ich wußte, wie umständlich die Orientalen in solchen Sachen sind, nahm ich ein Stück Papier und schrieb zunächst arabisch nieder, was er mir sagte. Die übliche fromme Einleitung: „Wird gelangen, so Gott will, in die Hände des Herrn Mohammed ben Abderachmann und so weiter in der Stadt Tunis, Straße so und so. Amen.“ (Die Tunesier halten auch die Post für ein göttliches Wunder). Ich übertrug die Adresse in die übliche Schrift, zur Verwunderung meines Nachbars, dem nicht in den Kopf wollte, wie man arabisch und heidnisch schreiben könne; ihm schienen Das zwei Dinge, die einander ausschließen. Befriedigt trug er den Brief in den Kasten und ich schrieb weiter an dem meinen; mehrmals sah ich ihn noch nervös um mich herumlaufen, als ob er Etwas vergessen hätte; dann stürzte er sich plötzlich auf das Papier, auf dem ich arabisch die Adresse notirt hatte, strich mit zwei energischen Zügen die Worte „Allah“ und „Mohammed“ durch und verschwand. So hatte er die Entheiligung der Namen Gottes und des Propheten durch die Hand eines Christenhundes verhütet. Spricht aber die naive Handlung dieses Braven nicht Bände über die Intoleranz seines Glaubens?

Ein anderes Mal sah ich einen arabischen Maurergesellen in heller Wuth über seine italienischen Kollegen, die sich den Scherz erlaubt hatten, ihm während seines Mittagsschläfchens die Scheschija mit einem europäischen Hut zu vertauschen. Er drohte, Den umzubringen, der es gewagt hatte, ihm den „verfluchten Christenhut“ aufzusetzen. Der Hut, das Kennzeichen des Rumi, ist überhaupt allgemein der Gegenstand einer leidenschaftlichen Verachtung.

In Tunis haben die Eingeborenen mehr Freiheit als die Beherrscher des Landes. Alle Thore, die den Europäern geöffnet sind, stehen auch dem Araber

offen. Der aber sperrt seine. Von den religiösen Orten war schon die Rede. Der Ungläubige, der durch eine offenstehende Hausthür einen Blick in den Hof der arabischen Behausung zu werfen wagt, hat einen lauten Lärm, unzählige „Barra!“ (Hinaus!) und längere Verfolgung durch die Insassen zu erwarten. Aus maurischen Bädern wird man oft durch das bedrohliche Gebrumm der gläubigen Badegäste fortgeekelt; ähnlich geht es Manchem schon in Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Lokalen. Die meisten Fremden merken nur nicht, daß sie Steine des Anstoßes sind, weil ihnen Worte und Gesten entgehen. Aus Gründen der Sicherheit ist den Europäern untersagt, die einheimischen Prostituirten aufzusuchen; sie würden riskiren, totgeprügelt zu werden. Die Europäer haben leider nicht solchen Rassestolz; ihre Frauen und Töchter zeigen nur zu oft ein „faible“ für exotisches Gesindel. Touristinnen schwärmen manchmal für „orientalische Erlebnisse“ dieser Art.

Die Tunesier sind noch lange nicht an europäische Kultur gewöhnt; die Schuld daran trägt der Islam. Das hat auch die jüngste Bewegung eingesehen, die unter den gebildeten Eingeborenen um sich greift und zu ähnlichen Zielen hinstrebt wie die jungtürkische und die egyptisch-nationale. Sie richten sich vor Allem gegen die Koranreligion und die damit verbundene soziale Starrheit, aber auch (man täusche sich nicht darüber) gegen die Fremdherrschaft. Eine allgemeine Aufklärung muß Ideen fördern, die den Beherrschern des Landes nur unbequem sein können; vielleicht hat deshalb die französische Regirung Glauben und Wissen der Tunesier unangetastet gelassen. Aber sie ließ ihnen auch nationale Hoffnungen und kann ihnen nationale Ideale nicht nehmen. Man darf sich durch Schönfärberei nicht täuschen lassen: bis zum Sieg europäischer Kultur ists in Tunis noch weit.

Algier. Dr. Ernst Kühnel.

Kreditreform.

Das Wort „Kreditreform“ hat einen üblen Beiklang. Man denkt dabei an Inkassogeschäfte und ähnliche Unternehmungen, die sich mit dem Eintreiben fauler Forderungen befassen. Trotzdem giebts keine bessere Bezeichnung für die Gesammtheit der Bestrebungen, die auf eine Vermehrung der Möglichkeiten, risikofreien Kredit, im weitesten Sinn, zu gewähren, gerichtet sind. Der Präsident der Preußischen Centralgenossenschaftkasse, Dr. Karl Heiligenstadt, hat neulich gesagt, wie er sich eine Vermehrung der liquiden Mittel denkt. Zweifellos richtig ist ja, daß die Bevölkerung und der Wirthschaftumfang in Deutschland rascher gewachsen ist als das Betriebskapital; nicht so unwiderleglich scheint mir aber die Behauptung, daß die Störung des Geldmarktes von den Kreditbanken herrühre, die aus ihren fremden Geldern (Kontokorrentkreditoren und Depositen) nicht reichlich genug für den Geschäftsbetrieb Kredit geben. Heiligenstadt weist auf die Thatsache hin, daß die Summe der Kreditoren und Depositen bei den Großbanken sich in der Zeit von 1896 bis 1905 von 1357 auf 3345 Millionen, also um 146 Prozent, erhöht habe, während die Anlagen in Bar, Wechseln und Lombardforderungen sich von

50 Prozent in den Jahren 1886 bis 1895 auf nur 37 Prozent in der Periode 1896 bis 1905 verringert haben. Hier ist aber gerade der Posten weggelassen, der allein erkennen läßt, in welchem Umfang die großen Finanzinstitute den Kreditanforderungen genügt haben: die Debitoren. Wenn man den von den berliner Großbanken ausgewiesenen Betrag an Debitoren mit der Summe der fremden Gelder vergleicht, so sieht man, daß die Banken nicht zu wenig, sondern zu viel Kapital ausleihen und deshalb von Jahr zu Jahr weniger liquid werden. Statt der erwähnten 37 Prozent in Bar und Wechseln müßte man die mehr als 70 Prozent Debitoren nehmen, um ein richtiges Bild von dem Umfang der von den Banken gewährten Kredite zu bekommen Wenn der Reichsbank 2 Prozent der fremden Gelder bei den Banken als Barreserven zugewiesen werden, so wird die Leistungsfähigkeit der Kreditinstitute gemindert; allerdings zu Gunsten der Reichsbank, die ja immer unsere vornehmste Kreditanstalt bleibt. Ein Erfolg aber wäre damit nicht verbürgt; denn die Banken werden sich für die ihnen entzogenen Kapitalien dadurch schadlos halten, daß sie selbst den Kredit der Reichsbank in Anspruch nehmen. Das gäbe einen circulus vitiosus, aus dem die Reichsbank mit einer erheblichen Mehrbelastung an Wechselmaterial hervorginge. Die Wechseleinreichungen sind ihr bedenklichster Posten. In diesem Jahr halten sie sich andauernd auf höherem Niveau als im Jahr 1906; nicht nur, weil so viele neue Wechsel einlaufen, sondern auch, weil die Valuten nicht rechtzeitig eingehen. Die Reichsbank soll sich in letzter Zeit öfter mit Abschlagszahlungen bis zu 10 Prozent hinunter begnügt haben. Solche (durch die schwierige Geldbeschaffung bewirkte) Verlegenheiten warnen doch wohl vor dem Versuch, der Reichsbank noch einen Theil des Kreditgeschäftes der Großbanken aufzuladen. Der Gedanke, die Reichsbank zu einem großen Sammelbecken flüssigen Geldes zu machen, ist ja verlockend; unverzinst daliegendes Kapital wird aber dem Betrieb entzogen: und diesen Zustand können wir heute nicht wünschen. Die Beschleunigung des Kapitalumlaufprozesses durch eine Ausgestaltung des Depositen- und Checkwesens ist das wirksamste Mittel zu besserer Befriedigung der Kreditbedürfnisse. Das Geld wird durch den Kredit gebunden; so lange es frei ist, dient es ihm eben nicht. Wer die Befriedigung des Kreditbedürfnisses erleichtern will, darf nicht stets nur an die Füllung des Sammelbeckens denken.

Die Banken, sagt man, geben „leichtsinnig“ Kredit. Früher hieß es, sie sorgten zu wenig für die Befriedigung der Kreditansprüche; jetzt wird ihnen vorgeworfen, daß sie sich die Leute nicht scharf genug ansehen. Man darf an der Berechtigung des Vorwurfes zweifeln. Nicht alle Institute haben über so reichlich zuströmende Depositengelder zu klagen wie die Deutsche Bank; andere möchten gern in solche Klage einstimmen. Manche Depositenkasse, deren Spiegelscheiben in goldenen Lettern die Höhe des Aktienkapitals und der Reserven künden, sieht im Lauf eines Tages nicht viele Gäste. Da entschließt man sich mitunter wohl zu bedenklichen Kreditgeschäften; die Wirkung solcher Gelegenheitsfehler reicht aber nicht weit, wenn das Geschäft im Ganzen gut geführt wird. In Berlin ist ein Waarenhaus in Konkurs gerathen, nachdem eine Holzfirma das Zeitliche gesegnet hatte. Beide Geschäfte hatten einander brüderlich mit Accepten ausgeholfen; aber die Wechselreiter gehören zur leichtesten Kavallerie und halten nicht lange aus. Die beiden Zusammenbrüche konnten sich auch in jeder anderen Stadt ereignen; in Berlin giebt man sie als typische Erscheinungen leichtsinnigen Kreditnehmens und vorurtheilloser Kreditgewährung aus. Das Waaren-

haus Pfingst, das sechshundert trauernde Gläubiger hinterließ, stand vom ersten Lebenstag an auf schwacher Grundlage. Die Lieferanten kreditiren gern, namentlich von der Provinz aus nach Berlin („da geht ja jedes Geschäft!"); kein Wunder also, daß die kleinen Waarenhäuser wie Pilze aus dem berliner Boden schießen. Den Großen wollte man an den fetten Leib und beschloß drum die Waarenhaussteuer. Die gedeihen aber prächtig; die Steuer (ein Bazartyrann hats neulich in aller Seelenruhe ausgeplaudert) wälzen sie still auf die Fabrikanten ab. Die kleinen Unternehmer, die vielleicht geglaubt hatten, der Fiskus werde sie in Gnaden fördern, gehen vor die Hunde. Fiskalische Kurpfuscherei verdient nicht mehr Lob als die Mängel des Kreditwesens.

Im Sommer wurde einmal die Möglichkeit der Diskontirung von Buchaußenständen erörtert. Da man Werthpapiere und Waaren lombardirt und Wechsel escomptirt, könnte man auch an die Verwerthung der Buchforderungen denken. In Oesterreich bestehen mehrere Genossenschaftbanken, die nur diesem Zweck dienen und deren Wirken als nützlich anerkannt ist. Genossenschafter können nur ins Handelsregister eingetragene, solvente Kaufleute sein, die als Antheilhaber das Kapital der Bank aufbringen. Die Bank läßt sich die Forderungen ihrer Mitglieder zur Einziehung cediren und gewährt auf die Außenstände 80 Prozent des Gesammtbetrages; 20 Prozent bleiben als Reserve stehen, bis der volle Schuldbetrag eingegangen ist; außerdem haften Gläubiger und Schuldner gemeinsam für die diskontirte Forderung. Verlust kann die Bank dabei nicht erleiden; fraglich ist nur, ob auf diesem schmalen Weg die Herbeischaffung der Betriebskapitalien zu erleichtern ist. Viele Geschäftsleute werden sich sagen: „Wenn wir all die Bedingungen erfüllen könnten, die uns die Genossenschaftbank auferlegt, dann brauchten wir sie gar nicht." Bei uns sind die Versuche mit Kreditgenossenschaften in engem Rahmen geblieben. Da leisten die Institute recht Gutes; wenn man aber von Kreditbanken spricht, meint man die Aktienbanken, die eigentlichen Träger wirthschaftlichen Kredits. Gegen die Wirksamkeit des erwähnten Vorschlages spricht aber noch ein besonders gewichtiger Umstand: die mangelhafte Regelung der Zahlungen, für die gerade der Fall Pfingst ein Beispiel bietet. Die Konkurrenz steigert sich. Bankkredit ist schwer zu haben: da muß der Lieferant dem Kunden möglichst lange Zahlungfristen gewähren. Wenn der Kunde leichter Kredit bekäme, könnte er den Fabrikanten rascher bezahlen Der Detaillist ist heute auf das Entgegenkommen des Lieferanten angewiesen. Dem aber bleibt gewöhnlich keine Wahl; soll er zusehen, wie der Konkurrent, der außer dem Waarenkredit vielleicht noch bares Geld giebt, den Kunden wegschnappt? Solche Geschäfte werden besonders oft mit Gastwirthen gemacht, deren Kreditwesen ein nettes Kapitel füllen würde. In einer großen Stadt, die von fröhlichen Seldwylern bewohnt ist, giebt es fünfhundert Bäcker, die zum großen Theil schlechte Zahler sein sollen. Um ihre Waare loszuwerden, liefern sie den Gastwirthen zu den „allercoulantesten" Bedingungen; sie selbst aber verlangen von den Mehllieferanten unbegrenzten Kredit. Eine Mühle, die eine große Anzahl solcher Abnehmer hat, kann ihre „Außenstände" doch nicht diskontiren. Verwerthbare Außenstände müssen absolut sicher sein. Ob es möglich wäre, die Zahlungfristen allgemein zu begrenzen, ist zweifelhaft. Heute wagt man kaum, einen säumigen Zahler zu mahnen; man fürchtet, den Kunden zu verlieren. Die Risikoprämie trägt immer der pünktliche Zahler; ihm wird oft angerechnet, was an den schlechten Zahlern verloren worden ist. Schlimm ist, daß reiche Firmen, im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit, den Lieferanten über Gebühr lange auf

Bezahlung warten lassen. Die Verwerthung von Buchaußenständen wäre auch deshalb schwierig, weil der Kaufmann, der zu diesem Mittel griffe, sich leicht diskreditiren könnte. Er muß dem Kunden in irgend einer Form mittheilen, daß die Zahlung nicht an ihn, sondern an irgend eine Bank oder andere Stelle zu leisten sei; und der Schuldner denkt sich dabei: „Aha, der X braucht Geld.“ Das spricht sich dann herum und macht dem Geschäftsmann Unannehmlichkeiten. Wäre die Diskontirung von Außenständen in Deutschland eingebürgert, wie die Verwerthung von Wechseln, dann fiele der einzelne Fall nicht mehr auf. Heute aber macht es sogar einen schlechten Eindruck, wenn Jemand sich auf „Kundenwechsel“ Geld zu beschaffen sucht. Viele Geldleute weisen diese Tratten überhaupt zurück, weil sie meinen, daß Kunden, die Dreimonataccepte geben, und Lieferanten, die sich solche Wechsel ausstellen lassen, keine Prima-Sicherheiten bieten. Daß man dabei aber sorgsam unterscheiden muß, ist klar; auch angesehene Firmen wählen ja oft diese Zahlungweise. Die Bedenken zeigen aber, welche Vorurtheile die Reorganisation des Kreditwesens, die Mancher für so einfach und leicht hält, zu überwinden hätte.

Von dem Immobiliarkredit, dessen Auswüchse doch so sichtbar sind, sprechen die Reformatoren gar nicht. Und Berlin liefert doch lehrreiche Beispiele. In der Zeit der Geldtheuerung wachsen die Provisionen, die für die Vermittlung von Hypotheken und Baugeldern gezahlt werden, ins Unvernünftige; man hört sogar, daß Direktoren einzelner Versicherungsgesellschaften sich besondere Vergütungen von Entleihern zahlen lassen. Auch soll die Hereingabe von Grundstücken wieder sehr beliebt sein. Auf diese Weise wird man alte Ladenhüter los. Wer, zum Beispiel, 300 000 Mark Baugelder sucht, bekommt 200 000 Mark bar und einen Bauplatz, der ihm mit 100 000 Mark angerechnet wird, für den er aber, im günstigsten Fall (wenn er nämlich einen Käufer findet), nicht den dritten Theil des „verrechneten“ Betrages erzielt. Baufirmen, die nicht sehr fest fundirt sind oder solvente Geldgeber hinter sich haben, können unter solchen Bedingungen natürlich nicht bestehen; und man fürchtet, daß auf dem berliner Baumarkt noch manches Opfer fallen wird. Um den Kredit zu erleichtern, greift man nach allen erreichbaren Mitteln. Auch eine Hausbesitzerbank ist gegründet worden. Gerade in Berlin und in seinen Vororten fehlts aber auch jetzt nicht an Hypothekenkapital. Der Jahresbericht des Kaiserlichen Aufsichtamtes für Privatversicherung konstatirt, daß der weitaus größte Theil der Darlehen, die dem Aufsichtamt unterstehende Versicherungsgesellschaften im Jahr 1906 bewilligt haben, auf Berlin und dessen Vororte entfällt: nämlich 223,50 von 313 Millionen. Auch wird darauf hingewiesen, daß in Berlin mehr als anderswo die Geldgeber einander überbieten und daß es dadurch oft zu Ueberbeleihungen kommt. Der Grundstückwerth steht vielfach in argem Mißverhältniß zu der Beleihung. Dagegen hat man bis heute kein Mittel gefunden. Zuverlässige Grundstückstaxen scheinen noch immer unerreichbar. Und doch sollte die Reform des Immobiliarkredites eigentlich nicht schwerer durchführbar sein als die jedes anderen Kredites. Der Konkurrenzkampf verrückt die Grenzen zwischen Gläubiger und Schuldner; und da wir den Wettbewerb nicht entbehren können, bleibt statt unnützlicher Experimente nur die Hoffnung, daß der Kreditgeber besser prüfen lerne, bevor er sich bindet. Wer nur sicheren Leuten Kredit giebt, kommt ohne Reform aus. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 21. September 1907.

Dementis.

I.

Am dritten September ist im Hannoverschen Courier ein Artikel erschienen, der als von einem „gelegentlichen Herrn Mitarbeiter“ stammend bezeichnet wurde und die Ueberschrift trug: „Unsere auswärtige Politik“. Das Meritorische des Artikels könnte zur Erwähnung keinen Grund bieten. Neben allgemeinen Redensarten, deren Stil schon auf unklares Denken schließen läßt, steht die mindestens unkluge Frage, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn es zwischen den Vereinigten Staaten und dem Kaiserreich Japan zum Kriege käme; eine Frage, die selbst ein sehr junger Gesandtschaftsekretär heute aus dem politischen Theil in die Räthselecke der Zeitung weisen, nicht aber mit der Miene des Eingeweihten öffentlich erörtern würde. Diese Miene nimmt der „gelegentliche Herr Mitarbeiter“ des nationalliberalen Blattes an, um seine Personalwünsche und Personalbeschwerden ans Licht zu bringen. Er stellt sich höchst empört über die Thatsache, daß die Meldung, der Deutsche Botschafter in Washington werde wegen schlechten Gesundheitstandes aus dem Dienst scheiden, „weder in energischer offiziöser Form dementirt noch die doch wohlbekannte Quelle zur Verantwortung gezogen worden ist.“ Er nennt diese Meldung die „Verdächtigung eines im Amt befindlichen Botschafters“ und behauptet, in den Vereinigten Staaten habe es „den schlechtesten Eindruck gemacht,“ daß „die unentschlossene Haltung der Reichsregirung“ solche „Verdächtigung“ ungesühnt ließ. Auch dieses thörichte Gerede richtet sich selbst. In Washington weiß man so gut wie hier, daß unserem Botschafter der Abschied nur gewährt würde, wenn er selbst darum bäte und sein Gesuch auf ein zwingendes ärztliches Gutachten gestützt wäre. Weder der Botschafter selbst noch die uns

befreundete Bundesregirung, bei der er beglaubigt ist, zweifelt daran, daß man sich zu solchem Personenwechsel hier sehr ungern entschlösse. Das Gerücht feierlich zu dementiren, war um so weniger Anlaß, als Baron Sternburg selbst mehr als einmal der Sorge Ausdruck gegeben hat, zu einer Unterbrechung seiner amtlichen Thätigkeit gezwungen zu werden, wenn seine Gesundheit sich nicht bessere. Wir können uns also die Mühe sparen, nach der „Quelle, die zur Verantwortung gezogen werden soll", zu forschen. Das Ziel des Angriffes ist bekannt und im Kapitel der falschen Anschuldigungen noch Platz für ähnliche Thaten patriotischen Eifers. Wer die ungünstigen Gesundheitverhältnisse eines Beamten erwähnt, verdächtigt ihn nach unserer Auffassung damit noch nicht. Und nur Verdächtigung ist „in energischer offiziöser Form" abzuwehren.

Solche Verdächtigung unternimmt aber der „gelegentliche Herr Mitarbeiter". Offenbar in dem Glauben, sie werde hingenommen werden, wenn er in dem selben Artikel dem Herrn Reichskanzler recht skrupellos schmeichle. Er hat die Güte, dem Fürsten Bülow die Meisterschaft für internationale Politik zuzusprechen; fügt dann aber hinzu, der Reichskanzler könne „große Fehler" nicht vermeiden, weil er von der Politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes schlecht bedient werde. Während im Foreign Office einundzwanzig Herren arbeiten, die seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr zur Diplomatie gehören, seien bei uns vier Herren aus der Konsulatskarriere in die Politische Abtheilung gekommen. Die Behauptung ist, so weit sie sich auf England bezieht, falsch. Auch in London pflegt man die Auswahl für den inneren Dienst nicht auf den Kreis der Beamten zu beschränken, die in einer Botschaft oder Gesandtschaft an wichtiger Stelle gearbeitet haben; diese Spezies ist heute im Foreign Office durch den einen Sir Charles Hardinge vertreten, dessen Stellung nur ein Ignorant der unserer Geheimräthe vergleichen kann. Bei uns hat der gerügte Wahlmodus sich durchaus bewährt. In dem Artikel werden die Geheimräthe Klehmet, Zimmermann und Zahn als für ihren Posten untauglich bezeichnet. Auch dem Unterstaatssekretär, Herrn von Mühlberg, wird ungenügende Vorbildung für „hohe Politik" nachgesagt; er wird ferner als „Eleve des Herrn von Holstein" der maßgebenden Stelle denunzirt. Einen Mann von dem Alter und Rang des Unterstaatssekretärs einen Schüler zu nennen, ist geschmacklos. Soll die häßliche Wendung aber nur sagen, Herr von Mühlberg habe, seit er aus der Handelspolitischen in die Politische Abtheilung versetzt worden ist, von deren früherem Leiter gelernt, so wäre solches Zeugniß als ein Lob, nicht als ein Tadel anzunehmen. In der selben Lage ist ja nicht nur der vorhin erwähnte Botschafter, für den sich trotzdem der „gelegentliche Herr Mitarbeiter" in überflüssigen Schweiß redet,

sondern auch der Herr Reichskanzler, der nie vergessen wird, wie viel er dem Rath und Beistand des Herrn von Holstein zu danken hat. Die Legende von der holsteinischen Sonderpolitik ist aufgekommen, als Fürst Bülow krank war. Das Dementi, das damals ausblieb, ist leider auch jetzt noch zeitgemäß. Der Wirkliche Geheime Rath von Holstein hat in jedem Augenblick, insbesondere auch in der marokkanischen Angelegenheit, die vom Reichskanzler vorgeschriebene oder vor der Ausführung gebilligte Politik getrieben. Ob diese Politik gut oder schlecht war: der Reichskanzler allein hat sie zu verantworten. Nicht nur staatsrechtlich; ohne sein Wissen und Wollen ist nicht der kleinste Schritt gethan worden. Das festzustellen, wäre Pflicht des Ressortchefs, auch wenn den Herren, die im Dienst des Auswärtigen Amtes stehen oder gestanden haben, die Möglichkeit der Selbstvertheidigung durch den Strafgesetzbuchsparagraphen 353 nicht so eng begrenzt würde. Der neuste Personalklatsch fordert zu noch schrofferer Abwehr heraus. Zwar müßte jeder Verständige sich sagen, daß ein Reichskanzler, der die Beseitigung schlechter Mitarbeiter nur mit der Hilfe von Presse und Parlament durchsetzen könnte, selbst kaum einen Schuß Pulver werth sein könnte. Fürst Bülow würde aber glauben, die einfachste Anstandspflicht zu verletzen, wenn er nicht unzweideutig erklären ließe, daß die Anschuldigung völlig unbegründet ist und die Leistungfähigkeit der vier geschmähten Beamten sich stets auf der Höhe ihrer Aufgaben gehalten hat. Diese Erklärung ist schon deshalb nöthig, weil sonst der Glaube entstehen könnte, der Angriff werde von der den Angegriffenen vorgesetzten Behörde gebilligt oder habe wohl gar unter dem Schutz der Amtsflagge den Weg in ein geachtetes Blatt gefunden. Daß gerade liberale Blätter einen Artikel aufnahmen und weitergaben, der die bürgerlichen Räthe des Auswärtigen Amtes beseitigen und die Konsuln als eine gens minor verrufen möchte, ist ja auffällig. Vielleicht hat man wirklich geglaubt, durch die Aufnahme den Dank einer vor oder hinter den Coulissen thätigen Persönlichkeit zu verdienen. Das wäre ein Irrthum. Der Herr Reichskanzler, dem Herkunft und Zweck der Intrigue nicht unbekannt sind, läßt sich durch plumpe Schmeichelei nicht von der Erfüllung der Pflicht abbringen, die Verdächtigung tüchtiger Beamten „in energischer Form“ zu rügen.

II.

Die Regirung der Französischen Republik hat den Mächten, die auf der Marokko-Konferenz vertreten waren, mitgetheilt, sie habe die Absicht, die Polizeitruppen für die marokkanischen Hafenstädte einstweilen aus französischen und spanischen Soldaten zusammenzusetzen. Der Text unserer Antwort ist bisher

nicht veröffentlicht worden. So konnte das Gerücht entstehen, das Deutsche Reich habe der Ausführung dieser Absicht, als einem nothwendigen Provisorium, zugestimmt und nur angedeutet, die Marokkaner könnten diese Art der Zusammensetzung als lästig empfinden. Auch diese Andeutung, wurde in einzelnen Zeitungen erzählt, sei nicht ernst gemeint; dem Botschafter der Republik sei gesagt worden, die berliner Regirung werde Frankreich keinerlei Schwierigkeit mehr machen, müsse nur die Oeffentliche Meinung erst an das neue Verhältniß gewöhnen. Diese Glissirungen, deren Zweck leicht zu erkennen ist, fälschen Sinn und Wortlaut der deutschen Note. Sie weist nicht auf die Empfindungen der Marokkaner, sondern auf die Algesirasakte, deren erstes Kapitel das Polizeiwesen ordnet. Da heißt es: La police sera recrutée par le maghzen parmi les musulmans marocains, commandée par des caïds marocains et répartie dans les huit ports ouverts au commerce. Nur le cadre des instructeurs de la police chérifienne soll aus französischen und spanischen Offizieren und Unteroffizieren bestehen. Daß wir, als der neutrale Generalinspektor zugestanden war, diese Bestimmung annahmen, war eine werthvolle Konzession, ein Beweis unserer Friedensliebe. Die Zumuthung, neue Beweise dieser Gesinnung zu geben, müßten wir ablehnen. Unter keinen Umständen werden wir über das in Algesiras Bewilligte hinausgehen. Wird die Hafenpolizei in Frankreich und Spanien rekrutirt, dann steht sie nicht unter der souverainen Macht des Sultans und kann natürlich auch nicht von dem Stabsoffizier einer neutralen Macht inspizirt werden. Dann wären die Häfen von französischen und spanischen Truppen besetzt und man könnte weder von internationaler Kontrole noch von Gleichberechtigung reden. Die Marokkaner müßten glauben, zehn Signatarmächte hätten auf all ihre Rechte zu Gunsten zweier verzichtet und die dreizehnte, das Scherifenreich, sei der Kraft zu selbständigem Handeln beraubt. Nachgiebigkeit könnte uns nur Spott eintragen. Wir halten uns an den Wortlaut der Akte. Glaubt die Regirung der Republik sich durch ihn nicht gebunden, meint sie, wie ihr Gesandter in Casablanca gesagt haben soll, thun zu dürfen, was ihr angebliches Interesse verlangt, dann werden wir genöthigt sein, ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß auch im internationalen Verkehr der Kontraktbruch strafbar ist. Das deutsche Volk hat nie daran gedacht, Marokkos wegen zu den Waffen zu greifen; aber es wird den schwersten Kampf nicht scheuen, wenn die Ehre des Reiches und das Wort des Kaisers angetastet werden soll. Die Verbündeten Regirungen müßten jeden Versuch, die Algesirasakte von irgendeiner Seite her zu durchlöchern, als eine sehr ernste Angelegenheit auffassen. Darüber ist der Französischen Republik kein Zweifel gelassen worden.

III.

In der Indépendance Belge vom ersten September wurde erzählt, der Inhalt des Gespräches, das Kaiser Wilhelm in Kiel mit dem französischen Abgeordneten Etienne hatte, sei jetzt bekannt. Der Kaiser habe zu dem Franzosen, der zunächst nur an Finanztransaktionen gedacht hatte, gesagt: „Deutschland und Frankreich, lieber Herr Etienne, müssen gegen England, China und Japan ein festes Bündniß schließen; diese drei Reiche sind unsere natürlichen Gegner." Der Abgeordnete habe erwidert: „Das könnte Frankreich nur, wenn ihm seine alten Grenzen wiedergegeben wären." Die Antwort Seiner Majestät habe in Achselzucken und liebenswürdigem Lächeln bestanden. Der Berichterstatter verbürgt sich für die Wahrheit seiner Darstellung und droht, er werde nach einer Ableugnung deutlicher werden. Wir haben die Geschichte bisher nicht erwähnt, weil wir annahmen, nirgends werde ein vernünftiger Mensch glauben, daß der Vertreter des Deutschen Reiches so zu einem Fremden, einem Franzosen gesprochen haben könne. Nun macht die Erfindung aber die Runde. In England wird schon erklärt, die Zusammenkunft in Wilhemshöhe sei eine leere Formalität gewesen und in Berlin werde auf die „Politik des Krügertelegrammes, des Dreizacks und der gepanzerten Faust" nicht verzichtet. Auch in Ostasien wird mit der Behauptung, der Kaiser wolle zwei Kontinente zum Kriege gegen die gelbe Rasse vereinen, eine neue Deutschenhetze begonnen. Wer dazu schwiege, geriethe am Ende in den Verdacht, er habe nichts zu erwidern.

An der ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Der Kaiser hat in fast zwanzigjähriger Regirung bewiesen, wie viel ihm an einem guten Verhältniß zu England liegt. Auch die ostasiatischen Völker haben nicht den geringsten Grund, ihm kriegerische Absichten zuzutrauen. Er hat Herrn Etienne mit keiner Silbe einen Bündnißplan angedeutet und hätte ihn nach einem Hinweis auf Elsaß-Lothringen weder angehört noch gar, wie er that, an den Reichskanzler adressirt. Der Informator des brüsseler Blattes, das der Französischen Republik bei passender Gelegenheit gern Nachbardienste leistet, rechnet nur mit der Möglichkeit, daß Herr Etienne ihm widersprechen werde, und sucht ihn durch Drohung einzuschüchtern. Er vergißt, daß der Widerspruch noch von einer anderen, seiner Rache unerreichbaren Seite kommen konnte: von dem für die Reichspolitik verantwortlichen Kanzler, für den von der Stunde an, wo solche Gespräche des Reichsoberhauptes möglich würden, kein Raum mehr wäre.

—

Diese Dementis sind in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nicht erschienen. Das Reichsinteresse fordert sie. Der Reichskanzler schweigt.

Randazzo am Aetna.

Tagebuchseiten.

Freitag, am dreiundzwanzigsten November 1906.

Am Lavaklippenufer von Katania erwarte ich den Zug. Ueber der Brandung sind rosagoldene Töne; die Tage werden bereits bedenklich kurz. Sonst reist es sich im Herbst, auch im Spätherbst, wundervoll in Sizilien. Das Land ist ziemlich fremdenimmun, die besonnte Ferne hat einen milchweißen Dunst, überall die Weinlese, mit rothgelbem Laub und purpurnen Trauben, in den Gärten jener berückende Zweiklang der mattsaphirblauen Plumbagoblüthen, der tiefvioletten Winden. Aber die Tage werden kurz.

Endlich kam der Zug. Wir fuhren durch merkwürdige Orangenhaine; ein erstarrtes Gewühl von wild umhergeworfenen schwarzen Lavablöcken; und zwischen ihnen und über ihnen das Laub von unzähligen Orangen und Limonen, von weißen Blüthen durchduftet, von Früchten durchleuchtet. Ein eben so grausames wie üppiges Land.

Immer war der Aetna in Sicht. Vor mehreren Wochen hatte ich ihn zuerst erblickt. Ich wanderte auf der einsamen Epipolaeebene bei Syrakus, inmitten uralter Hausfundamente, verlassener Brunnen, von lila Irisblumen und aromatischem Rosmarinkraut umgeben. Da, mitten in flimmernd hellen Wolkenstreifen, ragte plötzlich Etwas in unwahrscheinlicher Höhe in die Luft. Wie eine mahnende Erscheinung. Seitdem war seine Nähe immer instinktiv fühlbar gewesen; auch wenn unsichtbar, verschleiert: er war da, beherrschte die Insel und das Meer.

Eine blaugraue Dämmerung, mit einigen Sternen: im schwachen Schein des ersten Mondviertels erhob sich der Berg im matten, aber gewaltigen Umriß; gespensterhaft schimmerte hoch oben der Schnee. Am Weg wuchsen Agavenhecken; ihre langen, starren Blätter krümmten sich, reckten sich, selbst in dieser Beleuchtung, klar umschnitten. Hinter ihnen Olivenwälder; ein unbestimmtes, grausilbernes Geflimmer.

Ein langsamerer Zug ist kaum denkbar. In dem Salonwagen der ersten Klasse saßen einfache Leute; bei uns würde man sie in den anderen Abtheilungen vermuthen. Eine junge Frau, zwei Männer und ein Kind stiegen ein; bereitwillig rückten Alle zusammen. Der kleine Junge, wie erzählt wurde, vier und ein halbes Jahr alt, trug ein weißes Peluchebarett und ein rothes, mit Spitzen besetztes Pelucheröckchen; die Mutter, im schwarzen sizilianischen Mantel, ihre Hände handschuhlos und verarbeitet. Der Onkel oder Hausfreund nahm den Kleinen auf seine Knie und gab ihm eine Cigarette. Doch wohl ein Chokoladenscherz? Nein: das Würmchen verlangte Feuer und rauchte die Cigarette ruhig bis zu Ende. Die Mutter sah unruhig zu, sagte aber kein Wort.

Eine Stunde nach der anderen verlief. Draußen immer der blaß beschienene Aetna und geisterhafte Bäume. Die Meisten, auch die Gesellschaft mit dem Kind, waren ausgestiegen; so saß man wenigstens bequem. Ich kam mit den Uebriggebliebenen, zwei Herren, ins Gespräch und erlaubte mir eine vorsichtige Bemerkung über frühzeitiges Rauchen. Entrüstet versicherten sie, es sei eine „sporcheria“ gewesen. Daß ich nach Randazzo wollte, war schon aus meiner Unterhaltung mit dem Schaffner bekannt geworden. Alle hatten die offenbar excentrisch erscheinende Thatsache leise erörtert. Jetzt hofften die Herren, daß ich zu dieser Nachtstunde noch Obdach finden werde; wahrscheinlich sei Alles jedoch bereits geschlossen.

Vorsichtiger Weise hatte ich telegraphirt, und als endlich Randazzo ausgerufen wurde, trat ein feierlich gekleidetes Individuum an den Wagen und stellte sich mir als den Gasthofsbesitzer vor. Aus der Finsterniß tauchte noch ein zweites Wesen empor, ergriff meine Taschen, zündete eine Laterne an: und zwischen dunklen Mauern ging es nach der kleinen Stadt. Es war erst halb Zehn: in Randazzo anscheinend nachtschlafende Zeit. Die Gassen waren ausgestorben, nur selten ein erleuchtetes Fenster zu sehen; an einer fernen Ecke stand eine Gruppe schwarzverhüllter Männer, in der Grabesstille waren nur unsere Schritte vernehmbar. Plötzlich ragte eine gewaltige, dunkle Apsis neben mir empor. Noch einige Schritte: und der Mond schien auf mächtige Thürme und auf eine normännische Fassade. Das war ja imposant; wie kam es, daß ich von dieser Pracht noch niemals gehört hatte?

Dann hielten wir vor einem Haus, gingen eine schmale Treppe herauf und ein ganz nettes Zimmer wurde mir geöffnet.

Vom Fenster sehe ich auf die weißbeschienene Kathedrale.

Randazzo, am vierundzwanzigsten November 1906.

Sowie ich aufwache, sehe ich hinaus. Es war ein Mondscheintrug gewesen: die Fassade entstammt klar und deutlich dem neunzehnten Jahrhundert. Nicht übel, im Stil korrekt, ohne jegliches Interesse. Aber wie reizvoll, wie unerwartet sind diese Frauengestalten, die über den Domplatz gehen, die Stufen hinaufschreiten und im Portaldunkel verschwinden! Alle sind in Weiß gehüllt; es ist der kurze, knappe sizilianische Mantel, der, glatt über den Kopf gehend, sich um die Schultern schmiegt und in prachtvollen Falten herabhängt. Anderswo ist er schwarz, mit violettem oder blauem Futter; hier ist er durchgängig weiß und diese vorbeihuschenden weißen Gestalten wirken in der mittelalterlichen Umgebung wie aus einem Mysterienspiel, wie ein Chor von Dienerinnen aus der „Princesse Maleine“.

Ich beeile mich und bin bald draußen. Der Dom war gewaltig groß geplant worden. Die Apsis und die Schiffe sind aus dem zwölften Jahrhundert, steigen wuchtig empor. Herrlich das Gefüge der tiefdunklen Lavablöcke; dabei sind sie ganz unregelmäßig geformt und auffallend groß.

In den schmalen Straßen mit ihrem prächtigen italienischen Quaderpflaster komme ich auf Paläste aus jener feudalen Zeit, die der kleinen Aetnastadt ihr Gepräge verlieh. Es ist die Zeit der Verschwörungen und Fehden, der aragonesischen Dynastie und ihrer unbotmäßigen Vasallen. Durch diese Gassen klirren noch die Panzer der Herzöge und Barone.

Hierher kam damals, wie ein Wetterleuchten, die Kunde von der Niedermetzlung der verhaßten Franzosen, in jener Vesperstunde von Palermo. Man hatte es erhofft, geplant; nun war es, unerwartet früh, zur Thatsache geworden. Jubelnd rottete man sich in diesen engen Straßen zusammen, fiel über die Fremden her, tötete Alle, Männer, Frauen und Kinder, auch die Sizilianerinnen, welche Franzosenbrut unter dem Herzen trugen. Die Heerstraße von Palermo nach Messina führt hier vorbei; bald kam Peter von Aragonien mit seinen Truppen nach Randazzo. Nicht nur als einem klugen und wohlwollenden Herrscher, vor Allem als dem Schwiegersohn des Königs Manfred, ihres letzten Herrschers aus dem Normannen- und Hohenstaufengeschlecht, wurde ihm mit Begeisterung gehuldigt.

Sein Enkel, Johann, war Herzog von Randazzo; ein gefeierter Ritter, tollkühn im Krieg, in Staatsangelegenheiten erfahren und gewandt. Nach dem Tode seines Bruders wurde er Reichsverweser und Vormund des jungen Neffen. Er war auch Herzog von Athen. Nachdem die aus der Sizilianischen Vesper erwachsenen Unruhen sich gelegt hatten, verließ eine bunt zusammengewürfelte Rittertruppe Sizilien und zog nach Griechenland, Abenteuer suchend. Erst kämpften sie für den Walther von Brienne, Herzog von Athen; dann kam es zum Bruch. Sie ermordeten ihn und seine ganze Familie und boten aus alter Anhänglichkeit ihrem hochverehrten König das Herzogthum an. Er verlieh es dem jüngeren Sohn. So wurde Johann von Randazzo Herzog von Athen.

Johanns Todfeind war der mächtigste Baron Siziliens, Matteo Palizzi. Er versuchte, den König Peter gegen den Bruder zu hetzen: es gelang ihm nicht; auf der Ponte dell'Amiraglio vor Palermo waren die Brüder, einander versöhnt, in die Arme gesunken. Späer raunte er dem jungen König Ludwig ins Ohr, der Vormund trachte ihm nach Leben und Krone. Wie oft, wie haßerfüllt wird der Name des Conte Matteo hier genannt worden sein! Palizzi hatte nichts Bestechendes, hatte aber einen unerschütterlichen Glauben an seinen Stern, war immer von Wahrsagern und Astrologen umgeben. Wie ein gekröntes Haupt trat er auf. Er hat Münzen geprägt; in seinem Namen wurde Recht gesprochen. Als sich das Volk von Messina gegen den verhaßten Despoten erhob, ihn lebend in Stücke zerriß, seine Gattin, die hochmuthige „Margarita tedesca", zu Tode marterte, erklang Jubel in diesen Lavapalästen.

Dort ist der Palazzo Ducale, ein malerisches, verwittertes Gebäude mit bezinntem Thurm. In Prachtgewändern, auf Goldmosaikgrund, schaut Johann

von Randazzo, Herzog von Athen, noch heute vom Chor des Domes von Messina auf uns herab. Manches ansprechende Motiv findet man in den kleinen Palästen, hier gekuppelte Bogenfenster, gewölbte Thorwege, hier überspannt ein reichverzierter Spitzbogen einen schmalen Durchgang. Warme, goldviolette Schatten werfen einige ausladende Sparrendächer, geschmackvolle Flachornamente von eingelegtem weißem Marmor zeigen den in Sizilien so häufigen arabischen Einschlag. Aus der alten Zeit stammt noch der San Martino-Thurm. Seine tiefgrauen Lavaquadern sind schimmlig, mit senfgelben Flechten; aus den Ritzen sprossen fahle, schwankende Gräser.

Eine der engen Seitengassen verfolgend, komme ich durch ein gothisches Stadtthor ins Freie; pralle förmlich zurück: so überraschend schön ist das Bild. Lückenlos von der alten Ringmauer umgeben, zieht sich Randazzo mit einheitlich verwachsenem, gleichgetöntem Gedränge von Thürmen und Dächern am Abhang entlang. Hart an der Mauer stürzt die Felswand in das Thal. Dort unten windet sich ein Strom, zieht sich ein Steinaquädukt, hebt sich eine Reihe von der Sonne durchleuchteter, goldgelber Pappeln vom Felswandschatten Als Abschluß die auf Bogen überführte Straße, hinter der sich Berge verketten. Aus dem Dunkel des Thorwegs kommen Frauen mit klassisch geformten Amphoren auf dem Haupt; in stolzer Haltung ziehen sie den Flußpfad herunter, manchmal durch Felsblöcke und Agaven verdeckt. Eine stilisirte Landschaft, von beglückender Harmonie.

Dann schlendere ich nach dem Gasthof zurück. Wie wohlerzogen sind die Sizilianer überall, wo der Fremdenverkehr sie nicht verdirbt! Als ein einziges Mal Kinder mich um Soldi bitten, wird es ihnen von Vorbeigehenden untersagt. Eine mir fehlende Ansichtkarte suchend, trete ich an ein kleines Winkelgeschäft. Hier ist noch der unberührte mittelalterliche Ladentypus; eine breite Platte, mit zwei steinernen Sitzen nach der Straße zu, an dieser Oeffnung die aufgestapelten Waaren, dahinter ein dunkler, gewölbter Raum. Der Besitzer und ich durchstöbern seinen ganzen Vorrath, bis wir auf das gesuchte Bild des alten herzoglichen Palastes kommen. Er umwickelt die Karte sorgsam, reicht sie mir mit vornehmer Geste und sagt, indem er die vier Pfennige entgegennimmt: „Grazie a Lei, i miei rispetti."

Nach dem zweiten Frühstück ziehe ich durch das Hauptthor auf der alten Landstraße heraus. Erst eine üppige, baumreiche Gegend; dann kommt, unvermuthet, die ödeste Erstarrung. Schwarzgrau der Boden, schwarzgrau das umhergeschleuderte Gestein. Aber sonderbar: Dies ist ja ein Lavadorf, mitten in der Verwüstung! Niedrige Häuser sind aus den dunklen Schlacken geschichtet, mit rohen Dächern und Thüren versehen, mit aufgehäuften Mauern umfriedet. Kein lebendes Wesen regt sich, nur ein mattbläulich-grünliches, wolfsmilchähnliches Unkraut sprießt aus dem schwarzen Getümmel. Eine lange,

tote Strecke, dann wieder Fruchtbarkeit und Farben. Auf der weiten Ebene grünt die zarte Wintersaat, dazwischen lichtdurchschienene, zitronenfarbige Herbstbäume und hinter ihnen die tiefblaue Masse des Aetna. Eine Farbenorgie hier, anderswo bereits trüber November.

Langsam, übersichtlich steigt der Aetna aus der Ebene empor. Ich betrachte die Spitze betrübt; eine andere Jahreszeit: und ich wäre heute vormittags oben gewesen. Von Randazzo kommt man gut herauf; sobald jedoch der frische Schnee gefallen ist, läßt man sich nicht mehr auf Besteigungen ein.

Noch immer giebt es ein annehmbares Aetnagehölz; früher erstreckten sich undurchdrindliche Urwaldgebiete. Dort war es aber nicht geheuer. Eines Tages striegelte der Stallknecht des Bischofs von Katania das Pferd seines Herrn; plötzlich scheute es und sprengte davon, sprengte durch die Schluchten und Thäler des Mongibello. So hatten die Araber den Aetna genannt Das Wort bedeutet Berg des Feuers. Der Knecht eilte dem Pferd nach, konnte es nicht finden und irrte angstvoll in den Wäldern umher. Da, durch eine enge Felskluft sich zwängend, sah er vor sich eine Blumenebene und in deren Mitte einen herrlichen Palast. Zaghaft betrat er die Schwelle; und siehe: da ruhte der König Artus auf prächtigen Kissen. Der König blickte ihn an und fragte, was er suche. Darauf ließ er das verlaufene Pferd ihm zuführen und sagte, hier liege er und kranke an den Wunden, die ihm in der Schlacht gegen den treulosen Neffen, Mordred, und gegen den König Childerich von Sachsen geschlagen worden seien. Zur Zeit der Normannenkönige wurde Dieses dem Gervasius von Tilbury von Bewohnern des Landes erzählt. Sie hatten auch die kostbaren Geschenke, die bei dieser Gelegenheit König Artus dem Bischof übersandte, mit eigenen Augen gesehen.

Nach dem Tode des geliebten Königs Friedrich des Zweiten von Aragonien hieß es, er sei gar nicht gestorben, er lebe in einer Höhle des Mongibello. Hier war er einsam und für die Welt tot; an den Abhängen nisteten sich Klöster, in denen verwitwete Königinnen nach dem Hofglanz und Hofhader ihre Ruhe suchten und fanden. In einem von ihm erbauten frommen Stift am Aetna erwartete der Reichsverweser, Herzog Johann von Randazzo, den Tod.

Die Linien des gewaltigen Berges sind anscheinend überaus einfach; und doch läßt jede wechselnde Beleuchtung ungeahnte Klüfte, Untiefen und Abgründe erkennen. Da liegt er, ruhig, harmlos; aber die Spitze umkräuselt ein giftiger Schwefeldampfbrodem.

Weiter und weiter führt die Straße in das Land. Nur hin und wieder begegne ich bemalten sizilianischen Karren, bemäntelten Reitern auf Maulthieren und Pferden. Eine breite, einsame Ebene, von Hügeln und Bergen umgrenzt. Die Luft ist durchsonnt, aber frisch; es ist herrlich zum Gehen. Doch sehe ich nach der Karte und nach der Uhr; die Landstraße hat sich weit von der Aetna=

bahn entfernt: ich kann den Zug in Maletta nicht mehr erreichen. Schade: hier beginnt das Herzogthum Brontë, dort in der Ferne, in der Nähe von Maletta, ist das Kloster Maniakes, im Mittelpunkt von dem noch heute Nelsons Nachkommen gehörenden Besitz. Der Name Nelson erweckt hier eine pittoreske, aber unerbauliche Gedankenverbindung. Auf der Höhe seines Ruhmes hatte er sich in Neapel rettunglos in dem Zauber der schönen Lady Hamilton verstrickt. Gewandt schmeichelte die Königin Marie Karoline der Geliebten des Admirals; so ließ Nelson eine blutige Reaktion gewähren. Ihm und seinem Land gereichte die Schwäche zur Schmach. Dies Herzogthum Brontë war sein Lohn.

Der Ruf des großen byzantinischen Feldherrn, Maniakes, ist fast einwandsfrei zu nennen. Allerdings starb er als Empörer gegen seinen kaiserlichen Herrn; verdenken kann man es ihm nicht. Glänzend hatte er in Syrien gegen die Sarazenen gefochten, aus der Beute des erstürmten Edessa gelang es ihm neben anderen Kostbarkeiten ein authentisches, eigenhändiges Handschreiben des Herrn Jesus Christus an den ehemaligen König von Edessa dem beglückten Hofe von Byzanz zu senden. Dann besiegte er, es war in der Mitte des elften Jahrhunderts, hier, zu den Füßen des Mongibello, fünfzigtausend Araber in einer furchtbaren Schlacht. Die Unentschlossenheit des prinzlichen Admirals, eines Schwagers des Kaisers, brachte ihn um die Früchte des Feldzuges. Er machte dem Prinzen heftige Vorwürfe. Dieser klagte ihn des Hochverrathes an und in Byzanz wurde Maniakes in Fesseln gelegt. Unter den Nachfolgern mußte man, nothgedrungen, den gewaltigen Kriegsmann in Gnaden annehmen und er schlug die Normannen aufs Haupt. Als er darauf wieder am Hofe verdächtigt wurde und sein Sturz bevorstand, zog er das Schwert gegen den Kaiser. Mitten in der Siegeslaufbahn wurde er ermordet.

Also kehre ich um. Schafheerden, Ziegenheerden kommen von der Weide, auch die rothen, autochthonen Kühe Siziliens. Die Rasse ist noch älter als die uralte Heerstraße, auf der alle Eroberer der Insel mit ihren Truppen gezogen sind, Griechen und Punier, Römer und Byzantiner, Araber, Normannen, Spanier und Bourbonen. Nur wenig anders wirkten wohl auch in vergangenen Jahrtausenden die Landleute, die heute, wie damals, ihre Heerden heimwärts treiben. Auf Maulthieren sitzend, Unterschenkel und Füße mit Streifen umwickelt, tragen sie auf dem Kopf eine barettförmige oder gewebte Mütze und hüllen sich in dunkle, rauhhaarige Mäntel. Jetzt wird mir das „Schlackendorf" klar; die Heerden, einzelne Esel, einzelne Kühe wenden dort ein, von Hirtenknaben bewacht. Einer von ihnen singt ein langausgedehntes, eintöniges Lied; ohne Melodie, mit ungewohnten Intervallen, mit wiederkehrenden, fremdartigen Modulationen. Nur im griechischen und altlateinischen Kirchenton habe ich Aehnliches gehört wie diese sizilischen, auf den Feldern vernehmbaren Lieder. Das ist tausendjährige Ueberlieferung; zur Zeit des Theokrit haben die Hirten des Aetna ähnlich gesungen.

Hinter dem Mongibello war die Sonne verschwunden. Ein unendlich fein verbreitetes, goldenes Licht umgab die blaue Masse des Berges. Im Osten schimmerte ein mattes, rosenrothes Dunstgewebe, ein glänzender Hauch von Wolkengespinnst, darunter rosa- und fliederfarbige Berge. Während ich, immer weitergehend, den Blick nicht davon wenden konnte, verwandelte sich das zarte Luftgeflimmer in leidenschaftliches, blutrothes Erglühen. Es erlosch und Alles wurde sanft und blau. Ich ging zwischen großen, geheimnißvoll wirkenden Bäumen; sie waren weich umflossen, schattenhaft, visionär und die Heerstraße, mit den dunklen Umrissen vereinzelter Heerden, senkte sich auf Randazzo. Mit seinen verwitterten Mauern und Thoren und Thüren lag dort, im blauen Thaldunst, die Stadt, von taubengrauen und lavendellila Bergketten umgeben.

Von so viel Schönheit ganz benommen, kehrte ich durch die schwacherleuchteten, einsamen Gassen nach dem Gasthof zurück. Als ich ankam, schien der Mond. Der Gasthof war früher ein Palazzo und stammte zum Theil aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Es geht dort komisch, aber ganz sympathisch zu. Die Nacht war ja unschön; die eiserne Bettstelle wankte so, daß ich unbeweglich dalag, um einem Zusammenbruch zu entgehen; außerdem war das Bett unnatürlich hart, die Decken waren etwas dünn, und da aus dem geöffneten Fenster eine wundervoll reine, aber kalte Bergluft wehte, wurde ich erst nach geraumer Zeit einigermaßen warm. Immerhin: dafür war ich die langweilige Gesellschaft im Hotel Timeo los; hier gab es keine Amerikanerinnen, die Einen fragen: „Don't you like Taormina, it's such a nice place for shopping?“ Die Tochter des Wirthes, ein vierzehnjähriges Mädchen, war die Bereitwilligkeit selber; morgens schleppte sie mir heißes Wasser in erfreulichster Menge heran, prallte aber bestürzt vor dem Anblick meiner auf dem buntglasirten Kachelboden aufgestellten Gummibadewanne zurück. Beim Frühstück fragte man mich, ob mir Butter gefällig sein würde, und ich ging darauf ein; man lief treppauf, treppab, es wurde gehämmert, gebohrt und viel gesprochen. Dann erschien der „cameriere“ (es war der nur etwas ältere Bruder der Kleinen) mit einer frisch geöffneten Büchse mailänder Butter. Mittags und Abends gab es „Etna rosso“ aus den Weinbergen vor dem Thor.

Randazzo, am fünfundzwanzigsten November 1906.

In dieser zweiten Nacht verstanden das Bett und ich uns bereits besser. Morgens drangen Stimmen durch das offene Fenster; auf dem Domplatz standen Gruppen umher. Hier die Männer in dunklen Kapuzenmänteln, dort die Frauen in den weißen Mänteln, die, wie ich erfahren habe, man nur in Randazzo trägt. An einer Seite waren Töpfereien aufgestapelt; sie wurden besehen, betastet und gekauft. Immer mehr Nachbarn und Nachbarinnen kamen heran, wurden begrüßt, betheiligten sich am summenden Gespräch. So ist es

gewiß seit endlosen Generationen an jedem Sonntagmorgen auf dem alten Domplatz gewesen.

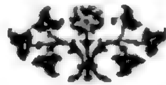
Ich ging hinüber; in der dunklen Kathedrale schimmerte es wie von einem Flug weißer Tauben; wundervoll umränderte der weiße Stoff die Kopf- und Schulterlinien all dieser knienden, betenden Frauen.

Dann zahlte ich meine Rechnung. Da der Wirth mich zu so später Stunde selbst abgeholt hatte, erschien es mir damals unzart, einen Preis zu vereinbaren; seine Forderung war jedoch überaus mäßig. Er bestand noch darauf, mich auf den Bahnhof zu geleiten; wir sprachen über die Bodenverhältnisse und über den Weinertrag. Ich fragte nach der Auswanderung. Ja, Einige zögen von hier hinüber, meistens kämen sie jedoch zurück. So dieser junge Mann, der dort auf dem Bahnsteig auf und ab ging. Es war ein gutangezogener, gutaussehender, kräftiger Mensch. Ich sah ihn neiderfüllt an; unsere Auswanderer bleiben drüben.

Dann kam der Zug; mit einigem Umsteigen und mit Schlafwagen fahre ich geraden Weges durch nach Berlin.

Dort Forderung des Tages: Winterkleider besorgen und „Hohenlohe" lesen.

Marie von Bunsen.



Der Pogrom.*)

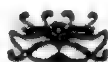
Meine Braut wollt' ich besuchen
An dem Tag der wüsten Gräuel;
Alle lagen da im wirren
Knäuel.

Aus dem großen Leichenhaufen
Ströme dunklen Blutes drangen;
Nägel steckten in den Augen,
Wangen.

Sie, die heilig mir gewesen,
Ward ein Opfer roher Lüste:
Nägel bohrten sich in ihre
Brüste.

Feodor Ssologub.

*) Aus dem Bande „Russische Lyrik der Gegenwart" (Balmont, Brussow, Bunin, Hippius, Minskij, Ssologub), der nächstens bei R. Piper & Co. erscheint.



Universalgeschichte auf der Hochschule.*)

Jüngst hat ein Anhänger der historisch-politischen Richtung der Geschichtschreibung die Gesammtlage der historischen Wissenschaften mit Offenheit in den Worten zusammengefaßt: „Die Geschichtwissenschaft von heute ist nicht mehr die selbe, die sie vor 1870 war. Die Generation der großen Geschichtforscher, die Zeit der Ranke, Treitschke, Sybel und so weiter ist dahin und fühlbar ist der Mangel an beherrschenden Persönlichkeiten. Es fehlt nicht an feinen Geistern und großen Gelehrten: Koser, Marcks, Harnack. Aber auch diese Männer reichen an Fülle und Urkraft der Persönlichkeit nicht an die Geschichtforscher der früheren Generation heran. Und wie werden sie durch das Unkraut der kleinen, allzu kleinen Geister überwuchert! Die Wahrheit ist, daß sich der Spezialismus auf dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft in beängstigender Weise breit macht. Darunter leidet vor Allem der philosophische Geist. Denn die Feststellung von Thatsachen ist ja noch nicht als Wissenschaft in vollem Sinn zu rechnen. Schillers schöne Antrittsrede: ‚Was ist und zu welchem Ende studiren wir Universalgeschichte?‘ verdient heute wieder recht viele und recht aufmerksame Leser. Das Ziel der Wissenschaft bleibt doch, von den Begebenheiten zur Entwickelung aufzusteigen, von Zeiten und Menschen zur Menschheit und zur Menschheitidee. Man muß leider sagen, daß man in vielen Erzeugnissen modernster Geschichtwissenschaft vor geschichtlicher Methode schon fast keine Geschichte mehr sieht. Und ein Zweites noch leidet unter dem Spezialismus: die Form, das Künstlerische. Die oft beliebte grundsätzliche Scheidung von Wissenschaft und Kunst ist ein Denkfehler. Alle Wissenschaft muß schließlich wieder zur Kunst werden, alle Analyse zur Synthese aufsteigen.“

Ich stelle dies lange (und doch schon beträchtlich gekürzte) Citat an die Spitze meiner Bemerkung, weil ich glaube, daß es eine innerhalb eines Kreises von Forschern, dem ich persönlich nicht angehöre, weithin verbreitete Ansicht zum Ausdruck bringt. Für meine Person (und ich darf sagen: für den Kreis aller kulturgeschichtlichen Forschung der Gegenwart) bringt es in seinen positiven Forderungen nichts Neues. Denn die Kulturgeschichte der Gegenwart ist an sich Universalgeschichte; es giebt keine neueren kulturgeschichtlichen Werke von Bedeutung, die nicht unmittelbar universalgeschichtlich wären oder doch wenigstens unter dem großen Zeichen universalgeschichtlicher Betrachtung ständen: und die Richtung ist schon längst durch eine im Ausland weitverbreitete Zeitschrift mit dem charakteristischen Titel Revue de synthèse historique vertreten. Man darf also sagen: In der Forderung universalgeschichtlicher Studien finden sich heute beide Hauptrichtungen der historischen Wissenschaft, die kulturgeschichtliche und die historisch-politische, einmüthig zusammen; und jede von ihnen kann hier im Wettringen mit der anderen am Besten zeigen, ob sie das Charisma wahrster Erkenntniß besitze.

Nicht minder aber weisen auch die praktischen Forderungen des Tages auf einen energischeren Betrieb der Universalgeschichte: so die Expansion aller großen Nationen und nicht zuletzt der deutschen hin über die Welt, so die Weltfriedensbestrebungen, die bald entgegenstrebend, bald fördernd diese Expansion begleiten. Denn es ist klar, daß beide Tendenzen allein auf Grund eingehender universal-

*) Diesen Vortrag hielt Geheimrath Lamprecht auf dem dresdener Historikertag.

geschichtlicher Kenntnisse selbst auch nur gepflegt, geschweige denn kraftvoll gefördert werden können; und es ist bekannt, daß es an solchen Kenntnissen gerade unserer Nation in einem Grade gebricht, der mit ihrer Anschauung, daß sie auf dem Gebiete der Geschichtwissenschaft unbedingt Führerin sei, im Widerspruche steht.

Universalgeschichtliche Studien können aber auf deutschem Boden ernster betrieben und wirksamer geltend gemacht werden nur durch Vermittlung der Universitäten. Und so wird ihre Einrichtung alsbald eine Frage des Universitätunterrichtes, der höheren Pädagogik. In diesem Sinn möchte ich sie hier behandeln. Ich bin mir dabei bewußt, zugleich einer guten alten Ueberlieferung der Historikertage zu folgen: nicht zum Anhören beliebiger historischer Vorträge, sondern zur Diskussion praktischer Fragen des Hochschulunterrichtes und der wissenschaftlichen Forschung sind diese „Tage“ eingeführt worden.

Die erste Frage, die sich auf dem soeben abgegrenzten Gebiet erhebt, ist die der allgemeinen wissenschaftlichen Arbeitorganisation der Lehrkräfte. Jede Universität hat heute mehrere Historische Lehrstühle; ist innerhalb der Reihe dieser Kanzeln für eine Vertretung der Universalgeschichte überhaupt gesorgt? Und vor Allem für die Vertretung einer modernen, also in irgend einer Weise synthetischen Universalgeschichte? Die Frage muß verneint werden; denn durch die mechanische Belastung einzelner Lehrstühle mit einem besonderen Lehrauftrag für eine oder auch wohl mehrere universalgeschichtliche Vorlesungen, wie sie in Preußen gelegentlich versucht worden ist, kann sie natürlich nicht beantwortet werden. In Leipzig, wo vier Ordinarien der Geschichte neben einander wirken, von denen nur zwei bestimmt begrenzte Lehraufträge haben, ist mit dieser scheinbaren Desorganisation ein überaus wichtiges Mittel stets lebendiger und zeitgemäßer Fortbildung des Charakters der Lehrstühle je nach den Anforderungen der Wissenschaft gewährleistet: und dieser Zustand hat dazu geführt, daß jetzt wohl allein an der sächsischen Landesuniversität unter allen Universitäten deutschen Namens thatsächlich eine Arbeitstheilung besteht, die man als neueren Ansprüchen angemessen bezeichnen kann: dort wirkt je ein Ordentlicher Professor der Geschichte für alte Geschichte, für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften, für neuere Geschichte und für Kultur- und Universalgeschichte.

Ist die Theilung des historischen Unterrichtes so geregelt, daß für Universalgeschichte und, da diese vornehmlich Kulturgeschichte ist, zugleich für Kulturgeschichte eine volle Lehrkraft zur Verfügung steht, so handelt es sich in deren Thätigkeit nach altem Herkommen besonders um Vorlesungen und seminaristischen Unterricht.

Von diesen beiden Berufsaufgaben bieten schon die universalhistorischen Vorlesungen eigenartige Schwierigkeiten; und über diese soll zunächst, nach immerhin schon einigen persönlichen Erfahrungen, die Rede sein. Da ist denn das Erste, daß diese Vorlesungen überhaupt erst wieder einzuführen und den Studirenden mundgerecht zu machen sind: denn so gern sie unsere Urgroßväter in dem damals möglichen Inhalt und Stil gehört haben, so wenig sind sie den späteren Generationen, deren Sinnen vornehmlich der nationalen Einheit und damit der vaterländischen Geschichte galt, noch eingehend vorgetragen worden. Und da heißt es denn, über Quantität wie Qualität dieser Vorlesungen sorgsam zu Rath gehen. Es wird gut sein, zunächst nur mit einigen, heute unbedingt nothwendigen Vorlesungen, etwa über die koloniale Expansion der großen europäischen Völker, die Geschichte der Vereinigten Staaten, die Geschichte der großen ostasiatischen Mächte, zu beginnen.

Und diese Vorlesungen müssen durch Kollegia über europäische und besonders auch nationale Siedlungsgeschichte, über deutsche Kulturgeschichte und allgemeine Kulturgeschichte der europäischen Völker ergänzt werden: sei es, daß auch hierfür der Vertreter der universalgeschichtlichen Vorlesungen zugleich und vielleicht sogar vornehmlich mit eintritt, sei es, daß dafür, wie in Leipzig für die Fragen der Siedlungskunde, besondere Lehrkräfte wirken.

Ist aber so zunächst eine erste, unumgängliche Reihe von universalgeschichtlichen Vorlesungen dem Lehrprogramm als ein besonderer, wichtiger und unverbrüchlicher Bestandtheil eingefügt, so naht die pädagogische Frage im engeren Sinn: Wie können die Stoffe solcher Vorlesungen den Studirenden verständlich und womöglich auch noch schmackhaft gemacht werden? Denkt man die Probleme, die sich hier erheben, an der Hand der konkreten Stoffe durch, so ergiebt sich, daß sie schließlich alle auf ein einziges Problem hinauslaufen: das der möglichsten Veranschaulichung der besonderen Umwelt, des Milieus der fremden Kulturen. Denn durch diese Umwelt vor Allem unterscheidet sich die Entwickelung fremder Völker von der des eigenen; ja, faßt man den Begriff weit genug, eigentlich nur durch sie. Dabei spielen dann auch klimatische und geographische, kurz: räumliche Fragen eine Rolle; und insofern wird die Geographie zu einer wichtigen Hilfswissenschaft jeder Universalgeschichte. Allein diese Fragen erscheinen im geschichtlichen Vortrag und Studium doch immer auf den Menschen bezogen; es handelt sich also im Engeren um Anthropogeographie und damit um eine schon halb historische Wissenschaft. Für den Vortragenden aber gilt dabei jedenfalls praktisch und pädagogisch der Satz, daß, will er diese Umwelt seinen Zuhörern wirklich anschaulich nah bringen, er ihrer vorher erst selbst in persönlichem Erleben Herr geworden sein muß; mehr als sonst heißt es hier für ihn: Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Wie man daher heute von einem Vertreter der alten Geschichte schon ganz allgemein verlangt, daß er den Kulturboden der alten Mittelmeervölker selbst betreten haben müsse, so ist für den günstigen Verlauf universalgeschichtlicher Vorträge die erste Bedingung, daß der Vortragende selbst im Lande des behandelten Volkes gewesen sein oder mindestens Länder sehr verschieden hoher Kultur persönlich kennen gelernt haben müsse.

Wie aber nun die in solchen fremden Aufenthalten gesammelten Erfahrungen den Zuhörern anschaulich vermitteln? Es giebt dafür, so weit ich Versuche gemacht habe, nur eine wirklich durchschlagende Methode: die Mittheilung auch in der Form persönlicher Erfahrung. Denn jede andere Mittheilung verdunkelt und verschiebt; sie kann am Ende als Surrogat wohl einmal mit gebraucht werden, ist dann aber von dem Gebiete persönlicher Erfahrung streng zu sondern. Aus dem Gesagten ergiebt sich am Besten eine Doppeltheilung für die Behandlung universalgeschichtlicher Kollegien: man trage den Stoff der historischen Erzählung vor und man ergänze diese Erzählung, am Besten wohl in besonderen Stunden, durch eingehende Darstellung des selbsterlebten Milieus. So wird man, zum Beispiel, beim Vortrag der Geschichte der Vereinigten Staaten etwa zweistündig fortlaufend den historischen Stoff darbieten und natürlich durch die einschlägigen Hilfsmittel, Kartendemonstrationen und bibliographische Angaben, unterstützen; daneben aber mögen, etwa in einer Stunde, persönliche Erfahrungen über Land und Leute vorgetragen werden. Diese Erfahrungen werden dann bei einem Historiker selbstverständlich wesentlich historischen Charakters sein und sich eingehend namentlich auch auf historische Denk-

mäler, dies Wort im weitesten Sinn genommen, beziehen. Doch hiermit allein ist es in dieser Zusatzstunde noch nicht gethan. Was mitgetheilt wird, muß den Zuhörenden noch gegenwärtiger gemacht werden. In welcher Weise etwa: Das mag, wiederum am Beispiel der Vereinigten Staaten, ein dazu geeigneter Apparat klarmachen. Dieser Apparat besteht aus einigen Dutzend Ansichtenalbums hervorragender Städte und Landschaften, Albums, wie sie gerade in der Union sehr schön hergestellt werden, ferner aus einer großen Anzahl eigener photographischen Aufnahmen von Dingen, die den Historiker interessiren und sonst kaum im Bilde festgehalten werden; zum Beispiel: aus Photographien reinen Steppenbodens und der Wirkungen des ersten Anbaues auf ihm, Bildern aus dem Leben der primitiven Urproduktion, namentlich auch des Waldbrennens und Rodens, Bildern werdender Städte, Typenbildern der Urbevölkerung, der Neger und ihrer Mischungen, der amerikanischen Vertreter europäischer Nationen, typischen Bildern des Milieus kleiner Landstädte der alten Yankeegegenden, insbesondere von Massachusetts u. s. w. Mit Alledem und einschlägigen Erklärungen dazu lassen sich die Zuhörer ziemlich wirksam auf amerikanischen Boden versetzen. Daneben aber müssen noch Mittel eingestellt werden, die den Zuhörer zwingen, sich selbst von sich aus in Amerika geistig heimisch zu machen. Das wirksamste dieser Mittel ist wohl das Abonnement auf einige charakteristische Zeitungen und die Vertheilung dieser Zeitungen an die Zuhörer; jeder von ihnen soll im Verlauf des Kollegs einige Nummern verschiedener Blätter erhalten. Insbesondere läßt sich in der Geschichte der Vereinigten Staaten durch das Halten von deutsch-amerikanischen Zeitungen, vor Allem auch durch die Lecture ihrer Annoncen, am Leichtesten in die Verhältnisse speziell der Deutschen einführen: in diesem Fall wird selbst das Abonnement von Wochen- und Monatschriften geistig rentiren.

Handelt es sich in den universalgeschichtlichen Vorlesungen allein oder doch hauptsächlich nur um die Tradition des historischen Stoffes (durch eine Behandlung dieser Tradition in der geschilderten Weise wird, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich schon eine ziemlich aktive Theilnahme der Studirenden ausgelöst), so hat das Seminar besonders dieser aktiven Theilnahme, der Forschung selber zu dienen.

Kultur- und universalgeschichtliche Seminarien bestehen bisher noch nirgends; auch keine deutsche Universität besitzt ein solches Institut. Doch weiß man aus einer jüngst ohne mein Wissen und Wollen veröffentlichten Notiz, daß ein solches Seminar jetzt an der Universität Leipzig geschaffen werden soll. Da die Nachricht davon einmal in die Oeffentlichkeit gedrungen ist und die Gründung des Seminars thatsächlich schon seit Jahren vorbereitet wird, so mag jetzt hinzugefügt werden, daß seine Ausstattung ausreichend zu werden verspricht. Für die Bibliothek stehen, außer gewissen Beständen des bisherigen Allgemeinen Historischen Seminars der Universität, aus Schenkungen etwa fünfzigtausend Mark zur Verfügung; man hofft, die Sächsischen Stände werden noch zwanzigtausend Mark bewilligen. Gewiß ist mit Alledem erst eine Bibliothek ermöglicht, wie sie sich für die einschlagenden Studien als unbedingt nothwendig herausgestellt hat: noch viel bleibt trotzdem zu thun übrig. Doch bezeugt das opferbereite Interesse, das einflußreiche Privatpersonen verschiedenen Berufes und Standes, insbesondere neuerdings spontan Verleger wie S. Hirzel in Leipzig, F. A. Perthes in Gotha, auch die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin, dem erst am ersten Oktober 1908 zu eröffnenden Seminar schon jetzt durch reiche Schenkungen bewiesen haben, wie allgemein die Gründung eines kultur- und universalgeschichtlichen Seminars als nothwendig erachtet wird.

Durchführen läßt sich freilich eine solche Gründung nur an den größeren Universitäten. Denn wie auch immer man sich Aufgaben und Thätigkeit dieses Seminars denke: immer bedarf es dazu nicht nur großer Mittel, sondern auch eines stärkeren, in der nöthigen Zusammensetzung nur an größeren Universitäten ständig vertretenen Lehrpersonals. In Leipzig ist eine Gliederung des neuen Seminars in Aussicht genommen, die, vorläufig an der Eintheilung der Bibliothek am Deutlichsten zu ermessen, als central zunächst den Betrieb der deutschen Kulturgeschichte in Aussicht nimmt: denn in mütterlichem, nationalem Boden müssen alle universalgeschichtlichen Studien wurzeln, sollen sie nicht der besten Vergleichsmomente verlustig gehen und geilem Wachsthum und frühem Absterben verfallen. Ja, es erscheint von diesem Gesichtspunkte aus nothwendig, sogar noch tiefer als blos bis in die nationale Geschichte hineinzufundamentiren: und darum wird, räumlich eng mit ihm verbunden, neben das kultur- und universalgeschichtliche Seminar ein besonderes Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde treten.

Von der nationalen Geschichte aus aber steht zunächst, auf dem breiten Boden der allgemeinen Kulturgeschichte, die Entwickelung der europäischen Völker in seminaristischen Uebungen zur Behandlung; und jenseits von diesem Gesichtskreis entwickelt sich das Studiengebiet des Seminars noch mehr zur Geschichte der Entwickelung der außereuropäischen Staaten und fremder Völker überhaupt. Darum erscheint in der Seminarbibliothek neben der deutschen eine germanische, skandinavische und englische, eine romanische und slavische Abtheilung; ferner werden Abtheilungen der europäischen Expansion wie der fremden, mittelamerikanischen, indischen, ostasiatischen Kulturen zu entwickeln sein. Und wenn nicht so sehr in der äußeren Anordnung, so doch innerlich gleichsam erst abgeschlossen und gekrönt wird das Ganze der Bibliothek durch Abtheilungen über die Geschichte der Weltreligionen, wie gleichzeitig in die urzeitliche Entwickelung der Menschheit hinein durch eine kleine völkerkundliche Abtheilung Fuß gefaßt wird.

Zu Alledem kommen dann noch die Hilfswissenschaften: nicht so sehr der historischen Quellenanalyse wie der historischen Synthese, wenn auch die Analyse der Quellen selbstverständlich die ständig grundlegende Arbeitweise des Seminars bilden wird. Da sind in einer Abtheilung die philosophischen Hilfswissenschaften vertreten: Nationalökonomik und Soziologie, Rechtsphilosophie und Politik, Religionphilosophie und Ethik, während eine andere ein Weniges von der statischen, vor allem aber die genetische Psychologie und in ihr wiederum besonders die Völkerpsychologie wie die Psychologie der Kinder und der menschlichen Altersperioden, Jugend, Mannesthum, Greisenalter, aufnimmt.

Natürlich kann ein Programm seminaristischer Thätigkeit im Bereich des soeben abgegrenzten Feldes nur da durchgeführt werden, wo in dem Personal der historischen Dozenten die entsprechenden Hilfskräfte, daneben mindestens auch ein Sinologe und womöglich ein Japanologe, Kräfte für die Hilfswissenschaften wie für ein dem Ganzen vorzuordnendes, in den elementaren Betrieb der historischen Hermeneutik und Kritik überhaupt einführendes Proseminar zur Verfügung stehen. Das wird im Allgemeinen nur an den großen Universitäten möglich sein; und auch hier vielleicht nur unter besonderen Umständen. Für Leipzig sind die hierher gehörigen Fragen schon jetzt ohne große Schwierigkeit beantwortet worden.

Dabei ist es aber nicht die Aufgabe, das ganze reiche Programm alsbald

in jeder Hinsicht und gleichmäßig, wenn überhaupt jemals gerade in der soeben skizzirten Form und Ausdehnung, durchzuführen. Hier hängt vielmehr Alles von den verfügbaren Personen und Mitteln ab; und bewußt muß betont werden, daß ein Erfolg erst unter der Beherzigung des Satzes Mal étreint qui trop embrasse gegeben sein kann. Soll sich aber in der Beschränkung der Meister zeigen, so gilt es um so mehr, an wenigen, wirklich richtig gewählten Stellen anzufangen und für diese auch die Bibliothek besser auszubauen. Diese Stellen sind zunächst mit der deutschen Geschichte gegeben: breit wird da die Kulturgeschichte der Nation zu durchforschen sein: in den neueren Zeiten vornehmlich auch mit Rücksicht auf die Geschichte der Wissenschaften und der Geschichtwissenschaft insbesondere, um aus der ständigen historiographischen Berührung mit den Problemen der eigenen Wissenschaft den Blick für deren gegenwärtige und künftige Aufgaben zu schärfen. Daneben aber ist dann vor Allem die Kulturentwickelung solcher Nationen, die mit der deutschen gar keine oder fast gar keine Berührung gehabt haben, zu verfolgen, um den Blick über Alles, was menschliche Möglichkeit heißt, zugleich auch zu weiten: darum wird dem Studium der chinesischen und japanischen Kultur besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden; es fehlt gerade hierzu schon jetzt nicht an Lehrern und Schülern. Neben uns inhaltlich und räumlich fernen Kulturen aber wird dann die Kultur der Gegenwart, in der die Konsequenzen der heutigen materiellen Kulturentwickelung Europas besonders scharf gezogen sind, den Seminarübungen einen gern gewählten Stoff liefern: die Kultur der Vereinigten Staaten. Dies um so mehr, als wir hier vielfach in unseren alten deutschen Landsleuten Fleisch von unserem Fleisch begegnen und, genau betrachtet, eigentlich alle Wirksamkeit und Same auf teutonischem Untergrunde wächst. Die Abtheilung der Bibliothek, die sich auf die Vereinigten Staaten bezieht, ist schon jetzt nicht übel ausgestattet; man findet darin zum Beispiel die Kongreßakten und die Statuten at large.

Doch alle diese einzelnen Uebungzweige würden der tiefsten Grundlage, nämlich einer von vorn herein geschärften und geschulten Kraft genetisch-psychologischen Verständnisses entbehren, würde nicht für deren Entwickelung in besonderen Forschungstunden gesorgt. Es ist zwar nur ein propädeutischer, aber doch ein Punkt von hoher Wichtigkeit, der uns in die eigentliche kultur- und universalgeschichtliche Hilfswissenschaft, die genetische Psychologie, hineinführt. Genetische Psychologie läßt sich bekanntlich sehr verschieden treiben; am Weitesten gefördert erscheint sie jetzt durch Wundts großes Werk als Völkerpsychologie In Leipzig speziell empfiehlt sich bei dem hohen Stande des psychologischen Wissens und Könnens der sächsischen Elementarschullehrer, deren tüchtigsten bekanntlich das Universitätstudium offen steht, wie bei dem Arbeiteifer der etwa tausend leipziger Lehrer der Volks- und Bürgerschulen, vor Allem auch die Kinderpsychologie als Untersuchungsgegenstand zu entwickeln, so weit sie nach dem biogenetischen Leitmotiv für die historische Erkenntniß Bedeutung hat. Dabei wird natürlich nicht verkannt, daß diese Bedeutung begrenzt ist; und daß es der Durchbildung eines starken Sinnes und einer festen Methode psychogenetischer Kritik bedarf, soll diese Bedeutung völlig klargestellt werden. Aber eben dieser Zusammenhang macht die Kinderpsychologie für kulturgeschichtliche Schulung besonders geeignet. Zugängig aber wird das Gebiet der Kinderpsychologie für die Anwendung als historische Hilfdisziplin vor Allem in der Entwickelung der kindlichen Zeichnung. Denn nur auf diesem Gebiet ist die

nothwendige Vergleichbarkeit mit der Entwickelung niedriger Kulturen leicht herzustellen. Zum volleren Verständniß dieses Zusammenhanges bedarf es vielleicht noch eines weiteren Ausholens. Bekanntlich ist Methode und Technik des kulturgeschichtlichen Vergleiches nirgends weiter fortgeschritten als auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; freilich auch auf keinem so leicht zu handhaben, da hier die Denkmäler unmittelbare Eindrücke vermitteln, die nicht erst durch das Dazwischentreten der Sprache oder irgendeines anderen, sei es mimischen, sei es musikalischen Ausdrucksmittels getrübt erscheinen. Auf dem Gebiete der vergleichenden Kunstgeschichte aber sind wiederum die primitiven, nur der Ornamentik angehörenden Perioden von besonderem Interesse, weil sich in ihnen der Parallelverlauf der Entwickelung der künstlerischen Anschauung fast aller wichtigen Kulturvölker mit der gesichertsten Aussicht auf Erfolg bearbeiten läßt. So wird jetzt, zum Beispiel, nachdem Hörschelmann die Entwickelung der chinesischen Ornamentik dargestellt und damit die innere Geschichte der chinesischen Kunst in den beiden letzten Jahrtausenden vor Christus aufgehellt hat, mit fruchtbarem Eifer an der Vergleichung der Entwickelung der primitiven chinesischen und der germanischen Kunst gearbeitet; und ich kann mittheilen, daß sich die Stilprinzipien beider Entwickelungen völlig sicher und unter den werthvollsten Einblicken in die fundamentalen und elementaren Verschiedenheiten der Rasseanlage und des nationalen Charakters verfolgen lassen. Diese Methode kann nun natürlich auf die Urzeiten aller anderen Völker und damit auch auf die der Völker niedriger Kulturen, jener Völker, die Breysig Völker ewiger Urzeit genannt hat, überhaupt ausgedehnt werden und kann dort zur Aufstellung von regelmäßig aufeinanderfolgenden Entwickelungreihen führen, deren Denkmäler dann, weil auf den verschiedensten Gegenständen, Werkzeugen, Waffen, Wohnstätten verbreitet, eine Periodisirung der Kulturentwickelung niedrig stehender Völker überhaupt gestatten würden. Man versteht dabei, daß es sich bei der Durchführung solcher Forschungen um nichts Geringes handeln würde: das Ergebniß würde die Festlegung einer relativen Chronologie von Kulturzeitaltern für niedrig stehende Völker, würde die Historisirung der Völkerkunde sein.

Dies Ziel ist nun vielleicht schon an sich und allein aus dem völkerkundlichen und urzeitlichen Material heraus zu erreichen. Zuverlässiger aber wird es gesichtet und errungen, wenn die bis zu einem gewissen Grade parallele und in noch viel fernere Tiefen der Menschheitentwickelung zurückführende Kinderpsychologie, und zwar speziell die Lehre von der Genesis und den Entwickelungperioden der Kinderzeichnungen, hinzugenommen wird.

Man sieht leicht, wie hier kulturgeschichtliche Erforschung der Urzeiten und hilfswissenschaftlicher Betrieb der genetischen Psychologie einander so verschlingen, daß eine besonders lehrreiche und auch wissenschaftlich vielversprechende Durchführung in seminaristischen Uebungen möglich wird. Darum sind solche Forschungen in Leipzig schon früh ins Auge gefaßt worden; und dem künftigen Seminar steht bereits jetzt ein Archiv von über hunderttausend Kinderzeichnungen aus allen wichtigeren Völkern des Erdballs zur Verfügung, während für die Ornamentik der menschheitlichen Urzeiten durch eine besondere Sammlung von Abbildungen in dem Skioptikon-Material des Seminars gesorgt sein wird.

Man wird in diesem Augenblick vielleicht den Eindruck haben, daß die zuletzt erwähnten Studien sich aus dem Bereich der historischen Forschung zu sehr

entfernen, vielleicht sogar, daß sie unter den gewöhnlichen Bedingungen studentischen Lebens gar nicht durchführbar seien. Beides wäre gleich falsch geurtheilt. Eine schon sattsam vorliegende Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß diese Studien (und noch vielmehr die früher erwähnten) sich mit der selben Leichtigkeit wie andere historische Studien treiben lassen und daß sie der studentischen Welt um so lieber sind, als sich in ihnen, im Bereich der Ausarbeitung schon ganz einfacher Dissertationen, auf bisher noch kaum erschlossenen Arbeitfeldern Ergebnisse von sehr beträchtlicher wissenschaftlicher Tragweite gewinnen lassen. Den Beweis dafür erbringen auch sichtbar die beiden Reihen der von mir herausgegebenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Doch stehen diesen Uebungen besonderen Charakters natürlich weitaus überwiegend solche Untersuchungsgebiete gegenüber, in denen die Methode keineswegs gleich weit von dem kulturgeschichtlich Herkömmlichen abweicht.

Sind die Dinge so weit in der ruhigen Arbeit der letzten Jahre gefördert worden, so wird dieser glückliche Verlauf vor Allem dem Wohlwollen und der vertrauensvollen Einsicht der der Universität vorgesetzten Behörden verdankt. Wir sind in Sachsen in dem seit jetzt fast einem halben Jahrtausend klassischen Lande deutscher wissenschaftlicher Erziehung und deutschen wissenschaftlichen Unterrichtes. Und die Professoren dürfen heute, wie ihre Vorfahren, dankbar rühmen, daß ihnen Land und Leute, nicht am Wenigsten Obrigkeit und Herrscher, die Erfüllung dieser Aufgaben in jeder Hinsicht erleichtern, ja, hilfreich fördernd überhaupt erst ermöglichen.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Herbstsonett.

Die Tage stiegen längst die goldne Leiter
Des Sommers nieder. Spätglanz wärmt das Land.
Die Schatten wachsen früh und fallen breiter
Von allen Bäumen in des Abends Hand.

Im Laube glänzt noch, wie vom Wind verschlagen,
Manch reife Frucht. Der Felder Brust liegt bloß
Und Wolken, die sich westwärts überjagen,
Machen den Himmel ernst und ruhelos.

Ueber die Wälder, die sich rasch entblättern,
Zittert schon unrastvoll der Schwalben Flug.
Und all Dies mahnt: Nun sei dem Herbst bereit.

Beugst Du Dich morgen zu der Landschaft Buch,
So blinkt vielleicht schon aus den bunten Lettern
Des Lebens liebstes Wort: Vergänglichkeit.

Wien. Stefan Zweig.

Der Chines'.

Die Kinder haben „Gute Nacht“ gesagt und sind mit der Mutter hinausgegangen. Im Wohnzimmer sitzen Vater und Tante Marie einander am großen runden Tisch schweigend gegenüber. Noch vom Essen her liegt das Tischtuch; durchaus nicht mehr blüthenweiß. Marie stellt aus Brotkrümeln geometrische Figuren zusammen und betrachtet verstohlen ihren Schwager: runder Bauernschädel; große, grobe Hände. Weit zurückgelehnt im bequemen Korbsessel, die Füße vorgestreckt, die rechte Hand in die Hosentasche versenkt, saugt er an seiner Virginia. Der emporgehobene Kopf und die zusammengewachsenen Brauen geben ihm den Anschein, als betrachte er mit größter Mißbilligung das goldgerahmte Oelgemälde über dem Sofa: eine feine, geistvolle Frau in altmodischer Tracht; augenscheinlich eine Verwandte der Schwestern. Ehe die Luis' vorhin mit den Kindern hinausgegangen war, hatte sie eine Weile neben Marie gestanden, unter dem Bild. Alle Drei die dunklen Augen mit den schweren Lidern, den etwas großen, aber gut geschnittenen Mund, das runde Kinn; doch die hohe, gewölbte Stirn, der schwermüthige Blick, der Zug von Bitterkeit um den Mund — geistige Verwandtschaft — nur bei Marie.

Vom Nebenraum her klingt Kleinkinderweinen und das besänftigende Summen und Trällern der Mutter. Emil richtet sich auf und klopft bedächtig die Asche von seiner Cigarre. Dann zieht er langsam die Hand aus der Hosentasche, beugt sich weit über den Tisch, sieht der Schwägerin in die Augen, deutet mit zurückgezogenem Daumen über seine Schulter hinüber nach dem Zimmer, aus dem die Stimmen kommen, und sagt gedämpft: „Weißt, Marie, ich sag' Dirs im Ernst: Der da“ (der Daumen zuckt energisch), „ce-gosse là, an Dem bin ich ganz unschuldig.“

„Wie meinst Du Das?“ fragt Marie und sieht ihn mit großen Augen an.

„He! Wenn man schon drei Buben hat! Ich hab' gethan, was man kann. Fichtre! Ça coûte, les enfants, tu sais. Ich hab' keine mehr wollen. Sapristi!“

„Die Luis' hätt' wohl gern noch ein Mädel gehabt“, erwidert Marie.

„He!“ Emil beugt sich noch weiter vor. „Verstehst denn nit? Bist doch auch verheirathet.“ Um Maries Mund zuckts verächtlich. „Ich kann nit der Vater zu dem Kind da sein“ (mit Kopfbewegung nach hinten).

„Ach, geh!“ ruft Marie, schroff zurückweisend, und runzelt die Stirn.

Emil lehnt sich zurück; die Hand wird wieder in die Hosentasche versenkt. „Ja, willst es nit wahr haben. Aber weißt: ich kanns nit sein. Ich kenn' mich aus mit so ebbes. Nein, nein, sie“ (wieder Kopfbewegung nach hinten) „hat gut schwätzen, ich wüßt' nit von mir, wenn ich abends Eins getrunken hätt'; so viel weiß ich immer noch, sell kannst mir glauben. He! Sapristi!“ Beide schweigen.

Die Mutter tritt wieder ein, das stillvergnügt am Schnuller saugende Jüngste im Arm. Mit strahlendem Gesicht hält sie es der Schwester entgegen. „Schau nur das goldige Kerlele an! Wies jetzt brav ist! Gell, Ditti? Schmeckts, Kleinsle?“

Emil brummt übellaunig: „Geh doch mit dem Bub' naus! Was willst denn mit Dem hier? Weißt doch, daß ich ihn nit sehen mag.“

„So? Fangst jetzt auch noch an, wenn die Marie ein paar Tag zu Besuch da ist?“ ruft seine Frau und stellt sich vor ihn hin. „Hast noch nit genug? Nimm doch auch Rücksicht auf die Marie; die ist ein so wüstes Gemache nit gewohnt; hat einen feineren Mann kriegt als wie ich.“

„Ach, Luis'!“ murmelt die Schwester.

„He! Die Marie kanns schon wissen, daß Der da nit mein Bub ist.“

„So? Und wem seiner denn, wenn man fragen darf?“ höhnt die Luis'.

„Meine Meinung, was meine Meinung darüber ist, die hab' ich Dir ja, denk' ich, schon gesagt.“

„Hahaha!“ Die kleine schwarzhaarige Luis' verschluckt sich vor Lachen. „Bleibst wirklich bei dem dummen Zeug? Weißt, Marie, was er sagt? Weißt, wer der Vater zum Büble sein soll? Hahaha!“ Sie stellt sich vor Marie hin und fährt mit mühsam gedämpfter Stimme fort: „Der Chines', sagt er, der das Zimmer da vorne gemiethet gehabt hat vorigen Herbst! Jetzt weißts.“ Und sie lacht wieder, tippt sich auf die Stirn und telegraphirt der Schwester mit Augenzwinkern und Kopfbewegung nach dem Mann hin: „Total verrückt!“

„Aber Emil!“ ruft Marie vorwurfsvoll.

„Eh bien, Marie, je te dirai pourquoi . . .“

„Warum?“ fällt die Frau ihm ins Wort. „Willst wissen, warum, Marie? Weils Büble, als es auf die Welt kommen ist, den ganzen Kopf voll schwarze Haare gehabt hat! Ja, zuck' Du nur die Achseln,“ fährt sie, jetzt doch ärgerlich, mit blitzenden Augen den Mann an. „Das hast selbst gesagt. Weil Du Dich giftet hast, einfach. Hättst Dir auch was Gescheiters ausdenken können! Denn weißt, Marie, 's Burgerts Karl hats doch genau so gehabt; und überhaupt: wie viele Kinder! Dann sind Das also Alles Chineser, he?“ Sie hält athemlos inne und schaukelt das Kind in großen Schwingungen.

Emil richtet sich schwerfällig auf, schänkt bedächtig von dem Rothwein ein, der in einer Glaskaraffe vor ihm steht, thut einen mächtigen Zug und stellt das Glas auf den Tisch, daß Alles klirrt. Dann dreht er sich zu seiner Frau hin und mißt mit verächtlichen Blicken die kleine Gestalt von oben bis unten: „Schwätzen kannst! Aber die Hauptsach' hast doch vergessen zu sagen: daß Du die halben Täg bist mit ihm zusammengesessen, mit dem wüsten Kerle!

„He! Wüsten Kerle! Der hat nit wüster ausgeschaut als mancher Andere. Und was kann Einer auch dafür, wie er ausschaut!“

„Ja, schwätz Du!“ brummt Emil.

„Weißt, Marie,“ fährt die Luis' fort, ohne ihn zu beachten, „'s arm Männle hat mich halt dauert. 's war gar so allein und hat nur können Englisch gut sprechen. Da hab' ich halt manchmal mit ihm schwätzt. Ich hätt' selber nit gemeint, daß ich noch so viel Englisch wüßt. Die Mama selig“ (sie wirft einen Blick auf das Oelgemälde) „hat ja immer drauf gepaßt, daß wir ordentlich was lernen sollten. Weißt, und da hat er mir erzählt von da, wo er daheim ist, und hat mir immer die Brief' übersetzen wollen von seim Vater und seine Brüder. Ein guter Kerle wars; und so vergnügt war er, daß er Jemand gehabt hat, dem er hat erzählen können!“

„He jo! Schwätz Du! Das glaubt Dir bi Gott noch lang Niemand. Da müßt' man ja die Weiber nit kennen — he! — und auch die Mannslüt nit. Werden auch nit aus anderm Teig gebacken sein in dem China.“ Emil zuckt mit überlegener Miene die Achseln. „Wird sich daher setzen und von seim Vater schwätzen . . .“

„Sind halt nit alle Leut so umständlich mit ihrem Mundwerk wie Ihr Schwyzer! Weißt, Marie, und die französisch Schwyzer, Das sind die Schlimmsten; wenn Die

mal schwätzen, ists gleich was Wüsts. Hättst nur hören sollen, das Gethu und Gemache vom Emil, sobald das arm Männle nur ein paar Minuten hier gewesen ist bei mir, wenn er nit daheim war! Ich hab ihm deshalb dann natürlich schon nimmer davon sprechen mögen; aber die Kinder haben halt von dem Chines' schwätzt, daß er ihnen Gutsele gebracht hätt'. Ja, ich sag' Dir, ganz wild ist er als worden, der Emil, daß man hat meinen können, er woll' Einen gerad' umbringen."

„Ja, erst noch", brummt Emil und unterdrückt ein Lächeln geschmeichelter Eitelkeit.

„Schließlich hat ers so arg getrieben," fährt die Luis' fort, „daß ich mich ganz gefürchtet hab', und hats nimmer leiden wollen, daß der arme Chines' herüberkäm. Da bin ich ihm halt aus 'm Weg gangen. Aber jetzt" (damit wendet sie sich an den Mann) „wo Du mir doch so nit glaubst und auch auf das arm unschuldig Büble deshalb einen Zorn hast, jetzt sollst es doch einmal wissen, was für ein guter Kerle der Chines' war . . ."

„Du kannst ihm ja nach," erwidert Emil, ohne sich zu rühren.

Die Luis' lacht übers ganze Gesicht. „Das sagst jetzt, gelt? Weißt, Marie, damals, als es uns so schlecht ging und er" (mit Kopfbewegung nach dem Mann hin) „'s Geschäft hat aufgeben müssen, weil er sich immer von Anderen bereden läßt und dünkt sich doch sonst so gescheit" (sie zwinkert der Schwester verschmitzt triumphirend zu) „und man noch gar nit wußt', ob man überhaupt was würd' übrig behalten, — also da verwischt mich doch mal der Chines' und fragt, warum ich denn nimmer daheim wär', wenn er käm'; ob ich ihm was übel genommen hätt' und bös auf ihn wär'. Ich sagt': nein, Das wärs nit; aber ich hätt' jetzt so viel Anderes im Kopf. Er fragt weiter, ob er mir helfen könnt'; die Kinder hätten ihm erzählt, daß ich so viel immer weinen thät'. Ich sagt', ich hätt' so args Zahnweh. Weißt, man mags doch Fremden nit so sagen, wies mit Einem steht. Man müßt' sich ja schämen."

Emil brummt etwas Unverständliches.

„Ja, brumm' Du nur! 's ist doch so. Ich bin sowas nit gewohnt gewesen von daheim, gelt, Marie? Also 's muß ihm dann doch Jemand gesteckt haben, wies mit uns steht. Am nächsten Tag kommt ein Briefle von ihm, ein ganz netts: es thät' ihm so leid, er könnt' Das nit mit ansehen, wie ich mich sorgen müßt' (it makes my heart ache, hat er geschrieben), und ob ich wollt' dreitausend Franken annehmen für die Kinder. Er hätt' sie gerad' übrig und er thäts gern. Ja, siehst: das gut' Männle!"

„Ah bah!" ruft Emil ungläubig. „Dreitausend Franken? Das sind Flausen."

„He ja, Du! Glaubsts wieder nit, gelt? Nimms Büble derweil, Marie!"

Triumphirend geht die Luis' an ihren Nähtisch und kramt ein Billet hervor.

Emil liest es langsam durch und reichts der Schwägerin; dann fragt er in gereiztem Ton: „Warum hast mir denn damals nüt gesagt davon?"

„He, zu was denn? Ich durft' ja nit mal mehr seinen Namen in den Mund nehmen, so wüthig warst auf ihn. Was hättst denn auch gedacht? Gelt, Du weißts schon! Denkst ja so immer gleich 's Schlechtste von Einem."

„He nu", erwidert Emil nachdenklich; und nach längerer Pause: „Aber . . hasts denn nit genommen, das Geld?"

„Ich glaub', Du bist nit gescheit! Kein gut's Wort ihm gönnen und die

dreitausend Franken in den Sack stecken: Das hätt' Dir gepaßt, gelt? Ja —!“ Sie nimmt hastig das schlafende Kind der Schwester ab und trit im Takt, sanft wiegend, mit dem rechten Fuß vor und zurück.

Emil sagte überlegend: „He nu — en ce cas . . . Das hab' ich ja nit gewußt. Trois mille francs — sapristi! Ça vaut la peine, ça! Da hätt' man schon mal . . . hm!“ Er zündet sich mit großer Umständlichkeit eine frische Virginia an, lehnt sich in den Sessel zurück und versinkt in tiefes Nachdenken. Die Luis' schaukelt das Kind und lächelt triumphirend vor sich hin. Marie blickt mit gerunzelter Stirn aus halbgeschlossenen Augen forschend auf den Schwager.

Da: ein Faustschlag auf den Tisch unterbricht die Stille.

„Dreitausend Franken! Sacré dieu! Und wenn schon . . . Nachher wär' er in seinem China gewesen . . .“

Das Kind ist aufgewacht und fängt zu schreien an. Der Vater erhebt sich schwerfällig und betrachtet es nachdenklich. „He! Du! Was hast Du denn zu plärren alleweil?“ Dann wirft er einen flüchtigen Blick auf seine Frau, die sich über den Kleinen gebeugt hat, und seufzt: „Eh bien, c'est égal! Krüzdumm seid Ihr ebe mal, Ihr Weiber! Adieu zusammen; ich gang jetzt zum Schoppen.“

Krachend fällt die Thür ins Schloß.

„St, st, st!“ Die Mutter beschwichtigt das Kind und sieht glücklich lächelnd zur Schwester hin, die blaß vor Empörung aufgesprungen ist. „Hasts gehört, Marie? Angesprochen hat er's Büble! 's erst' Mal!“

„Aber Luis'!“ ruft Marie. „Ich versteh' Dich nicht. Hast Du denn kein Empfinden für — ja, ich finde keinen milderen Ausdruck — für die Gemeinheit . . . ?“

Die Luis' setzt sich mit dem Kind in den Korbstuhl. „Wegen dem Geld, meinst? Daß er das gern gehabt hätt'? Je ja, schon. Aber weißt, so ist er halt. Was soll man da machen?“

Marie schüttelt den Kopf. „Das begreif' ich nicht. Daß Du Dich damit so leicht abfindest! Daß Du nicht empört bist! Auch schon über den Verdacht . . .“

Die Luis' lacht hell auf. „He! wenn er schon nicht mal mehr eifersüchtig wär'! Freilich, hast Recht, mit dem Chines', Das war ein Bisle ein stark's Stück. Denn weißt — 's war ein gut's, lieb's Männle und hat auch nicht mal so übel ausgeschaut; aber — brr! — die Nasen hätt' man sich zuhalten mögen! Weißt, der chinesisch Geruch! Die Neger sollens auch so haben.“ Sie lehnt sich hintenüber und lacht vor sich hin: Je nein, da ist der Emil doch ein andrer Kerl! Ein ganz ein andrer! Ein lieber —!“

Marie wendet sich ab. Die Luis' fährt bittend fort: „Geh, wer wird denn auch gleich so sein! Deshalb kommst auch mit Deinem Arthur nit aus. Laß die Mannsleut' doch schwätzen! Sie meinens auch nit immer so. Da käm' man nit weit, wenn man sich wollt' Alles zu Herzen nehmen.“ Ihr Blick fällt auf das Oelgemälde. „Schau, die Mama! Wirst ihr halt immer ähnlicher im Gesicht.“

„Ja, die Mama,“ sagt Marie seufzend, leise; „die hats nicht leicht nehmen können. Und ich kanns auch nicht.“

Die Luis' steht auf. „Je, ja —: 's ist halt ein Kreuz, wenn wer dazu neigt, zum Spintisiren! — Je — ja! Was soll man da machen! Nu, ich leg' jetzt geschwind 's Büble hin.“ In der Thür dreht sie sich noch einmal zur Schwester zurück und sagt energisch: „Heut Nacht muß aber der Emil 's rumtragen, wenns schreit!“

Hanna Krüger.

Mehl-Kartell.*)

Nachdem der seit Jahren währende Streit zwischen Handwerk und Großbetrieb neulich hier vom Professor Dr. Kleinwaechter dargestellt worden ist, bittet nun auch der fachmännische Interessent ums Wort. Kleinwaechters Darstellung stützt sich auf eine Denkschrift über die Organisation von Verkaufsvereinigungen der deutschen Müller. Darin wird eine Umsatzsteuer und die Kontingentirung der deutschen Mehlproduktion verlangt. An die Umsatzsteuer denken die Müller schon lange; die Frage der Kontingentirung wird erst seit zwei Jahren erörtert.

Der Rückgang der kleinen und mittleren Mühlen wurde bis vor Kurzem durch eine von den „Mehlfabriken" bewirkte Ueberproduktion erklärt. Davon ist nun nicht mehr die Rede. Wodurch also ist der Rückgang dieser kleineren Mühlenbetriebe bewirkt worden? Mich würde ein Erklärungversuch hier zu weit von meinem eigentlichen Thema abführen. Ich will deshalb zunächst nur erwähnen, daß auch der handwerkmäßige Betrieb einer kleinen Mühle mehr Grundkapital (Betriebsmittel und Immobilien) fordert als irgendein anderes Kleingewerbe. Manche Mühlen mußten stillstehen, weil ihnen diese Mittel fehlten. Mit Recht weist Herr Professor Kleinwaechter auf die Umwandlung der Lohnmühlen in Handelsmühlen. Diese Entwickelung war sehr wichtig. Der Lohnmüller brauchte keine Betriebsmittel; der Handelsmüller kann sie nicht entbehren. Er muß, wenn er rationell arbeiten will, das Mahlgut bar einkaufen und Kredite gewähren.

Man darf nicht glauben, daß alle Müller ein Kartell wünschen. Herr Professor Dr. Kleinwaechter meint, der Kerngedanke aller Kartelle sei das Bestreben, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Meist spricht aber sehr laut wohl der Wunsch mit, nicht nur lohnende Preise zu erlangen, sondern, wenns möglich ist, den Markt durch geschlossene Preisbildung zu beherrschen und Notirungen vorzuschreiben, die den Tageswerth übersteigen. Ich gebe gern zu, daß diese Absicht von einem Mühlenkartell nicht leicht auszuführen wäre; man müßte mit dem Import fremder Mehle und fremden Getreides rechnen, der selbst durch die erhöhten Zölle nicht verhindert werden kann. Kleinwaechter erinnert an die Kontingentirung von Spiritus und Zucker. Diese Artikel werden aber fast überall aus dem selben Rohmaterial in dem selben technischen Verfahren hergestellt Das gilt für das Mehl nicht. Da ist die Technik, noch mehr aber die Qualität des zu vermahlenden Kornes, je nach der Bodenart und dem Ernteausfall, sehr verschieden. Läßt sich ein Artikel kontingentiren, dessen Qualität von der Ernte, von der Art der Fabrikation und von allerlei wechselnden Zufällen abhängig ist? Ich wage nicht, die Frage zu bejahen.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber auf anderem Gebiet. Die zuständigen Behörden sollen ermitteln, wie viel Mehl im Durchschnitt der letzten fünf Jahre alljährlich in Deutschland erzeugt wurde, und dieses Quantum soll unter die bestehenden Mühlen nach ihrer bisherigen Leistungfähigkeit vertheilt werden (wobei die kleineren Mühlen

*) Am vierundzwanzigsten August hat Herr Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter hier (unter dem Titel „Wünsche der deutschen Müller") einen Artikel veröffentlicht auf den ein interessirter Praktiker nun zu erwidern wünscht.

mehr zu berücksichtigen sind). Wie aber soll die „bisherige Leistungfähigkeit" festgestellt werden? Wohl auch nach der Durchschnittserzeugung der letzten fünf Jahre? Dann könnte eine Wassermühle, die in diesen fünf Jahren an Wassermangel litt, ein Kontingent erhalten, das sie völlig entwerthet. Durch den Zwang zur Sonntagsruhe haben die Wassermühlen im Gewerbebetrieb sieben bis vierzehn Prozent ihrer Leistungsfähigkeit verloren, je nachdem ihnen von der Behörde die Erlaubniß, an sechsundzwanzig Sonntagen zu arbeiten, gewährt oder verweigert wurde. Ist die Wasserkraft nicht der werthvollste Besitz der Müller, doppelt werthvoll angesichts der enormen Preissteigerung der Kohle? Hat er diesen Besitz nicht theuer zu bezahlen gehabt? Wie oft erwirbt ein Müller für schweres Geld eine mit veraltetem Werk arbeitende Mühle, nur weil er auf die Wasserkraft hofft! Wie oft sind dann theure Wehr- und Wasserbauten nöthig, die seine Mittel erschöpfen! Wird ihm die Leistungfähigkeit dieser Wasserkraft nun gar noch durch das Kontingent geschmälert, dann erlebt er die Freude einer Vermögenskonfiskation.

Die meisten Handelskammern haben sich gegen Umsatzsteuer und Kontingentirung erklärt. Diesem Widerspruch müßten alle kaufmännischen und industriellen Interessenvertretungen sich anschließen. Nicht etwa nur, weil die Prosperität der Mühlen gefährdet, sondern, weil durch dieses Projekt eine zusätzliche Gewerbesteuer eingeführt würde, die man eigentlich nur eine Steuer auf Energie und Intelligenz nennen könnte. Mit welchem Recht dürfte man anderen Handwerkern, die sich durch den Großbetrieb geschädigt glauben, eine ähnliche Schutzmaßregel versagen? Schuhmacher, Drechsler, Klempner und viele andere Handwerker sind in der selben Lage: auch ihre Artikel werden in Fabriken für den Massenbedarf hergestellt. Wenn auch sie um Kontingentirung dieser lästigen Großbetriebe bäten und ihren Wunsch erfüllt sähen, dann wäre Kleinwaechters Satz nur allzu richtig: „Wir scheinen auf dem Rückweg zu den Grundsätzen der mittelalterlichen Gewerbepolitik."

Wir haben die Waarenhaussteuer. Wo bleibt ihr Nutzen für Kleinhandel und Handwerk? Wo bleibt selbst der fiskalische Erfolg?

Auch das Verkaufssyndikat würde keine leichte Arbeit haben. Röhrensyndikate, Druckpapiersyndikate finden bei ihren Abnehmern keinen Widerspruch, wenn sie dem einen diese, dem anderen jene Marke zutheilen. Mehl wird von den Konsumenten (Bäckern) im Vertrauen auf die Marke gekauft; es wird nicht möglich sein, eine beliebige Marke willkürlich dem oder jenem Verbraucher zuzutheilen. Viele Mühlen, die genug Kapital und Absatz haben, werden dem Syndikat nicht beitreten; sie werden manchmal theurer, manchmal aber auch billiger liefern und sich für Verkauf und Kredit die Bedingungen nicht vom Syndikat vorschreiben lassen. Eins schickt sich eben nicht für Alle. Mit mir sind viele Berufsgenossen überzeugt, daß Mehl ein Artikel ist, der nicht syndizirt werden kann. Einen rückständigen Manchestermann darf man mich deshalb nicht nennen. Ich selbst betreibe eine Mühle von dem Umfang derer, denen die Allheilmittel helfen sollen. In dreißigjähriger Arbeit erworbene Erfahrung veranlaßt mich, diese Mittel abzulehnen. Timeo Danaos.

Sochaczewski,
Vorsitzender der Handelskammer Liegnitz.

Amerikanische Trusts.

Das wachsende Streben nach Kapitalsassoziation könnte die Kultur fördern, bringt aber die Gefahr herauf, daß die in immer wenigeren Centralstellen aufgehäufte Macht des Geldes nicht nur zu berechtigten, sondern auch zu unlauteren Zwecken benutzt wird. Keine andere Autokratie ist so sehr der Willkür des Einzelnen und seinen Schwächen und Lastern unterworfen. Deshalb muß der Staat diesem eben so heilsamen wie korrumpirenden Element den Weg vorschreiben; er darf dabei aber die Grenzen nicht so eng ziehen, daß die Wirthschaft darunter leidet. Mit mehr oder weniger Glück und Geschick hat mans in den vorgeschrittenen Ländern der Alten Welt versucht; in den Vereinigten Staaten, wo man mit überstürzender Eile Europas Entwickelung zu überflügeln trachtete, hat man bisher die Anwendung aller drastischen Mittel zur Ueberwachung der kapitalistischen Bewegung gescheut, weil man fürchtete, den Wachsthumsprozeß aufzuhalten. Aber auch dort hat sich von unten herauf ein kräftiger Unwille gegen die stetig fühlbarer werdende Tyrannei des Kapitals erhoben und nach und nach die intelligenteren Klassen der Bevölkerung ergriffen. Dem Präsidenten der nordamerikanischen Republik ist nachzurühmen, daß er die Kraft dieser Strömung früh erkannt hat. Er ist mit dem Gelde der Trusts, die damals noch die leitende Rolle in der republikanischen Partei hatten, gewählt worden, hat sich später aber mit lauteren Persönlichkeiten zu umgeben und von der Macht der Trusts zu lösen verstanden. Heute hassen ihn die Trustmagnaten; sie sind aber bereit, den Widerstand gegen seine Reformpläne aufzugeben, weil sie fühlen, daß sie sonst noch Schlimmeres erleben könnten.

Die Trustleute haben verstanden, sich außer dem näherliegenden Gebiet der Banken, Versicherungsgesellschaften und anderer Finanzinstitute der Eisenbahnen zu bemächtigen. Wichtig für diese Entwickelung war die Katastrophe der Jahre 1893 und 1894; der wilde Wettbewerb, der die Fracht- und Personentarife unter die Gewinnmöglichkeit herabgedrückt hatte, zwang damals viele Eisenbahngesellschaften zum Konkurs. Vorher waren alle Verständigungversuche fruchtlos geblieben; die Abmachungen wurden heimlich umgangen und die Rechte konnten vor Gericht nicht durchgesetzt werden, weil alle Schritte zur Beseitigung des Bahnwettbewerbes nach dem Landesgesetz verboten waren. In der Receiverschaft der Gesellschaften aber bot sich den Finanzmächten ein Mittel, ihren Zweck auf andere Weise zu erreichen. Sie kauften für einen Spottpreis die verkrachten Bahnen auf und stellten die noch selbständigen Bahnen dann vor die Wahl, sich ihnen unterzuordnen oder durch skrupellose Unterbietungen auch zum Konkurs gezwungen zu werden. Wo selbst diese Gewaltmittel nicht wirkten, wurden die Bahnantheile à tout prix aufgekauft, bis man die Möglichkeit hatte, das Schicksal der Gesellschaft mit Stimmenmehrheit zu lenken. Aber noch vor der Erwerbung hatten die paar leitenden Köpfe die Welt unter sich vertheilt. Das hieß man die Politik der berechtigten Bahninteressen. Die Morgan-Hill, die Vanderbilt, die Pennsylvania-Leute, die Gould und die Harriman-Rockefeller bildeten ihre Gruppen. Ohne einigen Streit zwischen diesen Matadoren ging es freilich nicht ab; wie einst an dem Tag von Bangor, wo die Aufrührer gegen Heinrich den Vierten, die Worcester, Mortimer, Glendower und der heißspornige Percy, das englische Reich unter sich theilten, wollte Jeder noch ein Sonderplätzchen haben und glaubte sich von den Genossen geschädigt. Aber die Verschwörung kam

zu Stande; jede Einzelgruppe erwarb das Recht zur Kontrole der in ihren Bereich gezogenen Bahnsysteme und machte durch den so erworbenen Einfluß den Tarifunterbietungen ein Ende. Nun konnten die Alleinherrscher auch nach Willkür für ihre persönlichen Interessen sorgen. Da sie die Mehrheit der Aktien in der Hand hatten, wurden die übrigen Aktionäre völlig machtlos; auch die Direktoren und anderen Beamten der Bahnen waren willige Werkzeuge der Ausbeuter. Dazu aber waren Milliarden nöthig; die Macher mußten die Aktien in ihren Tresors aufbewahren, um ihr Kontrolrecht nicht zu verlieren. Sie gaben deshalb Bonds und andere Werthe aus, die dem Erwerber kein Stimmrecht verliehen. Hunderte von Millionen solcher Papiere wurden von der Pennsylvania, der New York Central, der Union Pacific emittirt, bis der Geldweltmarkt mit den verwässerten Werthen überschwemmt und nicht mehr aufnahmefähig war. Nun versuchten es die Bahnmagnaten mit Besitzgesellschaften, in die sie die Aktien der kontrolirten Bahnen einbrachten; gegen diese Sicherheit gaben sie dann Aktien der Besitzgesellschaften aus. Aber eine der größeren Gesellschaften dieser Art, die Northern Securities Co., wurde für ungesetzlich erklärt und mußte aufgelöst werden. Seitdem übertragen die Bahntrusts ihren Besitz an Strohmänner; sobald ein gerichtlicher Eingriff droht, wandern die Papiere in einen anderen Tresor. Die Herrschaft der Trustkönige über die vier oder fünf Bahngruppen ist heute noch unumschränkt; auch das Antitrustgesetz und die Bestimmungen über den zwischenstaatlichen Verkehr haben dagegen nichts vermocht.

Am einunddreißigsten Mai 1907 hielt Roosevelt in Indianopolis eine Rede, in der er sagte, er wolle nur Uebergriffe des Kapitalismus unmöglich machen und verhindern, daß die Geldmacht insgeheim zur Erlangung ungesetzlicher Privatvortheile benutzt werde. Er kämpfe für die Erhaltung der Eigenthumsrechte. Die große Körperschaft ehrlicher Bürger sei durch die raubsüchtigen Geldmänner nachgerade ärger bedrängt als durch Sozialisten und Anarchisten. Die Macht der Nation müsse Verbrechen der Verschmitztheit eben so wirksam treffen wie Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Dahin sei mit Ernst und Kraft, aber ohne Uebereilung und Rachsucht zu streben. Nicht vergangene Missethaten sollten gerächt, sondern künftige verhindert werden. Er dachte besonders an die Eisenbahnen. Die Ausgabe neuen Kapitals müsse unter staatliche Kontrole gestellt und den Magnaten verboten werden, neues Kapital im Namen der Aktionäre zu schaffen, das sie dann bequem auch zu ihrer eigenen Bereicherung verwenden könnten. Die Staatskontrole werde innerlich berechtigten Unternehmungen durchaus keine Schwierigkeiten bereiten. Außer durch die Kapitalverwässerung leide Jeder, der sein Geld in Eisenbahnen anlege, unter der Sucht der Leiter, die Kontrole über parallele und konkurrirende Bahnen zu erwerben. Das werde mit dem Gelde der Aktionäre erreicht, bringe aber in vielen Fällen weder den erwerbenden noch den erworbenen Gesellschaften, sondern nur den spekulirenden Leitern Vortheil. Diese Mißstände würden aufhören, wenn die Oeffentlichkeit in den Geschäftsgang hineinsehen und eine Behörde ihn kontroliren könne. Die staatliche Kontrole der nationalen Banken beweise, daß dieses System die Betheiligten nicht schädige, sondern sie gegen Uebergriffe der Leiter schütze. Das in Eisenbahnen angelegte Geld solle und müsse Gewinn bringen, einen so reichlichen, daß er dem Risiko entspreche. Das Land könne von den Frachtführern keinen verbesserten Dienst erwarten, wenn sie außer Stande seien, ihre Werthe zu verkaufen. Der Kredit der Bahnen und die Absatzfähigkeit ihrer Antheile dürfen also nicht geschmälert werden. Die Regirung

sei nicht, wie man böswillig verbreitet habe, die Feindin der Finanzmächte. Assoziationen des Kapitals seien, wie Assoziationen der Arbeit, natürliche Ergebnisse moderner Verhältnisse. Beide Arten der Assoziation müßten geschützt werden, so lange sie Gutes schaffen, aber bekämpft, wo sie Mißbrauch treiben.

Wie Roosevelt sich die Ausführung seines Programmes denkt, ist seitdem offenbar geworden. Der Schwächere soll geschützt werden. Deshalb das Vorgehen gegen den Petroleumtrust und die großen Verfrachter von Kohle und Zucker. Die Trustmänner hatten durch ihre Aktienmacht sich heimlich Vorzugstarife erzwungen, die ihnen erst das Monopol und den Ruin kleinerer Unternehmungen ermöglichten. Die erbitterte Volksstimmung übertreibt wohl manches Uebel. Aber die Macht der Trusts ist mit gewöhnlichen Waffen kaum zu brechen. Auch muß man bedenken, welche Sitten in amerikanischen Parteikämpfen üblich sind. Wenn der Präsident die Trustmagnaten als Verbrecher hinstellt, so wendet er sich mit solchen groben Worten an die Massen, die für zarte Zurückhaltung keinen Sinn haben. Noch heftiger ist die Sprache der ihm untergebenen Beamten, die vielleicht vor der lauten sozialistischen Kritik beweisen wollen, daß der allmächtige Dollar sie nicht bestechen kann. Wenn wir den Richter Landis in der Standard Oil-Sache sagen hören, die Leute, die das Elkins-Gesetz verletzen, seien schlimmer als Falschmünzer und Straßenräuber, so denken wir unwillkürlich daran, daß man amerikanischen Richtern und Senatoren oft Bestechlichkeit vorgeworfen hat. Viel schlimmer als die Centralregirung, deren oberster Vertreter ja ausdrücklich für angemessene Gewinne der Korporationen eintritt, verfahren die Einzelstaaten mit den Eisenbahngesellschaften; sie wollen, zum Beispiel, eigenmächtig Passagiersätze bestimmen, die unter den heutigen Verhältnissen den Gesellschaften Verlust bringen müßten. Die Gesetzlichkeit dieser Dekrete wird der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten zu prüfen haben. Roosevelt aber hat in all diesen Fällen versöhnlich zu wirken gesucht; er möchte das Beaufsichtigungrecht den Einzelstaaten nehmen und der Bundesregirung in Washington übertragen. Im Staat New York hatte der neue Gouverneur Hughes im vorigen Jahr ein Gesetz durchgebracht, das eine besondere Kommission zur Ueberwachung von Korporationen einsetzt. Sie untersuchte zuerst die Organisation und Verwaltung der Straßenbahnen und enthüllte Zustände, die noch schlimmer sind als die bei den Versicherungsgesellschaften ans Licht gebrachten. Sofort gabs also einen Skandal. Daß solche Enthüllungen in der Volksleidenschaft ein lautes Echo finden, ist nur zu begreiflich.

Die Hoffnung der Trustmänner, daß die Börsenpaniken vom März und vom August den Präsidenten und die Regirung zwingen würden, gelindere Saiten aufzuziehen, hat sich nicht erfüllt. Die Reden des Kriegsministers Taft und Roosevelts zeigen, daß die Regirung auf ihrem Standpunkt beharrt. Taft wies auf die Geschichte der Verschmelzung der Union Pacific und der Southern Pacific mit der Illinois Central hin, die bewiesen habe, welche Macht ein einzelner Mann durch den unkontrolirten Gebrauch des Rechtes zur Ausgabe von Aktien und Bonds zwischenstaatlicher Bahnen erworben habe. Das müsse schließlich dahin führen, daß alle Eisenbahnen des Landes in einer Hand vereinigt würden. Eine solche Macht wäre selbst in den Händen des Staates aber nicht ohne Gefahr. Roosevelt wies energisch die Behauptung zurück, daß das Vorgehen der Regirung die Börsenderoute verschuldet habe. Diese Erscheinung habe sich nicht auf Amerika beschränkt, sie sei international, freilich an der newyorker Börse besonders heftig gewesen. Der feste Ent-

schluß der Regirung, reiche Bösewichte zu bestrafen, möge diese Männer veranlaßt haben, sich zu vereinigen, um einen finanziellen Druck auszuüben und die Politik der Regierung zu diskreditiren; durch dieses Manöver hoffen die Leute, sich retten und ihren Raub fortsetzen zu können. Er werde sich niemals abhalten lassen, Verbrecher, ob arm oder reich, zu verfolgen, wolle aber versuchen, ohne allzu harte Maßregeln das Ziel zu erreichen. „Unser Bestreben ist, jedem ehrlichen Mann und jeder ehrlichen Korporation zu helfen; wir wünschen eine gesunde Ausdehnung des geschäftlichen Wirkens ehrlicher Geschäftsmänner und ehrlicher Korporationen."

Schon eine nahe Zukunft wird zeigen, ob Roosevelt eine Mehrheit für sich hat, die den Widerstand der Trusts zu brechen vermag. Roosevelt hat der demokratischen Partei eine Waffe genommen. Bryan hat ihn beschuldigt, ihm seine Kleider gestohlen zu haben, die dem Dieb nun nicht passen. Denkbar ist immerhin, daß mancher ehrliche Demokrat, wenn sein eigener Kandidat keine Aussicht hat, dem Republikaner, der das Trustunwesen bekämpfen will, seine Stimme giebt. Aber die Trustmänner kämpfen um ihre Existenz und ihre Macht ist heute noch nicht gebrochen.

London. A. H. Hirschberg.

II. Der chicagoer Fleischskandal, der riesenhafte Prozeß, der gegen die Standard Oil Company geführt worden ist, die Eisenbahnunfälle, deren Ursache in vielen Fällen die schlechte Beschaffenheit der von der United States Steel Corporation gelieferten Schienen war, vor Allem die energische Agitation des Präsidenten Roosevelt gegen die Trusts: all Das lenkt jetzt wieder das Interesse auf diese modernsten Auswüchse des amerikanischen Wirthschaftlebens, die Manchem eine Gefahr scheinen.

Als im vorigen Jahre Einzelheiten über die in den Schlachthäusern Chicagos aufgedeckten Mißstände nach Europa kamen, fragte man sich, wie es überhaupt möglich sei, daß die Behörden solche Zustände duldeten, und war auch meist schnell mit der Antwort bei der Hand: Schlamperei und Bestechlichkeit. Thatsache ist jedoch, daß die Behörden, den bestehenden Gesetzen nach, gar kein Recht zum Eingreifen hatten und in vielen Punkten dem Beef-Trust völlig machtlos gegenüber standen. Von großer Bedeutung ist hier nämlich die sogenannte „Interstate Commerce Clause", deren Inhalt ich so kurz wie möglich wiederzugeben versuchen will. „Die Vorschriften und Gesetze für den Handel, der im Bereich ihres Gebietes getrieben wird, haben die Einzelstaaten zu regeln; nur wenn es sich um Handel zwischen den einzelnen Staaten handelt, darf der Bund eingreifen." Nun erhalten die verschiedenen Syndikate und Trusts ihre Lizenz immer in einem Einzelstaat, brauchen also die Gesetze des Bundes, so lange sie nicht Handel zwischen verschiedenen Staaten treiben, nicht zu achten. Um auch in diesem Fall gesichert zu sein, haben viele, so die Standard Oil Company, einfach in den meisten Staaten Zweiggesellschaften gegründet, aber nominell als selbständige Verbände. Welcher riesige Vortheil aus diesem System gezogen wurde, sollen ein paar Thatsachen lehren. Ein Bundesgesetz vom Jahr 1887 verbietet den Eisenbahngesellschaften die Gewährung von Sonderfrachtsätzen (rebate rates); verschärft wird diese Bestimmung durch einen Nachsatz vom Jahr 1903, die Elkins-Bill, welche die Veröffentlichung sämmtlicher im Handel zwischen den einzelnen Staaten von den Eisenbahnen angesetzten Frachtsätze verlangt (also nicht die in einem Staat). Da konnte sich also die Standard Oil Company nach Herzenslust Rabatt gewähren lassen; ohne diese Rabattfrachtsätze aber wäre die Gesellschaft

nie im Stande gewesen, durch die billigen Transportkosten jede Konkurrenz zu unterbieten und sich so schließlich zu ihrer heutigen Größe zu entwickeln. Seit etwa 1900 kontrolirt sie 98 Prozent des gesammten in den Vereinigten Staaten produzirten Petroleums und hat seit etwa der selben Zeit von 32 bis 48 Prozent Dividende, im Durchschnitt 12½, vertheilt. Anders liegen die Dinge beim Beef-Trust. Da sich neben ihm immer noch eine Unzahl kleiner Lokalschlächter gehalten hat, so hat er nie ein so vollkommenes Monopol erreichen können wie die Standard Oil; mehr als etwa 50 Prozent der Produktion an Fleischwaaren hat er nie beherrscht. Daher ist der Verdienst hier auch keineswegs übermäßig hoch. In den Jahren 1902 bis 1904 betrug der Verdienst pro Stück geschlachteten Viehs nur 1,50 Dollars, was einem Durchschnitt von etwa 2 Prozent entspricht. Im Jahr 1903 allerdings gelang es den „Big Six" in Chicago: Armour, Swift, Morris, National, Schwarzschild & Sulzberger und Cudahy, die Preise für zubereitete Fleischwaaren trotz den billigen Viehpreisen zu einer außerordentlichen Höhe zu treiben. Schon damals wurde vom Departement of Commerce and Labor eine Untersuchung veranstaltet, die jedoch wenig Licht brachte.

Dann erschien plötzlich im März 1905 das bekannte Buch Upton Sinclairs „The Jungle", das die Zustände der chicagoer Schlachthäuser ans Tageslicht zog und nicht nur in Amerika ein ungeheures Aufsehen erregte. Das Buch ist allerdings mit Vorsicht zu genießen, denn Mr. Sinclair ist Sozialist und das ganze Buch stark tendenziös gefärbt. Es lag dem Verfasser weniger daran, die Ungehörigkeiten im Fabrikationgang als die daraus sich ergebenden Gefahren für die Arbeiter und die Vernachlässigung sanitärer Einrichtungen zu beleuchten und damit für seine sozialistischen Ideen Propaganda zu machen. In schlecht unterrichteten europäischen Zeitungen wurden dann noch die Berichte, die über die chicagoer Anstalten zur Verwerthung von Abfällen, Talg, Horn, Knochen, Haaren und Klauen, über die Fabriken zur Herstellung von Pepton, Leim, Blutmehl, Knochenkohle und Kunstdünger in die Oeffentlichkeit drangen, mit denen über die wirklichen Eßwaarenfabriken durcheinandergeworfen und auch vielfach stark übertrieben. Daß die chicagoer Schlachthäuser besser sind als ihr Ruf, wird durch die Thatsache bewiesen, daß trotz dem „Jungle" und allem dadurch entstandenen Skandal im Juli 1905 11000000 Pfund Fleischwaaren mehr verkauft wurden als im selben Monat 1904 und während der sieben Monate vom ersten Januar bis zum ersten August 1906 300000000 Pfund mehr als in dem selben Zeitraum des vorhergehenden Jahres. Nur auf den ausländischen Markt scheinen die Berichte einen Einfluß geübt zu haben; im September 1906 wurden 1800000 Pfund weniger exportirt als zur selben Zeit 1905, was jedoch gegen die Riesenzahlen des inländischen Marktes völlig verschwindet.

Im Mai 1906 erfolgte die Einsetzung einer Kommission unter Mr. Charles P. Neill, dem Chef des Federal Bureau of Labor, und Mr. James B. Reynolds. Der offizielle Bericht, der von dieser Kommission erstattet wurde*), stellte fest, daß in einigen kleineren Fabriken allerdings die sanitären Anforderungen arg vernachlässigt waren. Was von diesem Bericht in die Oeffentlichkeit drang, wurde dann einfach auf alle Anstalten bezogen. Als nun der Präsident auf eine striktere Regelung

*) S. Report of the Commissioner of Corporations on the Beef Industry, Washington 1905; und The Neill-Reynolds Report on the Chicago Industry, June 5/1905, Washington.

der Inspektion bringen wollte, sah er sich in vielen Punkten außer Stande, seinen Willen durchzusetzen, denn jetzt erhob sich die Frage, ob er als Bundesbeamter überhaupt das Recht habe, einer im Einzelstaat Illinois inkorporirten Gesellschaft Vorschriften zu machen. Zur Entscheidung solcher Fragen ist der Oberste Gerichtshof in Washington, der Supreme Court of the United States, kompetent, der in zweifelhaften Fällen zu entscheiden hat, ob sich ein Gesetz mit den Paragraphen der Bundesverfassung vereinbaren läßt. Schon im Jahr 1895 hatte der Supreme Court in einem Prozeß gegen den Zuckertrust entschieden, daß der Bund nach den bestehenden Gesetzen nicht das Recht habe, gegen den Trust vorzugehen. Eine ähnliche Entscheidung wurde nun auch bei den chicagoer Fleischskandalen getroffen, so daß der Präsident auch hier machtlos war. Ein Vorgehen gegen den Beef-Trust war also nur möglich, wenn neue Gesetze erlassen wurden; und da es sich hier nicht um rein wirthschaftliche Fragen handelte, sondern die Gesundheit der ganzen Nation bedroht schien, so bot der Präsident seinen ganzen Einfluß auf, um die ihm nothwendig erscheinenden Gesetze zur Bekämpfung der Trusts durchzubringen.

Schon im Jahr 1903 war auf sein Betreiben das Bureau of Corporations als Unterabtheilung des Departement of Commerce and Labor geschaffen worden; Chef dieses Bureaus ist James R Garfield ein Sohn des früheren Präsidenten. Diesem Bureau wurde die Befugniß ertheilt, den Geschäftsbetrieb aller Trusts, Syndikate, Joint-Stock Companies und ähnlicher Verbände zu untersuchen und dadurch das Material für die geplante Gesetzgebung herbeizuschaffen. Eine weitere Frucht seiner Thätigkeit waren neue Gesetze, die der Kongreß in der letzten Sitzung 1904/5 in Kraft treten ließ. Jede Begünstigung von Korporationen durch Eisenbahngesellschaften wurde verboten. Jede Eisenbahngesellschaft, die „rebate rates" anbietet oder gewährt, verfällt in eine Strafe von 4000 bis 8000 Mark; alle Beamten, die an solchen Handlungen theilnehmen, erhalten Geld- oder Gefängnißstrafen. Aehnliche Strafen sind für die Personen vorgesehen, die solche rebate rates fordern oder annehmen. Um eine genaue Kontrole zu ermöglichen, hat der Kongreß das Recht erhalten, stets die Bücher der Gesellschaften revidiren zu lassen Im Oktober 1906 wurde ein Gesetz durchgebracht, wonach frisches Fleisch und Fleischwaaren nicht eher in den Handel gebracht werden dürfen, als bis sie von der Behörde mit der Bezeichnung „inspected an passed" versehen worden sind. Nach einem erbitterten Kampf wurde auch ein strenges „pure food law" durchgebracht, das sich auf sämmtliche Eßwaaren, Getränke und Droguen bezieht. Die Uebertretung dieser Gesetze wird mit Gefängniß bestraft und die Behörden sorgen schon aus Angst vor der Oeffentlichen Meinung dafür, daß die Gesetze kein toter Buchstabe bleiben.

Man ist jedoch mit den bisherigen Erfolgen noch lange nicht zufrieden und gerade jetzt tobt der Kampf gegen die Trusts erbitterter als je. Tag vor Tag kann man in den Zeitungen sensationelle Enthüllungen über den Geschäftsbetrieb großer Gesellschaften lesen. Die Standard Oil Co. wurde wegen Uebertretung des Antitrustgesetzes bekanntlich zu einer Geldstrafe von zwanzig Millionen Mark verurtheilt. Im Jahr 1904 war der New York Central & Hudson River Railroad Co. wegen Gewährung von rebate rates eine Strafe von 450 000 Mark (zwei Dollar für jeden Dollar Rabatt) auferlegt worden. Aehnliche Strafen haben die New York Local Ice Co., die District of Columbia Ice Co. und die Philadelphia Local Ice Co. erhalten. Schließlich hat die Commission of Corporations in ihren Erhe-

bungen über den lokalen Verkehrstrust, die Metropolitan Interborough Rapid Transit Co., Entdeckungen gemacht, die zu ernsten Reformmaßregeln führen dürften. Die einzelnen Strecken dieser Gesellschaft sind nämlich in fast unglaublicher Weise überkapitalisirt worden. So soll die Fulton Street Linie, die als eine vom Verkehr wenig belastete „cross town line“ noch mit Pferden betrieben wird, 2 533 000 Dollars pro mile gekostet haben, die 3rd Avenue Line 3 360 162, die Fort George Line gar 3 638 258 pro mile. Der Bau dieser Bahn kostete genau viermal mehr als der viel schwierigere der Untergrundbahn, die aber unter städtischer Aufsicht gebaut wurde. Dabei ist zu bedenken, daß Vollbahnen in den Vereinigten Staaten durchschnittlich weniger als 60 000 Dollars pro mile kosten. Diese riesige Ueberkapitalisation hat die Kommission zum Einschreiten veranlaßt.

Die Folgen dieser Enthüllungen machen sich nun einzelnen Gesellschaften in recht unangenehmer Weise fühlbar. So sanken die Aktien der Standard Oil Co. während des Prozesses im Handumdrehen von 700 auf 512; ähnlich starke Kurseinbußen zeigten die Sicherheiten der Metropolitan Rapid Transit Company: die Bonds dieser Gesellschaft notirten im August 53, gegen 82 im Januar; Preferred Shares 30 gegen 75, Common Shares 10 gegen 39.

Auch viele Eisenbahngesellschaften bereiten sich auf Reformen vor und die Frachtsätze haben in letzter Zeit eine bisher unbekannte Gleichmäßigkeit erreicht. Doch wäre es absurd, anzunehmen, daß eine Mißwirthschaft, wie sie sich bei der Standard Oil Co. herausgestellt hat, bei allen oder auch nur bei der Mehrzahl ähnlicher Riesenunternehmen bestehe; die offiziellen Untersuchungen haben nicht die geringste Unterlage für solche Annahmen ergeben. Das große Publikum liest aber die offiziellen Protokole nicht, sondern nur die bis ins Ungeheuerliche entstellenden Berichte in den großen Sensationblättern, und da diese Blätter einen ihrer Auflage entsprechenden Einfluß auf die Oeffentliche Meinung haben, so besteht jetzt die Gefahr, daß man im Kampf gegen die Trusts weit über das Ziel hinausschießt.

Präsident Roosevelt, der immer radikaler zu werden scheint, je mehr er sich in das Trustproblem hineinarbeitet, verquickt nun mit seiner Bekämpfung der Trusts noch den Kampf gegen die Centralisation des Kapitals überhaupt. In einer Rede, die er im vorigen Jahr in Harrisburg hielt, stellte er die groteske Forderung auf, daß der Bundesregirung die Vollmacht übertragen werden müsse, über alles im zwischenstaatlichen Handel kursirende Geld nach Gutdünken zu verfügen. Es darf wohl als ausgeschlossen gelten, daß die amerikanische Nation ihrem phantasievollen Führer auf diesem Ritt ins Märchenland folgen wird. Einer auf vier Jahre auf Grund des allgemeinen und geheimen Stimmrechtes gewählten und nach vier Jahren wieder ins Nichts zurücksinkenden Gruppe von Männern soll das Recht eingeräumt werden, zu entscheiden, wann ein Vermögen anfängt, der Allgemeinheit gefährlich zu werden; wobei diese Entscheidung obendrein nur von der Größe des Vermögens abhinge, nicht von dem Gebrauch, den der Besitzer davon macht. Und sie soll dann das Recht haben, nach Gutdünken über dies Geld zu verfügen. Solche Vollmacht wäre eine größere Gefahr für Amerika als alle Trusts zusammen. Die Thatsache, daß ein in der harten Praxis des politischen Lebens geschulter, verantwortlicher Staatsmann der Oeffentlichkeit ein Wolkenkukuksei dieser Sorte als reiffste Frucht seines politischen Denkens vorzulegen wagt, ist als Symptom aber beachtenswerth.

Wilmersdorf. Friedrich B. Kleinschmidt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 28. September 1907.

Michaelis.

Apokalyptik.

Aus der Posaune des siebenten Engels ist der Ton verhallt; die vierundzwanzig Aeltesten haben sich vom Gebet erhoben und sitzen wieder auf ihren Stühlen vor Gott; in den Wolken schweigts und kein Hagelkorn fällt noch; still ruht, nach kurzem Erbeben, die Erde. Da taucht aus entschwebendem Gewölk ein großes Zeichen am Himmel auf: ein Weib, das in den Mantel der Sonne gekleidet ist, den Mond unter seinen Füßen hat und auf dem Haupt eine aus zwölf Sternen gefügte Krone trägt. Wie eine von Wehen Gequälte stöhnt sie und schreit. Israels Kirche ists, deren Krone über zwölf Stämme die Herrschaft giebt; und sie ist wirklich in Kindsnoth und darf, wie Micha weissagte, im Mutterschmerz aufheulen: denn sie soll den Messias gebären. Doch vor ihrem Angesicht dräut ein großer rother Drache mit zehn Hörnern, sieben gekrönten Häuptern und einem Schweif, der das Himmelszelt bürstet und von je drei Gestirnen eins auf die Erde herniederfegt. Satanas selbst? All in seiner Macht. Im Gewande des gottlosen Römerreiches. Roth ist seine Farbe: wie des kaiserlichen Purpurs; zehn Hörner: zehn Provinzen seufzen unter Prokonsuln; sieben Köpfe und sieben Kronen: sieben Caesaren haben von Julius bis auf Galba geherrscht. Der Drache belauert die schwere Stunde der Frau, um ihr Kind, wenns dem warmen Schoß entschlüpft ist, zu fressen. Das Knäblein aber, das bestimmt ward, die Heidenheerde mit eiserner Ruthe zu weiden, wird von allmächtiger Hand in den Himmel gehoben und darf neben Gott auf dem Stuhl des Weltrichters thronen. Der Mutter hat in der Wüste der Herr eine Zufluchtstätte bereitet, wo ihr für zwölfhundertsechzig Tage Nahrung gesichert ist. Nicht länger: dann endet die Menschenwelt. Bis

dahin mag Israel in Pella, nah bei Arabiens Wüstenei, in sorglosem Frieden harren. Im Himmel aber hebt grauser Streit an. Satanas, der alte κατήγορος, hat das Gewohnheitrecht, dem Höchsten zu nahen, allzu lange schon zum Schaden der Frommen mißbraucht; nicht länger noch sei es geduldet. Michael, Zions Schützer, schaart seine Engel zum Kampfe wider den Drachen und dessen schwärzliche Gefolgschaft. Siegt über sie und jagt sie aus dem Himmelsgehöft auf die Erde. Freude ist über den Wolken: der Verleumder, der ohne Rast immer neue Anklage vor den Thron des Richters geschleppt hat, der gehaßte διάβολος darf das reine Reich nicht mehr betreten. Jauchzet, Ihr Himmel! Nicht umsonst ist das Blut des Lammes geflossen, Martyrmuth bis in Todespein standhaft geblieben. Weh nur Denen, die auf der Erde wohnen und auf dem Meer! Zu ihnen stieg der Drache herab; und sein Zorn wird schnell nach der Beute langen: denn er weiß, daß seine Tage gezählt sind. Wird seines Wüthens erstes Opfer nicht das Weib werden, dessen Knäblein seinem gierigen Rachen himmelan entrückt ward? Doch über diesem Weib waltet ein stärkerer Wille. Des großen Adlers Fittiche sind ihm geliehen; die spreitet es, schwingt sich auf und erreicht den Ort, der ihm als Asyl gewiesen ist. Ohnmächtig siehts der Drache. Aus seinem Maul speit er einen Geiferstrom, das Weib zu ersäufen: doch die Erde thut sich auf und spült das widrige Naß in ihren gewaltigen Leib. Da erkennt das Ungethüm, daß es gegen Diese nichts vermag, und wendet die Wuth gegen die anderen Kirchen, die verstreuten Gemeinden, denen Gottes Wort gilt. Hat seines Leibes Form sich gewandelt? Aus dem Meeresschlund taucht ein Thier, das ihm ähnelt. Auch einem Pardel gleichts; hat das Maul des Löwen und die Füße des Bären. Sieben Häupter, davon eins mit verheilter Wunde, und auf jedem Haupt ein Lästerwort; zehn Hörner und auf jedem Horn eine Krone. Von Hochmuth und Schmähsucht zeugt seine Zunge; lästert Gott, Gottes Zelthütte und Alles, was in ihr haust. Für drei Jahre und für ein halbes noch ist ihm Allmacht gegeben: alle Völker und Stämme soll es besiegen. Wer widerstünde ihm? Der Erdkreis betet das Thier an und neben dem neuen das alte Ungeheuer: denn von dem Drachen muß diesem Schreckgebild ja die Macht gekommen sein. Nur ein Häuflein weigert die Anbetung: Die, deren Name seit dem Weltenanfang im Lebensbuch des schuldlos gewürgten Lammes geschrieben steht. Ein neues Reich also schickt die Zeichen seiner Tyrannengewalt übers Meer; ein in zehn Provinzen getheiltes Reich, dessen sieben gekrönte Häupter sich, als lebe kein Gott, Augusti zu nennen wagen und das in Italien, Achaien, Syrien, Asien, Egypten, Afrika, Spanien, Gallien, Britanien, Germanien seiner caesarischen Macht Anbetung heischt. Von Satans Gnaden herrscht es

und bezwingt den Erdkreis. Doch nur für drei Jahre und für ein halbes noch ist ihm Gewalt gegeben. Dann endet sein Triumph; endet die Menschenwelt. Und nur auf dem höchsten Sitz, nicht hienieden mehr, thront noch ein Augustus.

Auserwählte Völker.

Vor zwölf Jahren sahen wir Michaels Bild. Auf einer Felsklippe stand er, im Schuppenhemd, das Flammenschwert in der Hand. Nach dem Wort seines Mundes reckten acht Frauen den in Stahl gegürteten Leib. An des Felses Sohle lehnte sich ein schmaler Landstreifen, auf dem der Blick Feuersbrunst und Essenqualm, Thürme und Kuppeln unterschied. Hinten kauerte, zwischen rauchenden Trümmern, ein bleicher Buddha. Und über die Frauen hin ragte das Kreuz. In allen Buchschaufenstern lag dieses Bild, zwischen den Weihnachtgaben der Belletristen; in steilen Zügen stand drunter: „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!" Erst das Apophthegma und ein der Oeffentlichen Meinung aus der Amtsrinne eingeträufelter Kommentar lehrten den Bildsinn verstehen. Der Erzengel war herniedergestiegen, um Europens Völker zum Kampf gegen asiatische Gräueldrohung zu einen. Wie er droben einst wider Satanas-Abaddon seine Heerschaar gereiht hat. Ein Lächeln begrub rasch den Wahn, der den Asiatenschrecken ins Wesensgewand des Buddha gekleidet hatte, des reinsten Weisen, der je sich bequemte, unter Menschen zu wohnen. Die Weltanschauung, die das Bild schuf, lebt heute noch fort. Achtzehnhundert Jahre nach der Offenbarung Johannis noch der Glaube jüdischer Prophetie: Gott, der Herr führt sein Volk vorwärts, schickt ihm das Himmelsgesinde zum Schutz oder wehrt mit eigener Hand ihm Gefahr ab. Die Menschengeschichte ein Kampf zwischen Gott und Teufel, zwischen Frommen und Ungläubigen. Noch heute. In Münster, in Memel hörten wirs. Nicht zum ersten Mal; doch stets wieder staunend. „Vor hundert Jahren hat Gottes strafende Hand unserem Volk eine Prüfung auferlegt. Diese Erkenntniß hat das Volk zur Einkehr geführt und die Einkehr hat zur Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes besann, daß es zur Religion zurückkehrte. Unsere Vorväter hatten Gottes Wort gelauscht; sie haben ihm gehorcht und haben ihm vertraut und Gott hat sie dafür nicht im Stich gelassen. Das Erkennen des göttlichen Willens in der schwersten Zeit hat uns wieder emporgeführt." So spricht der Kaiser der Deutschen. So sieht er Vergangenes. Preußen war gottlos geworden, wurde drum gestraft und kam erst wieder herauf, als neue Furcht des Herrn ihm den rechten Weg wies. Das ist die Saekularlehre unserer hellen Tage. Lauert in solcher Ueberzeugung nicht ernste Gefahr? Die Geschichtschreibung hat über die

Ursachen des preußischen Elends keinen Zweifel gelassen. Wenn der König, als die gegen Frankreich verbündeten Mächte ihm Stärkung der im Baseler Frieden verlorenen Position anboten, sich entschloß, das Schwert zu ziehen, kams nicht so weit; wenn er, statt mit seinem Haugwitz entwürdigende Transaktionen und Rückzüge zu planen, auf die Stimme der Tapferen hörte, die ihm riethen, der Ratifikation des pariser Februarvertrages die Kriegserklärung vorzuziehen, wurde im Adlerland die Nacht nicht so lang. War Friedrich Wilhelm der Zweite, mit seinen Wöllner, Bischoffwerder und den anderen Rosenkreuzern, nicht fromm? Friedrich Wilhelm der Dritte nicht ein gläubiger Christ? Und darf man verschweigen, daß ihre friedsälige Thatlosigkeit das Unheil heraufbeschwor? Nicht zu wenig Frommheit hatten sie: hatten zu viel. Sie hofften, das Gewölk, das sich über ihren Häuptern zusammenzog, wegbeten zu können. Sie fühlten nicht, daß Preußen, groß oder klein, verloren ist, wenn ihm der Muth zur Pulverprobe nicht mehr zugetraut wird. „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt mir nichts übrig als Glaube und Ergebung." So schrieb, schon drei Wochen nach dem Abschluß des schönbrunner Vertrages, Stein an Vincke. Auch ein Frommer? Einer, den bald danach sein König in einem aus Memel datirten Handschreiben einen „widerspenstigen, trotzigen, ungehorsamen, nur von Capricen, Erbitterung und persönlichem Haß geleiteten Staatsdiener" nannte; und der schon im Januar, als er das Auge gen Himmel hob, wohl nur sagen wollte, mit diesem König sei eben nichts anzufangen. Für die theokratische Vorstellung, die den Franzosensieg als Ahndung unfrommen Wandels nahm, war dieses starke Herz nicht zu haben. In dem Erlebniß der Unglücksjahre fand er andere Lehre als Wilhelm der Zweite.

Dem malt auch die neue Pflicht sich anders als anderen Menschenblicken. Vivos vocat. „Wir wollen zum Himmel emporschauen, dankbar für die Gnade, die er uns erweist, indem er uns für gut hält, seine fürsorgenden Zeichen uns zu Theil werden zu lassen. Wir wollen aus Alledem lernen, daß auch heute, in einer hohen Blüthezeit, wir an den alten Quellen festzuhalten haben. Auch heute gilt es, wie vor hundert Jahren, erst den Blick nach oben emporzurichten, in dem Verstehen, daß Alles, was uns blüht und was uns gelingt, durch Fügung von oben erwirkt ist." Wie sprach der Herr Johannis, des Theo-

logen? „Siehe da: eine Hütte Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein. Und Alle werden kommen und erkennen, daß er es geliebt hat, und zu Füßen dieses geliebten Volkes anbeten." So klangs, als Galba in Rom regirte. Seitdem haben nur Tonart und Terminologie sich geändert. „Großes hat der Herrgott noch mit uns vor." „Unser Volk wird der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt wieder aufbauen und vollenden kann." „Wir sind das Salz der Erde." „Wenn unser Herrgott unserem Volk nicht noch große Aufgaben gestellt hätte, dann hätte er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen." „Die Entwickelungfähigkeit unseres Volkes ist unbegrenzt." „Am deutschen Wesen wird einmal noch die Welt genesen". Wo findet man heute noch solche Apokalyptik? Die so angeschaute Welt steht unter Gottes persönlichem Regiment. Der schlägt drein, wenn das Volk nicht fromm genug ist, schickt ihm Landplagen und schreckende Ungethüme, hat dieses Volk sich aus allen Völkern aber erwählt und wirds, wenn es in Demuth sich ihm ergiebt, in ein Strahlenreich leiten. Betet also und weicht nicht von altem Glauben. Nur dem Frommen wird Heil. Nur ihm? „Wenn ein wohlthätiges Wesen die Welt geschaffen hätte, dann, dünkt mich, hätte es uns glücklicher gemacht, als wir sind." „Wenn ein Esel allzu schwere Last tragen muß, bricht er zusammen; ein Abergläubiger schleppt die ihm vom Priester aufgebürdete Last in Geduld und merkt nicht, wie unwürdig er sich erniedert." „Ich lasse Jeden Gott anbeten, wie es ihm paßt, und meine, daß Jeder das Recht hat, selbst sich den Weg zu suchen, der ihn in den Himmel oder in die Hölle führt." „Die Religion ist eine alte Maschine, die sich nie abnutzt und die man zu jeder Zeit benutzt hat, um sich die Treue der Völker zu sichern und die Widerspenstigkeit der menschlichen Vernunft zu zügeln." „Wie Kranke zu allerlei Arzeneien ihre Zuflucht nehmen, um zu versuchen, ob nicht eine ihr Uebel heilt, so hat das Menschengeschlecht in seiner Verblendung ein göttliches Wesen und eine helfende Kraft in allen natürlichen Dingen vorausgesetzt." Das sind Worte Fritzens von Preußen. Den hat Gottes Hand nicht gestraft. Der ist nicht zur Religion zurückgekehrt. Und hat dennoch gesiegt. Weil seine Bataillone stärker als des Feindes waren.

Millionen spricht heute kein persönlicher Gottheitwille. Millionen wissen, daß Mangel an Frommheit nie die Ursache einer Reichskatastrophe war und daß thatloses Harren auf göttlichen Beistand nie vorwärts half. Sie sind gottlos oder doch, als Schüler Spinozas, Kants, Darwins, ihres besonderen Gottes voll. Wenn an der Zahl der Strenggläubigen das Schicksal des Reiches hinge, wäre es um Deutschland geschehen. Und warum steht nicht Einer auf,

der Natur oder Kultur erforscht hat, warum nirgends ein tapferer Pfarrer und sagt, auf deutschem Boden, was ist? Weil man, wie Bacon einen Philosophen am Hof Hadrians seufzen läßt, nicht wider Den streitet, dessen Wink dreißig Legionen befiehlt? Dennoch muß es sein; keine Ewigkeit bringt zurück, was die Minute versäumt hat. Preußen sank, weil es unrüstig, schwachgemuth, im Willenssitz morsch war und die Kraftprobe scheute. Volk und Fürst empfingen vom annus luctus ernstere Lehre als die von Wilhelm verkündete. Nicht den Sanften, der von oben alles Heil hofft, krönt das Glück, sondern den Tüchtigen, der selbst sich mit starkem Arm den Werth schafft. Kein Engel steigt, uns zu schützen, hernieder. Kein Schlund thut im Antlitz unserer Erde sich auf und schlingt den Geiferstrom, der uns wegschwemmen sollte. Ist ein Gott, so macht er nicht an jedem Wochenende die Rechnung. So straft er nicht, wie ein Fabrikherr, von zehn zu zehn Tagen und lohnt nicht, wie ein Erdenkönig, nach dem Manöver oder beim Ordensfest. So muß man ihm lange zuschauen, Jahrtausende lang, um seines Willens Ziel auch nur zu ahnen. Weh Denen, die sich auserwählt glauben! Von ihnen kommt Aergerniß. Der Auserwählte schweige und verrathe im stillsten Kämmerlein kaum, daß er von hoher Wonne trächtig ist. Weil sie sich auserwählt hieß und von edlerer Art als ringsum die Völker, wurde die Judenheit von den Römern gehaßt; schrieb Tacitus mit ehernem Griffel das ewige Wort vom odium humani generis. Und Juden und Judenchristen wurden durch ihren Glauben ans nahe Ende der Menschenwelt von der schlimmsten Hochmuthssünde entschuldigt. Sie sahen keine Möglichkeit nationalen Lebens vor sich; und suchten sich der einzigen Majestät einzuschmeicheln, vor der ihr Bewußtsein sich beugen mußte und mochte.

Vanitas vanitatum.

Hat Michael, da er für Zion focht, den Bösen für immer vom Hof des Herrn gescheucht? Legende und Kirchenlied wissen es anders. Als er Germaniens Wahrzeichen trug und gegen Asiaten die Europäer einen sollte, hat er nichts erreicht. Seht einmal noch auf das Bild. Zwölf Jahre erst alt: und der Realität kein Zug noch ähnlich. Was vermöchte das Halbinselchen auch gegen den Erdtheil, der eine Menschheit gebar? „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!" Den Glauben? Der ist nicht bedroht; reizt, als privateste Angelegenheit, auch nicht mehr zum Rassenkrieg. Das Gebiet Eurer Sitten? Abertausend Quellen tränken es täglich und jeder neue Born ist dem dürstenden Feld willkommen; jede Lache sogar. Als heilig gilt der Menge nur noch der Besitz, der Macht gewährt und Recht prägt. Den im Kampf gegen einüber

Leichengebirg nachwachsendes Gewimmel zu gefährden: wer rieth solches Wagniß? Klugheit empfahl kühl, Waaren, nicht Kugeln, zu tauschen. Buddhisten, Shintoisten, Feueranbeter sind gute Kunden und können willige, billige Fabriksklaven werden. Ein Stützpunkt und Stapelplatz wäre nützlich. Der Erzengel wird in den Winkel gedrängt und die Amazonen, deren Kräfte er bündeln wollte, hadern gegen einander, weil jede im neuen Marktparadies den besten Stand haben will. In Hast gehts hinüber. Der Frömmste macht sich besonders breit: und wird überrannt. Daß im Reussenreich der Papst-Caesar und das Volk fromm ist, kann kein Feind ihm bestreiten. Dennoch ward es besiegt. Weiße von Gelben, Christen von Kamidienern. Wie ein Wanken der Erde wars. Eine alte Großmacht für Jahre gelähmt und vielleicht dem Zerfall in schwache Slavenrepubliken nah; eine neue in modernster Rüstung auf schmaler, dürftiger Scholle. Kann der weiße Mann diesen Erdstoß, der in Indien und Südamerika, am Nil und am Kap zu spüren ist, überstehen? Er muß. Und kann vom Meer noch reichen Fang heimbringen, wenn er das gelbe Fleisch schlau als Köder nutzt. Saht Ihr Britania unter den Völkern Europas? Die wahrt ihre heiligsten Güter. Der Japaner braucht Land: dem Freund seiner Noth wird ers nicht nehmen. Im Ost wächst ein Inselimperium: das im West muß sich ihm mit Fäden verknüpfen, die für ein Menschenalter wenigstens halten. Der Hindu hat von dem Sieg farbiger über weiße Menschen gehört: regt er sich allzu laut und ruft den Befreier herbei, so hilft uns der Gelbe ihn in stärkere Fessel zwingen. Australien möchte sich völlig vom Mutterland lösen: wird aber zögern, dem Freunde des Tennos sich zu entfremden; denn vom Japanischen ists bis zum Korallenmeer nicht sehr weit. Noch näher nach Indochina, Niederländisch-Indien und den Philippinen: Frankreich und Holland können deshalb nicht aus dem Netz und Nordamerika ersehnt (und bezahlt uns) bald wohl Vermittlerdienst. In Reihe und Glied gegen Asien? Niemand denkt mehr der Losung. Nützlicher scheint eine andere Front. Wo mehrt sich von Jahr zu Jahr die den Briten gefährlichste Macht? Wer ringt mit ihnen um die Seeherrschaft, die Hegemonie im Erdwesten, den breitesten Platz auf dem Weltmarkt? In wem sieht der Islam, der aus Christenmund kaum je bisher Schmeichelrede vernahm, das Schwert seiner Hoffnung? Wer legt den Schienenstrang nach Persien und träumt von einer trockenen Heerstraße ins Inderreich? Von welcher Küste aus wird die üppige Jugend der Vereinigten Staaten mit dem heißesten Eifer umworben? Jetzt oder nie; mit dem gelben Köder haben Georg, Andreas und Patrick einen Fang gethan wie noch keinen vorher. Frankreich bekommt das nordwestafrikanische Reich seiner Wünsche und die Aussicht auf Straßburg und Metz;

dafür soll es, mit Spanien, Portugal, Italien, im Mittelmeer England entlasten, das in der Nordsee dann mit voller Wucht schlagen kann. Den Italienern wird gesagt: „Ihr braucht den Dreibund nur noch als Schutz gegen österreichischen Anschlag; könnt Euch, wenn wir nachhelfen, mit Wien aber auch direkt verständigen und seid im Westen erst ganz unverdächtig, wenn die deutsche Kette gelockert ist.“ Den Oesterreichern: „Rußland ist ohnmächtig und der Tag der Türkenliquidation deshalb nah. Wollt Ihr ins Schlepptau unberechenbarer Politik, die unstet zwischen Morgen und Abend zwölfmal den Kurs wechselt? Von Rußland habt Ihr nichts mehr zu fürchten. Holt die deutsche Hoffnung aus der Gruft, wo Ihr sie, nicht für immer, 1866 beigesetzt habt, und fragt, statt nach dem zinslosen Triumph eines neuen Sieges über Italien zu trachten, ob Ihr dem stärksten Balkanrivalen, dem Idol Eurer deutschen Böhmen, Schlesier und Alpenlandbewohner Kraftzuwachs oder Schwächung wünschen dürft.“ Den Niederländern und Vlamen: „Bleibt Ihr uns fremd, dann sind Rotterdam und Antwerpen bald deutsche Häfen.“ Dem Sultan: „Marokko lehrt Dich erkennen, was dieser Beistand vermag.“ In Reihe und Glied. Wer wähnte sich auserwählt? Odium humani generis. Sankt Michael steht müßig im Winkel.

Noch bleiben zwei Sorgen. Rußland ist nicht so geschwächt worden, daß es nicht mehr zählt. Konnte nicht so geschwächt werden (denn sein Rumpf ist, wie der Türke und der Korse erfahren hat, fast unverwundbar). Durfte nicht so geschwächt werden (sonst ließen die Makaken sich mit dem Bären nicht länger schrecken). Wenn die Noth, wider Erwarten, die kontinentalen Kaiserreiche noch einmal zum Bündniß drängte? Hohenzollern, Gottorp, Habsburg und Osmans Erben? Der Balkan müßte ihnen gehorchen und bis an den Persergolf gölte ihr Wort. Doch nur ein Stümper ließe es dahin kommen. Gerade jetzt muß der Kluge dem Zaren Reverenz erweisen; just in dieser Bedrängniß ihm zeigen, daß sein Siechthum nicht von Uebermuth ausgebeutet werden soll. Ein anständiges Abkommen über Persien, Afghanistan, Tibet; ein Vertrag, der dem Leun den Löwentheil läßt, auch dem Petz aber hinwirft, was er als langsam Genesender verdauen kann. Das ist, nach der russisch-japanischen Verständigung, Friede und status quo in Asien; ohne leise Gefährdung der fernsten Zukunft. In Europa? Der Anspruch auf einen Ausgang in eisfreies Meer wird anerkannt. Heimlich noch; in den Kanzleien kann mans leugnen. Die Gitterstangen vor dem Käfig, in den der Todfeind des Westens nach dem Krimkrieg gepfercht ward, hat der Rost beinahe schon zerfressen. Unterm Union Jack braucht heute Keiner zu zittern, wenn Rußlands Schiffen die Fahrt durch Dardanellen und Bosporus bewilligt und im mediterranischen Gebiet irgend-

wo eine kleine Kohlenstation eingeräumt ist. Die Osmanenfrage ohne Antwort zu lassen, bis Rußland wieder mit alter Stimmkraft dreinzureden vermag, wäre ein Fehler. Diese Antwort darf aber auch nicht so lauten, daß sie im Gedächtniß der Slavenvormacht wie Schmach und Schimpf fortbrennt. Im Khalifat ist Raum und Recht für alle Darbenden zu finden. Für Oesterreich eine nahe Kolonie mit reichlichen Bodenschätzen und kräftigen, schönen Menschen. Für Italien (das in Nordafrika nun nichts mehr zu hoffen hat und von den Stiftern der Entente Cordiale drum sacht in den Balkan gedrängt wird) ein Fetzen aus der ersehnten Adriaküste (den ein fürs Erste gesättigtes, au delà de Mitrovitza gebietendes Oesterreich auch ohne süddeutsche Aspirationen ihm nicht zu neiden brauchte). Den Russen mindestens die Oeffnung der Meerengen. Wäre die Gefahr der Koalition dann sicher vermieden? Noch nicht ganz. Noch ein fester Keil ist nöthig, der trennt und schmerzt. Lockt Deutschland tiefer ins Herz des Türkenreiches. Bis heute schien es des Islams uneigennütziger Freund. Langt es nun in Anatolien nach einer Parzelle oder auch nur nach einem Hoheitrecht, so ist es entlarvt. Hat das Signal zur Curée gegeben. Verleidet sich den Türken als falschen Freund. Und kittet das anglo-russisch-französische Einverständniß mit dem haltbaren Mörtel gemeinsamen Hasses. Daß es auch Oesterreich und Italien damit ärgern würde, wäre eine angenehme Nebenwirkung. Preist mit vollen Backen also die „Kompensation für Marokko", die aus Anatolien zu holen ist. Und weil doppelte Naht besser als einfache hält: sorgt auch im Norden für neuen Stoff zu deutsch-russischem Konflikt. Auf den Aalandsinseln kann Rußland eine Flottenstation haben. Da ists der stärksten Ostseemacht ein ungemüthlicher Nachbar und hindert die Germanisirung und den Verschluß des Baltikums. So. Jetzt sieht das Antlitz der Erde schon recht freundlich aus; die Fieberröthe ist gewichen und eine gefährliche Krisis nicht mehr zu fürchten. Wenn ... Noch ein graues Weib hebt das Haupt.

Wenn das Deutsche Reich still bleibt, bis Alles erledigt ist. Das darf man hoffen. Dieses Reich liebt von Zeit zu Zeit zwar noch die große Geberde; schickt sich aber weise stets in Nothwendigkeit. Als Paul Krüger an die Hilfe der „befreundeten Macht" appellirte, war sie nicht zu haben. Prinz Tuan freut sich des Lebens und über die Sühneprinzenposse hat selbst der Reichskanzler sein Witzchen geleistet. Waldersee glich dem Atilla wie Reineke dem Nobel. Den Asiaten wird, wenn sie zum Einkauf unheiliger Güter nach Berlin kommen, artig der Hof gemacht. Statt nur mit dem souverainen Sultan zu verhandeln, wie angekündet war, verhandelte man am Quai d'Orsay mit dem alten Bankregenten Rouvier. In Algesiras bekommen, nach zweimonatigem Sträu-

ben, die Westmächte alle acht marokkanischen Häfen und dem Generalinspektor wird die Kommandogewalt versagt. Deutschland ist friedlich. Auch kann man ein Uebriges thun und es in diesen Tagen wichtiger Entscheidung besonders höflich behandeln Einladungen, Besuche, höfischer, amtlicher und privater Verkehr. Das kannte man drüben kaum noch und jubelt deshalb, weil die Konvenienz nicht verletzt und Alles pünktlich mitgetheilt wird, was zugleich alle Anderen erfahren. Eduard war in Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien; daß er für ein paar Stunden nach Wilhelmshöhe kommt, ist nicht laut genug zu rühmen. Deutschland bleibt gewiß ruhig. Den Einen, dessen Wort noch Gewalt hätte, pocht Keiner aus dem Sarg. „England und Frankreich, England und Rußland, Rußland und Oesterreich haben Verträge geschlossen, Oesterreich und Italien sich ohne unsere Mitwirkung verständigt und zur Abstinenz von deutschen Welthändeln verpflichtet. Wieviele Felder bleiben uns heute noch auf Deinem Schachbrett?“ Für einen Spaß, der schlecht ins Leichenhaus paßt, würde ers halten.

Causerie.

„Nous sommes ici pour vous dire: Vous n'avez pas su ce que vous vouliez faire. Vous avez mal conduit la folle entreprise où vous avez, sans son consentement, engagé le pays.“ Ort der Handlung: die pariser Kammer. Zeit: achtundzwanzigster März 1885. Der Abgeordnete Clemenceau hat das Wort. Peitscht mit dem Worte den armen Jules Ferry, der, ohne vom Land erst ermächtigt zu sein, den Franzosen ein indochinesisches Reich zu gründen versucht hat. Nun ist, zweiundzwanzig Jahre später, der Ministerpräsident Clemenceau nach Marokko gegangen. Ohne das Land zu fragen; ohne die Zustimmung der Kammer zu erbitten; ohne triftigen Grund, der ihn gerade in dieser Stunde auf diesen Weg zwang. Und er ist heiter. Im Anfang war ers nicht. Die Vorwand dünkte auch ihn allzu dünn. Beschießung, Zerstörung einer Stadt, weil ein paar Hafenarbeiter im Streit getötet worden waren? Alle im Maghreb ansässigen Europäer nannten das Vorgehen barbarisch; fast alle auch unklug und gefährlich. Zuerst war deshalb die Losung: „Wir beschränken uns auf das Nöthigste und schicken dem General Drude keine Verstärkung.“ Nicht lange. Als der Ministerpräsident in Marienbad am Tisch des königlichen Patrones gefrühstückt hatte, plagte kein Skrupel ihn mehr. Nur mit Deutschland mußte er rechnen. Deutschlands war er jetzt sicher. Und der Rest ist Bagatelle.

Auch Spaniens Sprödigkeit. Spanien ist in schwieriger Lage. Nach seinen Verträgen hat es das Recht, in Tanger die Polizei zu organisiren, dafür aber die Pflicht, Casablanca der französischen Einflußsphäre zu lassen. Diese Be-

stimmungen hat die Algesirasakte umgestoßen; sie fordert für Tanger und Casablanca französische und spanische Polizeiinstruktoren. Welches Recht gilt, welche Pflicht befiehlt nun? Als die Regirung der Republik den General Drude mit dreitausend Mann nach Casablanca geschickt hatte, meldete sie die Maßregel auch in Madrid. Wie anderswo: nach dem Vertrag von 1905 hat Spanien in Casablanca ja nichts zu suchen. Da Deutschland aber beschwichtigt werden sollte, berief Clemenceau sich offiziell natürlich auf die Algesirasakte. Die schreibt frankospanische Polizei vor und giebt den Spaniern sogar das Kommando. Journée des dupes. „Die Pariser wissen offenbar nicht mehr, was sie wollen. Entweder gilt das in Algesiras Besiegelte: dann mußte die Aktion mit uns vereinbart, nicht die Ausführung nur uns angezeigt werden. Oder der alte Vertrag ist noch heute in Kraft: dann mußten beide Mächte gemeinsam, unter spanischem Kommando, Ordnung stiften. In keinem Fall hat der Geschäftstheilhaber korrekt gehandelt. Wir haben England versprochen, das Spiel nicht zu verderben. Thun also, da Deutschland auf dem Buchstäbchen steht, als gehe es nach der Akte, und schicken einstweilen vierhundert Mann hinüber. Für Polizeidienst, nicht für Kriegszüge. Daß wir uns dazu verstehen, ist ein Zeichen hispanischer Höflichkeit." Die wurde in Frankreich und Marokko schlecht gedankt. Das Spanierhäuflein bekam Spott und Schimpf als einziges Futter. Darob entbrannte das Pyrenäenland in lohem Zorn. „Erst als quantité négligeable, jetzt als armer Verwandter und Türkenkopf behandelt! Ist Das der Sinn der Verträge, die ebenbürtige Völker eng befreunden sollten? Wir haben Grund, uns gekränkt zu fühlen; Ihr habt nicht den winzigsten." In Paris und in San Sebastian wird diplomatisirt. Der Britenbotschafter vermittelt. Da Casablanca einen französischen Kommandanten hat, mag Tanger einen spanischen haben. Dazu entschließen die Pariser sich aber nicht leicht. Der Streit währt. Doch bleibts Bagatellverfahren.

Nur Deutschland war zu fürchten. War. Deutsches Eigenthum ist zerstört, die Zukunft deutscher Menschen vernichtet und der von der vereinigten Reichsdiplomatie mühsam erlangte Rechtsanspruch durchlöchert worden. Thut nichts. Die franko-spanische Hafenpolizei ohne Oberbefehl eines Neutralen war eine ungeheure Konzession. Weiter gehen wir nicht. Wir gehen. Nachdem die Franzosen Menschen getötet, Häuser zerschossen, Läden geplündert, ganze Stadtviertel eingeäschert haben, wollen sie lachen (pour ce que rire est le propre de l'homme). Sie fragen den Kriegsminister der Scherifischen Majestät, ob Seine Excellenz dafür bürgen könne, daß die maurische Mannschaft, wenn die Polizei nach der Vorschrift von Algesiras organisirt werde, nicht die europäischen Instruktoren ermorde. Nur ein Narr hätte nach dem Geschehenen

diese Garantie übernommen. Die Antwort ist denn auch bündig: Nein. Seht Ihr? Er kann nicht bürgen. Die Akte ist also gar nicht auszuführen. Eine feierliche Aenderung braucht man von den Signatarmächten wohl nicht erst zu erbitten. Nur um ein Provisorium handelt sichs. „Da der Kriegsminister erklärt, daß er für das Leben der Europäer nicht einstehen könne, die Marokkanern vorgesetzt wären, müssen wir auch die Mannschaft in Frankreich und Spanien rekrutiren. Nur für kurze Zeit. Und jeder Hafen braucht nur ungefähr sechzehnhundert Mann. Wenn fünfzehntausend Polizeisoldaten drüben sind, kommt schnell Alles in Ordnung." Zustimmung. Auch von Deutschland. Ein paar mürrische Randbemerkungen trüben die Freude nicht. Hauptbedingung: Frankreich möge, wenn es wieder zugreifen muß, den Feind wuchtig packen. Das soll geschehen. Natürlich „im Rahmen der Algesirasakte". Aber Drude kann jetzt so viele Compagnien, Schwadronen, Batterien haben, wie er will. Ueber den zwanzigsten Kilometer, der bisher seine Grenze war, hinausgehen und die Berberhorden ins Binnenland verfolgen. Mit Muley Abd ul Aziz über Pump und Protektorat verhandeln und Muley Hafid mit Melinitgranaten bewirthen. „Der General ist in seinen Entschlüssen völlig frei und wir erfüllen ihm jeden Wunsch", spricht Clemenceau. Und der Neid muß ihm lassen, daß er seine Sache gut gemacht und des Gegners Willenskraft richtig eingeschätzt hat.

Détente. Waren die Nachbarreiche denn je so befreundet? Herr Tittoni, unser Intimus, hat zu dem Botschafter der Republik in kritischer Stunde gesagt: „Ein anglo-französisches Abkommen ist das stärkste Friedenspfand; wenn Sie auf England zählen können, wird Deutschland niemals wagen, Sie anzugreifen." Auch ein Prophet; einer, der Metaphern und Tropen verschmäht. Wir plaudern. Unter Landsleuten vom preußischen Wahlrecht, das jetzt sicher die Lebensfrage der Nation ist; oder von der Unzulänglichkeit der Beamten, die dem Genius Bernardi und Carlinos politischem Kopf die Arbeit erschweren. Mit dem Nachbar über noch Beträchtlicheres. Der will (denkt nur!) vielleicht gar so freundlich sein, unsere guten Effekten und billigen Renten an die pariser Börse zuzulassen, wenn wir die Einführungskosten erschwingen können. Weil er glaubt, daß wir Geld brauchen. Weil er gern die Hand in deutschen Hütten und Zechen hätte. Weils immerhin nützlich wäre, die Abweisung eines verwegenen Wunsches mit einer Baisse der Reichsanleihe strafen zu können. Das wäre die „wirthschaftliche Kompensation". Die politische? „Anatolien! Da blüht Euer Weizen! Da seid Ihr en évidence." Und man plaudert weiter.

Wo blieb der Erzengel, dessen Name bedeutet: Wer ist wie Gott? Der einst über Sammael siegte? Sind ihm die neuen Gallier zu unfromm, dem rothen Sternfeger zu ähnlich? Oder floh er frierend den deutschen Herbst?

❧

Das Theater.

III.*)

Am berliner Lessingtheater ist am zwanzigsten Oktober 1889 ein Soziales Drama, am zweiten Februar 1907 ein Lustspiel von der Mehrheit der Hörer heftig abgelehnt worden. Für die berlinisch-deutsche Theatergeschichte werden diese Daten dem Forscher einst vielleicht fast so wichtig scheinen wie für die Ekliptik dem Astronomen die Sonnenwendepunkte. Beide Stücke hat Herr Gerhart Hauptmann geschrieben. Das Soziale Drama heißt „Vor Sonnenaufgang“ und war „Bjarne P. Holmsen, dem konsequentesten Realisten, zugeeignet, in dankbarer Anerkennung der durch sein Buch empfangenen, entscheidenden Anregung.“ (Den Skandinavennamen hatten, in den ersten Tagen der Norwegerinvasion, die Herren Holz und Schlaf gewählt, als sie den gemeinsam verfaßten Skizzenband „Papa Hamlet“ herausgaben.) War; in den späteren Auflagen fehlte die Widmung. Herr Hauptmann fand wohl, daß er den jungen Deutschen, die ihn zur Suche einer den Ton der Alltagswirklichkeit wiedergebenden Sprache angeregt hatten, nicht so viel verdanke wie fremden Häuptern der Weltliteratur. Zola, Tolstoi, Ibsen waren die Muster; aus Marxens Schule kam der sozialistische Rhythmus, aus Haeckels die darwinische Gattungmoral. Das Stück roch nach Zuchtwahl und Blutschande: ließ ein verliebtes Mädchen lallen wie ein trunkenes Kind; gab rohe Worte, wie man sie seit dem Sturm und Drang der Lenz, Klinger, Wagner im Drama nicht mehr gehört, kaum gelesen hatte; öffnete während der ärgsten Wehen die Thür der Wochenstube; und zeigte mit grausamster Deutlichkeit, wie der Eltern Sünde sich an den Kindern rächt. Aus Grundriß, Aufbau, Szenenführung sprach bewußte Verachtung der Bühnentechnik. „Handelnde Menschen“ (so stands auf dem Theaterzettel) sollten wir sehen und hören, als trenne von ihnen uns keine Orchestra und keine Rampe. „Meine Arbeit soll vorzugsweise eine deskriptive sein“, sagt der Held und denkt der Dichter: und beschreibt uns bei der ersten Begegnung drum ausführlich die Menschen, deren Wesensbild mählich doch aus ihrem Handeln dem Betrachter entstehen müßte. Das Lustspiel heißt, „Die Jungfern vom Bischofsberg“. Ein Lustspiel nach altem Schema. Nicht mehr „handelnde Menschen“, sondern „dramatis personae“; im Schamkleid fremder Sprache also die „Personen“ des Urväterzettels. Die Gliederung in Szenen ist im Buch noch vermieden; doch das Streben fühlbar,

*) S. „Zukunft“ vom fünfundzwanzigsten Mai und vom achten Juni 1907.

nach bewährten Regeln zu fügen, zu bauen. Auch der Wille zu wirksamen Aktschlüssen. Drei Mägdlein schluchzen; eins steckt, wie in Mosers „Krieg im Frieden", das andere an, Onkel macht einen Witz: und der Vorhang fällt. Lustige Pärchen kommen mit Lampions, umhüpfen im Tanzschritt das Rund der Bühne, leise Musik grüßt die untergehende Sonne, Heines Biminigedicht wird deklamirt: und der Vorhang fällt. Wir sehen einen Backfisch, hören einen Raisonneur und müssen eine Intrigue hinnehmen. Ein Oberlehrer (strebsamer Pedant; außen korrekt, innen Knote; latinisirende Redeweise des Possenphilologen) will einen hübschen Goldfisch angeln, muß aber abziehen, weil er statt der gesuchten gothischen Gefäße und Schmuckgeräthe eine Kiste mit gothaischer Wurst und anderem Picknickzubehör gefunden hat. Muß abziehen? Muntere Jugend hat ihn, den Prahlhans und Dauerlügner, wie einen frech auf dem Trockenen quakenden Frosch geprellt; hat der Familie bewiesen, daß der Eindringling Wind gemacht hat, als er sich für einen Forscher, einen Antiquarius ausgab. Er könnte mildernde Umstände anführen: ein Vagabund (dessen unsicher konturirte Gestalt von Ibsens Brendel und vom Steinklopfer Anzengrubers Züge entlehnt) hat ihn trügend verleitet; zwei junge Schelmenköpfe haben die Fopperei schlau vorbereitet. Er könnte zum bösen Spiel gute Miene machen und sich darauf berufen, daß erfahrene Forscher, Männer von Weltruf sich oft schon täuschen ließen (Virchow: Schädel des Sophokles; Lombroso: Schädel der Charlotte Corday; Hände des Lustmörders Soleilland). Brauchte, trotz solcher Blamage, den lange emsig geführten Kampf um das reichlich ausgestattete Mädchen, das ihm im Wort ist, nicht aufzugeben; dürfte es nicht, wenn er sich selbst getreu bleiben wollte. Doch der Dichter wills; will, nach vier dürren Akten, das Spiel flink zu fröhlichem Ende führen und scheint zu denken, mit innerer Logik und äußerer Wahrheit nehme mans auf dem Theater nicht so genau. Denn er ist jetzt, recht nach Sarceys Herzen, du théâtre. Hört seine Leute reden! Die jüngste Jungfer wundert sich, weil ihrem Geigenspiel im stillen Park ein Herr zugehört hat. Der antwortet: „Das darf Sie unmöglich wundernehmen, o schönste Fee: wer einen solchen Faden über die Gärten spinnt, ein solches funkelndes Traumgewebe aus Glanz und Gluth, Der muß ganz nanatürlich auch thörichte, taumelnde Motten fangen." Ein Arzt und Globetrotter wirbt um die lange Geliebte. Die sagt, er habe sie in einen schrecklichen Zustand gebracht. „Grünwald (stürzt vor ihr nieder und faßt ihre Hände): Ja, Das hab' ich und deshalb verfluche ich mich! Verflucht will ich sein! Verflucht! Verflucht! Bis ich den letzten Seufzer ausröcheln werde! Schlage mich! Hier! Hier! Mir ins Gesicht! Ich kann ja nicht leben, ich kann ja nicht sterben! Erlöse mich doch!

Zertritt mich doch! Hebe mich auf, denn ich kann nicht aufstehen. (Mit einem thränenerstickten Jauchzen zieht er sie halb herab, halb hebt er sich zu ihr auf und hängt mit einem langen Kuß plötzlich an ihrem Munde fest.) Agathe! Endlich! Ach, ich habe mich so gesehnt, so gesehnt nach Dir! Meine Seele ist um dies Haus hier geirrt! O, ich war so krank! O, ich war so gebrochen! O, Du hast eine solche furchtbare Macht ausgeübt! O, hättest Du nur Das durchgemacht! Auf dem Schiff: eine Möwe flog hinter uns her. Ich dachte: Das ist ihre treue Seele. Sie wandert mit mir über Land und Meer. O, ich habe Dein Bildchen angebetet. Ich habe es zu meinem Gotte gemacht. Ich lebte ja nur von meinem Gott. Hier, hier auf der Brust trage ich Deinen Handschuh. Ich stand mit ihm auf, ging mit ihm zu Bett! Ich konnte kein Weib sehen! Ich haßte sie Alle. Sie widerten mich wie freche höhnische Fratzen an, um mir Deinen Verlust tausendfach qualvoll zu machen!" So spricht man nur auf dem Theater. Nur auf dem Theater beugt man noch vor der Liebsten das Knie, um „sich zu erklären." Noch immer? Vor hundertzwanzig Jahren schalt Lichtenberg, Deutschlands großer Satiriker: „Mir ist nichts abgeschmackter in unseren Schauspielen als die wohlgesetzten Reden, die auf den Knien gehalten werden. Ich habe ein einziges Mal einen Mann im Ernst knien sehen; und als er hinfiel, so war mir, als entginge mir der Athem." Vor einem Vierteljahrhundert schrieb Ernest Legouvé, wer im Gewand unserer Tage vor einem Mädchen kniee, pour lui faire ce que les romans d'il y a cinquante ans appelaient une déclaration, würde höchst lächerlich wirken. Legouvé, der Sozius des geschmähten Handwerksmeisters Scribe. Und Herr Hauptmann, der Revolutionär von 1889, läßt einen Doktor und Palaeontologen knien; läßt ihn sprechen, wie bei Putlitz und Wilbrandt die gebildeten Liebhaber sprachen. So sichtbar ist nun der Sieg des Theaters. So völlig der Versuch mißlungen, es zu enttheatralisiren, ihm die uralte, zwischen drei Wänden heimische Konvention abzulisten.

Nicht von den Mängeln der beiden Dramen will ich hier reden; sie nur wie Aequinoktialpunkte betrachten, die eines Lenzes und eines Herbstes Beginn anzeigen. Im Oktober 1889 sollten wir glauben, die Bretterwelt werde neu, wie von des Heilands Wort und Wandel die Erdveste. Krieg aller Konvention. Krieg dem Theatertelos. Menschen darzustellen, ist der letzte Zweck dramatischer Kunst. Handelnde Menschen, deren Wille sich sieghaft bäumt oder splitternd bricht? Auch ruhende, die nicht mehr kämpfen oder nie gekämpft haben. Objektive Darstellung ihres psychischen Zustandes genügt uns; ist werthvoller, ernster Betrachtung würdiger als das vieux jeu Eurer „Handlung". Um Menschen zu sehen und erkennen zu lernen, gehen wir ins Theater.

Alles Menschliche (auch wenns in unserem verkünstelten, verheuchelten Leben falsche Scham dem Blick birgt) taugt aufs Schaugerüst. Und was uns nicht menschlich dünkt, dem Alltagsspektakel nicht in jedem Zug ähnlich, ist nur für die Barbaren noch gut genug. Lange, sorglich gefeilte Sätze? Die spricht Keiner. (Ists sicher?) Monologe gar? Die hält Keiner. (Ists sicher?) Mit der Nothwendigkeit einer Konvention und mit den Grenzen der Gattungen bleibt uns vom Leib; solches Magistergerede hat noch nie die Verjüngung einer Kunst gehemmt. Herr Omnes ließ sichs gefallen. Nach dem ersten Schreck über die Roheit der Bringer neuen Heils. Ein trunkener, halbnackter Bauer, der seiner Tochter für Liebkosung Geld bietet, sie „mit der Plumpheit eines Gorillas umarmt und dabei unzüchtige Griffe macht", von dem Mädchen „Schwein" genannt und mit derbem Stoß auf die Erde geschleudert wird: Das ward auf der Bühne noch nicht gesehen. Nicht gehört, daß einem Fräulein, als es zu einer gefährlichen Entbindung den Arzt holen will, von einem Verwandten zugerufen wird: „Was ist denn bei Euch los? Ihr habt wohl Schweineschlachten?" Da tobte man ein Weilchen; gewöhnte sich bald aber an den Ton. Das Ueberraschende macht Glück. Herr Omnes ist immer froh, wenn er hoffen darf, an einer Weltwende mitzuwirken. Und dann: so hatte es ja stets angefangen. Räuber, Götz, Hernani, Lucinde, Lohengrin, Gefilde der Seligen: so oft in neuen Lauten ein neuer Genius sprach, hatte die Masse sich mit ihrem rückständigen Urtheil unsterblich blamirt. Und die Rezensentenzunft erst! Lest doch, was Karl Philipp Moritz anno 1784 in der Vossischen Zeitung über „Kabale und Liebe" gesagt hat! „Wieder einmal ein Produkt, das unseren Zeiten Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen und wie muß es in Dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! So schreiben, heißt, Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können; aber Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. Ich bin müde, den Unsinn abzuschreiben. Blos der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum mit falschem Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streut und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und Andere mit all ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem schillerischen Schmutz und ich werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen." Da habt Ihrs; und dieser Mann galt für einen

großen Kritikus, war Konrektor eines berlinischen Gymnasiums und wird von Manchem noch heute als ein Aesthetiker geschätzt. Da habt Ihr all das alberne Geschimpf, das danach Kleist und Byron, Hugo und Schlegel, Wagner und Berlioz, Manet und Böcklin zu hören bekamen und das jetzt wieder den neuen Citherklang überschreien möchte. Doch wir sind nicht so dumm wie die Ahnen. Uns soll die Nachwelt nicht für Esel halten. Wir sind für das Allerneuste. Gegen Theologie und Teleologie. Für Monismus und Kausalität. Für den hellen Tag und die große, unerbittlich grausame Natur. Rataplan! Die Abhärtung begann. Grobe Worte, wüste Bilder gefielen (car les bourgeois aimaient trop qu'on les chatouillât, en ayant l'air de les bousculer, heißts schon in Zolas Oeuvre). Nie hatte die Sexualität sich so protzig in den Vordergrund der Bühne gedrängt; nie solches Gesindel sich auf dem Holzrund getummelt, das einst nur die Großen der Erde beschreiten durften. Doch auf jeden Frühling folgt ein Herbst. Im Jahr 1907 sollten die selben Leute, die auf Natürlichkeit dressirt und anmuthigen Theaterspieles entwöhnt waren, in Andacht einem Wortgetändel lauschen, das die Reformatoren von 1889 als den verächtlichsten Rückfall in die Modergrube der Konvention bespien hätten. Sollten wieder bewundern, was ihnen fast zwanzig Jahre lang als ein jämmliches Philisterplaisir verekelt worden war: Einfädelung, Knotung und Lösung einer Intrigue, zierliche Rede, Witz, komische Wirkung einer künstlich geschaffenen Situation. Da sies nicht thaten, da sie frostig blieben und am Ende den Versuch, auch diesem trübsäligen Spaß (den man ruhig anhören, dem kein Unbefangener aber zujubeln konnte) lauten Erfolg zu bereiten, wüthend ablehnten, wurden sie rohe Patrone gescholten und der Dichter sprach ihnen (nicht durch die Blume, sondern durch den Holzbock) seine Verachtung aus.

(À-propos. Die Dichter von heute verachten das Publikum und, versteht sich, auch die Kritik. Warum lassen sie ihre Werke dann aufführen? Warum bauen sie ihr Leben auf die Möglichkeit von Erfolgen, die nur Publikum und Kritik ihnen bereiten können? Ists eines Künstlers würdig, auf das Geld und das Lob von Menschen zu rechnen, die er verachtet? Schreibe fürs Schattenreich, hätte der Hellene dem Poeten gesagt, von dessen Zunge er so schmählich behandelt worden wäre. Zweitens: Warum jedesmal das ehrbare Gezeter, wenn das Publikum ein Stück hitzig abgelehnt hat? Da Ihr ihm doch erlaubt, laut zu jauchzen? Kein Gezisch und Geheul vermag dem Dichter zu schaden, der einer ist und der drum warten kann. Das Theater ist eine öffentliche Angelegenheit, nicht ein Esoterikervergnügen. Braucht Leidenschaft mehr als Korrektheit. Laßt die Leute doch Lust und Wuth austoben! Das Publikum soll Geld

in die Kasse tragen, wird aber verachtet. Wenns klatscht und Bravo brüllt, ists für drei Abendstunden die Blüthe der Nation; eine Pöbelhorde, wenns zischt und höhnt. Diese Auffassung ist rezipirt; aber verlogen und kindisch.)

So verschieden die beiden Stücke von 1889 und von 1907 sind: sie haben ein Wesentliches gemein. Beider Zweck war nicht nur in dieser besonderen Kunstform zu erreichen; nicht nur mit den Mitteln der Schaubühne. Wie die Familien Krause und Ruschewey leben und wie das Eindringen fremder Elemente, freundlicher und feindlicher, auf sie wirkt: in einer Novelle, in jeder Erzählungform ließ sichs darstellen; besser sogar und behutsamer als in dem raschen Tempo, das die Bühne heischt. Als er einen Richard Gloster des (vergessenen) Herrn Weiß rezensirt hatte, schrieb der hamburgische Dramaturg: „Ein Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß diese vornehmlich haben und alle anderen können deren Mangel auf keine Weise ersetzen, besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben so wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? Wenn ich mit meinem Werk und mit dessen Aufführung weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine Erzählung, von Jedem zu Haus in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?“ Als Sarcey, ein halbes Jahr vor dem Krieg, die Hamburgische Dramaturgie entdeckte, ward ihm wie Einem, der unter alten Leinwänden in der Rumpelkammer das von einem Meister gemalte Portrait eines Ahnen gefunden hat und es nun in frommer Rührung betrachtet. „Dem ähnele ich ja; von Dem stamme ich.“ Und war stolz darauf, daß seine Theatertheorie sich als von so altem Adel erwies.

Wer lessingisch sprach, hieß bei uns lange ein Tropf, der nicht mehr in die Zeit passe. Sollte neben Denen am Pranger stehen, deren blödes Auge den Genius der Manet und Rodin nicht erkannt, deren Geifer den Jungmeistern Angewandter Kunst den Weg besudelt hatte. Undankbares Amt (drum spreizte just das winzige Volk, das ohne Applaus nicht leben kann, sich bald höchst

modern.) Ungerechter Spruch. Welcher Pinselrebell hat je geleugnet, daß für ein dem Salon zugedachtes Tafelbild anderes Gesetz gilt als für ein Gemälde, das die Decke eines Monumentalbaues schmücken soll? Wollte Manet, daß sein Spargel, wie die Fabelkirschen des Zeuxis, dem Beschauer eßbar scheine? Baumeister und Möbelreformatoren haben Mancherlei versucht. Doch weder ein Haus ohne Dach noch ein fensterloses Zimmer gebaut; nie das Gesetz der Gravitation bestritten noch behauptet, der Tisch der Zukunft brauche keine Platte. Jeder Starke hat gewünscht und gehofft, mit seiner Kunst das Ererbte mehren zu können; doch keiner gewähnt, er dürfe den überlieferten Formenschatz lächelnd verschmähen. Nur auf dem Theater sahen wir solches Erdreisten. Weil Epigonen und Mächler schlechte Stücke geschrieben hatten, weil manche Mittel (Rekognition, Verwechselung, Selbstcharakteristik) nachgerade veraltet schienen, sollte kein Gesetz mehr gelten, keine Konvention noch der Achtung würdig, nur von einem anarchischen Zustand das Heil zu erhoffen sein. Daß von Praxiteles, Buonarotti, Leonardo, Velazquez, Verrocchio, Rubens, Rembrandt, Dürer, auch von Ingres und Delacroix, von Schadow, Schlüter und Schinkel noch Etwas zu lernen ist, das Wesentliche des Könnens, leugnet kein mündiger Sezessionist. Der kommenden Bühnenkunst sollte keins der Gesetze taugen, die, von Aischylos bis auf Ibsen, alle Dramatiker gebunden hatten. Wer zweifelt, ist ein Pedant, Schulfuchs, Regelanbeter. Bewußte oder unbewußte Entstellung? Schickt die entkräftete Theaterkunst, wie abgearbeitete Bureaumenschen und bleichsüchtige Mädchen, aufs Land und erprobt, ob sie im Urstand der Natur genesen kann. Vehmt jede entbehrliche Konvention. Glaubt nicht, daß uns Fallen gestellt, unsere Nervenstränge gespannt werden müssen, damit wir zufrieden seien. Stellt die Schwachheit, Dummheit, Gemeinheit des Menschen unverzierlicht so dar, wie die in der Landluft geschärften Organe sie Euch erkennen lehrten. Gebt uns so wenig Intrigue wie Molière in seiner Typenkomoedie, wie Lesage im Turcaret, Sedaine im Philosophe sans le savoir, so wenig, wie (germanische Muster sind kaum zu finden) Diderot und Beaumarchais in trotzigen Dogmen befahlen. Laßt in Eurer Schöpfung den modernsten Geist walten. Sprecht, mit Molière, getrost: Les anciens sont les anciens et nous sommes les gens d'aujourd'hui. Haltet nicht Alles für heilig, was die Farbe grauer Vorzeit trägt. Ersetzt, nach Zolas Rath, das Fatum durch unserem Glauben nähere Schicksalsmächte oder nennt es wenigstens mit einem Modenamen (Milieu, Heredität). Kümmert Euch um die Physiologie mehr als je vor Euch ein Dichter. Entthront den Herrgott selbst, wenn Euch titanischer Drang treibt. Keine Vision wird uns schrecken. Kein

Wagniß zu prüdem Pfauenschrei reizen. Nur wähnt nicht, daß alle Konvention abgetragener Plunder ist. Nur richtet Euch in den Grenzen des erwählten Kunstbereiches ein. Nur verachtet das Handwerk nicht, ohne das Ihr Dauerndes doch nicht zu wirken vermögt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß; Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen." Das sprach kein Magister: sprach Goethe. Man kann recht modern sein, so modern wie die putzigen Monisten, die heute durch alle Straßen stolziren, und dennoch meinen, daß die Bretterbühne ihr eigenes Lebensgesetz hat und daß die Theatertechnik nicht aller Regeln ungestraft spotten darf.

Nur die Nachzügler und Troßknechte des Naturalismus leugnen es heute noch. Die Anderen lächeln, wenn sie die guten alten Stichworte hören. „Natürlichkeit", „Freiheit von Regelzwang": der Scholarch von Medan hatte es lange genug mit dem Bakel gepredigt. Strenges Gesetz und Abkehr von leidig grauer Wirklichkeit ist nun wieder die Losung. Herr André Gide, der den Ehrgeiz hat, immer im letzten Boot zu sitzen, schrieb vor drei Jahren: „Kunst ist stets das Resultat eines Zwangszustandes. Wer glaubt, ihre Höhe sei von ihrer Freiheit bedingt, könnte eben so gut glauben, die Schnur hindere den Papierdrachen, himmelan zu steigen. Ohne Schnur käme er aber nicht in die Höhe. Nur kränkelnde Kunst strebt nach Freiheit; mit der Kraft kehrt ihr auch die Freude am Kampf, an der Ueberwindung des Hindernisses zurück. Hellas ächtete Den, der die Lyra mit einer neuen Saite bespannte. Die Kunst entbindet sich dem Zwang, lebt vom Kampf, stirbt an der Freiheit. Wollt Ihr das Theater dem Episodismus entreißen, so zwingt ihm zuerst wieder Regeln auf. Wollt Ihr, daß es Euch wieder Charaktere zeige, so müßt Ihrs wieder vom Leben entfernen. Ein Drama soll ein Drama sein und nicht nach dem Schein einer Realität trachten, der, wenn er erlangt wäre, neben der Wirklichkeit nur einen Pleonasmus entstehen ließe. Das kühne Werk des Pygmalion und des Prometheus kann nur Denen gelingen, die zwischen Bühne und Leben, zwischen Schein und Wirklichkeit mit Bewußtsein einen tiefen Graben ziehen."

Bald wird mans auch in Berlin hören (der Widerhall des Krieges, den Zola 1882 im Voltaire für den Naturalismus führte, drang erst 1888 bis an die Spree) und dann nicht mehr das verdächtige Lob lesen, Herr Schulze oder Herr Dr. Meyer habe vor Hinzens neuem Meisterwerk, weils gar so menschlich, im Leben Sichtbarem so ähnlich war, „ganz vergessen, daß er im Theater saß". Er solls nicht vergessen. (Selbst der Schwärmer hofft nicht, der Brutus Buonarottis oder Rembrandts Glatzkopf werde ihn ansprechen, Mona Lisa

den Mund zu sittsamem Rath, Saskia zum Kuß öffnen.) Er hats auch niemals vergessen. Oedipus und Hamlet, Götz und Gretchen, Caliban und Viola, Peer Gynt und Rosmer immer als Kunstgebilde empfunden. Nur das Kind und der Barbar wünscht sich völlige Täuschung; möchte den Bösen prügeln und die arglose Unschuld vor ihm warnen. Dem Erwachsenen, Kultivirten ist Kunst Symbol. Doch die Terminologie hat oft schon den Glauben überlebt. Der Naturalismus ist aus der Mode. Seine Worthülsen werden noch aufgeblasen. Sollen von entschwundener Pracht zeugen. Platzen aber wohl über Nacht.

Einstweilen siehts schlimm aus; so schlimm, daß schon von einer deutschen Theaterkrisis geredet wird. Vielleicht zu früh. Kritisch wird die Lage eines Gewerbes erst, wenn der Ertrag nicht mehr den Aufwand deckt. So weit ists auf dem Markt des Stückehandels noch nicht. Auch die Dürre des vorigen Jahres hat kein großes Theatergeschäft zu Stillstand oder Betriebseinschränkung gezwungen Erfolge? Unten mindestens fünf: „Die Rabensteinerin"; „Sherlock Holmes" (und andere Detektivekomoedien); „Die lustige Witwe"; „Husarenfieber"; „Der Teufel lacht dazu". Ein Ritterspektakel, ein spannendes Melodrama, eine Operette, ein Schwank, eine Paradeposse. Sämmtlich von geringerer Qualität als die in den achtziger Jahren angebotene Marktwaare. Neben der Rabensteinerin scheinen die Quitzows ein Meisterwerk. D'Ennery, Jones, Pinero (und vor ihnen Sue, Bouchardy und der auf seine Art geniale Vater Dumas) waren viel stärker als der Rampendoyle. Mosers Soldatenspiele echter, lustiger und deshalb liebenswürdiger als die des Kadelburgconcerns. Im Operettenreich herrschten damals Strauß, Lecocq, Sullivan, Planquette, Suppé, Millöcker. Das Muster der Revue-Posse war noch nicht aus Paris geholt. Mädchenbeine und Kleiderprunk sah man in den Ausstattungstücken von Jules Verne; berlinische Witze und Possencouplets wurden von L'Arronge geliefert. Ergebniß: die Alltagskost ist viel schlechter geworden. Mußte schlechter werden. Weil das Publikum, dem Jahre lang alles seinem Gaumen Schmackhafte verekelt worden war, im Heißhunger nun alles scharf Gewürzte hinunterschlang. Weil die Kritik die Macht über die Masse verloren hatte, deren Geschmack ihr verächtlich schien, und sich um die Stücke, denen Hunderttausende zuliefen, nun gar nicht mehr kümmerte. Und weil keine Tradition das Urtheil des Haufens stützte. Oben nur zwei Erfolge: „Frühlings Erwachen" und „Die Stützen der Gesellschaft". Ein Ibsen, der noch dreinschlägt, die Charaktere noch umkippt, grellen Effekt und sanfte Rührung nicht verschmäht, die Menschen (die er später so fein lügen lehrte) ihr Innerstes auskrempen läßt und Alles so deutlich macht, daß auch der Gründling unten sich über die Ab-

sicht des Dichters nicht täuschen kann. Ein Fressen. Sonst hieß es immer: „Was gefällt, ist erbärmlich und muß drum zerstampft werden.“ Hier war zum ersten Mal wieder erlaubt, was gefiel. Im Puppenheim selbst, beim Rechtsanwalt Helmer, hatte man sich nicht so behaglich gefühlt. Diese Nora, die dem Eheherrn ohne Grund (und sogar ohne Liebsten) davonläuft und die Kinder allein läßt, ist eigentlich doch eine zu verdrehte Person. Ihren Mann würde die Gesellschaft einen höchst respektablen Herrn und redlichen Hausvater nennen: und hier sollen wir ihn für ein Scheusälchen halten. (Ueberhaupt seltsam, was uns im Theater zugemuthet wird. Jeden, der nicht „aus Liebe“ heirathet, sondern vor der Werbung nach der Mitgift fragt, sollen wir als einen Wicht verachten. Sehr seltsam. Draußen dürfen wir duldsamer sein.) Nora ist uns nicht so lieb wie Lona. Die sagt Allen derb die Meinung; giebt Jedem sein Fett. (Das thaten auch früher oft Kernmänner und Kraftweiber, die recta aus Amerika auf die Bühne kamen.) Und daß der Konsul, der beinahe schon für die Trustruthe des Demagogen Roosevelt reif schien, nach der Gemüthserschütterung und der Kopfwaschung rasch ein anständiger Kerl wird, stärkt den Magen fürs Nachtessen. Einer, der als Theaterdirektor allen rentirenden Schund auf seine Bühne bringt, hat seufzend einst gerügt, daß der Stützendichter die „kleinen Mittelchen theatralischer Technik“ noch nicht vornehm verschmähe. Und gerade dieses gute, fest gezimmerte Bretterstück mit den dankbaren Rollen lockt nun mit stärkerem Reiz als des alten Zauberers feinere Dramen. Ein Symptom. Wenn Rienzi heute ein größeres Publikum hätte als Siegfried: dürfte man vom Sieg Wagners reden? „Frühlings Erwachen“ ist aber kein Drama nach alter Regel; Du hasts selbst einen herondischen Mimus genannt. Richtig; und zu zeigen versucht, warum es in dem kleinen Raum der „Kammerspiele“ wirken konnte. Auf dem Theater? In Wien ist der Versuch mißlungen (und war doch von der selben Spielertruppe unternommen, die in Berlin gesiegt hatte). Das Männern der Knaben, das Böckeln der Mädchen wäre nicht leicht ins Freskenmaß der Theaternothwendigkeit zu transmutiren. In der dunklen Kammer wirkts wie Indiskretion. Gefährliche? Schlimm, sagte der achtzigjährige Goethe, „müßte es zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selbst, das täglich so viele skandalöse Szenen, wenn nicht unserem Auge, doch unserem Ohr vorführt. Selbst bei Kindern braucht man vor der Wirkung eines Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu sein.“ Und als Eckermännchen meinte, immerhin müsse man sich hüten, vor Kindern von Dingen zu sprechen, die für ihr Ohr nicht geeignet seien, nannte der alte Herr diese Vorsicht unnützlich. „Denn die Kinder haben, wie die

Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie Alles entdecken und auswittern; und das Schlimme vor allem Anderen." Kinder würden von der „Kindertragoedie" (so heißt Herr Wedekind seinen Mimus) am Ende weniger überrascht als Erwachsene. Dennoch möchte ich sie nicht etwa für Schülervorstellungen empfehlen. Nur rathen, sie nicht allzu moralisch zu nehmen; nicht allzu ernst. (Auch den Bewunderern.) Ein verzerrtes Weltbild. Wie ein geiler, genialischer Knabe es träumen könnte. Der sähe die Lehrer wohl als niederträchtige Narren und böse Affen. (Welcher Esel fühlt in den Szenen im Konferenzzimmer und bei Moritzens Beerdigung denn den Willen zu objektiver Darstellung?) Der schwöre drauf, daß die kleinen Mädchen nie einen Heuboden erklettern würden, wenn die Usance des Paarungsgeschäftes ihnen zu rechter Zeit erklärt worden wäre. Blieben wir in diese Knabentraumwelt gebannt: wir hätten (im Engen) ein Meisterwerk. Doch der Bann hält nicht. Daß der Pennalphantast sich ein „Freudenmädchen" so romantisch vorstellt, wie wir Ilse sehen, ist allenfalls noch glaublich. Herr Gabor, der „mit dem Unglück diskontirt", und der vermummte Herr, der Moral „das reelle Produkt der imaginären Größen Sollen und Wollen" nennt, lebt nicht in einem Knabenhirn. Auch mancher Satz, den die Kinder sprechen, konnte da nicht entstehen. Wie in Wedekinds Gedichtbuch „Die vier Jahreszeiten", finden wir neben Außerordentlichem Banales und ganz Schlechtes. Gerade die Gedichte, die in die Zeit des Lenzmimus weisen, „Pennal", „Ilse", „Wendla", wären einem Dilettanten zuzutrauen. (Wendla: „Der allerfrechste Waidmann im ganzen Revier, er thut ihr ein Leid an in frevler Jagdbegier. In einem langen Kleide geht sie nun bald einher, sinnt vergangener Zeiten und jubelt nicht mehr".) Doch neben Außerordentlichem stehts. Das vergeßt nicht. Kinder sind nicht so; nicht so äffisch. Haben nicht nur den Geschlechtstrieb und das Extemporale im Kopf. Das Symbol der Kindheit fehlt. Das, was die Kinder aller Länder und Zeiten einander ähnlich macht. Ungemein ist manchmal aber die Kraft der Vision. Blickt nicht nur auf die unreine Quelle, aus der die Möglichkeit der Massenwirkung kam; auf die widrige Wonne, zwischen geputzten Damen zu sitzen und Kinder in Brunstkrämpfen zu schauen. Diese Wirkung hat auch erfreulichere Ursachen. Das Spiel (das an die Welt der Danses Macabres erinnert) konnte auf Ernste wirken, weil es große Gegenstände berührt.

„Das Publikum nimmt vorlieb. Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß. Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen

unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen sich vor ihrer Bühne mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht." So schmälte Lessing vor hundertvierzig Jahren. Ists anders geworden? Wo sind die tiefen Eindrücke, die neue deutsche Dramen der Seele lassen? Wer denkt am hellen Tag noch ihren Gegenständen nach? „Frühlings Erwachen" hat ins Leben gewirkt. Schule, Pubertät: man redet doch ein Weilchen drüber (nicht immer klug freilich); besinnt die schädliche Thorheit geheiligter Lüge; streitet für und wider den Dichter, der schamlos moralisch sein möchte. Durch diese Berührung des Lebenskreises, der res publica, an der eine Gesellschaft (das Wort „Menschheit" ist allzu groß) interessirt ist, hat das französische Theater sich auch in Zeiten schwächster Kunstleistung gehalten. Noch in den Dramen von Curel (Les Fossiles, Le repos du lion, La Nouvelle Idole, Ubu), von Brieux, Lavedan, Porto-Riche und anderen Dumasschülern werden Probleme behandelt, über die der Erwachsene nicht spöttisch die Nase rümpft, sobald die Spannung nachläßt; treten Menschen auf, deren intellektuelles Wesen seinem doch ähnelt. Hohe Kunst ist da nicht zu bestaunen. Die Technik oft altmodisch. Manche Wirkung an dicken Coulissenstricken herbeigezogen. Kanns anders sein? Drei Stunden für einen Vorgang, der Tage, der vielleicht Jahre ausgefüllt hat. Da heißts: abkürzen, Entwickelungen erzwingen; heißts: vergröbern, verderben, illuminiren. „Ich will Menschen zeigen und kanns nur, wenn ich nicht an umständliche Handlung die knappe Zeit vertrödle", sprach (auch in Frankreich, wie wir gesehen haben) der Naturalist. Sprach längst vor ihm Mancher, der des Theaterhandwerkes nicht Meister zu werden vermochte. Vor siebenzig Jahren schrieb Prosper Poitevin über Turcaret: „Wenn Lesage seinem Stück mehr Bewegung gegeben hätte, wären seine Menschen kaum so wahr, lebenden so ähnlich geworden. Nicht durch überraschende Handlung und verblüffende Effekte wollte er wirken, sondern durch die Entwickelung richtig beobachteter Charaktere. Wer Turcaret deshalb verwirft, muß auch den Misanthropen verwerfen." Muß er? Was dem Genius Molières erlaubt ist, durfte selbst der ansehnliche Lesage nicht ungestraft wagen. Und Molières Humor hat Flügel. Da giebts kein

langes Weilen. Siebenzehntes und achtzehntes Jahrhundert: auch ein wichtiger Unterschied. Die Wahrnehmungmöglichkeit reichte schon weiter. Und ist heute beinahe grenzenlos. Vergleicht unser Erleben dem eines dem Sonnenkönig, noch dem Preußenfritz Unterthanen, seiner unsere tägliche Apperzeption durch Auge und Ohr: und fragt Euch, ob sein Theater uns noch genügen kann.

Lessings Vergleich hinkt. Den Griechen war das Schauspiel Kult, das Weihefest einer im Wollen und Denken einigen Volksgemeinschaft. Die Aufführung eines Dramas ward zum Ereigniß im Leben der Menge, die den Alltagssorgen entlief, um der Stimme des Dichters zu lauschen. Neben dem Weisen saß da der Einfältige, neben dem mächtigen der schlichte Mann; und jeder wollte von solchen Feiertagen Etwas heimtragen. Ein Tribunal war die Szene, wo über der Menschheit größte Gegenstände verhandelt, zu den Göttern und ihrer Welt das Verhältniß geordnet, der sittliche Werth geprägt wurde, nach altem, festen Gesetz. Neuen Glauben zu lehren, neue Moral: davon mochte der einsame Denker träumen, der nicht vom nächsten Tag die Wirkung erhoffte. Der Dichter, der zu Tausenden sprechen, den dunkelsten Hirnen verständlich sein wollte, durfte die Schranke des Gebräuchlichen nicht brechen; durfte nur ahnen lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von bedrängter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Das Theaterspiel war weder Zeitvertreib noch Geschäft, sondern eine für den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit: und der Staat konnte nicht dulden, daß ein von ihm veranstaltetes Fest benutzt werde, um die Fundamente des Gemeinwesens zu lockern. Was ist das Theater heute? Dem Publikum ein Klassenvergnügen, das der Einzelne sich, wie ein Luxusmahl, einen Ausflug ins Freie, von Zeit zu Zeit bezahlt; dem Veranstalter ein Geschäft, das ihn und seine Gehilfenschaar nähren soll. Wer wagt noch, von einer Einheit des Volksempfindens zu reden? Von der weihenden Kraft der Schaubühne? Wann ward das Theaterspiel je zur Angelegenheit der Nation? Der Raum, den sichs im Alltagsleben der Völker erobert hat, ist freilich groß. In zwanzig, dreißig Schauhäusern einer Hauptstadt wird jeden Abend gespielt, jeden Morgen in hundert Zeitungen vom Theater geredet. Zu den determinirenden Mächten aber gehörts nicht. Beweist die Fülle lutherischer Kirchen, mit denen des Imperators Wille seit zwei Jahrzehnten die deutsche Erde besät hat, eine Wiedergeburt evangelischen Glaubens? Auch die Zahl und der Zulauf der Schauhäuser beweist nicht, daß die Kultur zeugenden Kräfte nach solchen Wochenstuben, solchen Heimstätten langen. „Wenn Diesen Langeweile treibt, kommt Jener satt vom übertischten Mahle. Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten, und Neugier nur beflügelt jeden Schritt. Der, nach dem Schauspiel,

hofft ein Kartenspiel, Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen." So sahs schon vor hundert Jahren des Dichters Auge. Von früh bis spät hat man sich mit Kunden, Anwälten, Arbeitern herumgeschlagen, Maschinen bestellt oder abgenommen, Verträge geschlossen, die Kurse bedacht; nun, zwischen den Abenddepeschen, entsteht die Frage: Restaurant, Wintergarten, Cirkus, Theater? Wo finden die Nerven das nützlichste Futter? Und man thut, als sei das Theater noch eine heilige Sache und als müsse man von jedem Theaterstück keusche Kunst postuliren. Ein Mann hat mit dem Geld eines Finanzkonsortiums ein Haus gebaut oder gemiethet, in dem er nur bleiben kann, wenn er neun oder zehn Monate lang jeden Abend mindestens zweitausend Mark einnimmt. Fünfzig Lieferanten haben im Frühling nach den Wetterzeichen der Konjunktur ausgeschaut und bieten im Herbst ihre Waare an. Die bekannten Firmen darf man nicht verstimmen: nimmt also meist, was sie auf den Markt bringen. Unbekannte? Hier ist ein guter Stoff, dort eine hübsche Appretur; auf Massenabsatz ist aber nicht zu rechnen. Den Mittelerfolg, der Lieferanten und Zwischenhändlern anständigen Gewinn abwirft, giebts nicht mehr. Großes Los oder Niete. Ein Stück, das in Berlin nicht wenigstens fünfzigmal gespielt worden ist, rentirt nicht. Industrie? Industrie. Das klingt nur fürchterlich. Da in so vielen Häusern gespielt werden muß, gespielt werden soll und da die Besitzer oder Pächter dieser Häuser brotlos werden, wenn die Kasse leer bleibt, darf man sie nicht schelten, wenn sie auf ihre Kosten zu kommen trachten. Business is business. Und keine Schande, seinen Mitbürgern ein nettes Vergnügen zu bereiten. Sorgt nur dafür, daß es ein nettes, Erwachsenen schmackhaftes Vergnügen sei. Daß die Theaterindustrie brauchbare Waare liefere. Schimpft nicht, wenn ein Theaterschreiber sein Metier kennt, sondern heischt, daß ers meisterlich verstehe. Seid mit gutgemachten Stücken zufrieden und freut Euch, wenn ein Kunstwerk aufs Brettergerüst kommt, des seltsamen Wunders.

Die kleine Gemeinde der Feinen mag sich ein Kunsttheater schaffen; ein Hieratikum; eine staubfreie Stätte reiner Wonnen. In England, in Frankreich, in Deutschland ist der Versuch mißlungen. Und gelänge er, so bliebe das Massentheater davon unberührt. Dem muß man sein Lebensgesetz lassen. Daß mans nicht wollte, ist die Ursache des Elends von heute. Eines Elends, das in der Theatergeschichte ohne Beispiel ist. Fast Alles, was zwischen Grillparzers und Anzengrubers Tagen für die Bühne geschrieben ward, ist verschwunden. Bauernfeld und Benedix, Scribe und Sardou, Dumas und Augier sind verpönt (und ein schlechter Komoediant darf sich erdreisten, Scribes „Glas Wasser", das in seiner Art ein Meisterstück ist, mit Stümperhand zu verhunzen). Die neuen Franzosen werden, weil sie nur geistreich sind, nur überinteressante Ge-

sellschaftfragen ein paar Stündchen plaudern wollen, schroff von der Schwelle gewiesen. Ein Repertoire giebts nicht mehr; nirgends eine ruhige Theaterführung, die ihres Auskommens sicher ist. Klassiker, denen die neusten Mittel szenischer Kunst auf die Beine helfen sollen, und Zugstücke, die unwürdiger sind, erbärmlicher als das von Raupach und Kotzebue, von der Weißenthurn und der Birch Angebotene. Dazwischen manches ansehnliche Drama. Viel Skizzenhaftes, Unfertiges, dessen Macher zu träg oder zu stolz war, um die Handwerksregel zu lernen. Wenig Erfreuliches. „Die eigentliche, echte Tragoedie, wo der Dichter mit Keulenschlägen die Köpfe trifft, mag unser Publikum nicht; tragische Schinderei und Quälerei: Das ist sein Geschmack.“ So sprach schon Lenau; und stöhnte, daß „uns Neuen, Verdrießlichen“ die Heiterkeit Lopes und anderer Alten versagt sei. Was sehen wir? Die umständliche Analysis kümmerlicher Seelen. Die indiskrete Entschleierung eines Familienjammers. E vinculis wird, auch in den besten Dramen, Psychologie getrieben. Langsam, wie durch tiefen Sand, gehts vorwärts. Denen selbst, die das Ziel längst vor sich sehen, wird ein Maximum an Geduld zugemuthet. Die ganze Misere schwacher, müder, zu Zeugung und Handlung untüchtiger Menschlichkeit thut sich auf. Von allem in unserer Zeit Starken, Dauerbaren, Großen ist nichts zu schauen. Laßt als Dokumente unserer Tage nur die seit der Reichsgründung geschriebenen Dramen übrig bleiben: wer könnte aus ihnen errathen, was Deutschland in diesen Jahren geworden ist und geleistet hat? Wo sind die Diaphanien, die den Kulturstand und das Schöpfervermögen der Zeit und des Volkes erkennen lehren? Die in unserem Leben sichtbarste und fruchtbarste Schicht wird auf den Brettern kaum noch geduldet; höchstens, um ihre fauligen Stellen und Moderflecke zu zeigen. (Sozialistische Stücke, die von der Bourgeoisie mit Jubel, doch ohne Reue, ohne den Drang nach Besserung hingenommen werden: darüber wäre ein besonderes Kapitel zu schreiben.) Enthüllt der Vorhang nicht eine Hinterhausstube oder Spelunke, so darf man drauf wetten, daß schäbige Alltagsheuchelei, Krämerniedertracht oder ein winziges Literatenproblem vorgegaukelt wird. Nach der neusten Schultechnik, versteht sich; ohne „direkte Charakteristik“ und ohne die Darstellung des einen Vorganges, der, wie kein anderer, das Wesen, das Wollen, die Wandlung dieser bestimmten Menschen klären und dichten könnte. Der Pennälerteufel mag Eure Schultechnik holen. Wir wollen im Spielhaus nicht getäuscht sein; vor Leinwänden uns nicht einbilden, Lebendiges zu riechen. Wir sind, nicht seit vorgestern erst, im Geheimniß und bequemen uns in die Theaterkonvention wie in andere Gesellschaftsitte. Unterhaltet uns mit klugem Geschmack oder zwingt uns in eine starke Synthese des Erlebens. Ob Einer ein Metzlein

geheirathet hat und dran stirbt, daß Madame ihr Gewerbe forttreibt, ob ein Grüppchen nichts Nahrhaftes zu schmausen hat, ein Schlingel nicht Dichter, sondern Wäschecommis werden soll: Das interessirt uns nachgerade nicht allzu sehr. Diese Krüppelmenschheit streifen wir den ganzen Tag; abends ist sie uns den Weg ins Theater nicht werth. Drum entläuft Euch die Kundschaft; läuft zu dem bunten Schund des Ritterspektakels, der Detektivekomoedien, Witzmaschinenschwänke und Frauenfleischmärkte. Sogar zu alten Gesangspossen mittlerer Sorte („Robert und Bertram", „Der Jongleur"), für die nicht einmal kräftige Komiker streiten. So drängt jetzt das Bedürfniß. Die Zahlungfähigen haben drei Lustren lang Bilder gekauft und Dramen angesehen, die ihnen nicht gefielen; gar nicht gefallen konnten. Die nur ein Modebefehl ihnen aufnöthigte. Sie wollens nicht länger. Wollen dekorative Bilder und packende Stücke; erschütternde oder erheiternde. Endlich wieder derbes Theater. Daran fehlts. Nachfrage ohne Angebot: drohende Krisis. (Sie kommt, wenn der Trug fortwährt.) Der Rest ist Rezensentenirrthum. Die Wahnvorstellung seiner Pflicht, die gebiete, den Erzeugnissen einer Vergnügungindustrie, die der Masse doch unentbehrlich ist, mit Kunstpostulaten den Absatz zu hindern.

La carrière ouverte au talent. Kein Dogmengitter noch Regelgeschnörkel. Kann ein Dichter, ein Spielordner uns ein Palladion in das kahle Gemäuer stellen, wo einst deutsche Kultur hausen soll: wir wollens ihm danken und die heitere, festlich gekränzte Göttin in Ehrfurcht grüßen. Aber nicht thun, als sei das Theater heute (noch oder schon) Kulturmacht, Centrum im Gefühlsleben der Nation. Weder täuschende „Natürlichkeit" noch flecklos reine Kunst dürft Ihr von ihm fordern, das an die „Tageskosten" mehr als an irgendeine Aesthetik denken muß. Willst Du, Philologe, die Menschenmisere erkennen, so schreite aus der Stube, in der Du Quellen vergleichst, Conduitezettel auf Särge klebst, Artikelchen schreibst, nicht ins Kaffeehaus nur und in die dunstige Kneipe: schreite ins Leben. Wir kennens; und brauchens nicht in der Welt cachirter Wahrheit zu suchen. Was wir da erblicken, ist winzig neben dem Gewimmel täglicher Apperzeption. Tieft vor der Rampe den Graben und hütet Euch, ihn zu schmälern. Laßt der Vergnügungindustrie ihren Bereich und lehrt die Theaterschreiber, daß Handwerksmeisterschaft sie nicht erniedert: sie zu stolzem Könnerbewußtsein erhöht. Michelangelo und Dürer haben sich als Handwerker gefühlt. Shakespeare und Molière verhießen nicht, von ihren Werken werde die Bretterwelt neu, wie von des Heilands Wort und Wandel die Erdveste. Unverändert stand das Gerüst. Und über ihm wölbt sich, herrlich wie am ersten Tag, des bunten Bogens Wechseldauer noch unserem Auge.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Autoren-Register zu Band 49—60.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

Sello, Erich.

Semerau, Alfred.

Semler, Dr.

Servaes, Dr. Franz.

Seton-Watson, R. W.

Shaw, Bernard.

Simmel, Gg.

Simon, Helene.

Skal, Gg. von.

Sochaczewski.

Speck, Wilh.

Spencer, Herbert.

Speyer, Julie.

Spiero, Heinr.

Ssologub, Feodor.

Stein, Ludwig.

Stolzenberg, Georg.

Strindberg, August.

Suse, Theod.

Princeton University Library
32101 065349134

Digitized by Google